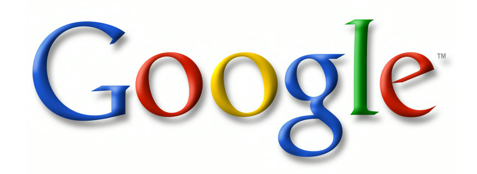
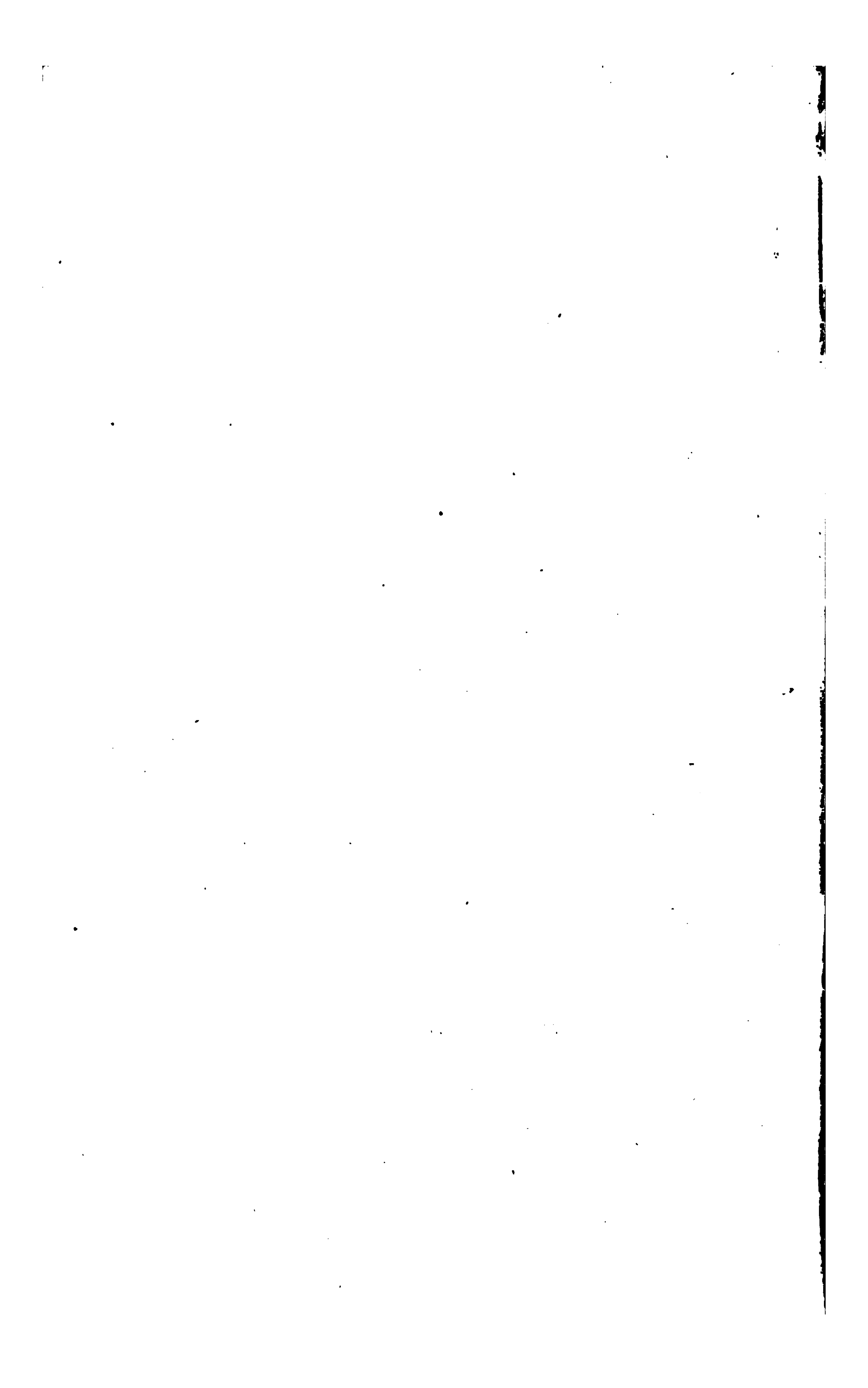






SOCIALE UND POLITISCHE ZUSTÄNDE

IN DEN

VEREINIGTEN STAATEN NORDAMERIKA'S.

VON

JOHN H. BECKER.

MIT EINLEITUNG

VON

FRIEDRICH VON HELLWALD.

Zweite Ausgabe von Becker, die hundertjährige Republik.



AUGSBURG.

LAMPART & COMP.

1879.

Inhalt.

Einleitung.

Vor Jahren hat es einem erhitzten Kopfe, dem Pariser Professor Eduard Laboulaye, der seither auch eine politische Rolle in seinem Vaterlande spielt, gefallen, in einem vielgelesenen Buche „Paris in Amerika," nordamerikanische und gallische Culturverhältnisse einander gegenüber zu stellen, wobei erstere in dem strahlenden Glanze des Lichtes der Freiheit, letztere hingegen in nächtliches Dunkel gehüllt erscheinen. Wenn ein Franzose nicht ausschliesslich für die eigene Heimath sich begeistert, so sind es gewiss die Vereinigten Staaten, für die er zunächst in's Feuer geht, — aus mancherlei Gründen, worunter der Mangel an gesunder Kritik nicht die letzte Stelle einnimmt. Beklagenswerther ist, dass das Laboulaye'sche Buch, in welchem alles Licht auf amerikanischer und alles Dunkel auf europäischer Seite zu finden, auch in Deutschland, wohin es durch Uebersetzungen rasch gelangte, zahlreiche Anhänger gewann, so dass es zeitlang wenigstens Mode ward, die Vorzüglichkeit der transatlantischen Republik nach jeder Richtung zu betonen. Wer irgendwie auf Bildung und aufgeklärten Sinn Anspruch erheben wollte, durfte nicht den leisesten Zweifel hegen, dass das junge „aufstrebende" Amerika dem „altersschwachen" Europa in jeglicher Hinsicht, besonders aber in politischen und wirthschaftlichen Institutionen weitaus überlegen sei und dasselbe in Bälde überflügelt haben werde. So redete

man sich in eine eigenartige Bewunderung des nordamerikanischen Staatswesens hinein und fand ein merkwürdiges Vergnügen daran, die heimatlichen Einrichtungen in den Staub zu ziehen, sobald es sich um einen Vergleich derselben mit den amerikanischen handelte. Die grosse, räumliche Entfernung, welche uns vom westlichen Continente trennt, trug trotz der mannigfachen und engen Berührungen, welche zumal zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten bestanden, wesentlich dazu bei, den Blick zu trüben und von den jenseitigen Zuständen unserer Phantasie ein Bild vorzugaukeln, welches in Wirklichkeit niemals Fleisch und Blut besessen. So nahm sich aus der Ferne die endliche Niederwerfung des Südens nach vierjährigem, hartnäckigen Kampfe als eine gewaltige Heldenthat aus, deren segensvolle Folgen für das jugendliche transoceanische Gemeinwesen natürlich über jeder Anfechtung erhaben standen. Deutsche, welche während ihres Aufenthaltes in Nordamerika sich drüben zu einer politischen Bedeutung aufgeschwungen, kehrten zurück und liessen es sich angelegen sein, durch Wort und Schrift die hohe Meinung zu befestigen und zu vermehren, die sich von Amerika ohnedies bei ihren Landsleuten festgesetzt hatte. Nahm man nun vollends gar ein amerikanisches Blatt, gleichgültig ob ein englisches oder deutsches, zur Hand, so konnte man, und kann es noch bis zur Stunde, in jeder Spalte der wohlduftensten Selbstberäucherung begegnen, die es als selbstverständlich ansieht, dass nur Amerika das Land der wahren Freiheit, der wahren Aufklärung sei, in welchem ein „menschenwürdiges“ Dasein möglich, während sie die europäische Menschheit, diese elenden Fürstenknechte, höchstens ob ihrer unglücklichen Lage eines mitleidigen Achselzuckens werth erachtet.

Die Ergebnisse der Jahre 1870 — 1871 haben glücklicherweise in Deutschland wenigstens zum Theile einen Umschwung in der Anschauung amerikanischer Dinge hervorgebracht. Die innere Geschichte der Republik

in dem jüngst abgelaufenen Decennium war gleichfalls darnach angethan, um selbst dem Blödesten die Augen über die Thatsache zu öffnen, dass in den Vereinigten Staaten alle Mängel, woran Europa krankt und noch viele andere, woran Europa nicht krankt, zu Hause, dass das amerikanische Volk wie jedes andere nebst vielen guten, trefflichen auch schlimme, einer gesunden Culturentwickelung nachtheilige Eigenschaften besitze, dass es weder in moralisch-sittlicher noch in intellectueller Beziehung die Culturnationen Europa's überrage, dass mit Einem Worte die Gesittung jenseits des grossen Wassers der unserigen nicht blos nicht überlegen sei, sondern, wie es auch in Anbetracht des culturhistorischen Alters der amerikanischen Freistaaten ganz natürlich ist, Alles in Allem genommen noch unendlich viel vom „altersschwachen" Europa zu lernen habe. Allerdings hat es in Deutschland niemals an Männern gefehlt, welche unberauscht von Laboulaye'schen Lobeshymnen, nüchternen Blickes die amerikanischen Zustände prüften und zur klaren Einsicht dieses Thatbestandes gekommen waren, doch die Menge hörte nicht auf sie. Zu dieser kleinen Phalanx darf sich auch wohl der Schreiber dieser Zeilen rechnen, der seit einer Reihe von Jahren bestrebt gewesen ist, über die socialen und politischen Verhältnisse in den Vereinigten Staaten Licht zu verbreiten, soweit seine eigenen Kräfte und Kenntnisse dies gestatteten. Es bedarf wohl kaum für irgendwem, der mit der landläufigen Sinnesart in Nordamerika vertraut, der besonderen Versicherung, dass jeder solcher Versuch die Krebsschäden der vielbestaunten Republik bloszulegen, in Amerika selbst höchliches Missfallen, ja helle Entrüstung hervorrief. Denn Niemand ist durch das ewige Selbstlob, über das wir im Deutschen ein treffendes Sprüchwort besitzen, mehr in Bewunderung seiner selbst gewiegt und gelullt, Niemand gegen den leisesten Tadel empfindsamer, als der „freisinnige" Amerikaner, sei er nun englischer, deutscher oder son-

stiger Abkunft. Nicht im mindesten war ich demnach überrascht, als ich nach einem Aufsatze über die grossartigen Leistungen, zugleich aber auch über die Unbildung und Unwissenheit der nordamerikanischen Presse im Allgemeinen und der deutsch-amerikanischen insbesondere, aus allen Ecken und Enden der Union Zeitungen mit vehementen persönlichen Ausfällen gegen mich erhielt, worin mir Mittel zur Abhilfe für „Dummheit“ in jenem auserlesenen, feinen Style angeboten wurden, welcher die jenseitige Journalistik charakterisirt.

Ein glücklicher Zufall führte mich später mit dem Verfasser des vorliegenden Buches zusammen, welches ich hiermit dem warmen Studium der deutschen Lesewelt empfohlen haben möchte. Auch amerikanischen Lesern könnte es nicht schaden, von dessen Inhalte Notiz zu nehmen. Ein siebzehnjähriger Aufenthalt des Verfassers in allen Theilen der Union, seine genaue Kenntniss von Land und Leuten, sein Einblick in das Getriebe der politischen Staatsmaschine gepaart mit einer scharfen Beobachtungsgabe und einer eiseskalten Ruhe und Nüchternheit, sowohl in der Darstellung wie im Urtheile, wodurch allein Unparteilichkeit zu erreichen ist, liessen mich ihn sogleich für vorzugsweise berufen erkennen, seinen Landsleuten über amerikanische Dinge reinen Wein einzuschenken. Das im Jahre 1876 zu feiernde hundertjährige Bestehen der nordamerikanischen Republik und die Veranstaltung einer Weltausstellung in Philadelphia, wobei voraussichtlich des Lobes über Amerika kein Ende sein wird, liessen es mir wünschenswerth erscheinen, dass gerade um diese Zeit auch eine unerschrockene mannhafte Stimme sich vernehmen lasse und für die Wahrheit eintrete, welche zu vernehmen Europa ein unanfechtbares Anrecht hat. Auf meinen Wunsch, auf meine Bitte unterzog sich Herr Becker demnach der Ausarbeitung des vorliegenden Buches, in dem so zu sagen keine Zeile aus einer anderen Quelle als aus

jener der persönlichen Erfahrung des Autors geschöpft ist. Ein solches Buch dürfte ich wohl mit Recht als die beste und bündigste Rechtfertigung meiner seit lange unverhohlen ausgedrückten Ansichten gegenüber den bäuerischen Angriffen der deutsch-amerikanischen Presse betrachten. Das Gemälde, welches hier entrollt wird, wirkt freilich ungemein ernüchternd gegenüber den optimistischen Schönfärbereien, wie sie amerikanischer Seits beliebt sind; es stimmt daher nur wenig zu den Schlüssen, welche kürzlich Dr. Eduard Young, der Chef des statistischen Bureaus zu Washington, in seinem dickleibigen Buche über Arbeit in Europa und Amerika ziehen zu dürfen meint. Ueber den Werth der statistischen Erhebungen in Amerika ertheilt aber Herr Becker den nöthigen Aufschluss, welcher übrigens für eingeweihte europäische Forscher längst kein Geheimniss mehr war. Jeder vernünftig und billig Denkende wird mir daher beistimmen, wenn ich kurz und trocken sage und verlange, dass, wer fürderhin die alten Utopien über die amerikanische Superiorität noch glaubhaft an den Mann bringen will, in erster Linie und vor allem Anderen die Verpflichtung habe, das Becker'sche Buch Punkt für Punkt zu widerlegen. *Hic Rhodus, hic salta!* Wer dies nicht vermag oder nicht will, der fordere nicht von uns, dass wir und mit uns alle Jene, welche sich für Amerika interessiren, ihre Meinung anders gestalten, als dies auf Grund der hier niedergelegten Beobachtungen möglich ist.

Die Absicht weder des geehrten Verfassers noch die meinige geht übrigens darauf aus, muthwillig zu verkleinern oder herabzusetzen was wirklich Anerkennung verdient. Vielmehr sind wir die Ersten, bereitwillig zu bewundern und zu loben, was uns jenseits des Oceans der Bewunderung und des Lobes werth erscheint. Wenn nun die Summe des Rühmlichen in Amerika uns weitaus geringer als den Meisten bedünkt, so möchte ich doch den freundlichen Leser vor dem Missverständnisse

warnen, als ob wir principielle Gegner der amerikanischen Institutionen wären. Ein Werk, welches sich zum Ziele setzt überspannte Begriffe auf ihr richtiges Maass zurückzuführen, muss naturgemäss fast ausschliesslich jene Punkte zur Sprache bringen, an welchen die bisherige Ueberschätzung sich hauptsächlich geltend macht; wenig oder gar nicht können dagegen jene Momente in Betracht kommen, deren Auffassung keiner einschränkenden Modification bedarf. So wird ein Buch, wie das hier gebotene, immer einen Charakter tragen, welcher von den Gegnern als ein feindseliger denuncirt werden kann, während in Wirklichkeit durchaus nichts Anderes als eine wahrheitsgemässe Richtigstellung der Thatsachen beabsichtigt ist. So z. B. wird wiederholt dargethan, dass die republikanische Regierungsform keineswegs, wie die Amerikaner sich einbilden und in beschränkter Eingenommenheit behaupten, ein namhafter Fortschritt gegen die in Europa herrschende Monarchie sei, was unkritische und unklare Köpfe auch diesseits des Oceans gedankenlos nachbeten, sondern an sich weder besser noch schlechter, weder höher noch tiefer stehe als diese. Indem aber der Nimbus zerstört wird, zerstört werden muss, welcher die „Republik“ noch in den Augen der gläubigen Menge umstrahlt und als begehrenswerthes Ziel erscheinen lässt, soll keineswegs, obwohl der Schein fast unvermeidlich ist, die Meinung erweckt werden, als ob etwa umgekehrt monarchischen Formen an sich vor republikanischen der Vorzug zu geben wäre. Die Schattenseiten treten von selbst und naturgemäss in den nachstehenden Untersuchungen in den Vordergrund, der Lichtseiten kann keine oder nur beiläufige Erwähnung geschehen. Damit werden jedoch, dies betone ich ausdrücklich, diese Lichtseiten weder verkleinert noch etwa gar geläugnet.

Eigentlich könnte ich hier meine einleitenden Betrachtungen schliessen, zumal der geneigte Leser in der, dieser Einleitung folgenden Vorrede des Verfassers in

Form eines offenen Briefes an den vielgenannten Exsenator Carl Schurz die Tendenz des Buches genügend entwickelt finden wird, wenn ich nicht im Nachstehenden noch einige Punkte erörtern möchte, die, weil sie der Autor in seinem Buche unberührt gelassen hat, dasselbe in gewisser Hinsicht zu vervollständigen, zu ergänzen geeignet erscheinen. Der erste dieser Punkte betrifft die Presse und das Deutschthum in Nordamerika.

Die Vereinigten Staaten sind sicherlich das Land, wo gegenwärtig die meisten Zeitungen existiren. Hier schrieb zwar im Jahre 1671 der Gouverneur der ersten englischen Niederlassung Folgendes: „Gott sei Dank, wir haben bei uns weder eine Freischule noch eine Druckerei und ich hoffe, dass in hundert Jahren auch noch nicht dergleichen hier existiren wird, denn der Unterricht hat die Ketzerei, die Secten und den Ungehorsam zur Welt gebracht, und die Buchdruckerkunst alle diese Uebel und ausserdem noch die Angriffe auf die Regierungen fortgepflanzt und verbreitet." Sein Wunsch hierin hat sich nicht erfüllt, denn am 21. Dezember 1719 ward die erste Nummer der „Boston Gazette" und am 22. December desselben Jahres zu Philadelphia die erste des „American weekly Mercury" ausgegeben, nachdem ein gewisser John Campbell, der Postmeister zu Boston, mit den „Boston News-Letter" bereits 1704 (—19) vorgegangen war, einem Blatte, das zuerst in Folio, dann in Quart und zuletzt aus Mangel an Abnahme (seit 2. Mai 1715) in Octav gedruckt worden war. Den Namen einer wirklichen Zeitung mit allen Eigenschaften derselben verdienen aber erst der von James Franklin zu Boston (den 17. Juli 1721) gegründete „Courier von Neuengland" und seines jüngeren Bruders Benjamin „Zeitung von Pennsylvanien" (1729). Im Jahre 1740 gab es schon in Amerika 14 Journale, davon kamen 5 zu Boston und 2 zu New-York heraus und (seit 1739) eins in deutscher Sprache in German-

town in Pennsylvanien. Der Krieg gegen den Mutterstaat England beförderte nothwendigerweise das Aufblühen der politischen Zeitungen, weil sie natürlich als Parteiorgane dienten, und so ist ihre Zahl denn bis auf den heutigen Tag jedes Jahr gestiegen. 1775 gab es in den Vereinigten Staaten nur 37 Zeitungen, mit Ausnahme des „Advertiser" zu Philadelphia, der dreimal die Woche erschien, sämmtlich blos Wochenblätter, 1800 zählte man deren schon 200, 1810 359, 1823 600, 1840 1631, 1850 2800, 1858 3754 und jetzt ist die Zahl 4000 voll geworden, von denen fast 460 täglich erscheinen.

In Frankreich kommt auf je 22,500 Einwohner eine Zeitung, in England auf 16,500, in Preussen auf 25,700, in Oesterreich auf 104,000, in den Vereinigten Staaten aber auf kaum 7000 Einwohner eine. Und dabei ist noch zu berücksichtigen, dass die Blätter in Amerika der höheren Herstellungskosten wegen eine viel grössere Auflage haben müssen, um bestehen zu können, als in anderen Ländern. Nicht minder günstig sind die Aussichten für die Zukunft, wenn man berücksichtigt, dass z. B. in den 40 Jahren vor 1866 die Zahl der Zeitungen in Amerika sich um 370 Proc. gesteigert hat, in Frankreich um 234, in England um 252, in Oesterreich um 356 und in Preussen um 143 Procent.

Was nun die Leistungen der amerikanischen Presse betrifft, so zeichnet sich dieselbe durch einen staunenswerthen Unternehmungsgeist vor jener aller anderen Länder, sogar Englands, geschweige denn Deutschlands auf das Vortheilhafteste aus. „In letzterem Lande" schreibt Herr Becker, „findet man die Nachrichten höchst wichtiger Ereignisse oft erst nach Verlauf mehrerer Tage bruchstückweise in den Zeitungen. Wenn eine Zeitung in Amerika die Nachricht gleichwichtiger Ereignisse nicht in ebensovielen Stunden, nachdem sie sich zugetragen, und in beinahe vollständigen telegraphischen

Berichten brächte, würde das Publikum glauben, sie befinde sich in totalem Bankerott, der es ihr unmöglich mache, telegraphische Depeschen zu bezahlen. Binnen Kurzem würde sie ihr Ansehen und ihr Lesepublikum total verlieren, denn letzteres verlangt von seiner Zeitung, dass sie ihm stets das Neueste vorlege. So wurde z. B. die Nachricht von der Schlacht bei Sédan, die doch gewiss für Deutschland wichtiger, als für Amerika, von der „New-York Tribune" am Morgen nach der Schlacht in einem ausgedehnten, spaltenlangen telegraphischen Berichte, der eine vollkommene Beschreibung der Begebenheiten auf dem Schlachtfelde lieferte, veröffentlicht, während am nämlichen Tage das Publikum Berlins von seinen Zeitungen mit einem Telegramme von einem Dutzend Worten abgespeist wurde. Der „New-York Herald" schickte auf seine Kosten und nur zu dem Zwecke, um sich Ansehen und damit seiner Zeitung eine weitere Verbreitung und schliesslichen erhöhten Gewinn zu verschaffen, den jetzt bekannt gewordenen Stanley in das Herz von Afrika, um den todtgeglaubten Livingstone aufzusuchen, was ihm auch gelang. Gegenwärtig befindet sich Stanley auf einer zweiten Entdeckungsreise in jenem Welttheile, deren Kosten vom „New-York Herald" und „London Telegraph" gemeinsam getragen werden. Derselbe „New-York Herald," dessen Lesepublikum zum grossen Theile im keltisch-katholischen Elemente der Bevölkerung zu suchen, und der desshalb mit den Ultramontanen liebäugelt, brachte im Herbste 1874, als der Arnim Fall in Berlin in Voruntersuchung verhandelt wurde, über die Verhandlung des vorhergehenden Tages einmal ein drei Spalten langes Telegramm in deutscher Sprache, natürlich mit beigegebener englischer Uebersetzung. Aehnliche Fälle lassen sich von jeder angesehenen Zeitung berichten, und es unterliegt keinem Zweifel, dass die Manier, deren verschiedene deutsche Zeitungen schon dann und wann sich bedient haben, nämlich Auszüge aus den telegra-

phischen Berichten der New-Yorker Zeitungen über Vorgänge in Europa sich wieder hieher telegraphiren zu lassen, wenn dieselbe zur Regel erhoben würde, eine grössere Schnelligkeit in der Verbreitung wichtiger Nachrichten unter das Publikum erzeugen würde, als die jetzt bestehende ist."

Dagegen steht, unseres Dafürhaltens, die innere Einrichtung der amerikanischen Zeitungsblätter jener der Journale des Continents bedeutend nach. Abgesehen nämlich von ihrem zum Lesen höchst unbequemen Riesenformat sind nicht wie z. B. in der „Times" die einzelnen Gegenstände geschieden und haben in jeder Nummer ihren sich stets gleichbleibenden Platz, sondern Alles steht unter einander; der eigentliche Leitartikel ist immer sehr kurz und die nächsten Paragraphen womöglich noch kürzer, und dazwischen finden sich überall Annoncen zerstreut, am Anfange, in der Mitte und am Ende. Nachdem deutschamerikanische Blätter diese Schilderung, welche von dem englischen Theile der amerikanischen Presse gilt, auf sich bezogen und mich desshalb der tiefen Unwissenheit ziehen, so erlaube ich mir um jeder etwaigen fälschlichen Unterstellung vorzubeugen durch nachstehende Tabelle dem geneigten Leser von der Einrichtung und Anordnung einer amerikanischen Zeitung einen Begriff zu geben. Vor mir liegt eine kleine Auswahl folgender Blätter: „The World," (New-York), „The New-York Herald," „New-York Daily Tribune," „Sacramento Daily Record-Union," „The Chicago Times," „National Republican" (Washington), „New-Haven Daily Palladium," „The Daily Examiner" (San Francisco); ferner an deutschamerikanischen Journalen: die „Südcalifornische Post" (Los Angeles), „West Branch Beobachter," (Williamsport), „California Journal" (San Francisco), „Treffdusia" (Washington), „Schnedderedengg," (New-York), der „Freidenker" (Milwaukee) und „Washingtoner Journal", welches Letztere hier zum Muster dienen soll. Der geneigte Leser denke sich einen Bo-

gen von 86 Centimeter Länge und 57,5 Centimeter Breite einfach gefaltet, so dass daraus vier Seiten entstehen; jede dieser Seiten (von 57,5 Centimeter Höhe und 43 Centimeter Breite) ist in sieben gleichbreite parallele Spalten (die Zahl derselben ist natürlich nicht bei allen Zeitungen gleich) eingetheilt und gewähren etwa folgendes Bild:

Washingtoner Journal. I. Seite.
Samstag, 8. Mai 1875.

1	2	3	4	5	6	7
Annoncen und Inserate.	Annoncen und Inserate.	Annoncen und Inserate.	Ein Roman.	Annoncen und Inserate. / Ein Roman.	Annoncen und Inserate.	Annoncen und Inserate.

II. Seite.

1	2	3	4	5	6	7
Prof. Ewald. / Goldene Worte üb. die Tagespresse. / Trübe Aussichten.	Notizen.	Tel. Depeschen. / Notizen.	Telegraphische Depeschen.	Telegraphische Depeschen.	Annoncen. / Telegraphische Depeschen.	Annoncen und Inserate.

III. Seite.

1	2	3	4	5	6	7
Städtische Neuigkeiten.	Städtische Neuigkeiten.	Städtische Neuigkeiten.	Annoncen und Inserate. / Kleine Localnotizen.	Annoncen und Inserate.	Annoncen und Inserate.	Annoncen und Inserate.

IV. Seite.

1	2	3	4	5	6	7
Annoncen. / Kleine Geschichten.	Annoncen und Inserate.	Annoncen und Inserate.	Annoncen und Inserate.	Annoncen und Inserate.	Annoncen und Inserate.	Annoncen und Inserate.

Zweifelsohne wird die hier mitgetheilte Anordnung, welche noch als ein Muster von Einfachheit gelten kann, einem an die logische Ordnung unserer europäischen Journale gewohnten Leser complicirt und confus genug vorkommen. Ein Wiener Correspondent der „Südcalifornischen Post" ergeht sich in einen Lobeserguss über die musterhafte Anordnung der Anzeigen in den amerikanischen Blättern, die Uebersichtlichkeit ist aber wohl nur für die mit ihrem Journale schon vertrauten Leser vorhanden. Druck und Papier sind in der Regel gut und sogar die kleine Druckschrift ist gut lesbar; Beides gilt jedoch hauptsächlich nur von den bedeutenderen Zeitungen und diesen wieder stehen die grossen europäischen Blätter Englands, Frankreich und selbst Deutschlands, namentlich aber Oesterreichs wohl in keiner Weise nach. Eine Nummer der „Neuen freien Presse" steht dem „Newyork Herald" oder der „Tribune" weder an Papier noch in Reinheit des Satzes nach, ja liest sich wegen der gefälligeren Grösse der Typen selbst angenehmer als jene.

Das erste deutsche Blatt, welches in Amerika erschien, war der 1797 gegründete „Adler" zu Reading (Pennsylvanien), dann folgte in demselben Staate die „Morgenröthe" zu Harrisburg 1799, der „Morgenstern" zu Lebanon 1806, der „Unabhängige Republikaner" in Northhampton seit 1810, der „Pennsylvanische Beobachter" in Lebanon seit 1817 etc. Erst in den dreissiger Jahren aber fing die deutsche Presse in Amerika an, Ausdehnung zu gewinnen. Viele Blätter jener Periode sind aber wieder eingegangen, angeblich nicht aus Mangel an geistigen Kräften, sondern weil die Leserzahl, die deutsche Bevölkerung noch zu klein war. Bewunderer dieser Presse behaupten, die „Schnellpost," „die alte und die neue Welt," „Pittsburger Adler," „das Westland" seien Blätter gewesen, die keine deutsch-amerikanische Zeitschrift der Gegenwart an geistigem Gehalte erreichte, was allerdings nach den Proben, die wir liefern

werden, noch kein besonderes Compliment ist. Gegenwärtig haben der Westen, der Süden (die ehemaligen Sklavenstaaten) und die eigentlich alten Neuenglandstaaten mit der compacten englisch redenden Bevölkerung die verhältnissmässig geringste Zahl deutscher Blätter; im Westen und Süden ist die Erscheinung derselben verhältnissmässig neu, in Alabama und Arkansas seit 1870, in Oregon seit 1865, in Südcarolina seit 1860 etc. Ausser den politischen und Unterhaltungsblättern bestehen 30 kirchliche Organe, 1 Schulzeitung, 1 Turnzeitung, 2 musikalische, 4 landwirthschaftliche und 3 Handelszeitungen. Wenn man die Fülle deutschen Lebens und deutscher Intelligenz betrachtet, welche noch vor Kurzem nach den Vereinigten Staaten abfloss, (1872: 115,000 deutsche Einwanderer), so kann man diesen Zustand der deutschen Presse nur sehr kläglich finden. Mit Ausnahme vielleicht einiger New-Yorker Blätter, z. B. der Handelszeitung, repräsentirt sie nach Aussen gar nicht. So sind trotz der Menge und Tüchtigkeit der deutschen Aerzte in Amerika alle medicinischen Zeitschriften englisch und ein Versuch, eine deutsche Zeitschrift zu gründen (durch Dr. W. Keller und Dr. H. Tiedemann 1850) ist gescheitert. Auch alle naturwissenschaftlichen Vereinsschriften sind ausschliesslich englisch verfasst und in ihnen hat das Deutsche noch nicht einmal Gleichberechtigung erlangt, wie in den russischen, skandinavischen und holländischen Veröffentlichungen der Art.

Diess ist allerdings sehr erklärlich, wenn man den niedrigen Standpunkt in Betracht zieht, den die deutsche Presse Amerika's mit wenigen ehrenvollen Ausnahmen behauptet. Wie tief sie aber zuweilen unter den Gefrierpunkt aller Bildung sinken kann, davon gibt auch das kläglichste Winkelblättchen in Deutschland keine Idee. So erscheint in Olney, im Westen der Vereinigten Staaten, eine Zeitung unter dem Namen „Der Beobachter,“ welche eine ihrer Nummern mit folgendem Leitar-

tikel geschmückt hat: „Eintritt in den politischen Wahlkampf. — Mit nächster Nummer treten wir in den politischen Kampf der Demokratie. Die Fragen der Demokraten sind die Fragen, die eines jeden Bürgers in Amerika am Herzen liegt, ausgenommen die Bondholders oder eine Art Zwingherren. — Demokratische Reconstruction meint, das grosse Gebot in Ausführung zu bringen, nämlich: „Liebe deinen Nächsten als dich selbst!“ Wir wollen unsere geschlagene Brüder mit Barmherzigkeit entgegen gehen; um Frieden dem Lande allerlei Volkes Botschaft zu erhalten. Die finanz Frage ist auch sehr nothwendig, welches ein jeder aussprechen muss, der täglich mit Angst und Kummer sein Leben zubringt, um sein Brod oder sogar sein Salz zu erwerben. Wenn man den jetzigen Zustand unseres Landes in Betracht zieht, so muss man beinahe in Schweissfieber gerathen. In diesem Monat hat sich die Nationalschuld vermehrt um eine Kleinigkeit von 53,000,000 Doll. Muss nicht ein Jeder mit Erstaunen auf die Zahl blicken, die w i r A r m e n bezahlen müssen. Die Politik ist noch nie von so grosser Wichtigkeit gewesen, wie in diesem Augenblicke; darum lasst uns allen Ernst daran wenden. Denn was soll das werden!“ Ja freilich, was soll das werden, du Armer! fügte mit Recht die „Kölnische Zeitung“ hinzu, der wir diese Notiz entnehmen.

Der in Cincinnati erscheinende „Volksfreund“ brachte noch folgende Probe der Freiheit, mit welcher manche deutsch-amerikanische Blätter die deutsche Sprache behandeln: „Wir haben ein neues deutsches Blatt vor uns liegen, das irgendwo im Hinterwalde von Illinois erscheint und sich zwar nicht durch seinen Witz, wohl aber durch seine schöne Sprache auszeichnet. An einer Stelle des Blattes zeigt der Redacteur den Tod des Herausgebers eines benachbarten englischen Blattes an und bricht dabei in das folgende rührende Klagelied aus, das wir wörtlich und buchstäblich abdrucken: „Mit

traurigem Herzen geben wir die Nachricht unseres geschiedenen Freundes. Sein junges, blühendes Leben musste auch dem prophezeienden Togesverkündiger (Auszehrung) Raum geben, und seine kräftige Feder, die theuern Principien, sein vielbeliebtes Blatt, „muss trauern." Ja wohl, man „muss trauern." Sag an, o Unglücklicher, was hat dir die arme deutsche Sprache gethan, dass du sie so schändlich misshandelst? Hier ist noch ein köstlicher Brocken aus der Localspalte: „Unfall. — Friedrich Jaggi, Sohn des Herrn Christian Jaggi, sen., treibte heute ein Gespann von seines Vaters Ziegelbrennerei, indem die Esel ihm durchgingen und seinen Arm wahrscheinlich zerbrach." Es liegt die Vermuthung nahe, dass einer der Esel, die selbiger Christian „treibte," sich in die Druckerei des Blattes verirrt und sich des Redactionsstuhles bemächtigt habe."

So sehen die allerdings sehr „bescheidenen" Träger der Intelligenz, die Männer aus, denen die Erhaltung der deutschen Sprache in der fernen Wildniss obliegt, für welche Karl Russ eine Lanze einlegen zu müssen glaubte. [1]) Dass alle diese kleinen Tagesblätter es niemals der Mühe werth halten, den Namen eines Verfassers anzugeben und lustig darauf los nachdrucken, versucht auch Karl Russ nicht zu beschönigen. Ob es sehr für die staatsmännische Begabung dieser deutschen Blätter spreche, dass sie meist der früheren republikanischen Partei angehörten, wollen wir einstweilen dahin gestellt sein lassen. Was uns sonst Herr Karl Russ über diese deutsche Journalistik mittheilt, klingt nicht sehr erbaulich; er zählt die wichtigsten deutschen Journale auf und beginnt mit der „New-Yorker Staatszeitung," Absatz 16—17,000 Exemplare, die mit der deutschen Muttersprache ebenfalls auf gespanntem Fusse lebt. Von wahrhafter Bedeutung und auch trefflich

[1]) Deutsche Zeitschriften in Nordamerika. (Magazin für die Literatur des Auslandes 1870 Nr. 7.)

redigirt ist das „New-Yorker Belletristische Journal." Seine Auflage beträgt 135,000 Exemplare. Von den meisten übrigen Blättern räumt Herr Russ ein, dass sie sehr nachlässig redigirt seien.

Manche von den in Amerika erscheinenden deutschen Zeitungen haben ein recht kurzes Dasein, obwohl von Seiten der Herausgeber die grösste Anstrengung und den Lesern das Abonnement sehr leicht gemacht wird.

Doch ist dieser Umstand im Allgemeinen ohne Bedeutung, denn wird heute eine deutsche Zeitung in einem Städtchen zu Grabe getragen, so wird schon morgen in einem anderen Städtchen eine andere geboren und so geht diess hin und her.

Wie man auf die kleineren deutschen Zeitungen oft abonniren kann, zeigen die nachstehenden Abonnements-Einladungen:

Wir nehmen gute Kartoffeln, zu 50 Cts. den Büschel, als Bezahlung für den „Herold" an. Freunde kommt ungenirt und abonnirt. Die Redaction.

(Nord-Jowa Herold.)

Holz! Es wird kalt und wir brauchen Holz. Gutes hartes Holz nehmen wir als Bezahlung für unsere Zeitung an. (Wisc. Telegraph.)

Es geht doch nichts über gutmüthige Seelen. Gestern Morgen machte zuerst ein Fässchen von Löschers Brauerei sein Erscheinen in der Officin. Herr Schiffmann war der Menschenfreund, der es sandte. Möge sein guter Stern nie untergehen! Herr Bucher, der dachte, der Mensch lebt nicht blos vom Trinken, überraschte uns mit verschiedenen Specimens seiner bekannten Wurstfabrication und von Zinn und Ihrigs Bäckerei zierte ein delicates Roggenbrod unseren Lunchtisch. Dank den freundlichen Gebern!

Wo solche Kräfte bildend walten,
Da mag sich Gutes wohl gestalten.

(Wisc. Telegraph.)

Wir nehmen auch Speck zum Sauerkraut und andere Lebensmittel von Solchen, denen die Greenbacks zu kurz gewachsen sind. Kommt deutsche Freunde und besucht uns! (Der Deutsche in Ohio.).[1])

Die Billigkeit erfordert indess zu sagen, dass es um den Gehalt der englischen Journalistik in der grossen Republik um kein Haar besser bestellt ist, die Deutschen von ihren englischen Collegen also kaum etwas lernen können. Hier sind freilich Missstände anderer Art; man sündigt nicht gegen die Sprache, sondern den feinen Ton, den Anstand, die Moral. Wenn irgendwo, so ist in Amerika das Zeitungswesen ein „Geschäft“ und kein Mittel ist schlecht genug, wenn es nur die Tasche des Redacteurs zu füllen vermag. Ein Beispiel soll an Stelle vieler zeigen, wie man im biederen Yankeestaate den Segen des freien Wortes zu Nutz und Frommen des Volkes auszunützen versteht. Der in Philadelphia erscheinende „Ledger,“ das zweitverbreitetste aller amerikanischen Blätter (der „Morning Herald“ in New-York ist das erste), der stets für ungemein verlässlich und ehrenhaft gegolten, brachte seinerzeit mit der Chiffre „A“ seines wohlbekannten, von der Redaction immer als das non plus ultra aller Vertrauenswürdigkeit ausgeschrieenen Correspondenten aus Washington einen Bericht über Fragen, die Präsident Johnson angeblich dem Attorney-General vorgelegt haben soll, bezüglich seines Verhältnisses zum Congress. Binnen wenigen Stunden war die betreffende Nachricht durch die ganze Union mit Hilfe des electrischen Telegraphen bis nach Canada und Europa geflogen (nur der amerikanische Süden bekam sie nicht, da zufälligerweise eine Kabelstörung eingetreten war). Die Wirkung dieser auf einen Staatsstreich deutlich hinzielenden Fragen lässt sich leicht errathen, ein enormes Steigen des Goldes an

---

[1]) Nach der „Frankfurter Zeitung“ 1870. (C. A. K. Die deutsche Presse in Nordamerika).

allen Börsen der Union trat ein. Heute ist nun constatirt, dass diese ganze Nachricht, die so ziemlich durch alle Zeitungen des Erdkreises geflogen ist, einer niederträchtigen Speculation von Goldspeculanten ihr Entstehen verdankte! An der ganzen Geschichte war kein wahres Wort, der Präsident hat dem Attorney-General nie derartige Fragen vorgelegt u. s. w. Der einmal angerichtete Schaden liess sich leider nicht mehr gutmachen!

Diess ist doch gewiss eine treffliche Illustration zu dem Urtheile, welches der amerikanische Geistliche Dr. Witt Talmadge über die Bedeutung der Presse fällte: „Ich erkläre, dass ich die Zeitungen für die grossartigen Werkzeuge ansehe, durch welche das Evangelium gepredigt, Unwissenheit verbannt, Unterdrückung abgesetzt, Verbrechen ausgerottet, die Welt gehoben, der Himmel erfreut und Gott lobgepriesen wird. Im Gerassel der Druckerpresse höre ich die Stimme des allmächtigen Gottes, die allen todten Nationen der Erde verkündigt: „Lazarus, stehe auf!“ und der zurückweichenden Brandung der Finsterniss: „Es werde Licht!“ Es ist wohl möglich, dass der verzückte Schwärmer diese schönen Worte darin zu hören vermeinte, indessen aber bleibt es noch ziemlich finster.

Davon gibt eben der Ton, der in amerikanischen Blättern angeschlagen zu werden pflegt, den handgreiflichsten Beweis. Besonders fein und anständig ist der Ton der nordamerikanischen Presse im allgemeinen überhaupt nicht; als es sich aber um die letzte Präsidentschaftswahl handelte, leistete sie an massiver Grobheit das Menschenmögliche. Man lässt an den Gegnern auch nicht ein gutes Haar. Ein Grant-Blatt, „Washington Chronicle,“ hatte gesagt, dass Greeley, als er erklärte, während der Campagne von der Redaction der „Tribune“ fernbleiben zu wollen, sich schäme ein Buchdrucker zu sein. Das nimmt die „Tribune“ übel, sie erklärt den Menschen, welcher so etwas behauptet,

für den „merkwürdigsten und wundervollsten Esel. Ohren, wie er sie hat, bringen offenbar die Gerber in Versuchung, welche Material suchen, um lederne Medaillen für die Grant-Partei zu prägen." — Ein Grant-Blatt, der „Phönix," schreibt: „Herr Greeley trägt unter seinem zerkrempelten Hut einen alten Flachkopf, und sein Herz ist so dick wie ein Scheffelmaass." — Die „Tribune" rühmt von sich, dass sie politische Angelegenheiten „gewissenhaft und in durchaus delicater Weise" erörtere!

Solche Beispiele eleganter Schreibweise lassen sich in's Unzählige vermehren. Als Muster lassen wir eine Stelle aus dem zu Kentucky erscheinenden „Crescent" folgen, welche vor mehreren Jahren in eben diesem Blatte zu lesen war. Dieses Blatt schrieb über den gewesenen Bundesgeneral Brentiss Folgendes: „Zu Kairo in Illinois vegetirt gegenwärtig ein Mensch, Namens Brentiss, der die Truppen commandirt; ein niederträchtig ekelhafter Hund, ein verrätherischer Schurke, ein notorischer Dieb, der fünf Jahre im Zellengefängniss gesessen und seine Haut mit Branntwein aus Cincinnati ausgefüllt hat, den er aus Oeconomie fassweise sauft. Seine Krieger, mit denen Lincoln den Süden unterdrücken will, sind säbelbeinige, holzbeschuhte, nach Sauerkraut riechende, wurstgestopfte Bastarde, Schufte und Kehlabschneider."

Auch die „Weserzeitung" liess sich einmal von ihrem New-Yorker Correspondenten schreiben: Die deutsche Sprache ist, Gott sei es geklagt — reich genug an Schimpfwörtern, aber an die besondere Abart der englischen, die im amerikanischen Yankeelande gilt, reicht sie doch nicht hinan. Wenn eine Zeitung in Alabama den General Sheridan, unseren amerikanischen Murat, als ein „verhutzeltes Exemplar des Genus Mensch" bezeichnet, der „seinem angeborenen Beruf, Dreck zu karren, untreu, Soldat geworden und, wenn auch nur in einer Armee von lausigen Feiglingen und Spitzbuben

zu hohem Range gestiegen“ sei, so möchte wohl eine solche Probe genügen.

In diesem Tone bleibt die demokratische Presse nicht hinter der republikanischen zurück, wie nachstehendes Beispiel beweist. Karl Schurz (1866 Chefredacteur der in Detroit erscheinenden „Post“) hatte von der Thatsache Notiz genommen, dass das letzte amerikanische Nationalfest (4. Juli) im Süden nur von den Negern gefeiert worden sei. Darauf erwidert der zu Fayetteville in Kentucky erscheinende „Observer“ wörtlich wie folgt: „Was geht das dich an, du plattköpfiger, lappohriger, biersaufender, knoblauchfressender, Neger anbetender deutscher Züchtling? Was weisst du denn überhaupt vom Süden und vom 4. Juli? Wir haben unser Vaterland geliebt und den Jahrestag seiner Unabhängigkeit stets auf angemessene Weise gefeiert, bis es von mehreren Millionen ausländischer Spitzbuben und Kehlabschneidern, wie du, überschwemmt ward, deren Stimmen von nordischen Demagogen für eine Maass Lagerbier per Stück aufgekauft wurden.“

Eine wahre Perle feinen Geschmacks ist aber folgende Redeblume, die wir in einem amerikanischen Blatte lasen; dieses brachte nachstehenden Vergleich: „Das Glück gleicht einem Schweine, dessen Schwanz beschmiert und schlüpfrig ist. Viele greifen danach, aber Wenige können es festhalten.“

Wie es mit der Bildung der amerikanischen Volksaufklärer beschaffen ist, lehren die angeführten Beispiele zur Genüge. Kein Wunder, wenn die Yankeejournalisten sich auch im Publikum keiner besonderen Achtung erfreuen. Was in dieser Hinsicht in dem transatlantischen, uns so gerne als Muster gepriesenen Wunderlande möglich ist, zeigt nachstehender, einem Schreiben von Karl Schurz entnommener Beitrag: „Der Staatssecretär von Missouri, Herr Rodmann, kam eines schönen Tages in das Redactionsbureau meines Blattes und versetzte wegen eines Artikels dem Hilfsredacteur Herrn Schirach

ohne weitere Präliminarien etliche Faustschläge in's Gesicht. Herr Schirach, in der Metropole des Westens noch ein Neuling und unbekannt mit den Landessitten, wusste diese Demonstration anfangs nur ungenügend zu würdigen; er ergriff dann aber ein Schüreisen und bearbeitete erfolgreich das Antlitz des Herrn Staatssecretärs, das sich bald röthlich färbte, bis zu meiner Ankunft, die endlich den Frieden herbeiführte. Die beiden Herren gaben sich schliesslich die Hände und schieden mit der grössten gegenseitigen Hochachtung."

Ebenso characteristisch ist Nachstehendes. Ein amerikanisches Journal sucht auf dem Wege der öffentlichen Anzeige einen Mitarbeiter in folgender Weise: „Wir suchen einen Mann von starkem Muskelbau, welcher sich vor nichts scheut, namentlich nicht fürchtet, Messerstiche zu geben oder zu empfangen. Derselbe hätte sich selbst sein Pferd, seinen Revolver und sein Bowiemesser zu besorgen." Und eine neue Zeitung in Boise City, Idaho, führte sich beim Publicum in folgender Weise ein: „Gruss! Wir haben eine Zeitung gegründet. Name: „Capital Chronicle." Principien: Demokratisch bis über die Ohren. Zweck: Begründung unserer Existenz. Office: Mainstreet, etwa 300 Yards hinter dem Overland-Hôtel. Und wir wollen das Blatt in Schwung bringen oder untergehen."

Was nun das Letztere, nämlich das „Inschwungbringen" betrifft, so verstehen dies, wie wir schon oben andeuteten, die amerikanischen Blätter allerdings ausgezeichnet. Kein Mittel wird hiezu unversucht gelassen und das Reporterwesen hat in der Union vielleicht seine höchste Entwickelung erreicht.

Wie ausgezeichnet in ihrer Art man in europäischen Journalistenkreisen die amerikanischen Zeitungsreporter hält, dafür liefert folgende in Deutschland circulirende Anecdote einen Beleg. Bei der Leichenfeier des General Baker, welche in dem Weissen Hause zu Washington celebrirt ward, kletterte der Correspondent

eines New-Yorker Blattes, der keine Eintrittskarte mehr erhalten konnte, durch den Schornstein und gelangte auf diese Weise zuletzt in den grossen Trauersaal, und zwar dicht hinter den Geistlichen. Während der Geistliche das Gebet für den Todten sprach, bemerkte unser Reporter eine Rolle Papier im Hute desselben. Diese ergreifen und damit fliehen, war das Werk eines Augenblicks. Nachdem der Geistliche das Gebet beendet und die Predigt beginnen wollte, sah er nach derselben in seinen Hut und — fand sie nicht. Er musste nun, wohl oder übel, aus dem Kopfe zu sprechen suchen, that es, hielt jedoch eine sehr schlechte Predigt zum grossen Erstaunen der Staatswürdenträger, welche gegenwärtig waren. Wie gross aber war sein Erstaunen, als er am anderen Morgen seine Predigt, wie er sie geschrieben, nicht wie er sie gehalten, vom Anfang bis zum Ende gedruckt — im „New-York Herald" fand.

Natürlich nehmen es die Journalberichterstatter mit der Wahrheit nicht immer auf das genaueste, wie aus einer anderen Geschichte hervorgeht, welche nicht mehr so wie die vorige in das Gebiet der Anecdote gehören soll. General Lee hatte sich bei seinem letzten Besuche in Washington von vorne herein jedwedes Gespräch mit Zeitungscorrespondenten verbeten, weil diese die unangenehme Gewohnheit haben, jedes Wort in ihren Blättern zu reproduciren. Lee brachte das Meisterstück fertig, zwei Tage lang hielt er seine Thüre gegen genannte Herren verschlossen. Aber er kannte sie schlecht; sie fühlten sich gebeugt, aber nicht geschlagen und am dritten Tage brachten alle Zeitungen zu des Generals Ueberraschung „Gespräche mit General Lee."

Das Höchste leistet aber sicherlich der zwischen Louisville und New-Orleans verkehrende Dampfer „Richmond," auf dem eine Zeitung, die „Richmond Head Light" erscheint. Ein Redacteur und zwei Setzer sind an diesem, sicherlich einzig in seiner Art dastehenden Blatte, welches 3—4 Mal während jeder Fahrt heraus-

kommt, beschäftigt, Vorkommnisse des Stromlebens bespricht, ausserdem aber von Hotelwirthen und anderen Geschäftsleuten vielfach zur Verbreitung von Annoncen benutzt wird.

Es ist eine alte Wahrheit, dass nichts verletzender ist, nichts weniger verziehen wird, als die Wahrheit selbst. Darnach erklärt sich leicht, dass die obigen Thatsachen, als ich sie zum ersten Male öffentlich besprach, die betreffenden Kreise jenseits des atlantischen Oceans auf das Schmerzlichste berührten. Wenigstens erhoben mehrere Blätter der Vereinigten Staaten darüber ein klägliches Geheul, welches immerhin belustigend genug ist und ich daher meinen Lesern um so weniger vorenthalten will, als die Art und Weise der von den deutschamerikanischen Journalisten begonnenen Polemik beredter denn alle Schilderungen die dortigen Zustände charakterisirt. Es mit kleinen Fälschungen nicht allzu genau nehmend, begnügten sie sich, ohne auch nur eines der obigen Beispiele als unecht zu widerlegen, einfach zu sagen, meine Darstellung sei nicht wahr, und kleideten diess in nachstehende, ebenso zierliche als von feinster Bildung zeugende Form, die ich dem mir gütigst unter Kreuzband zugesandten „Schnedderedengg“ vom 20. Juni 1874, einem vermuthlich humoristisch sein wollenden Blatte entnehme: „Abhilfe für Unwissende. Friedrich Hellwald, Redacteur des in Stuttgart erscheinenden Ausland bezeichnet die deutsch-amerikanische Presse als „eine ganz jämmerliche, einfältige und geistlose.“ Es geht ihm wie den meisten der Literaten in Deutschland, welche mehr von dem Manne im Monde wissen, als von den Deutschen in den Vereinigten Staaten. Um der Unkenntniss dieses Mannes abzuhelfen, sollten ihm verschiedene Exemplare deutsch-amerikanischer Zeitungen zugeschickt werden, und zwar gratis, da er wahrscheinlich, wenn nicht zu arm, doch zu filzig sein möchte, ein Paar Kreuzer auszugeben, um sich von seiner Ignoranz zu kuriren.

„Schnedderedengg“ wird damit den Anfang machen. Wer von den Herren Collegen thut mit?“

Und wirklich, es fanden sich ein Paar Gutmüthige, die mitthaten und mir ihre Journale, natürlich gratis, einsandten, woraus ich zu meiner grossen Erheiterung ersah, dass obige Höflichkeit in fast wörtlich identischer Fassung in dem zu Williamsport erscheinenden „West Branch Beobachter“ vom 10. Juni erschienen war, woraus sie „Schnedderedengg“ wahrscheinlich geschöpft, natürlich ohne Quellenangabe. Das von einem Werner Koch herausgegebene „Washingtoner Journal“ vom 6. Juni 1874 macht die ebenso geistreiche als anständige Bemerkung über meinen Artikel, derselbe zeige „eine grenzenlose Dummheit und Unwissenheit über die amerikanische Presse.“ Ich glaube nicht, dass ich es nöthig habe, diesen Auslassungen auch nur ein Jota hinzuzufügen, und dem Publikum es getrost überlassen kann, sich über den in den Unionsstaaten üblichen feinen Ton und das dadurch charakterisirte Bildungsniveau ein unbefangenes Urtheil selbst zu bilden.

Soweit die Presse. Das deutsche „Washington Journal“ bringt aber in der nämlichen Nummer noch einen anderen Artikel betitelt „Corruption und Purification,“ worin der deutschen Presse der Rath ertheilt wird, vor ihrer eigenen Thüre zunächst den Schmutz wegzufegen und die Republik gewissermassen gegen den Vorwurf der Corruption in Schutz genommen wird. Was nun den ersten Punkt anbelangt, so verhehle ich mir keineswegs die tiefen Schatten der europäischen Presse und kann daher der Ansicht des Washingtoner Gegners im Allgemeinen beistimmen.

Dagegen vermag ich es in anderen Punkten nicht, zumal wenn er sich in der That verwundert, dass die Corruption in Amerika nicht noch grössere Dimensionen angenommen habe, als sie in der Wirklichkeit aufweist, wenn er die geringere Corruption in Europa einzig und allein der geringeren Betheiligung der Völker an der

Politik zuschreibt, wenn er erklärt, dass, um die völlige republikanische Freiheit zu geniessen, er gerne die politische Corruption Amerika's in den Kauf nehme und schliesslich darin den Vorzug der Republik vor der Monarchie erblickt, dass jede Corruption von den Argusaugen der freien Presse an's Tageslicht gezogen werde. Man könnte in aller Bescheidenheit darauf erwidern, dass die Corruption in Amerika gerade gross genug sei, um nicht darüber zu staunen, dass sie nicht noch grösser sei; dass aus der Ansicht, die geringere Betheiligung am politischen Leben sei Schuld an der geringeren Corruption, mit logischer Consequenz die gefährliche Lehre hervorgehe, die Corruption wachse mit der politischen Freiheit der Völker, von der man doch stets im Munde führt, sie sei ein „sittlichender" Factor; dass es in solchem Falle in der That dann rein Geschmacksache sei, ob man, um die volle republikanische Freiheit zu geniessen, die Corruption mit in den Kauf, oder umgekehrt, die Unfreiheit in den Kauf nehmen wolle, um die Ehrlichkeit und die bürgerlichen Tugenden des Volkes zu geniessen; endlich dass die „freie" Presse Amerika's ihre Verdienste um die Purification denn doch etwas überschätzen könnte, da bekanntlich die Corruption gerade durch die Presse, nämlich durch einen Theil derselben, der sich gleichfalls „frei" nennt, gefördert und ermöglicht ward und wird, die Unterscheidung zwischen „freien" und „unfreien" Blättern, die ja doch alle sehr geschäftsmässig betrieben werden, eine sehr subjective sei; dass es auch monarchische Staaten gebe, wo die Pressfreiheit sich an die höchsten Würdenträger wagen darf (England, Holland, Belgien) und schliesslich immer noch die Frage offen bleibt, ob es denn ein Vortheil sei, sich erst ein Bein abschlagen, um es sich dann wieder einrichten zu lassen, worauf doch allein die Phrase hinausläuft, die Presse heile die Wunden, die sie schlage.

Alles dieses und noch viel mehr könnte man gegen

das Washingtoner Blatt einwenden; ich will hier nur die Gelegenheit benützen, um den Irrthum zu zerstreuen, als wolle man sich in Europa über die Republik der Vereinigten Staaten lustig machen. Wenn die deutsche Presse bei uns endlich zur Besinnung kommt und über die wahren Zustände in Amerika ein für den jungen Freistaat nicht immer günstiges Licht verbreitet, so geschieht diess wohl nur, wie ich Eingangs dieser Einleitung auseinandersetzte, als Reaction gegen ein lange bei uns ausgeübtes System, wonach die Vereinigten Staaten und ihre republikanisch-demokratischen Einrichtungen als nachahmenswerthes Muster gepriesen und in den Himmel erhoben wurden. Niemand hegt wohl den Wunsch, das amerikanische System drüben geändert zu sehen, denn wenn nur die Amerikaner selbst damit zufrieden sind, geht es schliesslich Andere nichts an; erlaubt wird es aber wohl sein, das zur Annahme so warm empfohlene System genauer zu prüfen, ob es sich denn auch richtig bewähre. Und nicht so sehr, dass die Dinge in Europa besser, sondern dass sie nicht schlechter seien, als in Amerika, dass wir keine Ursache haben, uns nach amerikanischen Institutionen zu sehnen, das ging und geht noch in allen Punkten aus dieser Prüfung hervor. Und zu solcher Ansicht bekennen sich wohl auch Deutsche, die jenseits des Weltmeeres ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben, wie das Urtheil des Herrn Becker beweist, welches der Leser auf S. 65 dieses Buches finden wird. Als ich diese Worte zum ersten Male im „Ausland“ abdruckte, wussten die amerikanischen Zeitungen Herrn Becker keinen anderen Rath zu geben, als den, rückzuwandern, was er vorläufig auch gethan hat. Jedenfalls liefert unser Gewährsmann den Beweis, dass solche Ansichten auch im freien Amerika selbst reifen können und zwar bei Jemandem, wo von „Unwissenheit“ keine Rede sein kann. Was Herr Becker über das amerikanische Erziehungswesen sagt, das gewisse Kreise nicht genug lobhudeln können,

stimmt wenigstens haarscharf mit der Rede überein, welche Professor White von der Cornell-Universität vor einiger Zeit gehalten hat. Dieser Gelehrte stellt die amerikanischen höheren Bildungsanstalten tief unter die deutschen und zeigte, dass die gesammte amerikanische Erziehung und Bildung auf nichts Anderes gerichtet sei, als auf Reichthum, Geld und Gewinn. Im Zusammenhang hiermit bewies er durch die Statistik die interessante Thatsache, dass in den öffentlichen Körpern, Gesetzgebungen und Aemtern die Zahl der literarisch gebildeten Männer von Jahr zu Jahr in auffallender Abnahme und gleichzeitig die öffentliche Corruption in abschreckender Zunahme sei. (Allgemeine Zeitung vom 19. Juni 1874). In neuester Zeit haben französische Blätter die Ansicht zu begründen versucht, dass diese traurigen Verhältnisse Amerika's von der Zunahme des deutschen Elementes herrühren. Einer solchen Meinung ist sicherlich auf das Entschiedenste entgegenzutreten, bemerken will ich nur, dass die Deutschen selbst es sind, welche den Franzosen diese Waffe in die Hand drücken, indem sie sich gerne als das vermöge seiner Bildung leitende, herrschende, einflussreichste Element darstellen lassen, obgleich sie es in der That noch nicht sind; dass die durchschnittliche Bildung auch des Deutschthums in den Vereinigten Staaten eine noch mässige sei, ist auch eingestanden in jenen literarischen Erörterungen, welche Herr E. Steiger in Newyork seinem Prospecte über das beabsichtigte Arrangement populärwissenschaftlicher Vorträge beilegte. Solche Thatsachen kann man wohl in nüchternem Tone besprechen, ohne desshalb in den Verdacht einer feindseligen Stimmung gegen das Deutsch-Amerikanerthum zu gerathen. Ich glaube auch kaum, dass eine solche in Deutschland existire, wohl aber, dass es sich um eine Abneigung gegen die von dem verbrüderten deutschen Elemente Amerika's mit Vorliebe vertretenen Principien handelt, deren Nachahmung und Verbreitung

Angesichts der in Amerika damit erzielten Resultate allerdings kaum erstrebenswerth scheint. Die Deutschen in Amerika nehmen es sehr übel, wenn man in Deutschland die Wahrheit über die amerikanischen Zustände sagt, allein dies kann sie nicht verwundern, wenn sie nur auf die Urtheile im eigenen Lande hören wollten. So sagt z. B. ein bedeutendes, sehr gemässigtes Blatt Newyorks, die Ursachen des Ueberhandnehmens gräulicher Verbrechen seien zu suchen in dem allgemeinen sittlichen Verfall, in der zunehmenden Arbeitsscheu, die so Viele dem Verbrechen in die Arme treibt, in der Trunksucht, die man durch unvernünftige Bekämpfung nur steigert, in der ein Proletarierthum schaffenden und vermehrenden wirthschaftlichen Entwickelung des Landes, in der Demoralisation des Familienlebens und der Verschlechterung der Erziehung durch die Krankheiten der Zeit, in der Verwahrlosung von Polizei und Justiz durch die politische Corruption u. s. w. Die Heilung des tiefsitzenden Uebels sei nur mittelst grosser politischer und socialer Umwälzungen zu hoffen. [1])

Ein amerikanischer Diplomat liess sich vor einigen Jahren in einer Tischrede dahin vernehmen, dass man die Vereinigten Staaten als die dritte deutsche Grossmacht bezeichnen könne, und es fehlt nicht an Leuten, die diesem Ausspruch einen ernsten Hintergrund beizumessen geneigt sind. Wir halten diess für eine eitle Prahlerei. Unter den gegenwärtigen drüben herrschenden Verhältnissen müssten die Deutschen die Ehre entschieden ablehnen, die Vereinigten Staaten unter die deutschen Grossmächte zu zählen; dazu müsste das deutsche Element factisch das überwiegende werden, was Manchen freilich bloss nur als eine Frage der Zeit gilt. Darin liegt jedoch der Irrthum. In Amerika geht vor

---

[1]) Newyorker Staatszeitung vom 23. Jänner 1873.

unseren Augen so zu sagen physisch und moralisch ein Umartungsprocess vor sich, es bildet sich eine neue Race. Alle Beobachter stimmen darin überein, dass der Nordamerikaner in seiner ganzen äussern Erscheinung sich von seinen keltisch-germanischen Brüdern in Europa in auffallender Weise unterscheide und sich mehr und mehr dem indianischen Typus nähere. Der Typus des Angelsachsen hat bereits eine bestimmte Veränderung erlitten, welche ihn dem Eingebornen verähnlicht. [2]) Auch an andern europäischen Einwanderern hat eine Veränderung an Farbe und Gesichtszügen stattgefunden. Selbst Carl Vogt will glauben, dass aus dem Chaos der in Amerika vor sich gehenden Racenmischungen eine neue Art in der Bildung begriffen ist. Und das von den englischen Einwanderern Gesagte gilt auch von den Deutschen in Amerika. Der Behauptung C. Vogts, wonach die deutschen Familien in Pennsylvanien ihren Typus rein, selbst die Züge ihres Stammes beibehalten, [3]) steht das Zeugniss Dr. Schütz's entgegen, wonach die Deutschen in Pennsylvanien von ihren zurückgebliebenen Landsleuten ebenso verschieden sind, wie der Yankee vom Engländer. Dazu kommt noch, dass die Deutschen in Amerika in überraschend kurzer Frist geistig und sprachlich in dem durch das irische Blut verschlechterten Yankeetypus aufgehen, so zu sagen aufgeschlürft werden. Der rapide Verfall der deutschen Sprache in Amerika ist übrigens so allgemein bekannt, dass hier nicht näher darauf zurückzukommen ist.

Von der nach den Angaben des letzten allgemeinen Census vom Jahre 1870 vorhandenen Gesammtbevölkerung pr. 38½ Millionen sind 32,989,437, rund 33 Millionen Eingeborne und 5,566,564 oder rund 5½

---

[2]) Carpenter, Varieties of Mankind. (Todds Cyclop. of Anat. p. 1330.)

[3]) C. Vogt, Vorlesungen über den Menschen. II. Bd. S. 236—237.

Millionen Eingewanderte oder gerade einer unter je 7. Von den in Amerika Geborenen sind Vater und Mutter von 9,734,845 Kindern Ausländer, 10,521,233 haben einen Ausländer zum Vater und eine Amerikanerin zur Mutter und 10,105,626 haben eine ausländische Mutter und einen amerikanischen Vater. Nur 3 Millionen Amerikaner gibt es, deren beide Eltern ebenfalls in Amerika geboren worden sind. Die Einwanderer gruppiren sich dicht in den grossen Handelsplätzen, den Fabriks- und Bergwerksbezirken im Osten, folgen den Haupteisenbahnlinien durch die Binnenstaaten und verbreiten sich ziemlich gleichmässig über die dichtbevölkerten Theile des Westens, lieben jedoch augenscheinlich die Nähe grosser Seen oder Flüsse. Sie lieben es nicht, sich in Gebirgsgegenden anzusiedeln und ziehen Wälder den Prairien vor. Nach den Iren, die 1,858,827 Mann in den Vereinigten Staaten stark sind, haben die Deutschen unter den fremden Nationen in Amerika die grösste Anzahl, nämlich 1,690,410 Seelen. Sie sind hauptsächlich in der Stadt, nicht dem Staate Newyork und dem mittleren New-Jersey zu finden und haben in ganz auffallender Weise die neuenglischen Staaten mit Ausnahme des westlichen Connecticuts vermieden. Die Hauptniederlassungen der Deutschen befinden sich zwischen dem Delaware und Susquehanna in Pennsylvanien auf beiden Seiten des Ohio um Cincinnati herum, dem Michigansee entlang, auf dem westlichen Ufer des Mississippi in der Nähe von Dubuque, rings um St. Louis und in Missouri. Die Engländer, 550,904 Mann stark und die 74,533 Walliser wohnen grossentheils in Newyork, Boston, Philadelphia und in den Eisen- und Kohlendistricten. Eine interessante Zusammenstellung gibt der Censusbericht über die Beschäftigung der Amerikaner, Deutschen und Irländer in der Union. Von den 5 Millionen Ackerbauern sind nur 250,000 Deutsche und 138,000 Iren. Unter 1 Million Dienstboten befinden sich 42,000 Deutsche und 120,000 Iren, wäh-

rend drei Viertel des Restes wohl Neger ausmachen. In Handel und Spedition sind 862,000 Personen beschäftigt, davon 112,600 Deutsche und 119,000 Iren. Unter 43,000 Geistlichen gibt es nur 2745 Deutsche und etwa 1700 Iren. Journalisten werden 5286 gezählt, davon 314 Deutsche, 174 Iren von Geburt. Von 120,000 Lehrern sind nur 3000 deutsch und gar nur 2000 irisch; dagegen finden sich unter 6500 Musikern 2400 Deutsche und 351 Iren. Unter 35,000 Wirthen gibt es 11,000 Deutsche und nur 4000 Iren; unter 14,000 Barkeepers (Buffetkellner) 3500 Deutsche, 1259 Iren. Handlungsdiener werden 229,000 gezählt, darunter 16,000 Deutsche, 900 Iren. Unter 70,000 Wäscherinnen befinden sich 2700 Deutsche und 11,500 Irinnen. Die Iren stellen 229,000 und die Deutschen 96,000 zu dem 1 Million starken Contingente der Taglöhner und resp. 37,000 und 7800 zu den 154,000 Eisenbahnarbeitern.

Wir können leider nicht umhin zu bemerken, dass die vorstehenden Ziffern insgesammt indess nur mit einer gewissen Vorsicht aufzunehmen sind, denn so wie der Schwindel und die Corruption fast alle Sphären des Geschäftslebens in den Vereinigten Staaten angefressen haben, so nistet sich der wissenschaftliche Schwindel, nämlich die Oberflächlichkeit, wie es scheint, in manchen transoceanischen Leistungen ein, welche einen wissenschaftlichen Werth beanspruchen. Wenn für irgend einen Wissenszweig die allerstrengste Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit *conditio sine qua non* sind, so gilt dies sicherlich von der Statistik. Nun hat seit jeher das statistische Bureau in Washington, die einzige authentische Quelle für unsere Ziffern über Nordamerika, nach einem treffenden Ausspruch der „Kölnischen Zeitung“ (1868) „sich bekanntlich durch besondere Zuverlässigkeit nicht ausgezeichnet,“ aber Aehnliches wie der Scandal der letzten Volkszählung für 1870 scheint noch nicht

vorgekommen zu sein. Es wird uns aus Boston geschrieben, dass die Schleuderei und Lüderlichkeit der mit der Vollziehung des Census beauftragten Beamten geradezu beispiellos gewesen sei, dass dieselben sich in vielen Fällen gar nicht die Mühe einer eigenen Zählung gaben, sondern mit annähernden Schätzungen für einzelne Häuser, Familien u. dgl. begnügten, ja manche unsaubere Strasse in den grösseren Städten nicht einmal betreten haben sollen. Wir unterdrücken die Auslassungen über die Art und Weise, wie einige dieser Herren, die durch solches Gebahren ersparte Zeit verwendet haben; unleugbar steht fest, dass sogleich nach der Veröffentlichung des Census die grössten Fehler und Irrthümer entdeckt wurden. Diese Thatsache konnte so wenig vertuscht werden, dass endlich die besseren und einflussreicheren Zeitungen auf eine Revision drangen, die die Regierung denn auch bewilligen musste. So ist denn auch die seither bekannt gewordene revidirte Ziffer von 38,555,983 Köpfen [1]) nicht über jeden Zweifel erhaben; wir wollen indess annehmen, dass sie der Wirklichkeit ziemlich nahe kommen. Sie umfasst 33,586,989 Weisse, 4,880,009 Farbige, worunter sowohl Neger als Mischlinge zu verstehen sind, 25,731 Indianer und 63,254 Chinesen. Die Letzteren entfallen hauptsächlich auf Californien, dessen chinesische Bevölkerung in den letzten zehn Jahren um 14,347 gestiegen ist. Was die Indianerbevölkerung

---

[1]) Diese Ziffer ist dem officiellen „Bericht über die Einwanderung in die Vereinigten Staaten," Washington 1872, 8., entnommen. In einem Aufsatze der amerikanischen Zeitschrift: Atlantic Monthly vom October 1873, der wohl die neueste officielle Ziffer um so mehr benützen konnte, als sein Autor der Leiter des Census selbst ist, ist diese mit 38,558,371 angegeben. Eine (K. L.) Correspondenz des „Schwäbischen Merkur" aus Newyork, dat. 15. März 1873, setzt aber dieselbe gar nur mit 38,115,641 Seelen an.

angeht, so sind die Stämme in Alaska, welche auf 75,000 Mann geschätzt werden, sowie mehrere feindliche Indianerstämme in diesem Ausweise nicht mit eingeschlossen; mit anderen Worten, über die Zahl der Indianer in den Vereinigten Staaten sind die Angaben des Census ungenügend und unbrauchbar.

Die Ziffern des Census von 1870 geben uns aber noch Anlass zu einer weitergehenden Betrachtung. Wir kennen nämlich genug Leute diesseits des grossen Wassers, welche in ihrer unerschütterlichen Bewunderung des Amerikanerthums und durchdrungen von der Ueberzeugung seiner künftigen Grösse, mit siegesgewisser Miene darauf hinweisen, dass kein Jahrhundert verstreichen werde, ehe die mächtige Yankeerepublik an Einwohnerzahl dem himmlischen Reiche der blumigen Mitte gleich komme oder dasselbe gar übertreffe. Sie meinen einen ganz besonderen Trumpf auszuspielen, wenn sie es als ein Resultat wissenschaftlicher Beobachtungen und darauf beruhender Berechnung darstellen, dass um die Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts die Unions-Staaten 330,846,389 oder gar 497,246,365, also rund 500 Millionen Menschen zählen werden. Bescheidenere Seelen begnügten sich bis an's Ende unseres jetzigen Jahrhunderts zu blicken, um für das Jahr 1900 eine Bevölkerungsziffer von 100 Millionen vorauszusagen. Es verlohnt sich also wohl der Mühe, den wissenschaftlichen Werth dieser kühnen Weissagungen ein wenig zu untersuchen, und wir dürfen uns um so ungescheuter daran wagen, als wir dabei eine durchaus unverfängliche Grundlage, die Arbeit eines Amerikaners, besitzen. Francis A. Walker, seltsamerweise zugleich der Leiter des misslungenen letzten Census, ist die *rara avis*, welche dem Grössenwahnsinn seiner Landsleute gegenüber einmal kein Blatt vor den Mund nimmt und den mit angeblich wissen-

schaftlichen Forschungen getriebenen Schwindel unverholen blosslegt. [1])

Die hundert Millionen des Jahres 1900 spuken nämlich nicht allein in den Köpfen europäischer Schwärmer, denen jedes Wort der Laboulaye'schen Phantasmagorien zum Evangelium wird, diese beten vielmehr nur gläubig nach, was die amerikanische Eitelkeit sich selber vorschwätzt. Bedenklicher ist es aber jedenfalls, vom wissenschaftlichen Standpunkte aus, dass die Quelle dieser Truggebilde zum Theile in den officiellen Censusberichten der Vereinigten Staaten zu suchen ist, welche mehr denn einmal solche Zukunftsberechnungen bis auf ein Menschenbruchtheil genau (100,355,801,$_{76}$!) anzustellen wagten. Die bekannteste aller ähnlichen arithmetischen Prophezeiungen ist indess jene des Elkanah Watson, der 1815 die zehnjährigen Censusziffern von 1820 bis 1900 vorausbestimmte.

Im Jahre 1854 unternahm dann De Bow, der Leiter des siebenten Census, dem schon eine sicherere Grundlage zu Gebote stand, das Gleiche für die noch fehlenden Volkszählungen von 1860—1900. Wir stellen ihre Ziffern mit jenen der effectiven Censusergebnisse in nachstehender Tabelle zusammen:

---

[1]) Francis A. Walker. Our population in 1900. (Atlantic Monthly. Octobre 1873. S. 487—495.)

Census-jahr	Wirkliche Bevölkerung	Positiver Zuwachs	Zuwachs in Procenten aus-gedrückt	Bevölkerung nach Watson	Watson's Irrthum	Bevölkerung nach De Bow	De Bow's Irrthum
1790	3,929,214	—	—	—	—	—	—
1800	5,294,390	1,365,176	34,74	—	—	—	—
1810	7,215,858	1,921,468	36,31	—	—	—	—
1820	9,600,783	2,384,925	33,05	9,626,734	— 8,088	—	—
1830	12,820,868	3,220,085	33,54	12,833,645	— 32,375	—	—
1840	17,619,641	4,798,773	37,43	17,116,526	+ 47,073	—	—
1850	23,067,232	5,447,621	30,92	23,185,368	— 6,508	—	—
1860	31,443,321	—	—	31,753.824	+ 310,503	—	—
1870	38,558,371	—	—	42,328,432	+ 3,550,061	42,813,726	+ 4,255,355
1880	—	—	—	56,450,241	—	58,171,009	—
1890	—	—	—	77,266,989	—	79,036,950	—
1900	—	—	—	100,355,985	—	100,337,408	—

Aus der Betrachtung dieser Ziffernreihen geht zunächst hervor, dass Watson's Berechnungen sich während voller fünf Censusperioden, d. i. fünfzig Jahre lang bis auf ein Procent in wunderbarer Uebereinstimmung befinden. Wenn wir erwägen, dass die Ziffer für 1840 nicht möglich gewesen wäre, wenn die Nullification 1832, wie es mehr denn wahrscheinlich war, der Session vorangegangen wäre; wenn wir bedenken, dass ohne den Misswachs der Kartoffeln 1846—47 die Ziffer für 1850 falsch gewesen, dass endlich ohne der ganz von inneren Ursachen abhängigen grossartigen fremden, besonders deutschen Einwanderung in den fünfziger Jahren (1850—1854) die Ziffer für 1860 um mehr denn eine Million zu hoch gewesen wäre, so werden wir sicherlich keine allzugrosse Meinung von Watson's statistischen Weissagungen gewinnen, die übrigens eingestandenermassen auf der einfachen Annahme beruhen, dass die anfängliche Steigerung der Bevölkerungszahl in ungeschwächten Verhältnissen ununterbrochen fortdauern würde. Watson wettete neunmal auf Roth und fünfmal kam wirklich Roth — in der That ein wunderbares Glück. Zum sechsten Mal aber kam Roth nicht. Der Census von 1870 ist um 3,770,061 geringer als der Voranschlag Watson's und gar um 4,255,355 geringer als jener De Bow's ausgefallen.

Da es gewiss Angesichts einer Bevölkerung von 38½ Millionen 1870 im höchsten Grade irrationell wäre, an 100 Millionen für 1900 zu glauben, so stehen nach Herrn Walker der Speculation noch zwei Wege, zwei Annahmen offen. Man kann nämlich voraussetzen, dass die Ursachen des jetzigen Zurückbleibens der Bevölkerungsziffer ausnahmsweise gewesen seien, welche nicht allein sich in ihren Wirkungen erschöpft, sondern auch deren Wiedereintritt im Laufe dieses Jahrhunderts im höchsten Grade unwahrscheinlich ist; in diesem Falle hätte man bloss das einmalige, sich

jetzt ergebende Minus in Betracht zu ziehen. Es ist aber andererseits auch die Annahme statthaft, dass die Ursachen des gegenwärtigen Minus fort bestehen und auch in Zukunft eine grössere oder geringere Wirkung hervorbringen werden. Dann müssten auch diese für die drei nächsten Decaden berücksichtigt werden.

Wenden wir uns dem ersteren Falle zu. Nimmt man als Durchschnitt des Minus der effectiven Bevölkerung im Jahre 1870 und den Voranschlägen von Watson und De Bow rund 4 Milionen an, so ist es klar, dass es nicht genügt, um diese vier Millionen den Voranschlag für 1900 zu reduciren, da ja diese jetzt fehlenden vier Millionen an der Beschaffung der Gesammtsumme im Jahre 1900 hätten Theil nehmen sollen. Ueber Lebensdauer und Productivität dieser fehlenden vier Millionen Menschen lassen sich nun unmöglich Berechnungen anstellen. Denkt man sich aber den Abgang dieser vier Millionen an alle Altersclassen proportionell vertheilt, so wächst derselbe einer einfachen Regel de Tri zufolge auf zehn Millionen im Jahre 1900 an. Statt 100 Millionen nur mehr 90. Würde das Minus nur die Greise oder die Kinder unter fünf Jahre getroffen haben, so wäre der Verlust kein so erheblicher; am schlimmsten dagegen, wenn die Altersclasse von 20—40 Jahren das jetzige Minus zu tragen hätte; in diesem Falle hätten drei Generationen unter den Ursachen zu leiden, welche die Bevölkerung von 1870 decimirten.

Es handelt sich nunmehr darum zu untersuchen, ob diese Ursachen wirklich solche waren, derer Wiederkehr nicht zu erwarten steht und ob ihre Wirkungen auch vollkommen erschöpft sind. Selbstverständlich dürfen wir gewärtigen, sofort als Ursache des Rückschrittes im Decenium 1860—1870 den unheilvollen Secessionskrieg bezeichnen zu hören. Prüfen wir die Sache indessen näher.

Der officielle Censusbericht pro 1870 vom 21. November 1871 stellt sämmtliche Verluste des Bürgerkrieges in ihrem weitesten Umfange zusammen und beziffert sie mit 1,765,000 Köpfen. Darin sind nicht nur die directen Verluste im Kriege, nämlich Gefallene, an Wunden und Krankheiten Verstorbene, sondern auch der indirecte Ausfall in der Einwandererzahl und, man merke wohl, das durch die Sklavenemancipation verursachte Zurückbleiben des farbigen Elements inbegriffen. Nun kommt freilich noch als nachträgliche Folge des Krieges die Verminderung in der Ziffer der Geburten hinzu. Herr Walker berechnet dieses Minus sehr reichlich auf drei Viertelmillionen. Diess würde also die Gesammtverluste in Folge des Krieges auf ein Maximum von 2 ½ Millionen erhöhen, um welche die Bevölkerungszahl 1870 hätte geringer sein dürfen als die Voranschläge. Es erübrigen also immer noch 1 ½ Million, deren Abgang nothwendigerweise anderen Ursachen als dem Secessionskriege zugeschrieben werden muss. Herr Walker unternimmt es nun, seinen Landsleuten und auch Anderen die Augen darüber zu öffnen, dass diese Ursachen andauernde, ja solche sind, die in der nächsten Zukunft mit noch verstärkter Kraft sich geltend machen werden. War es schon von Watson kühn, nach dem dritten Census eine Regel für die Zukunft aufstellen zu wollen, so war es von De Bow, der nach dem siebenten Census schrieb, noch verwegener, den bisherigen Fortgang auch für die Zukunft zu behaupten. Gerade das langjährige Zutreffen der Watson'schen Progression war ein Argument für, nicht gegen eine demnächst eintretende Wendung.

Und diese Wendung ist gekommen; sie kam, als das Volk der Vereinigten Staaten anfing, sich vom Feldbau zur Fabrikindustrie zu wenden, vom Lande in die Stadt zu ziehen, in prächtigen Häusern zu wohnen und fremden Sitten nachzuhängen. Je

mehr die Linie bodenbebauender Beschäftigung an die grossen Heideflächen heranzieht, je mehr die alten westlichen Staaten sich dem Handel und der Industrie zuwenden, je mehr die Handels- und Industrie-Emporien des Ostens sich verdichten, je mehr das Streben nach *fashion* und socialen Ceremoniel sich der gesammten Bevölkerung bemächtigt, je mehr Nahrung, Kleidung und Lebensweise künstliche werden, je mehr das abscheuliche amerikanische Laster des *boarding* Kinder zu wahrer Last, Verlegenheit (*encumbrances*) macht, je mehr die Entwurzelung der alten ehrbaren Institutionen der Familie sich von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf erstreckt, desto weniger kann es einem Zweifel unterliegen, meint der vernünftige Amerikaner, dass wir den Procentsatz der amerikanischen Bevölkerung in Zukunft von Decennium zu Decenium s i n k e n sehen werden. Die Ursachen hierzu liegen in bisher nicht beachteten und erst seit Kurzem wirksam gewordenen socialen Kräften und Tendenzen des nationalen Lebens. Unter solchen Umständen liegt auch nur eine annähernde Berechnung des Bevölkerungsstandes von 1900 ganz ausser dem Bereiche der Möglichkeit, Herr Walker ist aber offenbar der Meinung, dass sich die grosse Republik glücklich schätzen darf, wenn sie es bis dahin auf siebzig Millionen Köpfe bringt.

Darauf also reduciren sich bei nüchterner Prüfung die grosssprecherischen 300 Millionen des kommenden Jahrhunderts, die 100 Millionen am Abende des jetzigen. Obwohl bekanntlich eine Verdoppelung der Volksmenge in Russland erst in 66 Jahren zu erwarten,[1]) so steht doch ein sehr besonnener Schriftsteller, Anatole Leroy - Beaulieu, dem wir eine gediegene gründliche Studie über Russland verdanken,[2]) nicht an, für dieses

---

[1]) M. Block. L'Europe pol. et soc. S. 30.

[2]) Anatole Leroy Beaulieu. La Russie et les Russes. (Revue des deux-Mondes vom 15. August, 15. September und 15. October 1873.)

schon in zwanzig Jahren nach sehr mässigen Schätzungen eine Bevölkerung von 100 Millionen zu prognosticiren. In der Mitte des nächsten Jahrhunderts dürfte Russland — Alles gestattet diess zu glauben — 130—150 Millionen Einwohner, davon neun Zehntel auf seinem europäischen Gebiete zählen, [3]) welches sich zu jenem der Vereinigten Staaten wie 88,298 zu 142,725 geographischen Quadratmeilen verhält. [4]) Die an Flächenraum etwa anderthalb Mal so grossen, ihres raschen Populationswachsthumes wegen sprichwörtlich gewordenen Vereinigten Staaten werden also beim Erwachen des neuen Jahrhunderts nicht einmal die Volksmenge von Russland erreicht, geschweige denn fünfzig Jahre später das Reich der Mitte übertroffen haben.

Cannstatt, im Januar 1876.

Friedrich von Hellwald.

---

[3]) A. a. O. Revue des deux Mondes. 15. August 1873. S. 772.

[4]) Diesen Ziffern sind jene der Hübner'schen „Statistischen Tabellen“ für 1873 zu Grunde gelegt. Für die Vereinigten Staaten geben sie 169,883 geographische Quadratmeilen, wovon wir Alaska mit 27,158 (nach Behm. Geogr. Jahrb. III. Bd. S. 79) als hier nicht in Betracht kommend, abgezogen haben.

Vorwort.

An

den Ehrenwerthen

Karl Schurz,

Ex-Senator der Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Werthgeschätzter Herr!

„„Innige Beziehungen freundschaftlicher Sympathie zwischen Deutschland und Amerika zu fördern, erscheint mir in staatsmännischer Beziehung als gesunde Politik und ist mir als einem Amerikaner von deutscher Geburt ein Herzenswunsch, und Alles, was in irgend einer Weise einen Schatten auf diese internationale Freundschaft werfen könnte, hat mich immer mit schmerzlicher Sorge erfüllt. Ich nehme nicht Bezug auf die Möglichkeit eines grossen Interessenzwiespaltes zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland; denn, wohin immer das Auge auch blicken mag, kann es in beiden Ländern keine Interessen entdecken, die irgendwie in einen feindlichen Gegensatz gebracht werden könnten. Vielmehr denke ich dabei an ein Vorurtheil, das die eine Nation in den Augen der andern herabsetzen könnte in Folge von verzerrten Auffassungen und einseitigen Kritiken!““

Das Vorstehende, nach einem vorliegenden Berichte (der New-York Tribune) bei Gelegenheit des zu Ihren Ehren am 8. Juni 1875 abgehaltenen Festmahles von Ihnen geäussert, wird gewiss den verdienten Beifall des gebildeten Publikums und jedes denkenden Menschen beider erwähnten Länder finden. Nicht nur ist es höchst unbillig, wenn Jemand seine Ansichten

über ein Land oder Volk auf Grund solcher „Vorurtheile“ bildet, sondern es liegt auch im Interesse beider betroffenen Nationen, dass „verzerrte Auffassungen und einseitige Kritiken“ gebührend in das Licht der Wahrheit gestellt werden. Und wer immer das thut, gleichviel ob er als Staatsmann, wie Sie, dem öffentlichen Leben näher steht oder nicht, erwirbt sich einen gerechten Anspruch auf die Dankbarkeit der also belehrten Völker.

Nun ist es unzweifelhaft wahr, dass

„„das amerikanische Volk in der jüngsten Zeit Etwas an Ansehen in der öffentlichen Meinung Europa's verloren hat.““

Und wenn dieser Verlust, wie Sie behaupten, nur in Folge von „Vorurtheilen“ eingetreten ist, so wäre es sicherlich nicht unangemessen, wenn Sie dieser Behauptung den gebührenden Nachdruck dadurch verleihen wollten, dass Sie durch einfachen Hinweis auf unbestreitbare Thatsachen, welche den „verzerrten Auffassungen und einseitigen Kritiken“ widersprechen, deren Nichtigkeit auf's Klarste an's Licht ziehen. Halten Sie es desshalb dem Schreiber dieses zu Gute, wenn er sein Erstaunen darüber ausdrückt, dass die nachfolgenden Stellen Ihrer Rede, die darauf berechnet scheinen, derartige Vorurtheile anzugreifen, sich weniger mit der Erwähnung unwiderlegbarer Thatsachen befassen, als vielmehr Behauptungen gleichsam als anerkannte Wahrheiten aussprechen, die, weit davon entfernt, sogar in Amerika noch Ursache hitziger Parteistreitigkeiten und Gegenstand zweifelhafter Experimente sind. Solche Behauptungen, die auf der Rednerbühne vor einer Versammlung der Partei ausgesprochen, wohl mit Beifall begrüsst werden würden, sind, nach der Ansicht des Schreibers, ganz und gar nicht geeignet, die Meinungen des denkenden europäischen Publikums zu beeinflussen oder umzugestalten, es sei denn, dass Sie, Herr Schurz, im Stande wären, deren Richtigkeit durch unanfechtbare Beweise über allen Zweifel zu erheben. Um Ihnen Gelegenheit zu bieten, das zu thun, nimmt der Unterzeichnete sich die Freiheit, in Folgendem verschiedene Stellen Ihrer Rede hervorzuheben!

Vorerst erlaubt er sich noch, Ihre Aufmerksamkeit auf die, der Eingangs erwähnten, nächstfolgende Stelle Ihrer Rede zu lenken, die also lautet:

„„Das Verschwinden jenes Gefühls, das in so übermächtiger Weise eine auf Grund bemerkenswerther Errungenschaften plötzlich erzwungene Bewunderung zur Folge hat; finanzielle Unternehmungen unsolider Natur, die in Amerika in Scene gesetzt und hier höchlichst gepriesen wurden und die mehr oder minder Unheil nach sich zogen; oder die Kenntniss der Corruption und der Betrügereien unseres öffentlichen Lebens ....““

Nun, mein Herr, wenn Sie zugeben, dass dies Thatsachen sind, glauben Sie nicht, dass solche Thatsachen allein hinreichen, die Einbusse an Achtung, die das amerikanische Volk in der jüngsten Zeit vor der öffentlichen Meinung Europa's erlitten, nicht nur zu erklären, sondern sogar zu rechtfertigen? Oder möchten Sie behaupten, dass das denkende europäische Publikum solchen Thatsachen gegenüber die Augen verschliessen und denselben keinen Einfluss auf sein Urtheil gestatten solle? Zur letzteren Auffassung scheinen die folgenden Stellen Ihrer Rede zu berechtigen, worin Sie sich des weiteren darüber als über ein der amerikanischen Nation zugefügtes Unrecht beklagen, dass Europa von den Enthüllungen amtlicher Betrügereien und Spitzbübereien, die, wie Sie wohl nicht bestreiten werden, in letzter Zeit ungewöhnlich zahlreich vorgekommen, Notiz nehme! Nun verlangen Sie etwa, dass das Publikum Europa's sich die Augen verbinde und die Ohren verstopfe, um von den amerikanischen Skandalen nichts zu gewahren?

Aber Sie behaupten, dass, indem das Publikum diese Enthüllungen bemerkt, dasselbe nur die Schattenlinien der amerikanischen Zustände beobachte, ohne die Lichtseiten in Betracht zu ziehen? Bitte, worauf stützt sich diese Behauptung? Sprachen Sie nicht eben vorher von einer „Bewunderung“ und von dem „höchlichst gepriesen werden“ amerikanischer Zustände? Nun, gehört das zu den Schatten- oder zu den Lichtseiten des Gemäldes? Verlangen Sie von dem unparteiischen Beobachter, dass er sich ein richtiges Bild dadurch mache, dass er nur die Lichtseiten in Erwägung ziehe, die zugehörigen Schatten aber unbeachtet lasse?

Zur Verstärkung dieser Ihrer Stellung aber treten Sie mit einer Behauptung hervor, die nähere Beleuchtung verdient,

da sie die seltene Eigenschaft besitzt, zugleich einzig in ihrer Art und doppelsinnig zu sein. Sie sagen:

„„Nur Corruption, die im Verborgenen wuchert, kann eine tödtliche Krankheit sein!““

Erlauben Sie mir, Herr Schurz, diese Ihre Behauptung als ganz und gar unrichtig hinzustellen und Sie zum thatsächlichen Beweise derselben aufzufordern! Weit davon entfernt, dass im Geheimen wuchernde Corruption (die mehr oder minder zu jeder Zeit und überall existirt und deren vollständige Unterdrückung eine einfache Unmöglichkeit!) eine tödtliche Krankheit sei, wird Corruption erst dann zu einer solchen, wenn sie frech und unverschämt sich nicht mehr scheut, ihr vom Laster zerfressenes Angesicht im vollen Lichte des Tages zu enthüllen, wenn sie der öffentlichen Meinung keck die Spitze bietet, sie einschüchtert und zu ihren Gunsten dienstbar macht! Ist das Letztere, wie Sie zuzugeben scheinen, in den Vereinigten Staaten der Fall, so behaupte ich, dass dann die Vereinigten Staaten todtkrank darniederliegen! Und ich wäre sehr neugierig zu erfahren, mit welchen geschichtlichen Beweisen Sie Ihre kühne Behauptung, dass nur im Verborgenen wuchernde Corruption, von der kein Mensch etwas gewahr wird, eine tödtliche Krankheit sein könne, zu bewahrheiten gedenken!?!

Aber ich kann den Doppelsinn, der in dieser Phrase, in Verbindung mit den nachfolgenden Stellen Ihrer Rede liegt, nicht mit Stillschweigen übergehen. Denn dieselbe enthält nichts mehr und nichts weniger, als eine versteckte Andeutung, dass Corruption, die in den Vereinigten Staaten offen vom Tageslicht beleuchtet werde, in Europa und speciell in Deutschland, das gleich darauf namhaft gemacht wird, im Verborgenen als eine tödtliche Krankheit wuchere! Nun, Herr Schurz, wenn, wie Sie damit andeuten, Sie davon unterrichtet sein sollten, dass in Deutschland und in andern Ländern eine Corruption, die mit der in den Vereinigten Staaten bestehenden vergleichbar ist, im Verborgenen wuchere, so möchte es angemessen erscheinen, dem Publikum eine solche höchst wichtige Entdeckung nicht vorzuenthalten! Ueberdies würden Sie schon um deswillen gut thun, der Welt die Gründe vorzulegen, die Sie zu einer solchen Behauptung bewegen, weil

dieselbe im Unterlassungsfalle als eine blosse Unterstellung aufgefasst werden könnte.

Nachdem Sie auf diese Weise recht kräftig Einspruch dagegen erhoben haben, dass irgend ein denkender Mensch, der sich ein wahres Bild der Zustände in den Vereinigten Staaten zusammenzustellen versucht, den dort zu bemerkenden Schatten in dasselbe hineintrage, gehen Sie sogleich darauf über, die Aufmerksamkeit auf die Lichtseiten dieser Zustände zu lenken. Es ist das eben nichts Neues, da es seit langen Jahren allgemeiner Brauch bei allen Jenen war, deren glühende Beschreibungen die Bewunderung, von der Sie eben sprachen, erzwungen haben. Und ebensowenig ist es tadelswerth wenn Jemand die Lichtseiten eines Gemeinwesens, dem er als Bürger angehört, mit Vorliebe herauskehrt. Nur muss dies, wenn es auf ein denkendes Publikum Eindruck machen soll, in der Weise geschehen, dass anerkannte Thatsachen zu diesem Zwecke herbeigezogen werden. Leider ist es wahr, dass Sie dieses unentbehrliche Erforderniss schleunigst ausser Acht liessen. Nachdem Sie demselben in einem Falle gerecht geworden, nämlich, indem Sie von dem „Unternehmungsgeiste und der unüberwindlichen (?) Energie“ sprachen, die die Wildnisse eines ganzen Continents überwunden (es wäre richtiger gewesen, zu sagen: überlaufen) hat, ergehen Sie sich in Behauptungen, von der schon oben erwähnten Art, zwar vollkommen für eine Versammlung Ihrer Parteifreunde geeignet, in einer Versammlung denkender, unparteiischer Männer aber schwerlich am Platze. Sie sagen z. B.:

„Dieses Volk verstand Gesetze zu machen, die den Bedürfnissen vieler verschiedener Nationalitäten vollkommen entsprachen.“

Nun, das „vollkommen Entsprechende“ dieser Gesetze ist gerade Gegenstand des Experimentes, dessen Ausfall mindestens zweifelhaft ist! Und ferner ist es eine Thatsache, dass, weit davon entfernt, Gesetze den Bedürfnissen vieler verschiedener Nationalitäten anzupassen, man in Amerika nicht nur n i c h t daran gedacht hat, dies zu thun, sondern man sogar ein Princip als einzig massgebend beobachtet hat, welches eine solche Anpassung geradezu verbietet! Dieses Princip, welches zu vertheidigen Sie sich ganz besonders zur Aufgabe gemacht,

behauptet ohne Weiteres, dass eine Anerkennung der „Verschiedenheiten" der Nationalitäten durch das Gesetz nicht nur ungehörig, sondern sogar ein Verbrechen gegen die Menschheit, gegen die „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit" und gegen die „Humanität" sei, und dass anstatt solche Gesetze zu machen, es vielmehr die Pflicht jedes Menschen sei, etwa bestehende Gesetze solcher Art hinwegzuräumen, und die „gänzliche gesetzliche Gleichheit aller Menschen ohne Rücksicht auf Race, Nationalität und vorherige Lage derselben" herzustellen. Es möchte also scheinen, dass Ihre obige Behauptung mit den Thatsachen ganz und gar im Widerspruche sich befindet!

Eine ähnliche Behauptung, jedes Beweises ermangelnd, stellen Sie auf, wenn Sie sagen:

„Dieses Volk hat bei der Lösung politischer und socialer Fragen Erfolge gehabt . . !"

Was sind das für Fragen, die so erfolgreich gelöst worden sind? Etwa die Indianerfrage? Oder die Negerfrage, von der sich allerdings manche Leute einbilden, dass sie gelöst sei? Glauben Sie wirklich, dass diese Lösung ein Erfolg gewesen? Wenn Sie das thun, wäre es nicht gut der Welt zu zeigen, worin die Vortheile, die das gemeine Wohl durch diese Lösung davongetragen, eigentlich bestehen?

Sie fahren fort:

„Dieses Volk opferte freiwillig für den Bestand der Gesammtnation und für die Ideen der Freiheit aller Menschen mit der vollkommenen Willfährigkeit der wahren Vaterlandsliebe das Blut seiner Söhne, und es schüttete den Reichthum, der mit bitterer Mühe gewonnen war, in einem endlosen Strome aus . . "

Sehr hübsch gesagt, und sicher, den Beifall ihrer Parteifreunde zu gewinnen! Aber erlauben Sie einem unparteiischen Menschen die Frage: Wer waren eigentlich die menschlichen Brüder, deren Freiheit mit so grossen Opfern errungen ward? Waren es die eigenen Söhne des Volkes? Vielleicht haben sogar Sie davon gehört, dass es eine Partei gibt, deren Zahl in den Vereinigten Staaten durchaus nicht unbeträchtlich ist, und die da behauptet, dass man die Freiheit nur für den Neger gewonnen, und dies auf Kosten der Freiheit, des Wohl-

standes und des Glückes einer dreifachen Anzahl, endlich auf Kosten des Lebens des vierten Theils der Anzahl weisser Menschen geschehen sei. Um diese Verläumdung zu widerlegen, wollen Sie nicht die Güte haben nachzuweisen, was die Weissen des Landes durch ihre Opfer gewonnen haben? Oder glauben Sie nicht, dass gerechter Weise Vortheile denen zufallen sollten, die die Opfer brachten? Dies sind höchst interessante Fragen, deren Beantwortung das denkende Publikum Ihnen dankend in seiner Achtung vergelten würde. Worin bestehen und wie gross sind die bestimmten Vortheile, die das Menschengeschlecht diesen Opfern zu verdanken hat?

Was die „Vaterlandsliebe" betrifft, so erlaube ich mir zu bemerken, dass Sie meines Wissens der erste Staatsmann sind, der auf einen Bürgerkrieg als auf eine Bethätigung von Vaterlandsliebe blickt. Bis jetzt sind alle Geschichtsschreiber, Staatsmänner und Philosophen darüber einig gewesen, dass ein solches Ereigniss an und für sich den bündigsten Beweis liefere, dass Vaterlandsliebe von Parteigeist und Localpatriotismus in den Hintergrund gedrängt worden. Wenn diejenigen, die sich für Erhaltung des Gesammtvaterlandes schlugen, Söhne des Landes waren, so waren diejenigen, die sich für die Trennung schlugen, gewiss nicht weniger (thatsächlich sogar in weit grösserem Verhältniss, da sich unter Ersteren viele, unter den Letzteren beinahe gar keine Fremden befanden) „Söhne des Landes!"

Aber der Gegenstand der „Vaterlandsliebe" ist überhaupt der Art, dass ich Sie darüber um Aufklärung angehen muss. An einer ganzen Anzahl Stellen Ihrer Rede rühmen Sie dieses Gefühl! Sie sprechen von dem grossen nationalen Geiste Deutschlands, und von den Schlägen die derselbe geführt hat, von der Grösse Deutschlands, von Ihrem „alten" und von Ihrem „neuen" Vaterlande!" Alles das setzt mich in Erstaunen! Denn sind Sie nicht ganz derselbe Mann, den ich so oft in bewegter Sprache über die Gleichheit und Brüderlichkeit aller Menschen, und über die Pflicht, diese „alle Menschen" gleicherweise zu lieben, habe sich ergehen hören? Wie stimmt erklären Sie mir, die gleiche Liebe zu allen Menschen mit dem Vorzuge überein, den Sie vermittelst des Gefühles der Vaterlandsliebe und der Nationalität einem, oder in Ihrem

Falle, zweien bestimmten Ländern und Völkern in Ihrem, alle Menschen in Liebe umfassenden Busen einräumen? Ist nicht die ganze Erde oder vielmehr die ganze Welt gleicherweise Ihr Vaterland? Sind nicht alle Menschen Ihre Brüder und Weltmitbürger? Wie können Sie es mit Ihrem Gewissen vereinbaren, sich über die Schläge zu freuen, die Ihre deutschen Brüder ausgetheilt, und die Ihre gleichgeliebten menschlichen Brüder, die französischen Weltbürger, davongetragen? Alles das sind für den Unterzeichneten geradezu Räthsel, für deren erfolgreiche Lösung er Ihnen, Herr Schurz, gern Dank schulden würde! Er ist übrigens überzeugt, dass es einem Staatsmanne und Socialpolitiker Ihres Ranges ein Leichtes sein wird, nicht nur das Geheimniss dieses Räthsels, sondern alle hier geäusserten Bedenken vollständig in einer Weise aufzuklären, die keinen weiteren Einwand zulässt!

Bereits seit einer Reihe von Jahren hat sich bei dem Verfasser die Ueberzeugung festgesetzt, welcher Sie in der Eingangs erwähnten Stelle Ausdruck gaben, nämlich: dass verzerrte Auffassungen und einseitige Kritiken amerikanischer Zustände, die in der vergangenen Zeit, — so zu sagen, — modern waren, berichtigt zu werden verdienten. Denn das Interesse der amerikanischen Nation, die allgemach ihre Kinderschuhe ausgetreten und zur vollen Grösse des reiferen Alters herangewachsen war, einer Grösse, die die volle Unabhängigkeit der Bevölkerung der Vereinigten Staaten gegenüber irgend welchen, etwa versuchten, Eingriffen und Einmischungen fremder Mächte unbedingt sicher stellte, verlangt, dass diese Nation endlich aus ihrer bisher eingenommenen Ausnahmestellung heraustrete und künftighin ihr Ansehen nicht mehr wie bislang zum grossen Theil auf blosse Annahmen und Versprechungen, sondern vielmehr, gerade wie das aller andern Völker, nur auf thatsächliche Leistungen und ihre wirkliche, sehr bedeutende Leistungsfähigkeit gründet. Um einen seinen schwachen Kräften entsprechenden Beitrag zur richtigen Würdigung nicht der eingebildeten, sondern der thatsächlichen Verhältnisse in der amerikanischen Republik zu liefern, verfasste der Unterzeichnete das Werk, dem dieser Brief als Vorwort dient.

Während dies der eigentliche Beweggrund ist, gaben

mehrere Nebenursachen den Anstoss zur dermaligen Ausführung dieser Absicht. Einer davon mag in einer, auf verzerrter Auffassung beruhenden einseitigen Schilderung der Verhältnisse der Republik der Vereinigten Staaten gesucht werden, die in der Culturgeschichte des Herrn G. Friedr. Kolb zu finden ist. Dieses Werk kam dem Verfasser unter die Augen, als er im Winter 1873 auf 1874 sich die Langweile und Schmerzen eines hartnäckigen Rheumatismus, den er sich als patriotischer Freiwilliger im Kampfe für das Menschenrecht der „schwarzen Brüder“ zugezogen, zu vertreiben suchte.

Das Studium der obigen Culturgeschichte, die er als von einem berühmten Statistiker, vermuthlich also einem Manne der trockenen Thatsachen und nicht der lebendigen Phrase verfasst, mit grossen Erwartungen in die Hand nahm, bereitete ihm leider eine vollständige Enttäuschung. Denn schon die ersten sieben bis acht Lieferungen zeigten zur Genüge, dass es dem Autor nicht darum zu thun war, die Geschichtswissenschaft zu bereichern, sondern dass dieser Herr vielmehr die klar zu Tage tretende Absicht hatte, das Urtheil der Leser von vornherein zu bestimmen, natürlich zu Gunsten der Ansichten, die er privatim für die richtigen hielt. Kurz heraus zu sagen: Sein Werk war nicht, wie es zu sein vorgab, ein wissenschaftliches, das als solches mit individuellen Ansichten und Glaubensartikeln nichts weiter zu thun hat als von ihrem thatsächlichen Vorkommen Notiz zu nehmen, sondern eine unter dem Deckmantel der Wissenschaft abgefasste Vertheidigungsschrift gewisser Doktrinen, die von Herrn Kolb und der Partei, der auch Sie Herr Schurz angehören, Principien genannt werden. Den Glauben, den der Culturgeschichtsschreiber Herr Kolb in seinem Werke verfocht, könnte man ungefähr in folgenden Worten zusammenfassen:

„Dass die sogenannte Freiheit das grösste Glück für das Menschengeschlecht sei, und in Vergleich mit ihr jedes andere Element des Glückes gar keine Beachtung verdiene, ja dass eigentlich die Freiheit allein schon an und für sich Glück. Ferner dass diese Freiheit nur unter der sogenannten republikanischen Regierungsform gedeihen könne; demnach nur Nationen unter republikanischen Regierungsformen glücklich sein könnten, alle anderen Völker unglücklich und elend sein müss-

ten, und die republikanische Regierungsform, die eigentliche Form der Freiheit, die unfehlbare Eigenschaft besitze, jedes Volk, das sie annähme, glücklich zu machen."

Um diesen Glaubenssatz zu beweisen, lag ihm natürlich die Aufgabe ob, zu zeigen, dass alle republikanischen Völker im Glücke, alle nicht-republikanischen dagegen im Elende gelebt hätten. Er löste diese Aufgabe auf sehr einfache Weise, die für den Verfasser dieses den Vorzug der Neuheit nicht besass, da er sie in den Reden amerikanischer Parteiversammlungen und in den Artikeln der Parteizeitungen bereits bis zum Ueberdruss studirt hatte. Diese Weise bestand nämlich darin, in den Schilderungen ehemaliger und gegenwärtiger Republiken regelmässig zu unterlassen, die Schattenseiten der Zustände hervorzuheben, dagegen in den Schilderungen nicht-republikanischer Staaten und Völker die umgekehrte Taktik zu befolgen, nämlich die Schattenseiten in den Vordergrund und alle Lichtseiten in den kaum wahrnehmbaren Hintergrund zu rücken.

Auf diese geistreiche Weise mag er denn auch die Richtigkeit seines Glaubensatzes zur Befriedigung seiner gläubigen Parteigenossen bewiesen haben. Aber nicht zur Befriedigung des Unterzeichneten! Dieser sah sich veranlasst ein Paar Stunden der Abfassung einer kurzen Kritik zu widmen, worin Eine Satzperiode genügte um auf die in den Vereinigten Staaten offen zu Tage liegenden Schattenseiten hinzuweisen und damit das lichtglänzende Gemälde des Herrn Kolb zu berichtigen.

Dieser Satz nun, der getrennt von dem Reste der Kritik, im „Ausland" veröffentlicht wurde, und der auf Seite 65 des vorliegenden Werkes zu finden, gab einigen deutschen Zeitungen Amerika's Grund den Verfasser anzugreifen, weil (um Ihre Worte, Herr Schurz, zu gebrauchen)

„wenn ein Bild entworfen wird, in dem das Licht ausgelassen, so wird, wenn auch jede einzelne Schattenlinie an und für sich richtig sein mag, der Gesammteindruck ein gänzlich falscher sein!"

Die Bemerkung, an und für sich vollkommen wahr, passte eben um deswillen nicht auf den Verfasser, weil derselbe durchaus nicht die Absicht hatte, ein vollständiges Bild der Zustände

der Vereinigten Staaten zu liefern, sondern nur die Kolb'schen Schilderungen (P. 477, 700, 701, Band II.) gebührend vervollständigen wollte.

Die in dieser Episode geschilderte Erfahrung des Verfassers ist der Grund, warum er, als er Sie in Ihrer Eingangs erwähnten Rede gegen „verzerrte Auffassungen" und „einseitige Kritiken" zu Felde ziehen sah, auf die Vermuthung kam es möchte wohl auch denjenigen Kritiken, die Sie dabei im Auge gehabt, die ehrliche Absicht unterliegen, eine früher bestandene, nur rosig gefärbte Auffassung der Zustände in den Vereinigten Staaten wahrheitsgemäss zu ergänzen. Seit einem halben Jahrhundert oder sogar schon länger hat die Partei, der Sie angehören, es sich zur regelmässigen Aufgabe gemacht, die Vorstellung zu verbreiten, dass in der amerikanischen Republik die vollkommene Lösung der socialen Frage nicht nur gefunden, sondern bereits verwirklicht, die Verfassung und Regierungsform dieser Republik gewissermassen der endlich aufgefundene Stein der Weisen; endlich Armuth, Elend und Leid, wie es in den europäischen Staaten unzweifelhaft immer bestanden und besteht, in der grossen Republik unmöglich sei, da man, wenn dieselben drohend herannahen sollten, eben gar Nichts weiter zu thun hätte, als ihnen den besagten Stein der Weisen, auf welchem die feierliche Inschrift zu lesen: „dass alle Menschen das gleiche natürliche Recht auf Freiheit und auf Glück besässen," entgegenzuhalten, welch' billige und mühelose Procedur vollkommen genügen würde, jene unliebsamen und ungebetenen Gäste vom Betreten des Gebietes der Vereinigten Staaten zurückzuhalten u. s. w.

Es ist eine der dringendsten Nothwendigkeiten der Gegenwart geworden, dieses verzerrte, einseitige und vorurtheilsvolle Gemälde zu berichtigen oder zu beseitigen. Denn die Zeit naht nicht nur, sondern ist hereingebrochen, in welcher der besagte Stein der Weisen vollauf Gelegenheit hätte, seine glückerhaltende und glückspendende Kraft zu beweisen, wenn er sie besässe. Gegenwärtig sieht es gerade so aus, als ob dieser unvergleichlichste aller Edelsteine ein recht gewöhnlicher Kieselstein wäre! —

Die Berichtigung dieses Zerrbildes ist nicht nur im Interesse der Massen der europäischen Bevölkerung geboten,

welche, weil man dasselbe ihnen beständig vor Augen hielt, sogar mit solchen Zuständen und Uebeln unzufrieden waren, deren Beseitigung innerhalb der menschlichen Gesellschaft einfach eine Unmöglichkeit; sondern ebensowohl im Interesse der grossen Masse der Bevölkerung der Vereinigten Staaten selbst.

Denn die Letztere ist durch den ihr eingeimpften Glauben an die unbedingte Wahrheit dieses Trugbildes zur Ueberzeugung gebracht worden, dass alle Uebel der menschlichen Gesellschaft in der grossen Republik gänzlich und für immer beseitigt worden seien; dass demnach weiter gar nichts zu thun übrig bliebe, um in den Segnungen der Freiheit zu schwelgen, als sich eben dem süssen Nichtsthun des blossen Genusses besagter Segnungen hinzugeben. Im festen Vertrauen darauf warfen sich die Amerikaner in den Schatten des glorreichen Freiheitsbaumes, und erwarteten, dass ihnen während sie angenehm träumten, die süssen Früchte von selbst in den offenen Mund fallen möchten. Da begannen sie vor Kurzem auf einmal zu spüren, dass die glühende Sonne ganz unerträglich ihre versengenden Strahlen über sie ergiesse. Erstaunt rieben sie sich die Augen, blicken in die Höhe, und sehen so gut es eben im blendenden Sonnenlichte geht, — was? Nichts Anderes als dass der dichtbelaubte, grünende, blühende und fruchttragende Baum der Freiheit, unter dessen Schatten sie sich zum Genusse des ewigen Friedens und der anderen Früchte der Freiheit niedergelegt, wie ein verdorrtes Besenreis seine Zweige in die Luft streckt und über und über von unzählbaren gefrässigen Insekten, Raupen, Bohrwürmern und sonstigen Schmarotzern bedeckt ist, die auf's Eifrigste sogar die Holzsubstanz der trockenen Zweige und des Stammes selbst verzehren! —

Nun, der Schreiber dieses bekennt sich ohne Umschweife zu der Ansicht, dass wenn dieses Volk nicht den unbedingten Glauben an die innere Vortrefflichkeit und die unverwüstliche Kraft des Baumes der Freiheit gehegt hätte, es diesen recht wohl, allerdings mit etwas Aufmerksamkeit, unangenehmer Mühe und Arbeit, bis heute in recht gutem, blühendem und fruchttragendem Zustande hätte erhalten können. Und er hat ferner die Ansicht, dass wenn dieses Volk seinen so hochgeschätzten Freiheitsbaum heute überhaupt noch erhalten will, es allerhöchste Zeit sei, mit Aufbietung aller Kräfte nicht nur

die sich mästenden Schmarotzer, sondern, was viel schwieriger, deren Eier und junge Brut zu vernichten!

Dass einsichtsvolle Amerikaner selbst die Gefahr, die drohend vor ihnen steht, zu bemerken anfangen, zeigt unter anderem, der im Text des Buches (Seite 81—85) gegebene einleitende Abschnitt einer Brochüre, die deren Verfasser einige Monate nach der Episode mit der sogenannten Culturgeschichte des Herrn Kolb dem Schreiber dieses zusandte. Die in diesem Abschnitte gegebene Schilderung amerikanischer Zustände, in ihren einzelnen Zügen unbestreitbar richtig, gibt ein viel wahreres Bild der grossen Republik, als das (oben angedeutete) ist, welches die gläubigen Bekenner der sogenannten „Principien" zu verbreiten belieben. Nur kann Schreiber dieses mit dem Verfasser desselben nicht in dem Glauben übereinstimmen, dass eine blosse Veränderung des Wahlmodus, die jener vorschlägt, genüge, die vorhandenen Schäden und Uebel zu beseitigen. Er ist leider schon seit einer Reihe von Jahren zur Ueberzeugung gelangt, dass die „Ursachen der Corruption" keine oberflächlichen, sondern sehr tiefliegende und die Wurzeln des Freiheitsbaumes, die sogenannten „Principien," welche heut als maassgebende Richtschnur bei der Gründung von Staatsgebäuden im Gebrauche sind, selbst die junge Brut der Schmarotzer hegen und grossziehen, deren gefrässige Thätigkeit die Früchte der Freiheit vernichtet!

In diesem Sinne versuchte der Schreiber schon im Sommer 1874 seine Ansicht über die „Ursachen der Corruption" in einigen kurzen Zeitungsartikeln darzulegen, fand aber bei dem Versuche, dass der Gegenstand eine viel ausgedehntere Behandlung erfordere, als im Raume einiger Zeitungsartikel. Zu gleicher Zeit sah er ein, es werde sogar unmöglich sein, im freien Amerika auch nur e i n e Zeitschrift zu finden, die einer solchen, dem allgemeinen Vorurtheil schnurstracks in's Gesicht schlagenden Auffassung ihre Spalten öffnen möchte.

Dies bewog ihn, seine Auffassung der Zustände in dem vorliegenden Werke zusammenzustellen, in welcher Gestalt er sie dem U r t h e i l e d e s d e n k e n d e n Publikums unterbreitet, wobei er bemerkt, dass die Abfassung des Buches in den Winter 1874 auf 1875 fällt, auf welche Periode sich auch die hier mitgetheilten Schilderungen beziehen. Veränderungen,

die sich seither, jedoch nur in ganz unwesentlichen Details ergaben, konnten leider keine Berücksichtigung mehr finden. Dass die grosse Mehrheit allenthalben und namentlich in den Vereinigten Staaten seine Auseinandersetzung nicht mit Wohlgefallen aufnehmen wird, ist leider eine unvermeidliche Gewissheit. Denn um der Wahrheit zum Siege zu verhelfen, ist es unumgänglich nöthig, die der menschlichen Eitelkeit so ungemein schmeichelnden Wahngebilde unbarmherzig zu zerreissen und durch die Auffassung zu ersetzen, dass der Mensch eben ganz und gar weiter nichts ist, als ein mit einer überlegenen Gehirnentwickelung begabtes Geschöpf, welches in aller und jeder Beziehung den gemeinen Naturgesetzen unterworfen ist!

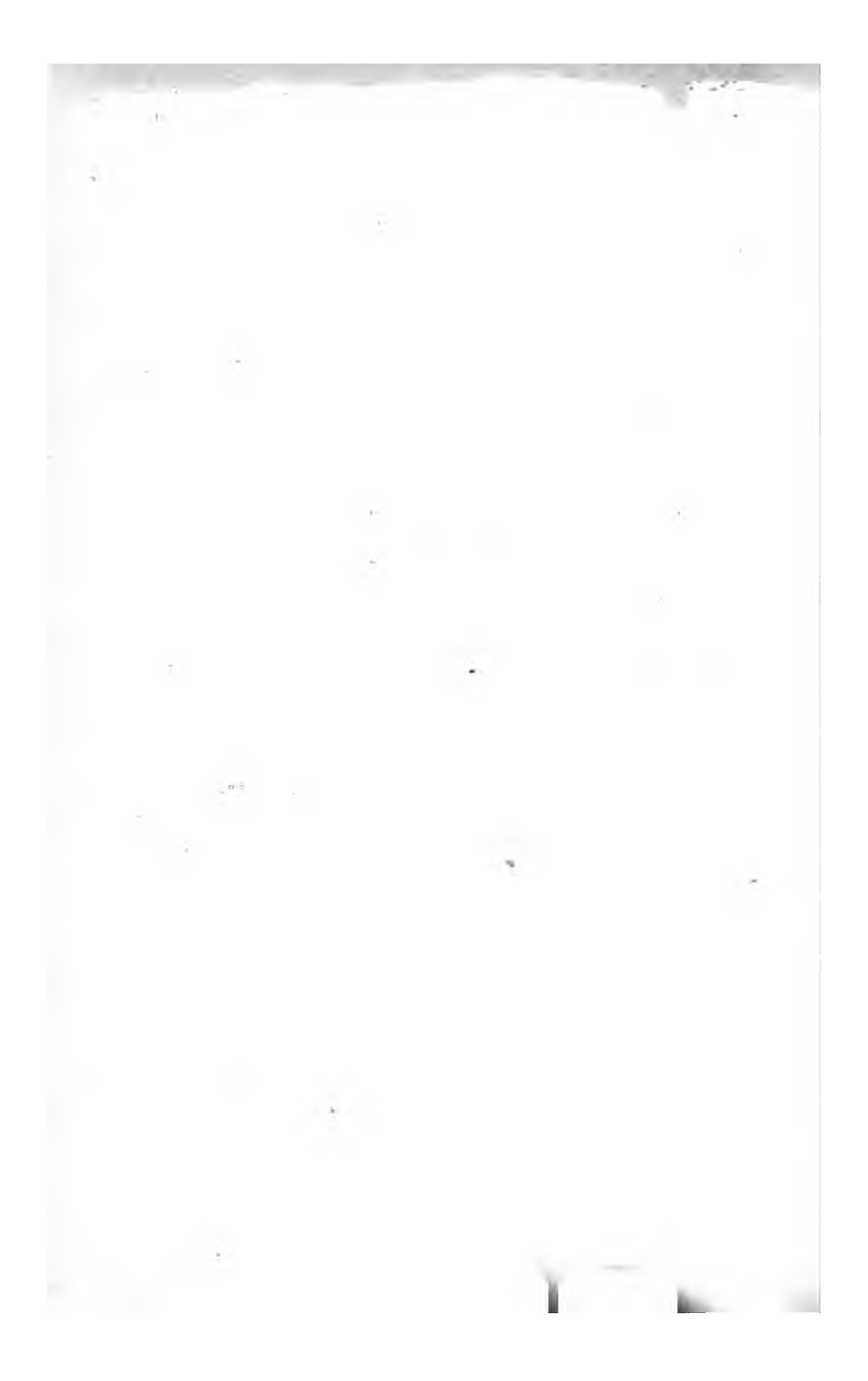
Während demnach die grosse Masse den Ansichten des Verfassers Sympathie zu schenken vorläufig nicht geneigt sein dürfte, gibt es in den Vereinigten Staaten eine andere Classe, deren active Feindschaft gegen die in diesem Werke dargelegte Auffassung zu erwarten steht. Es sind das diejenigen unternehmenden Leute, die es für die patriotische Pflicht jedes Vereinigten-Staaten Bürgers erklären, dem Auslande nur rosiggefärbte Bilder vorzulegen und die Schattenseiten sorgfältig zu verbergen, weil — man höre und staune über den Begriff von Ehrlichkeit, die sich in dieser Forderung ausspricht — sonst der Credit der Vereinigten Staaten sinken möchte. Diese Leute verlangen allen Ernstes, dass ein Jeder gewissermaassen als Hochverräther erklärt werde, der sich nicht dazu versteht, den Europäern eine einseitige Auffassung der Verhältnisse beizubringen und jene damit in Stand zu setzen, die speculativen Credit-Geschäfte, denen sie schon seit Jahren obliegen, auch fernerhin erfolgreich fortzusetzen!

Der Verfasser ist übrigens überzeugt, dass Sie, Herr Schurz, von den Beweggründen dieser Classe nicht berührt werden. Wenn Sie dennoch gegen die Darlegung der Schattenseiten der Vereinigten-Staaten-Zustände protestiren, so glaubt er, dass der Grund nur darin zu suchen, dass es Ihnen, als Verfechter der „Principien" unangenehm ist, wenn Mängel und Uebel da entdeckt werden, wo den Versprechungen der „Principien" gemäss keine zu finden sein sollten. Nun gestatten Sie mir, Ihnen zu sagen, dass es dem Verfasser dieses Werkes

grade so angenehm wäre, als es Ihnen und allen Gläubigen dieser „Principien" nur sein kann, wenn deren vollständige Richtigkeit als über allen Zweifel erhaben bewiesen würde. Denn er lebt gerade so gern in einer Welt, aus der alle Uebel durch blosse Proclamirung des Grundsatzes: Freiheit, Bildung und Wohlstand für Alle," hinweggeschafft werden könnten, als Sie, und bedauert auf's Lebhafteste, dass diese wirklich bestehende Welt so ungemüthlicher Natur ist, dass Uebel, Elend und Leid aller Art unter den Menschen eben nur durch fortgesetzte, angestrengte und sehr unangenehme Thätigkeit der Arbeit und des Kampfes nicht überwunden, sondern nur einigermassen in Schranken gehalten werden können. Er würde demnach unbeschreiblich glücklich und Ihnen zu ungemessenem Danke verpflichtet sein, wenn Sie ihm beweisen könnten, dass der Theil seiner in diesem Werke niedergelegten Ansichten, der den Versprechungen Ihrer „Principien" widerspricht, lediglich auf Missverständniss und verzerrten Auffassungen beruhe. In der Hoffnung, dass Ihnen dies vollständig gelingen werde, empfiehlt sich Ihnen zur Belehrung und Bekehrung!

Im Juli 1875.

Der Verfasser.



Die gegenwärtigen Arbeitsverhältnisse in den Vereinigten Staaten.

Seit einiger Zeit zeigt sich in dem Personenverkehr zwischen den verschiedenen Häfen Europa's, besonders Deutschlands und Englands, und der Vereinigten Staaten Amerika's die auffallende und bisher noch nie dagewesene Erscheinung, dass die Anzahl der von Amerika nach Europa reisenden Passagiere beträchtlich grösser ist, als jener, die den entgegengesetzten Weg nach dem gelobten Lande jenseits des Oceans einschlagen. Die grossen Schaaren der europäischen Auswanderer, denen gegenüber die geringe Anzahl der von Amerika rückkehrenden Reisenden gar nicht in Betracht kam, sind auffallend klein geworden, und obwohl die Zahl der Letzteren bedeutend zugenommen hat, klagen dennoch die Beförderungsgesellschaften, denen hauptsächlich die Menge der Ersteren die Gewinnste abwarf, die sie in den letzten zehn Jahren in Stand setzten, die Anzahl ihrer grossen Dampfer zu verdreifachen, über sehr, sehr flaue Zeiten. Blos die von Bremen aus fahrende Gesellschaft des „Norddeutschen Lloyd" hat seit dem Herbste 1874 die Anzahl ihrer Fahrten so verringert, dass ungefähr 14 ihrer grossen Dampfschiffe an den Werften Bremerhafen's unthätig liegen, und sogar die beschränkte Anzahl derer, die noch den Verkehr vermitteln, fahren von Bremen nach New-York mit sehr schwacher Passagierliste. Frägt man nach dem Grunde dieser gänzlich ungewohnten Erscheinung, so hört man einstimmig von allen Seiten den Ruf: „Schlechte Zeiten in Amerika!" —

„Schlechte Zeiten in Amerika?" frägt verwundert Mancher, dem all' die wunderbaren Geschichten von dem unerschöpflichen Reichthume des neuen Eldorado's in den Ohren klingen.

„Schlechte Zeiten in Amerika", dem Lande, das wie der Schulmeister den Kleinen lehrt, so gross ist, als beinahe ganz Europa zusammengenommen, — das von Fruchtbarkeit strotzt — in dem Millionen und aber Millionen Acker unbebauten Landes nur des Pfluges warten, um reiche Ernten zu geben, — und in dem das wirkliche echte Gold und Silber, woraus man Dukaten, Thalerstücke und alles sonstige Gold- und Silbergeld machen lassen kann, wenn man es nur ausgräbt und in die Münze bringt, im Erdboden in Masse zu finden ist!! —

Ja, lieber Leser, so unglaublich es auch erscheinen mag, es sind wirklich schlechte Zeiten in Amerika! Es ist wirklich wahr, dass in dem reichen Lande die Geschäftsleute allenthalben der Zukunft mit Sorgen und Bangen entgegensehen, ungewiss, ob sie ihnen Gelegenheit bieten werde, genug zu verdienen, den drohenden Bankerott abzuwehren, — wirklich wahr, dass die Fabriken allerorts gänzlich oder theilweise stille stehen, dass das Geklapper der Mühlen und der Klang der Hämmer in den Eisenwerken verstummt ist, — dass die schlanken Schornsteine, deren dicke Rauchwolken sonst die Umgegend in Schatten hüllten, dastehen, wie hohe Säulen, die von vergangener Pracht Zeugniss ablegen, — dass in allen Städten und Fabriksdistrikten Tausende und Zehntausende von Arbeitern müssig sind, und sich umsonst nach Beschäftigung und Verdienst umschauen! Ja, es ist wahr, dass ihnen Hunger und Noth in's Gesicht starren, wahr in demselben Amerika und zu derselben Zeit, als der Bauer des Westens sein Korn als Feuerungsmaterial verbrennt, weil schlechte Zeiten sind und er es nicht verkaufen kann und deshalb auch nicht Geld genug übrig hat, um Holz und Kohlen für das Feuer auf seinem Heerde anzukaufen!

„Schlechte Zeiten in Amerika!" 90,000 Menschen sind in New-York gegenwärtig ausser Arbeit und der Winter steht vor der Thüre, sagt der „New-York Herald", die verbreitetste Zeitung der Weltstadt am Hudsonflusse Anfangs November 1874. „Wir brauchen keine weiteren Arbeiter hier", schreibt der Superintendent der Chicago Hülfs- und Unterstützungs-Gesellschaft, Truesdell, nach dem zweiten grossen Brande vom 14. Juli 1874, „wir haben mehr als genug Leute, um alle etwa nöthig werdende Arbeit zu thun. Es sind gegenwärtig in der Mitte des Sommers, jener Periode, welche die meiste Beschäftigung zu bieten pflegt, 20,000 Menschen ohne Arbeit, wovon die Mehrheit während des ganzen letzten Winters oder Frühjahres wenig oder gar nichts verdient hat, und wir strengen uns auf's Aeusserste an, um so Vieler von ihnen, als nur möglich, loszuwerden, damit wir im Stande seien, uns den nächsten Winter (1874—1875) durchzuschlagen, wenn andere Tausende, die jetzt auf kurze Zeit beschäftigt sind, uns um Hülfe anzuflehen gezwungen sein werden!" So sieht es in New-York und Chicago aus, den beiden Städten, die sich durch Ausdehnung des Handelsverkehrs und Unternehmungsgeist vor allen Anderen auszeichnen. Und das Gleiche wird von allen Ecken und Enden des Landes berichtet. „120,000 Fabrikarbeiter in den Baumwollenfabriken Neuenglands, der grossen Fabrikgegend der Vereinigten Staaten, wurden schon Anfangs Oktober 1874 auf $^2/_3$ ihrer bisherigen Arbeitszeit beschränkt, weil die Fabrikbesitzer ihre Waaren nicht absetzen konnten. Ihr durchschnittlicher Lohn

war bisher ungefähr 8 Dollars 75 Cents die Woche. Durch die Einschränkung wird sich ihr Verdienst während des Winters auf ungefähr 6 Dollars die Woche stellen."

Von den sämmtlichen Eisenhämmern Pennsylvanien's, des Sitzes der Eisenindustrie in den Vereinigten Staaten, stehen mehr als die Hälfte ganz still, und der Rest arbeitet nur auf halbe oder dreiviertel Zeit.

Eine der sprechendsten Notizen aber ist die folgende, die wir wörtlich dem „New-Yorker Herald" entnehmen:

„„Die christliche Männer-Verbrüderung

New-York, den 14. November 1874.

An den Herausgeber des „Herald!"

Wir haben ein nummerirtes Verzeichniss von anständigen Männern, die Willens sind, während des Winters für sehr geringen Lohn zu arbeiten, und ebenso einer grossen Anzahl von Männern, die den Winter über nur für ihre Kost arbeiten wollen. Man wende sich an

John Dooly, Nr. 134 Bowery.""

Gegen Mitte November 1874 stellten die Schiffslader New-Yorks die Arbeit ein, weil die sämmtlichen grossen, transatlantischen Dampferlinien sich vereinigt hatten, um ihren Lohn auf ungefähr $^2/_3$ des früheren herabzusetzen. Sie erhielten für Arbeit am Tage vorher 40 Cents die Stunde, und sollte der Lohn für diese Arbeit auf 30 Cents die Stunde herabgesetzt werden. Die Compagnien miethеten von der grossen Anzahl unbeschäftigt umherliegender Arbeiter ohne Schwierigkeit so viele, als sie benöthigten, und die Arbeitseinstellung hatte sonach nur den Erfolg, die sich daran betheiligenden Arbeiter beschäftigungslos auf die Strasse zu treiben, wie dies das Resultat beinahe aller der zahlreichen Strikes im Laufe des letzten Jahres war.

Aber, wird mir hier eingeworfen, 30 Cents die Stunde ist ja ein ganz ausgezeichneter Lohn! Und irgend Jemand, der gut Rechnen gelernt hat, giebt sich sogleich die Mühe, mir vorzurechnen, dass 30 Cents die Stunde 3 Dollars den Tag, 18 Dollars die Woche und genau 936 Dollars im Jahre ergäben, was doch ein ganz prächtiges Einkommen sei! Gemach! So schnell zählt sich der Lohn in Amerika nicht zusammen! Und zwar aus dem einfachen Grunde nicht, weil der Schiffslader z. B. eben nur dann und wann, wenn gerade ein Schiff seine Ladung an der betreffenden Werfte löscht oder einnimmt, mehrere Stunden lang beschäftigt ist; nach jeder solchen Beschäftigung muss er mitunter Tagelang, ja will ihm das Glück nicht wohl, vielleicht eine Woche lang auf die nächste Gelegenheit, wieder so und so viele Stunden Arbeit zu thun, warten; beständige Arbeit, die übrigens in diesem Geschäfte schon ihrer ausserordentlichen Härte halber beinahe un-

möglich ist, kennt er also gar nicht, und für ihn hat folgerecht der Tag nicht 10 und die Woche nicht 60 Arbeitsstunden u. s. w., sondern Letztere nur gerade so viel, als er glücklich genug gewesen, zu erhaschen. Thatsächlich stellte sich der durchschnittliche Verdienst dieser Leute auf ungefähr 15 Dollars die Woche, und wird durch die Preisherabsetzung wohl auf 11 bis 12 Dollars verringert. Zieht man nun in Betracht, dass der Schiffslader ein Mann von ausserordentlicher Körperkraft und Gewandtheit sein muss, der vielleicht in einer Stunde, die er nach amerikanischem Gebrauche bei der Arbeit verbringt, reichlich so viel wirkliche, mit der grössten Körperanstrengung verbundene Arbeit liefern muss, als der Taglöhner in einem gemüthlichen Bauerndorfe Deutschlands in einem ganzen Jahre, und der, um überhaupt im Stande zu sein, diese Arbeit zu leisten, sich von der kräftigsten und entsprechend kostspieligen Fleischnahrung nähren muss, da er bei einfachen Kartoffeln nicht im Stande wäre, auch nur 5 Minuten lang bei derselben auszuharren, so schwindet die beträchtlich erscheinende Höhe seines Einkommens schon bedeutend. Noch mehr aber schrumpft sie (verglichen mit ihrem Werthe in einer Landgegend Deutschlands) zusammen, wenn man bedenkt, dass in Amerika im Allgemeinen viele, in der Grossstadt New-York aber alle Lebensbedürfnisse zu sehr theueren Preisen gekauft werden müssen.

Dieser Unterschied zwischen dem Einkaufswerthe des Geldes ist ein Umstand, der bei einem Vergleiche zwischen den Vereinigten Staaten und Europa gewöhnlich von Allen denen, die nicht seine Tragweite aus eigener Anschauung kennen gelernt haben, gänzlich ausser Acht gelassen wird. Es ist übrigens für den Uneingeweihten schwer, die Gründe einzusehen, warum so viele Artikel in den Vereinigten Staaten theuerer sein sollten, als in Europa; besonders wenn dieselben, wie alle Brodstoffe und überhaupt wirkliche Lebensmittel, Gegenstände des Ausfuhrhandels sind und in Europa natürlich zu ebenso billigem Preise verkauft werden, als die daselbst produzirten. Ein Engländer, der die Vereinigten Staaten bereiste, drückt sich in einem Briefe, dessen Gegenstand die grossartigen Schlachthäuser und der riesige Viehhof Chicago's sind, folgendermassen aus: „Was dem Fremden, der die Viehhöfe dieser Stadt (Chicago's) besucht, zuerst auffällt, ist der unerklärliche Unterschied, der zwischen den Kosten des Lebensunterhaltes und den Preisen der nothwendigen Lebensmittel in Amerika besteht. Ein durchschnittliches Stück Rindvieh kann hier für 25 Dollars gekauft werden, während es in England nicht weniger als 90—100 Dollars kosten würde. Ein Schwein ist für ungefähr 9—10 Dollars zu haben, oder im Kleinverkauf zu 8 bis 9 Cents das Pfund, was nur ein Drittel

des englischen Preises ist. Dasselbe gilt von Brodstoffen und Gemüsen. Trotz alledem kostet das Leben hier drei- oder viermal so viel, als in England. Es muss offenbar in die ganze Einrichtung der gesellschaftlichen Verhältnisse dieses Landes ein schneidender Grundfehler sich eingeschlichen haben. Aber auszufinden, worin dieser besteht, ist eine viel leichtere und passendere Aufgabe für den Amerikaner, als für den Fremden!"

Abgesehen davon, dass unser Engländer den Unterschied um ein Beträchtliches vergrössert, sind seine Bemerkungen vollkommen richtig und bei irgend welchen Lohnangaben muss, um dieselben ihrem wahren Werthe gemäss zu schätzen, nie ausser Augen gelassen werden; dass im Einkaufe von Waaren, Lebensmitteln und allen sonstigen Lebensbedürfnissen der Dollar in Amerika nicht viel weiter langt, als etwa der rheinische oder süddeutsche Gulden in Deutschland. Die folgende Tabelle zeigt einige Preise der wichtigsten Lebensbedürfnisse, und giebt dadurch jedem Einzelnen Gelegenheit, sie mit den Preisen derselben Artikel in seiner Heimath zu vergleichen. Es ist dabei zu bemerken, dass in den Ackerbaudistrikten des Westens die Preise der Nahrungsmittel, als Fleisch, Mehl u. s. w., besonders wenn dieselben so viel als möglich aus erster Hand gekauft werden, zwar billiger sind, als hier angegeben, dass hingegen die Preise sämmtlicher erdenklichen Fabrikate in diesen Gegenden um ein Bedeutendes theuerer sind, als die hier bemerkten. Es kostete im Kleinverkaufe im Jahre 1872:

	In Boston.	In kleinen Städten in Massachusetts.	In Manchester England.
Das Fass Mehl	9.50	12.00	8.72
Das Pfund Rindfleisch	—.18	—.20	—.25
dto. Schweinefleisch	—.10	—.12	—.18
Das Bushel Kartoffeln	1.05	1.00	1.35
Das Dutzend Eier	—.30	—.30	—.26
Das Pfund Thee	—.63	—.75	—.81
dto. Kaffee	—.40	—.45	—.36
Das Pfd. Zucker (br. Melasse)	—.9 1/2	—.11	—. 9
Die Tonne Kohlen	8.50	10.—	4.08
Miethe pr. Woche (Räumlichkeiten für kleine Familie)	4.96	1.85	1.32
Miethe pr. Woche (Räumlichkeiten für grössere Familie besserer Art)	6.58	3.12	1.82
Herberge (Kost- u. Schlafstelle für einen einzelnen Arbeiter)	6.00	5.25	
Herberge (Kost- u. Schlafstelle für ein Frauenzimmer	4.25	3.25	

Aus diesem Vergleiche, der sich sowohl für die Vereinigten Staaten als für England auf Fabrikdistrikte bezieht, geht hervor, dass eigentliche Lebensmittel im Einkaufe von den Händlern im Ganzen und Grossen nicht theuerer sind, als in England. Dagegen ist Miethe in den grossen Städten der Vereinigten Staaten bedeutend theuerer als in Europa. Ebenso Kleidungsstücke, deren Preis sich zu jenem in London stellt, wie ungefähr 100 : 40. Es giebt allerdings in Amerika auch billige Kleidungsstücke, aber dieselben sind aus sogenanntem „Shoddy" hergestellt, einem Material, welches durch nochmalige Ueberarbeitung schon gebrauchter Zeugstoffe gewonnen wird, und nach einem Gebrauche von nur wenigen Wochen sich unaufhaltsam in seine Bestandtheile auflöst. Ebenso ist der Preis aller anderen Fabrikate mindestens doppelt so theuer, als in Europa.

Die in der obigen Tabelle angeführten Preise von Lebensmitteln beziehen sich auf die Fabrikgegenden von Massachusetts. In diesen Gegenden stellten sich die Löhne der Arbeiter in den Baumwollenmühlen, die, wie wir weiter oben bemerkt haben, erst kürzlich durch gemeinsamen Beschluss der Fabrikanten für den Winter 1874—1875 und zwar schon vom Oktober an, auf $^2/_3$ der vollen Arbeitszeit beschränkt wurden, bei voller Arbeitszeit auf 3 Dollars bis 8 Dollars 75 Cents die Woche, während nur einige wenige, hauptsächlich geschickte Handwerker z. B. Maschinisten, 15 Dollars die Woche verdienten.

Kann hieraus ungefähr auf die Lage der arbeitenden Klassen in den Neuenglandstaaten, in denen die Fabrikation von Baumwollen- und Schuhwaaren ihren Hauptsitz hat, geschlossen werden, so wird die nachfolgende Schilderung eines Correspondenten des New-Yorker „Herald" aus der Kohlenbergwerksgegend Pennsylvaniens die Lage der arbeitenden Klasse dort bezeichnen. Pennsylvanien ist der Hauptsitz der Kohlen- und Eisenproduktion der Union. In Folge der Einstellung beinahe sämmtlicher Eisenbahnbauten im Westen liegt die Eisenindustrie fast gänzlich darnieder, und über die Hälfte aller Hochöfen haben ihre Feuer gelöscht. Die Rückwirkung dieser Umstände wird folgendermaassen beschrieben:

„Die letzten Paar Wochen waren voll der schrecklichsten Auftritte; Männer, Weiber und Jünglinge haben sich zu Privatstreitigkeiten und offenen Krawallen hinreissen lassen; Leute sind erschossen, erstochen und gekreuzigt worden. Derartiges geht nicht aus einer nur für den Augenblick schwierigen Lage hervor, diese Excesse sind vielmehr das Resultat einer langen Reihe von entweder wirklichen oder eingebildeten Kränkungen, und sie kommen unfehlbar jedesmal dann zum Ausbruch, wenn die Massen des Volkes durch den Glauben, dass sie unbillig behandelt wer-

den, zur Wuth gereizt und durch die Qualen des Hungers zu wahnsinnigen Ausbrüchen getrieben werden. Nimmt sich nun Jemand die Mühe, die Gründe der schwierigen Lage, die hier gegenwärtig existirt, aufzustöbern, so findet er, dass ihre Wurzeln weit zurückgehen, und diese Gewaltscenen und Mordthaten das natürliche Ergebniss bestehender Uebel sind, die sich im Laufe längerer Jahre eingenistet haben.

„Das Thal des Lackawannock-Flusses enthält eine zu grosse, von den Kohlenbergwerken sich ernährende Bevölkerung. Es gleicht einem kleinen Ländchen, welches, gänzlich von jedem Verkehre abgeschnitten, täglich, ja stündlich mehr verzehrt als es hervorbringt. Es ist dann nur eine nothwendige Folge, dass Einige verhungern müssen, und dass, wenn sich Alle auf das Brod stürzen, das im besten Falle nur die Hälfte von ihnen sättigen kann, Viele hinfallen und erbarmungslos, ja sogar mit einem Gefühle befriedigter Rachsucht, unter den Füssen der Anderen zertreten werden. Wenn alle Bergwerke im Thale des Wyoming und des Lackawannock in vollster Thätigkeit sich befänden, würden sie kaum im Stande sein, die Leute zu beschäftigen, die um sie herum wohnen; hält man nun fest, dass viele Bergwerke gar nicht bearbeitet werden, und alle anderen, mit einer einzigen Ausnahme, nur einen Theil der Zeit arbeiten, so kann man sich einen schwachen Begriff von der ungeheuren Anzahl müssig bleibender Männer bilden.

„Während ich auf dem Wege hierher war, hielt ich mich an mehreren Plätzen auf, und meine Erkundigungen ergaben, dass über 8000 in den Wyoming- und Lackawannock-Thälern unbeschäftigt sind. Es nützt nichts, hier die Augen zu schliessen, Thatsache ist: Diese 8000 Mann müssen gefüttert werden, oder: ein Hungriger kennt keine Gesetze. Wenn diese 8000 nicht irgendwie Arbeit erhalten, so ist es sicher, dass Tumulte, Schandthaten und Blutvergiessen den ganzen Winter fortdauern werden; und zwar nicht die verhältnissmässig unbedeutenden Ausbrüche der letzten Paar Wochen, sondern ein Aufruhr, der die ganzen Wyoming- und Lackawannock-Gegenden umfassen wird, und den zu unterdrücken für die gesammte Militärmacht des Staates (Pennsylvanien) eine schwierige Aufgabe sein dürfte. Gegenwärtig verrichtete der mitternächtliche Meuchelmörder seine im Dunkel verborgene Arbeit. Armuth und Hunger haben ihn in einen Teufel verwandelt. Im besten Falle sind sie Menschen mit niedrigen Instinkten, mehr Thieren, als menschlichen Wesen ähnlich; Elend starrt ihnen in das Angesicht, und vor ihnen steht der lange, kalte und schaurige Winter. Ich bin mir bewusst, die Lage der Dinge von einer neuen Seite zu betrachten, aber überzeugt, dass meine Ansicht die richtige ist. In Kürze sind die Verhältnisse folgende:

„8000 Mann sind müssig; sie haben nicht genug Geld um in ihren Wohnplätzen zu leben, und keines, um von dort fortzugehen; viele von ihnen sind arm, viele ganz und gar ohne Mittel. Was können sie anfangen? Ich schreibe alle Mord- und Schandthaten dieser Thatsache zu. Wo man die grösste Arbeitsthätigkeit findet, da findet man auch die friedlichsten Verhältnisse.

„Eine der grössten Kohlengewerkschaften in der Nachbarschaft ist die sogenannte „Delaware und Hudson" Compagnie. Sechzehn Meilen von hier ist die Stadt Carbondale (d. h. Kohlenthal), die mit ihren Umgebungen 12000 Einwohner zählt. Ich war dort und habe die Lage der Dinge gründlich untersucht. Die Gruben der Gesellschaft sind an jedem Hügel zwischen Carbondale und Plymouth zu finden. Die Gesellschaft hat den ersteren Platz gegründet und zu dem gemacht, was er ist. Eine Besichtigung der ausgedehnten Besitzungen dieser Gesellschaft zeigt, dass sie sich beinahe über das ganze Gebiet der zwei Thäler hinausdehnen. Die Bergleute dieser Gesellschaft arbeiten nur auf „ein Viertel Zeit." Von den 12000 Seelen, die in der Nachbarschaft wohnen, sind nur 1500 beschäftigt, und diese sogar nur mit Unterbrechungen. Ich habe eben eine Rundreise durch alle Ortschaften, welche diese Gesellschaft aufgebaut hat, vollendet. Ich habe Archibald, Oliphant, Providence, Pittstown, Plymouth und Nanticoke besucht. Jeder von diesen Orten war vor der Krisis ein lebhafter, geschäftiger und unternehmender Platz mit schmucken Läden, Schulen und Kirchen ausgestattet. Ihre Bürger waren beschäftigt, ihre Läden mit Allem wohl versehen, ihre Schulen gut besucht und die Kirchen gefüllt. Jetzt stehen die Ladenbesitzer am Rande des Bankerotts — viele von ihnen haben schon ihre Thüren geschlossen, — ihre Schulen sind in grossem Maasse verlassen und sogar die Kirchen stehen leer. Männer und Weiber, betrunken und ohne Scheu vor dem Gesetz, sind auf jeder Strasse zu sehen, ihre Blicke sind finster und ausweichend, und ein rohes „der Teufel hol's" *(hangdog)* Aussehen stiert aus ihren Gesichtern. Von Natur sind sie beweglichen Temperaments, und lieben Scherz, und Vergnügen; jetzt aber ist ihnen unschuldige Unterhaltung in jeder Gestalt abgeschnitten, sie haben nichts zu thun und sind bereit, auf jede Schandthaten und Verbrechen einzugehen. Sie sind nur selten daheim, denn das „Heim" ist für sie ein Platz, in dem ihre Unthätigkeit ihnen vor Augen steht, und sie über ihre Armuth und ihr Elend grübeln müssen.

„Ich habe früher einmal gesagt, dass Scranton eine schöne Stadt sei, und schön ist sie in der That; aber Scranton ist jetzt nicht, was es vor ein Paar Jahren war. Neulich wurden dort, während einer Nacht 3 Mordthaten begangen, und Hunderte von müssigen Männern und Weibern kann man in den Strassen

herumlungern sehen. Die „Delaware, Lackawannock und Westliche Kohlengesellschaft“ ist es, die Scranton hauptsächlich Nahrung gibt. Ihre Gruben drängen sich an den Seiten der Berge in meilenweiter Umgebung; aber eine grosse Anzahl ihrer Bergleute sind unbeschäftigt, Andere arbeiten auf dreiviertel, andere auf halbe, und noch Andere nur auf viertel Zeit, im Ganzen nur genug, um die Maschinen laufend zu erhalten. Es sind auch noch Privatgrubenbesitzer hier, deren Arbeiter sich in derselben Lage befinden. Es gibt also hier, in dem Verkehrskreise dieser einen Stadt, Hunderte, nein Tausende von Menschen müssig, ohne jegliche Mittel, ihr tägliches Brod zu kaufen. Und um ihre Lage noch mehr zu verschlechtern, haben die Bäcker den Preis des Mehles erhöht, und der Fleischer verlangt 20 Cents für das Pfund Rindfleisch. Wie ich früher bemerkte, enthält diese Gegend mehr Leute, als sie ernähren kann. Seit Jahren schon ist die Bevölkerung zu gross gewesen. Man wirft natürlich die Frage auf, warum nicht ein Theil dieser Leute diese Gegend verlassen, und dem bekannten Rathe des Herrn Greeley „Geht nach dem Westen“ Folge leisten? Die Antwort lautet: sie können nicht! Und was sie daran hindert, ist der Umstand, dass eine grosse Mehrheit der Leute, die jetzt müssig sind und hungern, die Hütten besitzt, in denen sie wohnen; Andere besitzen sie zur Hälfte, und wieder Andere haben einen noch kleineren Bruchtheil des Kaufgeldes bezahlt. Ein Mann mit freiem Besitzthume kann dasselbe in der gegenwärtigen kritischen Lage nicht los werden, und ebensowenig kann der Theileigenthümer seinen Antheil verkaufen, nicht einmal mit grossem Verluste. Jedermann besitzt Frau und Kinder. Er würde lieber sterben, als sein Haus in Stich lassen, das er nach langen Jahren der Arbeit und des Sparens ganz oder zum Theile erworben hat. Die Leute müssen also dableiben, und — sie wollen leben!

„Ich habe versucht, eine getreue Schilderung von der Lage der ungeheuren Anzahl Menschen zu geben, die in diesen zwei Thälern unbeschäftigt sind und ihre Zeit mit nichts Anderem verbringen müssen, als sich über ihre Armuth zu kümmern, und aufrührerisch und verzweifelt in ihrem Elend zu werden. Krawalle stehen auf der Tagesordnung, und die wenigen Leute, die in den Gruben arbeiten, sind gezwungen, bis an die Zähne bewaffnet nach und von der Arbeit zu gehen. Mordthaten sind häufig, und Diebstahl und thätliche Angriffe kommen jede Stunde vor. Es ist keine Aussicht auf Arbeit, und der lange Winter fängt eben erst an. Kein Zweifel, dass diese ganze Gegend hart am Rande eines Aufruhrs steht, wie er in diesem Lande nie gesehen worden ist, eines Aufruhrs, dem nur das ganze Land zuvorkommen kann. Obwohl

der Augenblick des Schreckens noch nicht eingetreten, wird derselbe doch sicherlich kommen, und dann wird ein Schrei unterdrückten Leidens, durch nagenden Hunger verursacht, aus dieser Gegend erklingen und Brod verlangen, und wenn dieser Schrei keine Hülfe bringt, werden 8000 menschliche Wesen, angetrieben von ihren zitternden Weibern und hungrigen Kindern, das Messer, die Pistole oder den Knüppel oder irgendeine Waffe in die Hand nehmen und ihre Nahrung, den bürgerlichen Gesetzen trotzend und ohne Scheu vor dem Opfer menschlicher Leben suchen. Dieser Ausgang ist unvermeidlich, er muss eintreten, diese grosse Bevölkerung kann ohne Unterstützung nicht den Winter überleben. Die Thatsache offenbart sich bereits jetzt durch die thätlichen Angriffe und Mordthaten, die schon vorgekommen sind.

„In diesem Briefe habe ich nur die allgemeine Lage der Dinge beschrieben. Ich hebe mir die Einzelheiten für ein andermal auf. Ich bin in den Hütten der Bergleute gewesen, die Wenige besuchen, die nicht gezwungen sind, es zu thun, und die Jeder gern so schnell als möglich verlässt. Ich bin auf dem *Shanty* Hügel gewesen (mit dem Ausdrucke Shanty bezeichnet man in Amerika eine Art Wohnung, wofür der Ausdruck „Hütte“ noch zu gut wäre; man könnte es etwa mit „plundrige Bude“ übersetzen), ein abgesonderter Distrikt, der ungefähr eine Steinwurfsweite von Scranton entfernt liegt, wo Tausende von Grubenarbeitern ihr erbärmliches Obdach haben, wo Hunderte keine Arbeit finden können, und wo man Fälle von Armuth und Elend sehen kann, die sogar das Herz desjenigen erweichen würden, der mit der vollen Erwartung hinkäme, Noth und Entbehrung in ihren stärksten Formen dort zu finden.“

Ich habe die vorhergehende, ausgedehnte Beschreibung um deswillen wiedergegeben, weil sie, obwohl ein wenig, aber nur unbedeutend übertreibend, dennoch die Lage der arbeitenden Klassen in allen grossen Mittelpunkten des Handels und der Industrie in treffender Weise schildert. Thatsache ist übrigens, dass in den Bergwerksregionen Pennsylvaniens der Rückschlag von der vorhergehenden Periode der spekulativen Blüthe der Eisenindustrie bis zur gegenwärtigen, beinahe vollständigen Stockung derselben ganz besonders stark ist, und die dortigen Grubenarbeiter, meistens Irländer oder „Welsche“ (Leute aus dem Königreich Wales) zu Gewaltthaten eben so leicht aufgelegt sind, wie sie in günstigen Zeiten noch viel weniger sich der Sparsamkeit befleissigen, als sogar die Bevölkerung Amerika's es durchschnittlich thut.

In den Eisen- und Kupferbergwerks-Gegenden am Lake Superior (Obern See) walten ähnliche Verhältnisse. Nach einer längeren Arbeitseinstellung sahen schon im Frühjahre 1874 die dortigen Grubenarbeiter sich gezwungen, mit dem herabgesetzten

Lohne von 1 Dollar 35 Cents per Tag vorlieb zu nehmen und finden sogar bei diesem Lohne nur zum Theile Beschäftigung."

Allein in Folge der Einstellung der Eisenbahnbauten, deren Wiederaufnahme in irgend welchem bedeutenden Maassstabe nicht sobald zu erwarten steht, da die Spekulation dem Bedürfniss weit vorausgeeilt war, sind ganze Arbeiterheere brodlos geworden. Ihre Anzahl ist schwer abzuschätzen, beziffert sich aber sowohl in den Staaten des Westens, in denen diese Eisenbahnbauten meistens vor sich gingen, als auch in den Eisen- und Kohlenbergwerksdistrikten, die die Rückwirkung der Einstellung dieser Bauten verspürten, allenthalben auf Zehntausende und aber Zehntausende, und dürfte in den ganzen Vereinigten Staaten sicher die Ziffer von einer Viertel Million, wenn nicht mehr, erreichen; diese Anzahl Arbeiter ist nun darauf angewiesen, mit anderer Beschäftigung ihr Brod zu suchen, und die meistens überschüssige Arbeiterbevölkerung der grossen Städte zu vermehren.

In Chicago, wo 1872 der Lohn für Maurer 5 bis 6, für Zimmerleute 4 und für Handlanger $2^1/_2$ bis $2^3/_4$ Dollars per Tag betrug, war derselbe im Sommer 1874 nach einem beinahe gänzlich beschäftigungslosen Winter für Maurer auf 2 bis $2^1/_2$ Dollars, für Zimmerleute auf $1^1/_2$ bis 2 und für Handlanger auf 1 bis $1^1/_4$ Dollars gesunken. Dabei war im Jahre 1872 beinahe beständige Beschäftigung für diese Handwerker vorhanden, während sie im Jahre 1874 oft wochenlang müssig gehen mussten, ehe sie wieder Gelegenheit erhielten, ein Paar Wochen zu arbeiten. Allerdings waren in Chicago im Jahre 1872 die Löhne ausnahmsweise hoch. Aber auch in anderen Städten ist eine ähnliche Reduktion eingetreten, und nur in einzelnen Fällen haben besonders stark organisirte *Unions* (Gewerksvereine) sich dem Herabsetzen des Lohnes bis neuerdings widersetzt. Aber der Erfolg der Unions hängt gerade vom Ausschlusse aller, nicht zu ihnen gehörigen fremden Arbeitern und Handwerkern ab und schneidet deshalb allen diesen, also z. B. auch dem fremden Einwanderer die Gelegenheit ab, den gleichen Lohn zu verdienen. Er muss ausserhalb der Unions Beschäftigung für viel geringeren Lohn suchen, und sobald eine genügende Anzahl solcher Leute da ist, wird es den Arbeitgebern durch die Verwendung der Letzteren eben möglich, den Widerstand der Unions und den bisher von ihnen behaupteten Preis zu brechen.

Im Allgemeinen lässt sich nach einer sorgfältigen Uebersicht der Gesammtverhältnisse behaupten, dass seit der im Herbste 1873 eingetretenen Krisis (bis Ende 1874) der Lohn der gesammten arbeitenden Klassen durchschnittlich im Verhältniss von 10 zu 6 gefallen ist, während zu gleicher Zeit sich eine Klasse gänzlich Beschäftigungsloser herausgebildet hat, und die Anzahl der nur

theilweise Beschäftigten in's Ungeheure gestiegen ist, so dass heute wohl nur eine ausnahmsweise günstig gestellte Minderheit sich noch voller, beständiger Beschäftigung erfreut.

Wir schliessen die in diesem Abschnitte gegebene Schilderung mit der Wiedergabe des folgenden Artikels der New-Yorker Tribüne, einer der einflussreichsten und am besten redigirten Zeitungen des Landes:

„Zur gegenwärtigen Zeit (November 1874) haben die Kaufleute, die Fabrikanten und die Landbevölkerung der Vereinigten Staaten einen harten Kampf zu kämpfen, um sich zu behaupten. Sie müssen sich zur Wehr setzen gegen die Uebel, die aus einem Missbrauche des Kredits und aus thöricht verwegener Spekulation hervorgegangen sind. Sie sind in Gefahr von der Entsittlichung, die der Krieg hervorgebracht hat, und die das unehrliche Papiergeld steigert, von Schulden und von Steuern überwältigt zu werden. Was könnten sie gewinnen, wenn sie ihre Augen schlössen, Angesichts der Gefahren, die sie umgeben? Sie sind in Feindesland, und es ist ihre Sache, des Feindes Stärke in Erfahrung zu bringen. Die Politik des „Puffens“ (Lobpreisens) und falscher Vorspiegelungen, die vor zwei oder drei Jahren so gute Dienste leistete, genügt in diesen Zeiten nicht mehr. Seinerzeit war dieselbe ein Fluch für das Land, gegenwärtig ist sie eine Beleidigung. Die Wahrheit ist immer heilsam, und am meisten dann, wenn ein Land gleichsam als wenn es unter einer Schneedecke verborgen läge, mit den Ruinen lügnerischer und betrügerischer Unternehmungen überall bedeckt ist. Die Wahrheit aussprechen, ist nicht krakehlen. Wahrheit ist die Arznei, die wir brauchen. Könnte die quacksalbernde Lüge immer erfolgreich sein, so würde das Land fortwährend in schlechtere Lage gerathen. Und mit jeder möglichen Krankheit behaftet, zu leben, würde tausendmal schlimmer sein, als selbst der Tod.

„Dem oberflächlichen Beobachter scheint es unerklärlich, dass Ackerbau, Handel, Fabriks- oder Verkehrswesen alle auf einmal krank darniederliegen sollten, und anscheinend keine Anzeichen einer Wiederherstellung vorhanden sind. Grosse Kräfte sind jedoch an der Arbeit, um eine grosse Veränderung hervorzubringen. Der Fortschritt zum Bessern ist durchaus nicht weniger wirksam, weil er sich nicht augenblicklich und auf der Oberfläche zeigt. Das gegenwärtige Leiden ist nur das Maas des Krankheitszustandes. Man überlege nur die Grösse des Uebels in der Anlage von 300 Millionen Dollars in Eisenbahnen während der letzten 3 oder 4 Jahre, die dem ausgegebenen Capital keine Zinsen zahlen. Man vergegenwärtige sich das nächste Glied in der Kette, die Eisenwerke, die errichtet, und die Bergwerke, die angelegt wurden, um das Material für diese Eisenbahnen zu beschaffen und die jetzt

insgesammt darniederliegen. Man denke an die Ortschaften und Städte, die sich bei dem Bau dieser Eisenbahnen mit Schulden beladen haben. Man erinnere sich der Börsenspieler, die ehedem den Ehrensitz an Tafeln eingenommen, an denen die Stimme des „Kräkler's *(Croaker)*“ nicht gehört wurde. Aber was brauchen wir mehr? Ist es nicht klar, dass eine solche Verschwendung der erzeugenden Kräfte, ein solches weites Abweichen von der wahren Bahn des Gewerbfleisses, eine solche Entsittlichung in allen Klassen der Gesellschaft, nicht in einem Tage wieder gut gemacht werden kann? Gehen wir etwa heute zu Bette in der sichern Erwartung, dass wir des Morgens ohne irgend welche Spuren unserer langen Schlemmerei aufwachen werden? Ist ein Jeder ein „Kräkler“, der sich weigert, dies zu glauben?

„Wir haben es als unsere Pflicht betrachtet, die wahre Lage der Dinge zu studiren und darüber Bericht abzustatten, die volle Stärke des Feindes zu erkunden, die Schwäche unserer Posten kennen zu lernen, und die Stellungen zu bezeichnen, welche nicht vertheidigt werden können. Vielleicht haben wir den Spekulanten damit keinen Gefallen gethan, und den Muth der Ueberhoffnungsvollen abgekühlt. Aber wir haben die Uebel nicht übertrieben und in keinen stärkeren Farben, als denen der Wirklichkeit dargestellt. In jedem Zweige, der sich mit dem Kaufe und Verkaufe oder mit der Erzeugung von Waaren beschäftigt, ist ein Stillstand eingetreten. Wir stehen wieder da, wo wir vor zwei oder drei Jahren standen. Beinahe Jedermann hat beschlossen oder ist gezwungen worden, weniger von den Waaren, von deren Fabrikation oder Verkauf sein Nachbar leben muss, zu kaufen oder zu gebrauchen. In Folge dessen scheint eine allgemeine Ueberproduktion sogar betreffs der nothwendigsten Lebensbedürfnisse vorzuwalten. Dieser Zustand der Dinge ist seiner Natur gemäss nur temporär. Aber man gewinnt nichts dadurch, dass man seine Stärke oder Dauer unterschätzt. Das Beste ist es, die Erstere richtig aufzufassen und die Zweite geduldig abzuwarten. Wir gleichen einem Schiffe, das von Eisbergen umgeben, und es ist geradezu Wahnsinn, wenn Jemand vorgibt, er sehe nur klares Fahrwasser. Jeder Einzelne hat sein eigenes Geschäft, in dem er entweder unkluge Streiche begangen hat oder nicht. Aber ob das Eine oder das Andere der Fall, er selbst versteht sein eigenes Geschäft besser, als sonst Jemand, und er selbst muss es so sorgsam leiten, als er kann. Die Wiederherstellung eines gesunden Tones in der Geschäftswelt hängt von der Klugheit, Geduld, Sparsamkeit und den anderen Tugenden der Einzelnen ab. Lasst uns also diese Tugenden üben, und das Resultat kann nicht zweifelhaft sein. Kühle Beobachter haben die Folgen der entgegengesetzten Laster schon lange vorausgesehen. Wir haben das Vertrauen in den Charakter unserer

Geschäftsleute nicht verloren. Die Welt geht noch nicht ihrem Ende entgegen, weil Spekulanten schlieslich aufgeweckt und einen Begriff von ihren Thorheiten bekommen haben. Auch ist die Aussicht nicht so hoffnungslos, dass die Wahrheit geleugnet werden müsse. Es ist aber nothwendig, andere Arbeit zu thun, als fortwährend über die „Kräkler“ zu schimpfen. Es hat keinen Einfluss auf das Wetter, wenn man Neptun verflucht, und diejenigen, die sich im alten Rom hiermit beschäftigten, wenn sie ein Schiff verloren hatten, erhöhten dadurch nicht ihr Ansehen als Kaufleute.“

Die Unbeständigkeit der Arbeit und das vergleichsweise Sinken des Lohnes.

Obschon die im vorgehenden Abschnitte gegebenen Schilderungen wohl genügen, Jedermann davon zu überzeugen, dass wirklich „schlechte Zeiten in Amerika“ sind, ist es dennoch interessant, die Ansichten von Arbeitern selbst über diesen Gegenstand zu vernehmen. Letztere haben vor dem Verfasser voraus, dass sie die Erwerbsverhältnisse sowohl in Europa (England) als auch in den Vereinigten Staaten kennen, während Schreiber dieses zwar die Verhältnisse in den Vereinigten Staaten gründlich zu kennen glaubt, aber nicht in gleicher Weise in jenen Europa's bewandert ist, welches er schon in jugendlichem Alter verlassen hat. Von meinen Gewährsleuten, alle beide altenglische Handwerker, schreibt der Eine:

„Mit einem Dollar in Chicago komme ich nicht weiter, als mit 33 Cents ($^1/_3$ Dollar in Yorkshire), wenn ich Miethe bezahlen oder Kleider und Lebensmittel einkaufen soll. Der Arbeiter in Yorkshire kauft von Amerika dahin verschifftes Mehl, Käse, gepökeltes Schweinefleisch dort für denselben Betrag in Geld, den er für diese Artikel in Chicago bezahlen muss. Er kauft amerikanische Näh- und Mähmaschinen in England für den halben Preis, für den dieselben in den Vereinigten Staaten zu haben sind. Was die Löhne betrifft, so vergleichen sich dieselben, wie folgt:

Im Jahre 1872 erhielten

in Amerika				in England
der Eisengiesser	2	Doll.	50 Cent.	5 shilling 6 pence = 1 Doll. 45 Ct.
	bis 3	„	25 „	
der Schmied	2	„	50 „	5 „ 6 „ = 1 „ 45 „
	bis 3	„	25 „	
der Maschinist	2	„	50 „	5 „ 3 „ = 1 „ 38 „
	bis 3	„	25 „	
der Zimmermann	2	„	25 „	5 „ 6 „ = 1 „ 45 „

„Hierbei ist zu bemerken, dass die Arbeitszeit in Chicago 10 Stunden im Tage betrug, in Yorkshire (England) aber nur 9 Stunden. Hausmiethe ist siebenmal so theuer, als in Yorkshire, und meine Wohnung kostet mich, im Voraus bezahlt, achtzehn Dollars im Monat. In Yorkshire kann ich dieselben Räumlichkeiten für 11 Schilling 5 Pence = 2 Dollar 75 Cents miethen. Die Wohnungen in Yorkshire haben Oefen und Heerde; in Amerika ist der Miether gezwungen, sich seine eigenen Koch- und Stubenöfen zu kaufen, die ihm zusammen ungefähr 40 Dollars kosten.

Rindfleisch kostet 18 Cents das Pfund, in Yorkshire 20 Cents (in Berlin 1875 = 60 Pfennige ungefähr 15 Cents das Pfund). Aber das Fleisch in England ist vom Mastvieh, jenes in Chicago vom beinahe wilden Texasvieh, das einen bei weitem geringeren Nahrungswerth besitzt. Milch 7, in Yorkshire 6 Cents das Quart und das Yorkshire Quart ist um ungefähr ein Drittel grösser, als das amerikanische. Das Glas Bier in Amerika 5 Cents, in England 2 Cents, und ist das Letztere bedeutend grösser. Zucker 13 Cents in Amerika, 11 Cents in England. Thee 1 Dollar 25 Cents, in England nur 84 Cents.

„Kleider sind im Allgemeinen 3 bis 4mal so theuer, als in England.

„Irdenes Geschirr ebenfalls. Ein Paar Stiefel, das in Chicago 11 Dollars kostet, ist in Yorkshire für 4 Dollar 50 Cents zu haben. Einen Hut, der mich in England 25 Cents neu gekostet hatte, liess ich hier waschen und pressen, wofür ich 1 Dollar 25 Cents bezahlen musste. Gas kostet hier 4 Dollars 25 Cents das 1000 Kubikfuss, in England 90 Cents. Haarschneiden 25 Cents hier, in England 4 Cents. Rasiren 15 Cents hier gegen 2 Cents in England. Streichhölzer 5 Cents die Schachtel, in England 1 Cent.

„Das Klima ist in England gemässigt und feucht. Hier in Chicago ist es häufigem und plötzlichem Wechsel unterworfen. Die Hitze im Sommer ist drückend, die Kälte im Winter schneidend.

„Was endlich das Handwerk betrifft, so habe ich in England beständige Beschäftigung, während der letzten 3 Jahre zu 9 Stunden im Tag, während ich hier 10 Stunden im Tag ar-

beiten muss, und sehr unregelmässig beschäftigt bin. Im Winter muss ich beinahe ganz still liegen, im Sommer kommt es häufig vor, dass man 2 oder 3 Tage, ja mitunter eine Woche in der Arbeit einhalten muss.

„Während es in England gesellschaftliche und unterhaltende Vereine giebt, ist hier derartiges gar nicht vorhanden. Ebensowenig existiren Arbeits- und Unterstützungsgenossenschaften. Was endlich die öffentlichen Unterhaltungen anbetrifft, so sind dieselben sehr theuer, und dabei so erbärmlich, dass ein wirkliches Vergnügen in ihrem Besuche gar nicht zu finden ist."

Ein anderer Engländer schreibt folgendermaassen:

„In England arbeiten wir 51 Stunden die Woche, nämlich 9 Stunden jeden Tag, und am Sonnabend (oder Samstag) nur 6 Stunden des Vormittags. Hier in Amerika müssen wir 60 Stunden die Woche arbeiten. In England erhalten wir unseren Lohn jeden Samstag regelmässig ausbezahlt. Hier bezahlt der Meister von Zeit zu Zeit, wie es ihm grade passt. Wird in England ein Arbeiter entlassen, so ist der Arbeitgeber gesetzlich verpflichtet, ihm seinen Lohn auf der Stelle voll auszuzahlen, während in Amerika in dieser Beziehung die grösste Willkür herrscht, und der entlassene Arbeiter oft wochenlang dem ihm schuldigen Lohn nachlaufen muss, und schliesslich noch gezwungen ist, die Gesetze in Anspruch zu nehmen. In letzterem Falle mag er nach Verlauf von mehreren Monaten sein Geld erhalten, wenn er sein Recht ganz unzweifelhaft und ohne Fehler in der Form nachweisen kann, doch muss er, bis er zu diesem Ziele gelangt, so bedeutende Auslagen für Prozesskosten machen, dass es sich bei geringen Summen gar nicht bezahlt, klagbar zu werden. In England dagegen werden dem Arbeiter die Prozesskosten ersetzt.

„Gute Handwerker werden in Amerika nicht gewürdigt, da beinahe überall nur auf die gelieferte Menge gesehen wird, die Qualität der Arbeit dagegen keine Achtung geniesst. In Folge dessen entartet alle Handwerksarbeit, wird zur reinen Schundarbeit, und der Pfuscher, der letztere liefert, ist grade so gut angesehen, als der beste Handwerker!"

So weit meine Gewährsmänner. Zu ihren Angaben habe ich zu bemerken, dass der Erste der Beiden die Lage der Dinge zu Ungunsten Amerika's wohl etwas übertreibt. Es ist Thatsache, dass Lebensmittel, wenn sie im möglichst natürlichen Zustande von den Produzenten eingekauft werden, wenigstens im Westen der Vereinigten Staaten entschieden billiger sind, als in Europa. Sobald aber dieselben Lebensmittel, wie es in grossen Städten allgemein, erst aus dritter oder vierter Hand in die des Consumenten übergehen, sind sie allerdings theuerer, als in Europa, weil aus später zu berührenden Ursachen, der Aufschlag eines

jeden Zwischenhändlers drüben viel bedeutender ist, als hüben. Ebenso ist ein Vergleich der Miethspreise in einer Stadt wie Chicago mit denen eines Distriktes wie Yorkshire nicht ganz zutreffend, und es müsste Chicago mindestens mit einer ebenbürtigen Grossstadt, wie etwa Liverpool oder Hamburg verglichen werden, in welchem Falle sich dann allerdings noch ein kleiner Unterschied in den Miethspreisen zu Gunsten der Letzteren herausstellen würde. Meiner Erfahrung nach, stehen die Miethspreise gleicher Räumlichkeiten in Berlin oder London denen in Chicago ungefähr gleich.

Was endlich die in dem ersten Briefe angegebenen Lohnsätze betrifft, so erinnere ich an meine Bemerkung, dass dieselben seit dem Eintreten der Krisis um durchschnittlich ungefähr 40 Prozent gesunken sind, während die Waarenpreise bis Ende 1874 noch keine entsprechende Verringerung zeigten.

Die meiste Aufmerksamkeit verdient in den obigen Briefen aber der Punkt, in dem von der Unbeständigkeit der Beschäftigung in Amerika die Rede ist. Diese Unbeständigkeit ist nicht nur in der vollen, in den Briefen angegebenen Ausdehnung vorhanden, sondern wird meiner Erfahrung nach, noch weit unterschätzt. Und sie erstreckt sich mehr oder minder auf alle Beschäftigungszweige.

In Amerika ist eben jede Spur einer anderen Verbindung zwischen Arbeitgeber und Arbeiter geschwunden, als derjenigen, die dem einzigen Geschäfte des Ankaufes der Arbeitsleistung des Letzteren durch Ersteren entspringt. Der Arbeitgeber, der einen Mann beschäftigt, kümmert sich in keiner Weise um dessen Umstände, Charakter und Stellung, sondern einzig und allein um den Betrag Arbeit, den derselbe oder vielmehr seine „Hände“ (schon der Sprachgebrauch zeigt in der Anwendung des Wortes *hand* an Stelle des Wortes „Arbeiter“ diese Auffassung auf's schärfste an) in der zu bezahlenden Arbeitszeit liefern. Daher wird in allen Verhältnissen der Arbeiter, so bald kein weiterer Bedarf nach seiner Arbeitsleistung besteht, sofort und ohne die geringste vorhergehende Warnung entlassen. Irgend ein festes Verhältniss auf Kündigung besteht nicht, würde übrigens auch schon um deswillen vollkommen werthlos sein, weil es dem, etwa unter einem auf eine gewisse Zeit abgeschlossenen Vertrage, arbeitenden freien Bürger als „freiem“ Manne jederzeit freisteht, ein solches Verhältniss abzubrechen. Von diesem Rechte wird er natürlich immer dann Gebrauch machen, wenn der Bruch des Vertrages für ihn vortheilhaft ist. Da unter solchen Umständen dem Arbeitgeber ein derartiger Vertrag niemals etwas nützen kann, indem er dadurch seinen unverantwortlichen Arbeiter nicht zu halten im Stande ist, wenn z. B, der Lohn steigt, so ist beinahe die letzte Spur aller auf Zeit abgeschlossenen Arbeitsverträge verschwunden.

Die Anwendung dieses Grundsatzes der persönlichen Freiheit hat jetzt bereits die Folge gehabt, dass ein regelmässiges „Erlernen“ eines Handwerkes oder sonstigen Geschäftes nur noch in höchst seltenen Fällen stattfindet, während die ungeheure Mehrzahl der heranwachsenden Jugend einen Beschäftigungszweig nicht erlernt, sondern diese oder jene Kenntniss irgendeines Geschäftes oder einige im Handwerk gebräuchliche Handgriffe gelegentlich „aufpickt“ wie der amerikanische Sprachgebrauch diesen Prozess höchst passend bezeichnet. Dass ein solches „Aufpicken“ der in einem Geschäftszweige nöthigen Geschicklichkeit und Kenntnisse nur höchst selten in ihrem Berufe tüchtige Handwerker oder Geschäftsleute hervorbringt, während die weitaus grösste Mehrzahl sich zu Pfuschern entwickelt, liegt auf der Hand. Und eine weitere Folge ist, dass die Unmasse der in jedem Geschäft vorhandenen Pfuscher, will sie die Konkurrenz gegen die in dem betreffenden Berufe wirklich Geübten bestehen, gezwungen ist, den Preis ihrer Pfuschartikel so niedrig zu stellen, dass gute Arbeit für denselben schlechterdings nicht geliefert werden kann; nur dadurch vermögen sie das meistentheils in der wirklichen Schätzung der Waare unerfahrene grosse Publikum zur Abnahme ihrer Artikel zu verleiten.

Die weitere Entwickelung dieses der freien Arbeit naturgemäss entspringenden Prozesses, der übrigens nicht nur in Amerika, sondern ebenso, nur langsamer, sich in allen anderen civilisirten Ländern vollzieht, verdrängt in jedem Berufe wirklich gute und gediegene Arbeit durch untergeordnete Schleuderarbeit, namentlich durch solche, die sich das äussere Ansehen der werthvollen Arbeit zu geben versteht. Und die Entwickelung der Konkurrenz bringt es weiter mit sich, dass unter solchen Umständen Mühe und Scharfsinn in einem Geschäfte nicht sowohl zu dem Zwecke aufgeboten werden, gute Arbeit zu liefern, sondern sich vielmehr auschliesslich darauf richten, der so billig als möglich hergestellten Pfuscharbeit durch Aufputz den Anschein guter Arbeit zu geben, und ihr dadurch sowie durch möglichst ausgedehntes Anpreisen („Puffen“) den nöthigen Absatz zu verschaffen. Hierauf beruht die ungeheure Ausdehnung des Anzeigewesens, das überall immer mehr und mehr überhand nimmt, in Amerika aber geradezu überwuchert. Ein „guter“ Geschäftsmann ist gegenwärtig nicht mehr jener, der gute Arbeit oder Waare zu liefern und zu erzeugen versteht, sondern der gewandt und gerieben (*smart*) genug ist, irgendwelche Arbeit an den zahlenden Käufer zu bringen. Der Pfuscher, der Letzteres „los“ hat, ist nicht nur, wie unser englischer Gewährsmann sagt, „gerade so angesehen, wie der gute Handwerker“, sondern steht bedeutend höher im Werth, und es gibt in den Vereinigten Staaten und vielleicht auch schon

anderwärts, mehr als einen reichen Mann, der sein Vermögen einzig und allein durch geschickte Anpreisung und theueren Verkauf beinahe gänzlich werthloser, höchst billig erzeugter Artikel gemacht hat; hierher gehören z. B. die Fabrikanten einer Unzahl von Patentmedizinen, die alle Uebel, an denen zu leiden das Menschengeschlecht nur im Stande sein mag, unfehlbar kuriren u. s. w. Unter solchen Umständen ist die Idee, dass der Verkaufswerth eines Gegenstandes in einem gewissen geraden Verhältnisse zu seinem Arbeitwerthe stehen müsse, bei den „Geschäftsleuten" gänzlich geschwunden. Als Endresultat des Systems der freien Konkurrenz ergiebt sich aus der hier auseinandergesetzten Verbindung von Ursache und Wirkung schliesslich, dass die Arbeit an sich als das unwesentlichere Element verachtet wird, während man den Vertrieb der produzirten Waare als die wesentliche Kunst ansieht. Der Schlussstein dieses Systems ist dann die Verachtung des Arbeiters selbst, wie sie heutigen Tages in allen nicht rein ackerbautreibenden Gegenden der Vereinigten Staaten in dem Maasse Platz gegriffen hat, dass die ganze dort aufwachsende Jugend Arbeit als eine Entwürdigung betrachtet, und sich geradezu weigert, sich zu dem herabzulassen, was sie mit der tiefsten Verachtung *menial labor* zu nennen beliebt, d. h. zur wirklich mit den Händen anzupackenden und zu produzirenden Arbeit. Und ich stehe nicht an zu behaupten, dass diese Abneigung beinahe des ganzen eingeborenen Elementes gegen das Ergreifen solcher Beschäftigungszweige, die wirkliche Arbeit erfordern, einer der Hauptgründe des Uebels ist, an dem die Vereinigten Staaten gegenwärtig krank darniederliegen.

Dieses Uebel gewinnt dadurch immer grössere Ausdehnung, dass sein nächstes Ergebniss die Erzeugung eines in der Gegenwart schon vollkommen sichtbar zu Tage tretenden Kastengeistes ist, der das im „Land" (d. h. in Amerika) geborene Bevölkerungs-Element von aller Handarbeit auszuschliessen droht, und dieselbe einzig und allein als die Bestimmung der eingewanderten *Foreigners* d. i. Fremden ansieht, während die einzige des Eingeborenen würdige Stellung im Leben in dem besteht, was man *genteel occupation* „noble Beschäftigung" zu nennen pflegt.

Ein ähnlicher Kastengeist besteht nun zwar auch in Europa, hat aber daselbst, soweit er nicht durch die abgelebten, trägen Ueberreste des ehemaligen Feudaladel-Systems erzeugt ist, eine wesentlich andere Basis, nämlich die durch „Bildung" (allerdings muss diese in vorgeschriebener Weise „schulgerecht" sein) solche Stellungen und Aemter auszufüllen, deren Beschäftigungskreis wesentlich in geistigen Leistungen besteht. Diese Basis ist jedoch in Amerika durchaus nicht vorhanden, und zwar um deswillen nicht, weil die

oben geschilderte Verachtung der Arbeit sich nicht allein auf die physische Arbeit erstreckt, sondern ebensowohl, ja sogar noch weit mehr auf die geistige, denn bei den Produkten der physischen Arbeit ist das grosse Publikum immer noch besser im Stande, den Werth der gelieferten, und wäre es auch nur anscheinend gute Schleuderarbeit, einigermassen zu schätzen, als bei den Produkten des Geistes. Ist nämlich auch jeder andere Maasstab des Vergleiches abhanden gekommen, so bleibt doch der für das Auge jederzeit wahrnehmbare der Quantität und des äusseren Anscheines übrig. Zur Werthschätzung geistiger Arbeitsleistungen aber ist das Verstehen derselben unerlässlich, und es kann daher von dem grossen Publikum nur jene geistige Arbeit wirklich geschätzt werden, die sich nicht über dessen Bildungsgrad erhebt. Geistige Arbeit hat indess das Eigenthümliche, dass, sollen ihre Produkte überhaupt einen Werth haben, sie sich unbedingt über das Bildungs-Niveau des grossen Haufens erheben müssen; deshalb kann geistige Arbeit an sich vom Publikum nie ihrem wahren Werthe gemäss gewürdigt werden, und es geht hieraus folgerichtig die in Amerika schliesslich übliche Werthschätzung geistiger Arbeit hervor, die jener der physischen vollkommen entspricht: sie ist nämlich nicht eine Würdigung der Arbeit an und für sich, sondern nur ihres „Vertriebes.“ Der geistige Arbeiter an sich wird demnach ebenso verachtet, wie der physische Arbeiter an sich, oder noch mehr, wegen des weiteren Unterschiedes zwischen geistiger und physischer Arbeit, wonach die Produkte der Letzteren einen Eigenthumswerth repräsentiren, der von Anderen eben nur durch wirklichen Kauf erworben werden kann. Das Produkt der geistigen Arbeit dagegen ist kein körperlich begrenztes Ding, und kann deshalb auch nicht als solches besessen werden. Sucht nun der geistige Arbeiter das Resultat seiner Arbeit zn verwerthen, so kann er dies natürlich nur thun, wenn er es zum Kaufe anbietet, d. h. es zeigt und erklärt. Hat er dies aber gethan, so ist der praktische Mann, der als richtiger „guter Geschäftsmann“ kein Geld für das ausgiebt, was er umsonst haben kann, oder vielmehr schon erhalten hat, natürlich nicht so einfältig, dem geistigen Arbeiter das Ergebniss seiner geistigen Arbeit zu bezahlen. Er behält es einfach im Kopf, erspart sein Geld, geht hin, lässt die Anwendung auf seinen Namen „patentiren“ und — lacht den Tropf aus, der so dumm war, die Idee seiner gediegenen, neuen, wunderbaren Erfindung geistig auszuarbeiten. — Im besten Falle, wenn der Geschäftsmann nämlich denkt, der betreffende „Gelehrte“ sei vielleicht doch im Stande, noch andere Dinge auszuhecken, mit denen sich ein Geschäft machen liesse, und er sich ihn also für die Zukunft warm halten will, gibt er ihm, soviel ihm eben beliebt. Der geistige Arbeiter, gezwungen das Dargebotene anzunehmen, da er im

Weigerungsfalle Gefahr läuft, gar nichts zu erhalten, ist gerade um so viel ungünstiger gestellt als der physische Arbeiter, der, wenn ihm der gebotene Preis nicht behagt, einfach sein Arbeitsprodukt aus den Händen des Käufers nimmt, und es solange Anderen anbietet, bis er einen zusagenden, oder doch den besten Preis dafür erhält.

Es ist also betreffs der Resultate geistiger wie physischer Arbeit wesentlich die Fertigkeit, dieselben zu möglichst hohem Preise an den Mann zu bringen, die gewürdigt wird. In dieser Fertigkeit besteht das wahre Wesen der genteel occupation in den Vereinigten Staaten allgemach als die einzige, des Eingebornen würdig geltende Beschäftigung. Und der gewinnreiche Betrieb dieser Beschäftigung ist es, für welche man den Sprachausdruck des „Geldmachens“ erfunden hat.

Der hier beschriebene Prozess geht seit langer Zeit in immer beschleunigterem Maasse vor sich. Seine natürliche Folge war eine fortwährend steigende, heute gerade in's Ungeheuere angewachsene Vermehrung der Zahl derer, die von den angeblich genteelen Berufszweigen leben wollten. Zwei weitere Consequenzen ergeben sich daraus:

Erstens stieg in allen hierher gehörigen Beschäftigungszweigen die Konkurrenz derart, dass schon seit lange die *„genteelen“* Beschäftigungszweige nur in jenen wenigen Fällen entsprechend bezahlt werden, wo es vereinzelten Individuen gelingt, entweder durch ganz besondere Energie und Talent gepaart mit Glück oder durch einflussreiche Verbindungen die Aufmerksamkeit der grossen Masse auf sich zu ziehen, in welchem Falle sie allerdings im Stande sind, aus ihrem berühmten, vielleicht auch berüchtigten Namen Geld zu machen. In allen gewöhnlichen Stellungen aber, zu deren Ausfüllung man einen bekannten oder berühmten Namen nicht braucht, werden in Folge des erschrecklichen Ueberschusses an Stellensuchern die Fächer der *genteel occupation* in den Vereinigten Staaten viel weniger gut bezahlt, als die entsprechenden Posten in Europa, und Leute von europäischer Geburt, deren Bildung und Erziehung sie auf diese Fächer hinweist, haben, da sich ihnen als Foreigners nur eine äusserst geringe Möglichkeit darbietet, die enormen Schwierigkeiten im Schaffen eines Namens zu überwinden, von allen Einwanderern unzweifelhaft die allerschlechtesten Aussichten. Es ist denn auch wohl bekannt, dass weitaus die Mehrzahl von ihnen zunächst in das Gewerbe der *Barkeepers,* Schenkkellner, hineingeräth, um später entweder als Kneipenwirthe und Winkelpolitiker mit gänzlicher Aufopferung aller sogenannten Ehrbegriffe und Ansprüche eines gebildeten Geistes sich durchzuschlagen und eine Rolle zu spielen, oder auch

um als gänzlich verbummelte Subjekte schliesslich an den Folgen der Trunkenheit, worin sie ihre getäuschten Hoffnungen zu ersäufen versuchen, unterzugehen.

Die zweite Folge der fortwährenden Vermehrung dieser Menschenklasse ist die, dass im gleichen Verhältniss zu ihrem Anwachsen die Last ihrer Ernährung schwerer und schwerer auf das arbeitende Volk drückt. In der That ist der immer verzweifelter sich gestaltende Kampf um's Dasein, der sowohl unter den sich zur *genteel occupation* drängenden Hunderttausenden wüthet, als auch von ihrer Gesammtheit gegen das noch wirklich arbeitende Volk geführt wird, die eigentliche Grundursache der allgemeinen Demoralisation, deren verschiedene Phasen sowohl in der Corruption der Politik und des gesammten Regierungssystems als in der immer bodenloser, betrügerischer und (aus gesteigerter Desperation) verwegener werdenden Geschäftsspekulation der Privaten sich offenbaren. Wenn Jedermann auf alle und jede Weise versucht, nicht von den Erzeugnissen seiner (verachteten *menial*) Arbeit sich zu ernähren, sondern auf Kosten aller Anderen *by his wits*, „von seiner Gescheidtheit“ als „Gentleman“ flott zu leben, müssen natürlich schliesslich jene, welche die Umstände zwingen, die, leider unentbehrliche, wirkliche Arbeit zu thun, die Zeche bezahlen.

So kann bei dem Vorwalten dieser Geistesrichtung die fortwährende Verschlechterung der Lage des wirklich arbeitenden Volkes nicht Wunder nehmen. Dass diese Verschlechterung nicht erst neuerdings eingetreten, sondern schon seit längerer Zeit allmälig vor sich ging, wenn sie auch erst nach dem Platzen der Seifenblase der auf die Spitze getriebenen wilden Spekulation so recht offenbar wurde, hat David A. Well in seinen statistischen Angaben schon vor Jahren nachgewiesen. Wir entnehmen ihm nur das folgende Beispiel, indem er durch Gegeneinanderstellung der Kosten des Lebensunterhaltes einer Handwerkerfamilie in den Jahren 1860 und 1870, und durch Vergleich dieser Kosten mit dem Verdienste des Mannes in denselben Jahren die sich ergebende Verschlechterung ihrer Lage nachweist.

„Jährlicher Verbrauch einer Familie von 2 Erwachsenen und 2 Kindern, und die Kosten desselben in der Stadt New-York:

Verkaufsartikel:	Quantität im Jahre:	Preis 1860. Einzeln: Cents	Preis 1860. Im Jahre: Doll. Cents	Preis 1870. Einzeln: Cents	Preis 1870. Im Jahre: Doll. Cts.
Rindfleisch	250 Pfd.	10¼	25.62½	20	50.–
Hammelfleisch	100 „	9	9.–	15	15.–
Gep. Rindfleisch	100 „	7½	7.50	12	12.–
Butter	70 „	18	12 60	30	21.–
Reis	50 „	6	3.–	10	5.–
Milch	200 Qu.	5	10.–	10	20.–

Verkaufsartikel:	Quantität im Jahre:	Preis 1860. Einzeln: Cents	Preis 1860. Im Jahre: Doll. Cents	Preis 1870. Einzeln: Cents	Preis 1870. Im Jahre: Doll. Cts.
Kaffee	20 Pfd.	20	4.—	35	7.—
Thee	5 „	63	3.15	80	4.—
Zucker	100 „	9½	9.50	13	13.—
Melasse (Syrup)	20 Gall.	50	10.—	80	16.—
Kohlen	5 Tonn.	5.50	27.50	8 Doll.	40.—
Miethe für 3 Zimmer		5 Dollars	60.—	12 „	144.—

Total 1860: 181.87½. — Total 1870: 347.—

Tagelohn der Handwerker in der Stadt New-York:

	1860.	1870.
Möbelschreiner	1.75	2.75
Küfer	1 65	2.75
Bauschreiner	1.75	3.00
Anstreicher	1.77	3.00
Schuhmacher	1.50	2.35
Schneider	1.66	2.50
Gerber	1.76	2.65
Blechschmied	1.75	2.75
Durchnitt	1.70	2.72

Die Zunahme im durchschnittlichen Kostenpreise der Lebensmittel, deren eine Familie bedarf, beträgt also in dem Jahrzehnt von 1860 bis 1870: 92 Prozent.

Die Zunahme im täglichen Verdienste eines Handwerkers in denselben 10 Jahren beträgt im Durchschnitt: 60 Prozent,

Die Anzahl der Arbeitstage, deren Verdienst die angegebenen Handwerker zum Ankauf der Lebensmittel verwenden mussten, betrug

für den	im Jahre 1860 Tage	im Jahre 1870 Tage	Zunahme Tage
Möbelschreiner	103_9	126	22
Küfer	110	126	16
Bauschreiner	103_9	115	11_1
Maler	102	115	13
Schuhmacher	121	147	26
Schneider	109	138	29
Gerber	103	130	27
Zinnschmied	103	126	23

Die hier beispielsweise angeführten Handwerke drücken ziemlich genau auch den Zustand aller übrigen aus, da vermöge des im Wesen der Konkurrenz begründeten Gesetzes der Ausgleichung der Gesammtverdienst in allen Handwerken annähernd derselbe ist. Der scheinbare Unterschied im Tagelohn gleicht sich gewöhnlich im Laufe des Jahres vollkommen aus; der höhere Lohn trifft beinahe immer jene Gewerbe, die Wind und Wetter ausgesetzt, im Freien arbeiten müssen, und daher in der ungünstigen Jahreszeit

eine grosse Anzahl Arbeitstage verlieren, überdies auch wohl kräftigerer und demgemäss kostspieligerer Nahrung bedürfen. Ein kleiner, wirklicher Unterschied stellt sich im Grossen und Ganzen nur zu Gunsten jener Handwerke heraus, deren Betreibung eine bedeutende Körperkraft erfordert, oder die als weniger „genteel" angesehen werden.

Es ist bei dieser Tabelle noch besonders zu bemerken, dass sie das Jahr 1870 zum Vergleiche wählt, ein Jahr, in dem noch Jedermann, der von schlechten Zeiten gesprochen hätte, als Thor verlacht worden wäre. Seit 1870 hat die vergleichweise Verschlechterung immer mehr und mehr zugenommen, bis endlich die eintretende Krisis die Hülle, worunter dieser Zustand so lange sich verbarg, hinweg, und das Wesenlose des eingebildeten, papiernen Reichthums an's Licht zog.

Schliesslich ist noch zu erwähnen, dass die hier nachgewiesene Preissteigerung hauptsächlich nur die eigentlichen Nahrungsmittel betrifft, in denen sie noch unverhältnissmässig gering war. Die Preissteigerung dieser 10 Jahre in allen sonstigen Bedürfnissen ist geradezu enorm, beträgt wohl nie weniger als 100 Prozent, und steigt sehr oft bis zu 250 Prozent des Preises, den gleiche Artikel im Jahre 1860 kosteten.

Die materiellen Zustände und die Ursachen der Verschlechterung.

Dass seit einer Reihe von Jahren eine immer zunehmende Verschlechterung in der Lage der arbeitenden Klassen sowohl, als aller von deren Wohlbefinden abhängigen kleinen Geschäftsleute, dann auch der grossen Klasse der Ackerbauer vor sich gegangen, haben wir im vorhergehenden Abschnitte gezeigt. Von grösstem Interesse ist es nun, die materiellen Gründe dieser Erscheinung kennen zu lernen, namentlich in Erfahrung zu bringen, ob dieselben nur von vorübergehendem oder von dauerndem Einflusse und ob, wäre Letzteres der Fall, sie ihre Wirkung in Zukunft noch vergrössern werden. Denn an und für sich wären die augenblicklich schlechten Zeiten wohl durchaus kein genügender Grund, warum Klassen der Bevölkerung, die früher ihre Lage durch Auswanderung nach den Vereinigten Staaten in der Regel

bedeutend verbesserten, nicht auch fernerhin dieses Mittel im Auge behalten und zu seiner Anwendung schreiten sollten, sobald die gegenwärtige Stockung im Arbeitsmarkte soweit aufgehoben ist, um ihnen die zur Erwerbung ihres Lebensunterhaltes unbedingt nöthige Beschäftigung zu gewährleisten.

Ist dagegen die Verschlechterung in Folge nachhaltiger Gründe eingetreten, so würde ein Entschluss zur Auswanderung nur unter Beobachtung der grössten Vorsicht für Solche rathsam erscheinen, die etwa an vorausgegangenen und von glücklichem Erfolge begünstigten Verwandten einen Rückhalt besitzen, oder denen sonstige, aussergewöhnlich günstige Mittel und Wege zu Gebote stehen, den gewünschten Erfolg im fremden Lande zu erringen.

Eine dauernde Verschlechterung könnte sowohl in Folge des Erlöschens seither bestandener, aussergewöhnlich günstiger, wie auch in Folge des Eintretens neuerdings sich herausbildender ungünstiger Umstände entstehen. Ob eine und welche dieser beiden, oder ob alle beiden Ursachen zugleich an den gegenwärtig sich offenbarenden Zuständen Schuld tragen, das zu untersuchen, soll unsere Aufgabe sein.

Zwei Gründe waren es hauptsächlich, die von jeher als Empfehlung der grossen Republik angeführt wurden, und die Auswanderung anlockten:

1.) die weite Ausdehnung des Landes, dessen natürliche Hilfsquellen unbenützt dalagen, und dessen Grund und Boden nur aufgenommen und bekannt zu werden brauchte, um einen reichlichen Ertrag zu liefern;

2.) die Vortheile des einfachen, billigen und „freien“ Regierungssystems.

Wir werden uns zuerst mit dem ersten dieser beiden Vorzüge zu befassen haben.

Es ist wahr, dass nach dem Gesetze der Vereinigten Staaten ein Jeder das Recht hat, 160 Acker Regierungsland gegen Zahlung von Einschreibgebühren in Besitz zu nehmen, und sobald er nur fünf Jahre lang wirklich auf diesem Lande gesessen und es bebaut hat, einen vollständigen freien Besitztitel erhält. So sagt das Gesetz, und es ist unbestreitbar, dass unter diesem, dem „Heimstätte“-Gesetz, und unter dem ihm vorhergehenden sogenannten *squatter law* „Ansiedler“-Gesetz, das ihm im Wesentlichen gleich war, Tausende und Hunderttausende von den Farmen Besitz ergriffen, auf denen sie zu wohlhabenden Leuten geworden. In der That, der grösste Theil des Landes in den heute sogenannten „westlichen“ Staaten ist seit ungefähr dreissig oder höchstens vierzig Jahren auf diese Weise in die Hände von Privateigenthümern übergegangen, von denen ein sehr grosser Theil einge-

wanderte Bürger und namentlich Deutsche sind. Aber es ist ebenso wahr, dass das Regierungsland in den westlichen Staaten Ohio, Indiana, Illinois, Michigan, Wisconsin bis auf verschwindend kleine Ausnahmen, die ausschliesslich aus werthlosen Sumpf- oder Bergländereien bestehen, vollständig vergriffen ist, und dass der Ansiedler, der heutigen Tages noch von den Bedingungen des obigen Gesetzes Gebrauch zu machen wünscht, in den Staaten des fernen Westens, wie Kansas, Nebraska und Minnesota, oder gar in den Staaten am Stillen Meere wie Californien und Oregon oder in den allerdings noch an Grösse und Meilenzahl ihres Gebietes sehr ausgedehnten, zwischen diesen beiden Gruppen von Staaten liegenden Territorien der Vereinigten Staaten sich eine Heimath suchen muss.

Nun sagt allerdings der letzte Census der Vereinigten Staaten, dass daselbst noch ungefähr 900 Millionen Acker Regierungsland zu haben sind, und der mit der Beschaffenheit und dem Charakter dieser Gegenden nicht Vertraute schliesst hieraus, — dieser Schluss ist sogar unter der grossen Masse der Bevölkerung in den östlichen Staaten der nordamerikanischen Republik ganz allgemein, — dass diese Strecke Landes noch auf lange Jahre genügen werde, jedem Ansiedler die Möglichkeit der Erwerbung einer Heimstätte zu gewähren. Dieser Glaube ist allerdings vollkommen, ja sogar nur zu begründet, und zwar aus der sehr triftigen Ursache, weil in diesen 900 Millionen Acker Landes Millionen und aber Millionen von Viertelssektionen (160 Acker enthaltende Stücke, — eine Sektion Land ist eine englische Meile im Geviert und enthält 640 Acker Land) mit einbegriffen sind, die in Besitz zu nehmen auch noch nach sehr langen Jahren Niemand einfallen wird. Denn der Mann, der versuchen würde, auf seiner begehrten Heimstätte die zur Erwerbung des Besitztitels nöthigen fünf Jahre zuzubringen, müsste nämlich in dieser Zeit oder vielmehr in den ersten Paar Wochen, nachdem ihm die mitgebrachten Lebensmittel ausgegangen, einfach verhungern; das Land selbst ist kaum fähig, Prairiehunden, Prairiewölfen und Klapperschlangen eine kümmerliche Nahrung zu bieten (wenn diese Thiere sich mit sehr sparsamen Rationen begnügen sollten), geschweige denn geeignet, die dem Menschen erforderlichen Nahrungsmittel zu erzeugen. Um diese bündige Behauptung zu bewahrheiten, bin ich gezwungen, eine allgemeine Beschreibung der ausgedehnten Gegenden zu liefern, worin diese so und so viele hundert Millionen Ackerland liegen, die noch für Jeden, der verwegen genug ist, sie in Besitz zu nehmen, zu haben sind.

Die ganze ausgedehnte Region zwischen dem Missouri im Osten, da, wo derselbe die Westgrenze der Staaten Jowa und Missouri bildet, und der Sierra Nevada, der Ostgrenze des Staates

Californien im Westen, ein Gebiet, das in der Richtung von Osten nach Westen ungefähr 350, in der Richtung von Norden nach Süden mindestens 200 geographische Meilen misst, also einen Flächeninhalt von ungefähr 70,000 geographischen Quadratmeilen (gleich dem Siebenfachen des jetzigen im Jahre 1874 bestehenden deutschen Reiches) hat, trägt im Allgemeinen den Charakter eines von vielfachen, sich meist von Norden nach Süden durch dasselbe hinziehenden Gebirgsketten, den sogenannten Felsengebirgen (Rocky Mountains) unterbrochenen, baumlosen und dürren Steppenlandes. Dieses Steppenland erhebt sich von Osten und Südosten, wo der Missouri-Fluss, die fruchtbaren Gegenden des jetzigen Indianer-Territoriums und des Staates Texas seine Grenzen bilden, in allmäliger regelmässiger Ansteigung. Dieser Theil wird die *Plains* und Ebenen genannt, weil der Boden hier oft so eben daliegt, wie eine Tischplatte, und nur von dem vollkommen runden Kreise des fernen Horizontes, bis zu welchem weder Baum noch Strauch sich dem Auge zeigt, begrenzt wird. Im Westen, dort wo sich die ersten Ketten der Felsengebirge aus diesen Ebenen emporheben, ist die Höhe dieser Letzteren schon bis auf 6000 Fuss über den Meeresspiegel gestiegen. Sowohl Denver, die Hauptstadt des Territoriums Colorado, als Cheyenne, die Stadt an der Ueberland-Eisenbahn am Fusse der Black Hills „Schwarzen Berge“, liegen beide auf mehr als 6000 Fuss Seehöhe. In seiner ganzen westlichen Hälfte bis zur Sierra Nevada trägt das Land den allgemeinen Charakter einer von vielfachen Gebirgszügen unterbrochenen Hochebene, die von 4000 Fuss im Thale des grossen Salzsee's bis zu 7000 Fuss auf den Laramie-Ebenen und in der Gegend von Santa Fé, der Hauptstadt New-Mexico's und der ältesten Stadt im Gebiete der Vereinigten Staaten, sich erhebt. Auch diese Gegend behält denselben Charakter eines baum- und strauchlosen, wüsten und dürren Steppenlandes bei, der sich in manchen Theilen bis zur vollkommenen Wüste steigert, und nur dann und wann, wo ein zufälliger Fluss oder Bach ein durch die Gebirgsketten, die es begrenzen, besonders gut gegen die verheerende Gewalt der Winde geschütztes Thal berieselt, irgendwelche Baum- oder Strauchvegetation zeigt. In diesem ganzen ungeheuren Gebiete finden die atmosphärischen Niederschläge in so unbedeutender Menge statt, dass gleichviel was seine sonstigen klimatischen und Bodenbedingungen sein mögen, schon aus diesem Grunde allein von Ackerbau nur da die Rede sein kann, wo durch Flüsse und Bäche Gelegenheit zur Berieselung geboten ist. Aber Flüsse und Bäche sind, da ihre einzigen Bezugsquellen die sehr geringen Schneeniederschläge auf den höheren Ketten der Felsengebirge, überaus selten und leiden durchaus nicht an übergrossem Wasserreichthum. Sie werden erst im höchsten Norden dieses Gebietes

häufiger, wo das theilweise dem höheren Breitengrade, theilweise der senkrechten Erhöhung des Landes entpringende kältere Klima die Ursache ihres häufigeren Erscheinens ist, zugleich aber durch seine grössere Strenge jeden Ackerbau unmöglich macht. In diesem ganzen grossen Gebiete ist Ackerbau demnach nur in jenem Theile des Südens möglich, wo die sparsame Wassermenge der seltenen Flüsse zur Berieselung einer beschränkten Strecke Landes sich verwenden lässt. So haben z. B. die Mormonen in Utah im Thale des grossen Salzsee's, das niedriger liegt als das umgebende Land, die geschützten Thäler der Kultivation zugänglich gemacht. Auf die nämliche Weise zieht die sparsame Bevölkerung von New-Mexico die wenigen Ackerbauprodukte, deren sie bedarf, und haben schon vor der Entdeckung Amerika's die sogenannten Pueblo (d. h. in Ortschaften wohnenden) Indianer Neu-Mexiko's und Arizona's den Boden kultivirt, wie es ihre übrig gebliebenen Nachkommen z. B. die Pima's am Rio Gila in Arizona, die Moquis am Colorado Chiquito, die Navajoes u. s. w. noch heutigen Tages im beschränkten Maasse thun.

Aber was auf solche Weise kultivirt wird, sind eben nur spärliche Oasen in der ausgedehnten, dürren und wüsten Steppe, und die Wassermenge reicht nicht hin, die Zahl dieser Oasen oder ihre Gebietsausdehnung wesentlich zu vergrössern. Ein interessantes Beispiel hiervon liefert ein kürzlich zum Gegenstande eines wahrscheinlich jetzt noch in der Schwebe befindlichen Streites gewordener Fall. Im Jahre 1869 gründete eine in den Neuenglandstaaten ausschliesslich aus eingeborenen puritanischen Amerikanern bestehende Gesellschaft die Kolonie Greeley in einer geschützten Lage an der Verbindungseisenbahn zwischen Cheyenne und Denver am Fusse des östlichen Abhanges der Felsengebirge. Sie legten Berieselungskanäle an, bezogen das Wasser hierzu aus einem Cache de la poudre genannten Bache, und gediehen so gut, als sich erwarten liess. Einige Jahre darauf nun liessen sich andere Ansiedler in dem Thale desselben Baches mehrere Meilen aufwärts nieder. Auch sie legten natürlich Berieselungskanäle an, um ihr Land zu bewässern. Was geschah? Das zur Berieselung der Felder der Kolonie Greeley nöthige Wasser blieb aus, die Berieselungskanäle lagen trocken, und die Feldfrüchte verdorrten, weil die neue Kolonie die beschränkte Wassermenge des Baches zur Berieselung ihrer Felder verbraucht hatte.

Der Uebergang von dem „Prairie"- d. h. grasreichen Ebenen-Charakter der nordwestlichen Staaten (Illinois und Jowa besonders) in den Steppencharakter dieser Gegend ist ein allmäliger und es muss der Erfahrung überlassen bleiben, die Grenze festzusetzen, an welcher der nutzbringende Ackerbau unmöglich. Meine persönliche Kenntniss dieser Gegenden führt mich zu der Ansicht,

dass die wesentlich fortschreitende Welle der Ansiedlung diese Grenze im ganzen Nordwesten der Vereinigten Staaten (in den Staaten Minnesota, Nebraska und Kansas) bereits seit mehreren Jahren erreicht hat, ja dass dieselbe von Tausenden von Ansiedlern schon überschritten ist. Diese Ueberschreitung rächt sich um so schneller und schwerer an den Betreffenden, als die trockenen Steppengegenden von einem anderen Uebel regelmässig, wenn auch mit periodischen Unterbrechungen heimgesucht werden, das den Ackerbau sogar an den ausnahmsweise günstiger gelegenen Stellen sehr prekär macht, indem es die Ernten jederzeit mit der Wahrscheinlichkeit gänzlicher Vernichtung bedroht. Dieses Uebel sind die Heuschrecken, die diese Steppen in gewissen Jahren in dichten Wolken durchziehen, und mitunter vom Winde sogar weit in die feuchteren Ackerbaugegenden hineingetragen werden. Wo immer ihre Schwärme sich niederlassen, fressen sie Alles, was nur grünen mag, in der kurzen Zeit von wenigen Stunden bis auf den Stumpf kahl ab. Die unzählbaren Schwärme dieser Thiere bedecken das Land in ungeheurer Ausdehnung und sowohl 1863 als 1869 fand ich die Gegend von Omaha am Missouriflusse bis zum grossen Salzsee davon erfüllt. Ihre Verheerungen sind 1874 wieder so bedeutend gewesen, dass in Minnesota, Kansas, Nebraska und sogar in Jowa viele Tausende ihre ganzen Ernteaussichten zerstört sahen, in die bitterste Noth geriethen, und die Staatsbehörden gezwungen waren, sich ihrer anzunehmen und allgemeine Aufrufe zu ihrer Unterstützung an das Volk zu richten. Allein in dem Staate Kansas, der eine Bevölkerung von ungefähr 500,000 Einwohnern hat, betrug die Anzahl der Personen, die aus diesem Grunde während des Winters 1874—1875 Unterstützung erhielten, nach amtlichen Berichten nicht weniger als 32,614 und möchte im ganzen Westen sich wohl mit 60,000 bis 70,000 Menschen beziffern.

Um das Elend, dem diese Leute preisgegeben, gehörig zu würdigen, muss man wissen, was es heisst, ein solches neues Land zu besiedeln, namentlich in diesen fernen westlichen Gegenden. Während der letzten Jahre, besonders seit Vollendung der Ueberland-Eisenbahn und verschiedener anderer Bahnen im Staate Kansas und Nebraska, schob sich die Grenze der Ansiedelungen sehr schnell nach Westen, und Einzelne der neuen Ansiedler sind bis über 200 Meilen westlich vom Missouri vorgedrungen. Damit sind sie wohl schon über jene Grenze hinausgelangt, bis zu welcher die natürlichen Niederschläge einen gesicherten Ackerbau ohne Berieselung erlauben. Allerdings kann man sogar noch weiter westlich öfters gereiftes Welschkorn sehen, aber stets nur in feuchten Jahren, wie im Durchschnitt nur Eins von Dreien ist.

In dieser Gegend findet sich, wie schon mitgetheilt, Holz

nur am Rande der Flüsse; Bauholz ist deshalb ausserordentlich selten und sehr theuer. Beinahe das einzige, vorhandene Holz ist *Cottonwood* eine Art Weide, und dieses, obzwar sehr zähe, besitzt das grosse Uebel, dass es, wenn zu Brettern und Bohlen als Bauholz verwendet, sich wirft, d. h. es verzieht sich auf kaum glaubliche Weise, welche die ursprünglichen Linien des betreffenden Brettes nur noch errathen lässt. Man ist daher gezwungen, es noch ganz grün zu verwenden und zu befestigen, um die Beibehaltung der erforderten Gestalt soviel als möglich zu erzwingen. Von diesem Material sind meistentheils die Häuser gebaut, und zwar der Art, dass auf ein sehr dünnes, leichtes, weniger Balken- als Stangengerüst die Bretter von oben nach unten aufgenagelt und die Fugen mit 2 Zoll breiten, dünnen Latten überdeckt werden. Das Dach wird mit Schindeln gedeckt. Sobald das Holz zu trocknen anfängt, verzieht es sich mit solcher Gewalt, dass es häufig sogar die Nägel ausreisst und alle Fugen weit offen stehen, so dass der Wind ungehindert hindurchpfeifen kann. Es giebt hiergegen kein anderes Mittel, als die Fugen von Zeit zu Zeit mit Lehm, oder, da dieser binnen Kurzem gewöhnlich wieder abfällt, mit alten Lumpen und dergleichen zu verstopfen.

Meistens befindet sich nur Ein Raum in solchen Häusern, und das Bett ist unter dem Dache, wohin eine Leiter führt. Der einzige vorhandene Ofen, der Kochofen, muss das Haus erwärmen; man besitzt weiter kein Brennmaterial als das Cottonwood und dann und wann etwas Ulmenholz. Was es heisst, im Winter hier zu wohnen, in dem der kalte Wind mit einer in Europa ganz unbekannten Macht diese Ebenen im buchstäblichen Sinne des Wortes fegt, d. h. Alles niederwirft und vor sich hertreibt, was nicht ganz besonders fest ist, vermag nur der zu beurtheilen, der die Gewalt eines Sturmes auf den Steppen kennen gelernt. Im Herbste 1867 sah ich, wie der Wind einen Haufen gepresster Heuballen auseinanderjagte und die einzelnen Ballen, von denen jeder bei einem Inhalt von ungefähr 6 Kubikfuss und rechtwinklig eckiger Form ein Gewicht von 250 bis 300 Pfund hatte, mit einer Schnelligkeit vor sich hertrieb, dass ein Rennpferd denselben kaum zu folgen vermocht hätte. Ebendaselbst hatte ich im Winter 1867—1868 das Vergnügen, bei jedem Schneesturme in dem Schlafzimmer unseres Hauses von dem feinen, alle Ritzen und Fugen durchdringenden, mehlartigen Schnee dieser Gegend beim Erwachen in der Höhe von mehreren Zoll bis zu anderthalb Fuss (in einem Falle) Alles, die Betten selbst natürlich nicht ausgeschlossen, bedeckt zu sehen. Zieht man nun in Erwägung, dass unser Haus von Brettern erbaut war, die auf der Union Pacific-Eisenbahn von Chicago, 1000 englische Meilen weit hergebracht waren, und sich nicht verziehen, wie das grüne Cottonholz, so

kann man beurtheilen, was es heisst, ein Haus, wie es die ersten Ansiedler auf den Ebenen gewöhnlich besitzen, wohnlich und warm zu erhalten. Ausgenommen an ganz ruhigen schönen Wintertagen ist hierzu die fortwährende, angestrengte Arbeit eines Mannes erforderlich. Und wenn den in der Regel klaren Tagen die Nacht folgt, tritt sogleich eine solche durchdringende Kälte ein, dass sowohl Mensch als Vieh deren Zunahme in dem Maasse, als die Sonne sich dem Horizonte nähert, von Augenblick zu Augenblick „fühlt“, und ein Nebel von feinen, unsichtbaren, im Nu geformten Eisnadeln herniederfällt. Ein gehöriger Vorrath von Büffelfellen und Decken ist nöthig, um den Menschen gegen die Alles durchdringende Kälte der klaren Nächte zu schützen.

Theils um wärmer zu sitzen, theils auch der grösseren Billigkeit halber schlagen Viele ihre erste Wohnstätte in einem sogenannten *Dug-out* auf. Ein Dug-out (von *todig*, graben, ausgegraben) wird gewöhnlich an der Sonnenseite einer Erhöhung oder eines Abhanges angelegt, indem man in denselben hineingräbt und einen ebenen Platz herstellt, dessen Hinter- und Seitenwände der natürliche Boden (vorn etwa 6, hinten vielleicht 10 Fuss hoch) sind. Vorn wird eine Wand von Stangen und Brettern hergestellt, und von demselben Material das Dach gemacht, das man mit der ausgeworfenen Erde ein bis zwei Fuss dick überdeckt. In der hinteren Wand wird ein „Feuerplatz“ angelegt. Ein solcher Dug-out ist entschieden das am billigsten mit der wenigsten Mühe und was besonders in Gewicht fällt, dem geringsten Aufwande an Material herzustellende Winterquartier, und wird von den diese Gegenden durchstreifenden einzelnen Jägern und Goldsuchern jedem Anderen vorgezogen. Auch um deswillen, weil ein Dug-out in richtiger Lage, der sich blos ungefähr 2 Fuss über das allgemeine Niveau des Landes erhebt, und oft nur an der aufsteigenden Rauchsäule überhaupt wahrnehmbar ist, wenn er an jeder Wand mit einer Schiessscharte versehen und von 2, 3 oder 4 Mann, — in solcher Zahl wohnen diese Jäger gewöhnlich zusammen, — vertheidigt wird, eine selbst einem grossen Indianerhaufen gegenüber beinahe unüberwindliche Festung bildet.

Wo hierzu geeigneter, sich dicht verfilzender Rasen vorhanden, baut der erste Ansiedler sein Haus auch von diesem Material. Ein solches Haus ist schnell und billig herzustellen, warm im Winter und schützt gegen den Wind. Es ist allerdings nicht leicht es reinzuhalten, denn von den an der inneren Seite der Wände trocknenden Rasenstücken löst sich fortwährend die anhaftende Erde als Staub ab, steht aber trotz alledem durchschnittlich zehn Jahre lang und eine Ausfütterung der Wände im Innern schützt die Räume gegen den gröbsten Schmutz und giebt,

wenn sie, wie es oft geschieht, mit Papier-Tapeten beklebt ist, denselben sogar ein ganz gutes Ansehen.

Der neue Ansiedler in solchen Gegenden hat, sogar wenn genügender Proviant im Hause, im Winter vollauf zu thun, um nur Brennmaterial herbeizuschaffen. Denn die Paar Bäume, die vielleicht an dem Wasserlaufe seiner Nachbarschaft gestanden haben, sind schnell verbraucht, und er muss bald meilenweit dem unentbehrlichen Holze nachgehen, es fällen und nach Haus schleppen. Im Hause wird es dann nicht nur zur Beheizung verwendet, sondern auch, um das nöthige Wasser herbeizuschaffen. Denn der kleine Bach ist meistens bis auf den Grund zugefroren, und Brunnen sind nicht vorhanden, da ihre Anlage mitunter sehr viele Arbeit erfordert. Ich erinnere mich eines Falles, dass ein Mann mit einer wahrhaft eisernen Ausdauer durch theilweisen Felsgrund nicht weniger als 140 Fuss den Schacht hinuntertrieb, ehe er Wasser erreichte. In den ersten Jahren aber kann hiervon gar nicht die Rede sein, und man ist in der kalten Winterzeit bemüssigt, das nöthige Wasser durch Schmelzen von Schnee oder Eis sich zu verschaffen.

Sind die geschilderten Schwierigkeiten, mit denen der Ansiedler in einem neuen Lande, wie es die westlichen Ebenen sind, zu kämpfen hat, schon so gross, dass sich die Bevölkerung von Gegenden, die seit langer Zeit kultivirt sind, nur sehr schwer eine Vorstellung davon zu bilden im Stande sein dürfte, so übersteigt die Noth dieser Leute alle Begriffe, wenn sie sogar der Nahrungsmittel entbehren.

Namentlich in den letzten zwei Jahren ist die Zahl der neuen Ansiedler eine ungewöhnlich grosse. Tausende von Leuten aus den Städten und dem Osten rafften unter dem Drucke der sich fortwährend verschlechternden Zeiten ihr Weniges zusammen und gingen auf die Ebenen hinaus, sich dort eine Heimstätte zu gründen. Ihre Mittel reichten vielleicht gerade aus, um sich ein Häuschen der geschilderten Sorte zu erbauen, ein Fuhrwerk nebst den unentbehrlichsten Ackergeräthen zu beschaffen und einen Theil ihres Landes zu bestellen. Schon das Jahr 1873 zeichnete sich nicht durch eine aussergewöhnliche Feuchtigkeit aus, und ihre Ernte war deshalb nicht eben reichlich. Im Jahre 1874 aber bestellten sie ihr Land auf's Neue. Als die Anpflanzungen so weit gediehen waren, dass das Getreide schon Aehren trieb und die Ernte binnen Kurzem bevorzustehen schien, verdunkelten auf einmal die heranziehenden Wolken der Heuschrecken die Sonne. In unzählbaren Myriaden fielen sie auf Alles nieder, was da grünte und blühte, in zwei, höchstens drei Tagen war jeder Halm, jedes Blatt verschwunden, das an den Sommer erinnerte, und dem Aussehen der Felder nach schien der Winter unmittelbar vor der

Thüre. Verzweiflung ergriff die Armen. All' ihre Mühe und Arbeit war verloren, und im buchstäblichen Sinne des Wortes starrte der Hungertod ihnen in's Angesicht. Denn sie besassen nicht, wie ältere Länder in solchen Fällen, aufgestapelte Vorräthe früherer Jahre, mit denen sie sich behelfen konnten, und ihre wenigen Geldmittel waren längst erschöpft. Gänzlich hilflos sahen sie sich ausschliesslich auf die Unterstützungen angewiesen, die ihnen zufliessen mochten.

Der Aufruf zur Hilfe blieb allerdings nicht ohne Erfolg, und die einlaufenden Unterstützungen in Geld, Proviant, Kleidern u. s. w. reichten wohl aus, das Leben zu fristen. Denn es muss der amerikanischen Bevölkerung das Lob gespendet werden, dass sie bei derartigen Gelegenheiten stets offene Hände hat, und in der Art, womit sie nicht nur reichlich, sondern, was beinahe noch wichtiger, schnell und ohne Zögern gibt, was sie nur entbehren kann, unter allen Völkern unerreicht dasteht, mancher civilisirten Nation zum Muster. Ein Fall, wie die Hungersnoth in Ostpreussen, von dem erst nach monatelangem Leiden und Hunger der Betreffenden auf die bedächtlichste Weise überhaupt Notiz genommen wurde, und in dem die Hilfe erst dann zur Vertheilung gelangte, nachdem die Sache in allen Instanzen von allen Seiten gehörig geprüft war, damit nur ja nicht ein Paar Kreuzer Jemand zufielen, der dieselben nicht durch eine entsprechende Portion Hungerleiden verdient hatte, ist in Amerika — vorläufig wenigstens — noch nicht denkbar.

Aber wenn die amerikanische Liberalität auch ausreicht, die betroffenen 60,000 oder 70,000 Menschen vor dem wirklichen Hungertode zu schützen, so kann sie doch die Ursachen der Noth nicht beseitigen, und ihrer Wiederkehr vorbeugen. Denn dasselbe, was in diesem Jahre geschehen, kann in irgend einem folgenden Jahre sich wiederholen, und die Ernte in diesen Gegenden hängt lediglich von dem Zufalle ab, der die Heuschreckenschwärme bald hierher, bald dorthin treibt, und sie das eine Jahr in nur geringer Zahl, das andere in ungeheueren Schwärmen erscheinen lässt. Man kann also kühnlich behaupten, dass der Mehrzahl dieser Leute kaum etwas Besseres übrig bleibe, als ihre erwarteten Heimstätten wieder aufzugeben und in die älteren Ansiedlungen zurückzukehren. Und im Lichte der gemachten Erfahrungen dürfte die Aussicht, sich auf den Ebenen des fernen Westens Heimstätten zu gründen, in Zukunft wohl nur Wenigen noch verlockend dünken.

Man darf übrigens hieraus nicht schliessen, dass dieses ganze ungeheuere Gebiet vollkommen werthlos sei. Grosse Strecken desselben eignen sich vielmehr vortrefflich zu einer ausgedehnten Viehzucht, wie dieselbe heutigen Tages schon im Staate Texas, in

den Pampas der La Plata Staaten oder in den Kirgisensteppen betrieben wird. Aber diese Viehzucht muss nothwendig eine nomadische sein, und die Heerden müssen im Wesentlichen die Züge der gegenwärtig dort noch sich erhaltenden Büffel, die noch vor wenigen Jahren in Heerden von Zehntausenden über die Ebenen wanderten, wiederholen. Ehe dies aber möglich sein wird, müssen nicht nur die wilden Indianer gänzlich ausgerottet und gezähmt sein, sondern es muss auch betreffs dieser Landstrecken eine eigene Gesetzgebung geschaffen werden, die die Rechte der Heerdeneigenthümer feststellt, worüber jedenfalls noch geraume Zeit vergehen wird. Bis dahin sind diese ausgedehnten Gegenden mit Ausnahme der zerstreuten Bergwerksansiedlungen, oder der wenigen ackerbautreibenden Oasen, deren hauptsächlichsten die durch ihren besonderen religiösen Gesellschaftsverband zusammengehaltenen Ansiedlungen der Mormonen sind, praktisch vollkommen werthlos.

Die Gegenden an der Küste des Stillen Oceans habe ich in dieser Beschreibung nicht erwähnt. Betreffs ihrer bemerke ich zuerst, dass ihre Ausdehnung bei Weitem nicht so gross ist, als gewöhnlich angenommen wird, indem der eben geschilderte wüste Steppencharakter des Landes sich bis zur Sierra Nevada (und ihrer Fortsetzung im Staate Oregon und im Territorium Washington) unverändert erhält. Es bleibt also nur ein langgestreckter, im Durchschnitt ungefähr 30 geographische Meilen breiter Küstenstrich zur Besiedelung übrig. Aber sogar in der Südhälfte dieses Küstenstriches, d. h. in dem ganzen Theile des Staates Californien, der südlich von der Hauptstadt Sacramento oder von der Bucht von San Francisco liegt, setzt sich die grosse Trockenheit in dem Maasse fort, dass die Regenmasse oft in zwei bis drei aufeinanderfolgenden Jahren nicht bedeutend genug ist, um irgend eine Ernte hervorzubringen. Während meiner Anwesenheit in Californien verdorrte in jedem der drei aufeinanderfolgenden Jahre 1869, 1870 und 1871 die Saat in diesem Distrikte, und die Bauern hatten Mühe, Arbeit und Aussaat verloren. Um sichere Ernten zu erzielen, muss demnach auch hier zur Berieselung gegriffen werden. Die wenigen Strecken aber, die zur Berieselung geeignet, sind sammt und sonders schon in die Hände von Privateigenthümern übergegangen, und müssen von ihnen für sehr theuren Preis erworben werden. Dasselbe ist mit den guten Ländereien des sehr gebirgigen nördlichen Californien's und des Staates Oregon der Fall, die sonst in klimatischer Beziehung sehr zu empfehlen sind. Es bleibt dem Ansiedler also nur noch das im höchsten Norden gelegene Territorium Washington übrig. Dieses leidet wieder an übermässigem Regen und ist mit so dichtem Urwalde bestanden, dass dessen Ausrodung sich wohl kaum lohnen möchte, namentlich, da der Boden eher sandig, als reich genannt zu werden verdient.

Im Uebrigen wird in Folge von Umständen, die ich gleich weiter erklären werde, alles daselbst und an anderen Orten noch befindliche, brauchbare Regierungsland binnen Kurzem vollständig vergriffen sein, so dass wir als Endresultat dieser Auseinandersetzung kurz und bündig erklären können, dass in den Vereinigten Staaten gegenwärtig (im Winter 1874—1875) kein Ackerland mehr existirt, das dem Einwanderer oder Ansiedler zur Besitznahme nach dem Heimstättegesetz offen stände und zum Anbau geeignet wäre.

Wenn nämlich hier und da noch etliche Strecken solchen Landes gefunden werden sollten, so haben der Kongress und die Regierung durch die grossartigen Landschenkungen, die seit ungefähr zehn Jahren an Eisenbahngesellschaften gemacht wurden, dafür gesorgt, dass dasselbe nicht mehr in die Hände gemeiner Ansiedler fallen könne. Diese Schenkungen beziffern sich auf ungefähr 300 Millionen Acker, d. h. auf einen Flächenraum, mehr als doppelt so gross, wie das gegenwärtige deutsche Reich. Als Vorwand galt, das Land zu „entwickeln", und den Bau von Eisenbahnen zu befördern; aber man möchte wohl das Richtige treffen, wenn man als die wahren Gründe dieser Schenkungen zweie ansieht, nämlich erstens: vor Thorschluss den Rest alles noch aufzufindenden guten Landes in die Hände von Spekulanten zu spielen, die die vertrauten Freunde der Mitglieder der Regierung und des Kongresses, und jedenfalls nach Kräften erkenntlich sind. Zu diesem Zwecke ward vielen dieser Landschenkungen die Klausel beigefügt, dass die betreffenden Gesellschaften in gewissen Fällen, z. B. wenn schon Ansiedler auf dem Lande, oder wenn zwei sich durchschneidende Bahnen dasselbe Land beanspruchen müssten, und innerhalb der vorgeschriebenen Grenzen eine ausreichende Quantität nicht vorhanden sei, das Recht haben sollten, die ihnen geschenkte Anzahl Acker durch Aufnahme irgend eines beliebigen Stückes Regierungslandes vollzählig zu machen. Da aber alle vorhandenen Stücke guten Landes bei Weitem nicht ausreichen, auch nur einen Theil der Landschenkungen zu befriedigen, so erstreckt sich weitaus der grössere Antheil derselben auf vollkommen werthloses Terrain. Und als Grund der Verschenkung dieses Landes an die vertrauten Freunde und Eisenbahnspekulanten kann nur der angesehen werden; dass es einer Eisenbahnkompagnie, die so und so viele Millionen Acker Land besitzt (natürlich alles guter „ausgezeichneter Weizenboden", wie der an der nördlichen Pacific-Eisenbahn, der nur der einen Unbequemlichkeit ausgesetzt ist, ungefähr zehn Monate im Jahre Winter, und was für einen, zu haben) sehr viel leichter wird, auf Grund solcher ausgezeichneten Sicherheit ihre Aktien auf dem Geldmarkte zu verwerthen, da die Mehrheit der Käufer eben keine Idee davon

hat, dass so manche Million Acker des betreffenden Landes nicht einmal fünf Thaler wirklichen Werth darstellt. Sie erfahren Letzteres vielmehr erst, wenn die betreffende länderreiche Eisenbahn wegen unterlassener Zinsenzahlung endlich zum Bankerott gedrängt und öffentlich versteigert wird.

Das Heimstättegesetz kann also füglich als thatsächlich erloschen betrachtet werden. Jeder, der jetzt noch nach den Vereinigten Staaten auswandern will, mit der Absicht, sich daselbst Landeigenthum zu erwerben, kann sich sogleich mit dem Gedanken vertraut machen, dass er jeden Fuss, den er zu besitzen wünscht, kaufen muss. Und zwar durchaus nicht zu sehr billigen Preisen. Es werden allerdings ungeheuere Strecken Landes in den schon besiedelten Staaten zum Verkauf feilgehalten, ja, man könnte sogar behaupten, dass in gewissem Sinne beinahe alles Land käuflich sei, denn bei dem Spekulationsgeiste der Bevölkerung ist kaum Einer aus Tausenden zu finden, der bei einem ihm annehmbar dünkenden Gebot nicht auf der Stelle bereit wäre, sein Eigenthum, wie es steht und liegt, dem Käufer zu übergeben. Aber die ganze Landspekulation hat das Eigenthümliche, dass derjenige Werth, der sich erst durch langjährige Entwickelung der Gegend herausstellt, schon im Voraus, und zwar in dem Grade beansprucht wird, als ob die Entwickelung der letzten zwanzig Jahren sich in dem gleichen Zeitraume in der Zukunft regelmässig wiederholen müsste. Der Landverkäufer wird seinem Kunden mit der ernstesten Miene versichern, dass sein zu verkaufendes Stück Land vor 10 oder 15 Jahren in der Wildniss lag, als er es zu $1^1/_4$ Dollars den Acker kaufte; dass jetzt die Gegend so und so viele Einwohner hätte, gerade zwanzig-, fünfzig-, hundert- oder tausendmal soviel, als damals; dass der Fortschritt und die Zunahme der Bevölkerung nur noch die nächsten zwanzig Jahre in demselben Maasse vor sich zu gehen brauchte, um aus dem jetzigen Städtchen eine Weltstadt zu machen, die London weit hinter sich lassen und wahrscheinlich der Mittelpunht des Weltalls sein würde und dass in Anbetracht dieser sicheren Zukunft sein per Acker erworbenes Land gegenwärtig nur per Quadratfuss, zu so und so viel Dollars per Fuss zu verkaufen sei. Und da es genug Leute gibt, die nicht Scharfsinn genug besitzen, um zu bemerken, dass das Verhältniss der Vermehrung der Bevölkerung, welches die erste Besiedelung eines Landstriches ergab, eben ein ganz aussergewöhnliches ist, das bei der ferneren Verdichtung ganz und gar nicht eingehalten werden kann; dass ferner der zukünftige Fortschritt des Landes eben nur durch die Arbeit der wirklichen Ansiedler erzeugt werden muss, und dass, wer den Preis bezahlte, welcher der zukünftigen Entwickelung entsprechen möchte, einfach das Arbeitsverdienst der bevorstehenden

Jahre gegenwärtig den Spekulanten schenkt, so gelingt es Letzteren nicht selten, das Land zu einem von seinem eingebildeten, zukünftigen Werthe wesentlich beeinflussten Preise zu verkaufen. Eine weitere Folge ist, dass im Allgemeinen der Preis des Landes in den Vereinigten Staaten ein ziemlich hoher, und allenthalben grosse Strecken Landes zu finden sind, welche von Spekulanten gehalten werden, bis die durch die Arbeit ihrer Nachbarn erzeugte allgemeine Preissteigerung der Bodenwerthe auch ihrem Stücke Land, für dessen Entwicklung sie nicht das Geringste thun, den Preis gegeben hat, unter welchem zu verkaufen sie nicht geneigt sind, weil er ihnen ja mit der Zeit bezahlt werden muss. Haben übrigens die Nachbarn des Spekulanten an allen Seiten ihr eigenes Land eingezäunt, so ist damit auch das Land des Spekulanten eingezäunt, und er im Stande, dasselbe auszunützen, indem er es verpachtet.

Diese die Aussichten der Zukunft vorwegnehmende Spekulation zeigt sich auch in der Thatsache, dass es in den Vereinigten Staaten kaum eine Stadt, gross oder klein, gibt, um welche herum auf meilenweite Entfernung das Land nicht in Baustellen abgesteckt und ausgelegt wäre. Sollten alle diese Baustellen einst wirklich mit Häusern bebaut und bewohnt werden, so müsste das Land eine Bevölkerung haben, deren Dichtigkeit die bevölkertsten Gegenden Belgiens oder das chinesische Reich nur als wenig besiedelte Einöden erscheinen lassen würde. Ich habe Städtchen von 1500 Einwohnern gesehen, z. B. San Diego im südlichen Californien, die inmitten eines Landstriches lagen, der bei kühler Beobachtung und grösstmöglichster Ausnützung aller vorhandenen natürlichen Hilfsquellen die Möglichkeit darzubieten schien, in ferner Zukunft, wenn nämlich alle diese Hilfsquellen erst durch langjährige harte Arbeit der Ansiedler nutzbar gemacht sein werden, höchstens ungefähr 100,000 Menschen zu ernähren; die unvermeidliche Schaar der Landverkäufer hatte aber den Grund und Boden in einer Ausdehnung von drei deutschen Meilen von Norden nach Süden und zwei deutschen Meilen von Osten nach Westen in lauter Baustellen von 25 bis 100 Fuss ausgelegt, und war bereit dieselben, (beiläufig bemerkt, zum grössten Theile Land, das zum Acker- oder Gartenland gänzlich ungeeignet), an Jeden, der sie haben wollte, zu den sehr billigen Preisen von 100 bis 1500 Dollars das Stück zu verkaufen. Würden diese Baustellen wirklich je mit einem Hause bebaut und wohnte in jedem Hause eine Familie, so müsste die Stadt nicht weniger als ungefähr drei bis vier Millionen Einwohner haben.

Um Chicago herum, das übrigens seiner Lage nach die beste Aussicht hat, es wirklich bis zu einer Million Einwohner oder mehr zu bringen, ist die ganze Gegend bis auf vier und

fünf deutsche Meilen vom Rathhause aus in Baustellen ausgelegt, und die solchergestalt für die zukünftige Stadt zum Bebauen fertig gehaltene Strecke kann kaum weniger als zwanzig bis dreissig geographische Quadratmeilen betragen, in welchem Gebiete ungefähr die Kleinigkeit von zwei Millionen Baustellen zu wahren Schleuderpreisen zu haben sind, wenn man nämlich den geforderten Preis mit dem Preise einer Baustelle im Herzen Londons vergleicht. Wäre man verwegen genug, dies nicht zu thun, so würde man nicht nur den Landverkäufer, sondern die ganze Bevölkerung der Stadt beleidigen, und hätte die Aussicht, wenn nicht Prügel zu kriegen, doch jedenfalls von der Presse als ein unverbesserlicher Croaker „Kräkler", der die sichere Zukunft unseres Weltmittelpunktes zu bezweifeln wagt, an den Pranger gestellt zu werden.

Die Beschäftigung des Landverkäufers (*Real Estate Agent*) ist überhaupt eine specifisch amerikanische, und besteht ausschliesslich darin, durch die ausgedehnteste Anwendung aller nur erdenklichen Ueberredungskünste, Prahlerei u. s. w. die Vorzüge des zu verkaufenden Landes in's Licht zu stellen, und so den Preis in die Höhe zu treiben. Wer die beste Ueberredungsgabe besitzt und dem Käufer die zu erwartenden Vorzüge und Aussichten in den grellsten Farben vorzumalen versteht, trägt in diesem Geschäfte natürlich den Sieg davon. Und da die grosse Mehrheit der Verkäufe nur zu dem Zwecke weiterer Spekulation abgeschlossen werden, indem der Käufer das eben gekaufte Land dem Landagenten zum sofortigen Wiederverkaufe natürlich zu erhöhtem Preise überlässt, so reduzirt sich diese Beschäftigung eben darauf, durch immer erhöhte Vorspiegelungen den Preis des Landes fortwährend mehr und mehr in die Höhe zu treiben. Der jedesmalige Verkäufer „macht" den Unterschied zwischen seinem Einkaufs- und seinem Verkaufspreise; der Landagent „macht" seine Kommissionsgebühren; das Land wird in Folge der Anstrengungen dieser nützlichen Menschenklasse ohne irgend welche Arbeit immer mehr werth, die Nation daher auf dem Papier immer reicher; und — da doch schliesslich alle diese verschiedenen Gewinnste von Jemandem bezahlt werden müssen, bezahlt eben irgend ein Unglücksvogel, in der Regel ein ehrlicher Tölpel, der das Land wirklich mit der Absicht einer Besiedelung gekauft hat. Denn die Spekulanten leisten gewöhnlich nur kleine Anzahlungen und lassen, sobald sie merken, dass die Sache schief geht, ihre Anzahlung einfach im Stiche. Der ehrliche Narr dagegen, der seine ganzen Ersparnisse in seiner Baustelle angelegt hat und es sich nun auf dem erworbenen werthvollen Eigenthum wohl sein lassen wollte, sieht auf einmal das Hereinbrechen dessen, was man eine Krisis nennt, und wird gewahr, dass er nicht im Stande ist, den Rest

seiner Zahlungen zu machen, ebensowenig aber, sein werthvolles Gut für einen Preis zu verkaufen, der auch nur diesen Rest decken würde. Folge: Er wird einfach hinausgeworfen und hat seine Ersparnisse verloren.

Ein Engländer, der die Vereinigten Staaten bereiste, gibt in einem, im „New-York Herald" erschienenen Briefe folgende treffende Schilderung der Grundeigenthums-Agenten:

„Das Grundeigenthums - Geschäft besteht aus den Abmachungen einer rein künstlichen Spekulation, die beinahe ganz ohne Kapital ausgeführt werden. Irgend Jemand, der wirkliche Arbeit nicht thun will und der nicht fähig ist, ein reelles Geschäft zu führen, wirft sich auf den Handel mit Grundeigenthum, überredet sich selbst und seine Bekannten, dass „Millionen darin stecken", und lebt wie Colonel Sellers (der Held eines Theaterstückes) von Rüben und kaltem Wasser, bis irgendein einfältiger neuer Ankömmling seine Erscheinung macht, der um sein Geld, wie viel es immer sein möge, beschwindelt werden kann u. s. w."

Im Uebrigen möchten in Amerika wenige Landagenten die Naivität besitzen, welche Sardou in seinem Stücke *Uncle Sam* dem Herrn Samiel Tapplebot zuschreibt. Dieser theatralische Landagent kauft nämlich einer Französin, die ihm vorher ein Stück Sumpfland als reichen werthvollen Ackerboden abgenommen und baar (!) bezahlt hatte, dasselbe Land wieder ab — aus keinem anderen Grunde, als weil diese Französin so überaus gescheidt ist, sich mit ihrem Kaufe zufriedenzustellen, und noch mehr von demselben Lande kaufen will. Ein Amerikaner, der in solchem Falle der gescheidten Französin nicht auf der Stelle ein weiteres Stück Land, wenn auch halb auf Kredit „aufhängen" würde, möchte zum „Landagenten" schwerlich passen.

Im Vorhergehenden habe ich gezeigt, dass der Vortheil, den Amerika bisher dem Einwanderer dargeboten, zu geringen Unkosten Landeigenthum zu erwerben, bereits erloschen ist. Die Wichtigkeit dieses Punktes ist nicht zu unterschätzen. Denn diese Möglichkeit stellte es in die Macht jedes einigermassen sparsamen Arbeiters, Landbesitzer, sein eigener Herr zu werden; sie zog viele Leute aus den grossen Städten, in denen sie bisher als Handlanger bei Bauten und in ähnlicher Beschäftigung, oder auch als Handwerker gearbeitet und sich die nöthigen Paar Thaler gespart hatten, auf das Land hinaus. Der dadurch verursachte Abfluss von Arbeitern nach den neuen Ansiedelungen schuf fortwährend jene Lücken in der Arbeiterklasse der Städte, die es allein ermöglichten, dass die neu nachrückenden Schaaren der Einwanderer sogleich oder binnen Kurzem lohnende Beschäftigung fanden. Mit dem Aufhören dieses Abflusses sind die Arbeiter natürlich gezwungen, in den Orten zu bleiben, die ihnen Be-

schäftigung bieten. Jeder Einzelne aber, der in früherer Zeit mit 200 oder 300 ersparten Dollars nach dem Westen gegangen wäre, um sich dort niederzulassen, jetzt aber auf seinem bisherigen Platze bleibt, schneidet natürlich einem neuen Einwanderer die ihm unter früheren Umständen gebotene Möglichkeit ab, ein lohnendes Unterkommen zu finden.

Für die Deutschen ist dieser Umstand von um so grösserer Wichtigkeit, als unter ihnen die Zahl Derer, die sich auf dem Lande ansiedelten, sehr bedeutend war. Namentlich betrifft dies die in so grosser Masse einwandernden ländlichen Arbeiter Niederdeutschlands. Diese verrichteten in den ersten Jahren nach ihrer Ankunft gewöhnlich die schwere Arbeit in den Städten, wozu sie ihre durchschnittlich bedeutende Körperkraft und Ausdauer besonders befähigte. Bei der ihnen eigenen Sparsamkeit hatten sich diese Leute innerhalb zweier oder dreier Jahre gewöhnlich genug erspart, um die Ansiedelung zu versuchen, und sie machten dann von den Vortheilen des Heimstättegesetzes Gebrauch. Wohl Hunderttausende von ihnen haben es durch zähen Fleiss heutigen Tages zu unabhängigen Bauerngütern in den westlichen Staaten gebracht. Indem diese Leute von jetzt an gezwungen sind, in den Städten auszuharren, verschlechtert sich namentlich die Lage der Klasse, welcher sie angehören, nämlich der gewöhnlichen Tagarbeiter.

Wir berühren nun eine zweite wichtige Frage. Bisher sind die natürlichen Reichthümer des Landes schlechthin ausgebeutet worden, so dass dieselben jetzt mit der grössten Schnelligkeit zu schwinden beginnen. Die Tragweite dieses Umstandes ist noch wenig in's Auge gefasst, ja beinahe noch nie erwähnt worden. Und dennoch liegt darin, meiner Ansicht nach, wenn nicht der einzige, doch sicher der hauptsächlichste Grund des hohen Lohnes, den Arbeiter aller Art bisher in Amerika verdienten. Ich meine die erste Ausbeutung der im jungfräulichen Boden gleichsam als natürliches Fett aufgestapelten Reichthümer; sie hat es möglich gemacht, Jahre lang hintereinander mit dem geringsten Aufwande an Mühe und Arbeit, lediglich sich darauf beschränkend, die Saat in den oberflächlich gelockerten Boden hineinzustreuen, und nach Verlauf der gehörigen Zeit die Ernte einzuheimsen, Erträge bis zu 50 und 60 Bushel Weizen per Acker nicht zu erzielen, — denn von einer rationellen Landwirthschaft war keine Rede, — sondern zu gewinnen. Dies der Grund, warum der ganze Landbau in den Vereinigten Staaten beinahe ausnahmslos bis zur Stunde nichts ist, als ausschliesslicher Raubbau, warum die grosse Mehrheit der Bauern, — die einzige Ausnahme bilden eben die sehr Wenigen, die die Kenntniss einer regelmässigen Landwirthschaft ganz neuerdings von Europa mitgebracht haben, — von

einer anderen Bearbeitung des Bodens Nichts weiss, und nicht einmal im Stande ist, dieselbe soweit einzuführen, als sie sich allgemach bezahlt machen würde.

Es ist dies ferner der Grund des im Vergleich mit Europa so erstaunlich geringen Bedarfes an ländlichen Arbeitern, der in den Vereinigten Staaten in grösserem Maasse eben nur während der kurzen Erntezeit besteht. Deshalb drängen alle Arbeiter sich in den Städten zusammen, weil sie eben nur dort einigermassen Aussicht auf anhaltende Beschäftigung haben. Der Ackerbau dagegen gibt ihnen nur während sechs Wochen guten, während einiger Wochen niedrigen Lohn, und verdammt sie den ganzen Rest des Jahres zum Stillliegen, natürlich auf eigene Kosten. Ich hörte diese Sachlage von einem nach Deutschland zurückkehrenden Landarbeiter bündig und drastisch in den Worten ausdrücken: „In Amerika verdient man in der Erntezeit drei Dollars den Tag, im Frühjahr und Herbst muss man für sein Fressen arbeiten, und in den sechs Wintermonaten dem Bauer das Fressen theuer bezahlen."

Ist also der Arbeiter gezwungen, sich der beständigen Beschäftigung halber in den Städten aufzuhalten, so entsteht natürlich während der kurzen Erntezeit in den Landgegenden ein dringendes Bedürfniss nach Arbeitern, in Folge dessen der Lohn in dieser Zeit bis auf die für europäische Verhältnisse unglaubliche Höhe von $2^1/_2$ bis 3, ja mitunter bis 4 Dollars den Tag steigt. Das Gerücht von der starken Nachfrage nach Arbeitern zu solchen Löhnen dringt bis Europa und verlockt dort Manchen zur Auswanderung, der sogleich den falschen Schluss zieht, dass er zu solchem Lohne im Jahre eine ganz bedeutende Summe verdienen müsse. Möglicherweise trifft er dann dort zu einer Periode ein, in welcher ihm eine vier-, fünf- oder sechsmonatliche, beinahe gänzliche Arbeitslosigkeit in's Gesicht starrt.

Die diesen Verhältnissen zu Grunde liegende Raubwirthschaft war und ist so lange die einzig mögliche, als ihr noch jungfräulicher Boden in solcher Ausdehnung zu Gebote steht, dass der Ertrag dieser Ländereien einen bestimmenden Einfluss auf den Preis der landwirthschaftlichen Produkte ausübt. Denn so lange dies der Fall, ist keine Möglichkeit durch den Versuch einer rationellen Bewirthschaftung solcher Ländereien, die diesen Prozess schon durchgemacht und von ihm ausgesogen worden sind, Produkte zu liefern, die mit jenen in Konkurrenz treten können. Die rationelle Bewirthschaftung verlangt eben einen Aufwand an Arbeit, sonstigen Kosten und Kenntnissen, der es unmöglich macht, ihre Produkte zu jenem Preise zu liefern, zu welchem der jungfräuliche Boden dieselben hervorzubringen im Stande ist.

Denn es ist leicht einzusehen, dass die Differenz zwischen

dem Preise, den der Landwirth in Amerika und der in Europa, jeder für dieselben Produkte einstreicht, dem Unterschied der Transportkosten von beiden Erzeugungsplätzen nach Liverpool entspricht, dessen Getreidebörse bekanntermaassen den Preis für die ganze Welt feststellt. Wenn also der amerikanische Bauer, der einen geringeren Preis für seinen Weizen erhält, dennoch im Stande ist, während der Ernte seinen Arbeitern drei Dollars im Tage zu bezahlen, so gründet sich diese Möglichkeit nur darauf, dass er eben alle Arbeitskraft und Kosten, die der Landwirth in Europa zur regulären Bearbeitung seiner Felder während des Jahres verwenden muss, nicht benöthigt, sondern sobald sein Getreide geschnitten, und, was auf der Stelle geschieht, gedroschen und in Säcke gefasst ist, seine theuren Arbeiter sammt und sonders sofort ablohnt, und erst bei der Ernte des nächsten Jahres wieder irgendwelche Ausgaben für Arbeitskraft zu machen gezwungen ist.

Nun ist aber der auf solche Weise nutzbar gemachte jungfräuliche Reichthum des Bodens in allen seit einiger Zeit besiedelten Staaten schon erschöpft. Seine immer nach Verlauf von zehn bis fünfzehn, höchstens von zwanzig Jahren eintretende vollkommene Erschöpfung war bisher unter Anderem einer der wesentlichsten Gründe, weshalb die Ansiedelungen immer weiter nach Westen sich verschoben und immer neuer jungfräulicher Bodenreichthum dem Aussaugungs-Prozesse unterworfen wurde. In den älteren Staaten, deren ausgesogener Boden schliesslich nicht mehr eintragen wollte, als ungefähr zehn Bushel Weizen per Acker, ward dagegen der Anbau der Stapelprodukte wie Weizen, Welschkorn und im Süden Tabak, Baumwolle und Zucker allmälig als nicht mehr lohnend beinahe gänzlich aufgegeben, und der Bauer zieht nur noch die kleineren Nebenprodukte der Landwirthschaft, oder verlegt sich auf Viehzucht.

In dem Maasse aber, als sich der Anbau der Hauptmasse der grossen Stapelprodukte nach Westen verschob, stiegen natürlich der immer weiteren Entfernung halber die Transportkosten nach Liverpool. Mit dem Steigen dieser sank der Preis des Weizens u. s. w. am Erzeugungsorte, und der Profit der Bauern wurde geringer. Gegenwärtig hat nun der Aussaugeprozess des jungfräulichen Bodens bereits die Grenzen erreicht, die ich schon aus klimatischen Ursachen als jene des möglichen Ackerbaues angab. Im gegenwärtigen Augenblicke sind die Staaten Minnesota, Nebraska und Kansas und die pacifischen Staaten Californien und Oregon die Weizen produzirenden Länder der Union. Die jenen ersteren Dreien zunächst östlich angrenzenden Staaten Wisconsin, Jowa und der reiche Prairieboden von Illinois, sind schon soweit ausgebeutet, dass ihr durchschnittlicher Ertrag auf weniger,

stellenweise sogar auf weit weniger, als zwanzig Bushel Weizen per Acker gesunken ist.

In welcher Weise der Bauer Amerika's die Landwirthschaft betreibt, wird das folgende Beispiel deutlich machen. Im Spätsommer 1869 kam ich nach Woodstock, einem ungefähr 25 Meilen nördlich von Sacramento im Staate Californien gelegenen Städtchen, oder nach europäischen Begriffen, Dorfe. Dieser Ort liegt inmitten der vom reichsten Alluvialboden gebildeten Tiefebenen des Sacramentothales, das sich nach allen Seiten hin in die weite Ferne erstreckt und im Westen

Hebt sich empor im Strahlenglanze
Sierra's ferne, steile Höh',
Gezackt, gleich einer Spitzenfranse
Am blauen Himmel, weiss wie Schnee!

Im Osten erstrecken sich die dunkleren, graubraunen Höhen der *Coast Range*, des Küstengebirges Californiens. Der Boden des Thales ist so eben, gleichförmig, dass er dem Dampfpfluge auch nicht das geringste Hinderniss darzubieten scheint, und das ganze Land ringsumher lag in seiner staubgrauen Sommer- und Herbstfarbe, so weit das Auge reichte, öde und verlassen da, kein Mensch, nicht einmal ein Stück Vieh war zu sehen.

Die Stadt selbst bestand aus einem oder zwei Gasthöfen, mehreren Läden und Grobschmiedewerkstätten und einer Reihe nicht etwa von Bauerhöfen, sondern von Landhäusern in dem in Amerika gebräuchlichen Style, eine Art Mittelstufe zwischen einem Schweizerhäuschen und einer eleganten Villa, überaus zierlich und in der inneren Einrichtung komfortabel. Dagegen waren ländliche Wirthschaftsgebäude, besonders Scheuern gar nicht zu finden.

Was mich aber am meisten in Erstaunen setzte, war, dass hier inmitten eines ländlichen Distriktes, dessen Boden ohne jede Düngung 50 Bushel Weizen per Acker eintrug, an allen Materialwaarenhandlungen Schilder und Plakate mit Aufschriften, wie *Chicago Butter*, *Chicago Bacon*, d. h. Speck von Chicago, *Chicago Eggs* d. h. Eier von Chicago, *Eastern Cheese* d. h. Käse aus dem Osten, worunter besonders nur der Staat New-York zu verstehen, angeschlagen waren. Es war gewiss seltsam, dass solche Artikel, die doch Produkte der Landwirthschaft, einem Landstädtchen, das beinahe in Sicht des Stillen Oceáns lag, aus New-York 2300, oder aus Chicago 2400 englische Meilen weit zugeführt werden sollten, und zwar durch die weiten wüsten Steppen- und Gebirgsländer auf einer Ueberland-Eisenbahn, deren Fracht- und Passagepreise sich eben nicht durch Billigkeit auszeichneten. Erkundigungen stellten indess die Wahrheit der Thatsache ganz unzweifelhaft fest, und ergaben als Grund dafür, dass es für die Bauern der Gegend unendlich viel

leichter sei, diese Sachen aus dem Osten bezogen, zu theueren Preisen zu kaufen, als sie selbst zu erzeugen. Denn im letzteren Falle müssten sie ihr gegenwärtiges sehr bequemes und auch recht gut lohnendes Wirthschaftssystem umändern. Jetzt brauchten sie weiter Nichts zu thun, als in der Regenzeit, sobald der Boden bis auf hinreichende Tiefe durchweicht ist, den Dampfpflug über ihr Land gehen zu lassen und sobald dies geschehen, über die ganze Fläche Weizen zu säen. Damit wäre ihre Frühjahrsarbeit abgeschlossen. Ist der Weizen reif, so kommt die Erntemaschine mit ihrem vollständigen Trupp Arbeiter, mäht und drischt den Weizen, derselbe wird eingesackt, und die Säcke auf offenem Felde aufgestapelt. Der Bauer geht, sobald er glaubt, dass die Preise am Günstigsten, nach San Francisco hinunter, verkauft auf der dortigen Getreidebörse sein ganzes Getreide in Bausch und Bogen, lässt es an die Eisenbahn fahren, wo es verladen wird, und erhält sein Geld in einer Anweisung auf den Bankier seines Ortes. Jeder amerikanische Ort hat nämlich seine „Bank.“ Hiermit ist die Jahresarbeit des Farmers vollendet und derselbe lebt von nun an gewissermassen als „Rentier.“ Was aber besonders wichtig, die Damen seiner Familie kommen mit der ganzen Landwirthschaft überhaupt nicht in Berührung, sondern leben, wie es amerikanischen Damen eben zukommt und interessiren sich im höchsten Falle für die Kultur des Gärtchens, in dessen Mitte ihre *residence* „Wohnhaus“ gelegen.

Es unterliegt nach angestellten Berechnungen keinem Zweifel, dass diese Art der Landwirthschaft nicht nur bequem ist, sondern sich auch ausgezeichnet lohnt, so lange eben der Boden in jedem aufeinanderfolgenden Jahre fünfzig Bushel Weizen per Acker hervorbringt. Deshalb ist diese Art der Landwirthschaft ganz allgemein, wenn auch nur in seltenen Fällen zu solch’ einfacher Vollendung gediehen wie in dem reichen Alluvialboden der californischen Tiefebene, wo der Landmann nicht einmal Scheunen zu errichten braucht, weil es im Sommer nicht regnet. Ehe die Regenzeit eintritt, ist sein Getreide entweder in den Speichern Vallejo’s, eines San Francisco gegenüber gelegenen Hafenstädtchens, oder schwimmt auf dem Wege nach Liverpool oder den Tropenländern.

Fängt aber der Ernteertrag an zu sinken, so sinkt natürlich auch der Profit der Bauern, während die Arbeitskosten genau dieselben bleiben. So ist es denn jetzt schon sogar in den nordwestlichen Staaten zur allgemeinen Klage gekommen, dass sich der Ackerbau d. h. diese Raubwirthschaft nicht mehr rentire. Da nun dieselbe Ursache weiter fortwirkt, so muss unfehlbar die Bezahlung in Zukunft immer noch geringer werden. Die einzige Abhilfe oder Linderung des Uebels liegt entweder in der Erhöhung

des Verkaufspreises des Getreides, welche nur durch Herabsetzung der Transportkosten möglich ist, oder aber in der möglichst grossen Beschränkung der Erzeugungskosten. Letztere wäre nur durch Herabsetzung des Arbeitslohnes in der Erntezeit zu erreichen. Das gleiche Ziel würde auch zum Theil eine Verminderung der Kosten des Lebensunterhaltes, also des Preises jener Waaren, die man hauptsächlich einzukaufen gezwungen, erreichen. Der gegenwärtige hohe Schutzzoll-Tarif erhöht in der That die Preise aller Manufakturwaaren um das Doppelte. Eine Abschaffung oder Herabsetzung desselben, welche die Konkurrenz des Auslandes zuliesse, würde offenbar die Ausgaben der Bauernklasse bedeutend verringern. Für die fernere Auswanderung ist hauptsächlich die nothwendige Herabsetzung der Arbeitslöhne von Interesse. Dagegen sind die beiden anderen Punkte nicht nur von der grössten politischen Wichtigkeit, sondern berühren auch die Interessen der Transport-Gesellschaften und der ganzen handeltreibenden und Fabrikwelt in sehr empfindlicher Weise.

Die Aussaugung des jungfräulichen Bodens ist nicht die einzige Art und Weise, in welcher die Ausbeutung der natürlichen Reichthümer vor sich geht. Alle anderen von der Natur gebotenen Mittel, die schnell und mit verhältnissmässig geringer Arbeit zu verwerthen sind, werden ebenso ausgenützt. Besonders zu erwähnen ist das Niederschlagen der Wälder, die noch vor wenigen Jahrzehnten die nördlichen Staaten solchermassen bedeckten, dass man sich einbildete, der Holzreichthum sei auf Jahrhunderte hinaus unerschöpflich. Thatsächlich ist bereits heute dem Holzreichthum in sehr vielen Gegenden ein wirklicher Holzmangel gefolgt und die einzigen Holzdistrikte, die — abgesehen von dem entlegenen Territorium Washington, — noch von Belang sind, das nördliche Michigan und Wisconsin schrumpfen von Jahr zu Jahr so sichtbar zusammen, dass ihre beinahe vollständige Erschöpfung binnen Kurzem zu erwarten ist. Ganz ungeheuer ist der Verbrauch von Holz zur Einzäunung von Feldern, um Saaten und Pflanzungen vor dem frei herumlaufenden Vieh zu schützen. Diese Zäune müssen eine gewisse Höhe und Stärke haben, die meist gesetzlich vorgeschrieben ist. Früher, und in holzreichen Gegenden wohl dann und wann noch jetzt, waren sämmtliche Zäune, Riegelzäune *(Railfences)* d. h. sie bestanden aus ungefähr acht Fuss langen und fünf bis sechs Zoll dicken Scheiten, die in der Form eines lateinischen W, bis zur Höhe von fünf oder sechs Fuss einfach übereinandergelegt wurden, und durch ihr eigenes Gewicht einen starken Zaun bildeten. Die Bauern spalteten beim Ausroden des Waldes auf ihrem Lande diese Riegel nur mit der Holzaxt, in deren Handhabung sie noch vor wenigen Jahren eine ausserordentliche und so allgemeine Fertigkeit besassen, dass sogar

Präsident Lincoln sich des Beinamens des *rail splitter* „Riegelspalter“ erfreute. Da die untersten Riegel fortwährend feucht liegen und verfaulen, so müssen diese Zäune durchschnittlich alle 15 Jahre erneuert werden, ausgenommen, wenn sie (in Gegenden von Tennessee, Kentucky u. s. w.) von dem nicht faulenden Cederholze gemacht sind. Bedenkt man nun, dass jede einzelne Farm in eine Reihe von Feldern eingetheilt ist, alle durch solche Zäune von einander getrennt, so kann man ermessen, wie enorm der Holzverbrauch für diesen Zweck und zugleich, wie gross der allein in Zäunen angelegte Kapitalwerth ist. Gegenwärtig ersetzt man diese Zäune durch Bretter oder Latten, und in einigen Gegenden, wie z. B. im Staate Nebraska und auch in Californien u. a. m., wo Holz sehr rar ist, hat man seit ungefähr sechs Jahren angefangen, die Eigenthümer von Vieh gesetzlich zur Hütung desselben durch Hirten zu zwingen, und dadurch den Ackerbau von der höchst kostspieligen Nothwendigkeit der Einzäunung aller Felder zu befreien.

Ganz ungeheuer ist auch der Holzverbrauch seitens der Eisenbahnen, sowohl für Schwellen wie als Brennmaterial, und endlich für die Errichtung von Holzhäuser, die im Landbau heutigen Tages im ganzen Westen noch ganz allgemein, und selbst in den Städten in Folge der grossen Brände erst neuerdings eingeschränkt oder verboten worden sind. Solche Brände, wie die von Chicago, die ausschliesslich dem übermässigen Gebrauche von Holz, sogar in den sogenannten massiven Bauten zuzuschreiben sind, und die den Holzertrag ganzer Wälder und vieler Jahre in wenigen Stunden vernichten, sind beinahe in allen westlichen Städten zu erwarten, sobald die noch immer mehr oder minder zahlreichen leeren Baustellen, zwischen den einzelnen Gebäuden, die bisher einen wirksamen Schutz gegen Feuersgefahr abgaben, ausgefüllt sein werden.

Die rücksichtslose Ausrodung der Wälder hat denn auch bereits die Trockenheit bedeutend vermehrt, während der Wasserreichthum aller Flüsse seit Menschengedenken ausserordentlich abgenommen hat. Dadurch dehnen sich nicht nur die Grenzen des grossen trockenen Inlandgebietes und mit ihm die Züge der Heuschrecken, deren grösstes Hinderniss die Wälder zu sein scheinen, aus, sondern es stellten sich auch in den letzten Jahren beinahe regelmässig jene wolkenbruchartigen Niederschläge, die Eigenthümlichkeit trockener Länder, ein, die zur Befruchtung Nichts beitragen, sondern eher die fruchtbare Ackerkrume hinwegspülen und überhaupt ihren Weg mit Verwüstung bezeichnen. Die Verwüstung von Alleghany City, der westlichen Vorstadt des grossen Sitzes der Eisenerzeugung und Industrie, der Stadt Pittsburgh

vor kaum zwei Jahren ist als ein durchaus nicht vereinzelt dastehendes Beispiel, noch in Aller Gedächtniss.

Auch die Metallreichthümer und Bergwerke haben den oberflächlichen Abschöpfungsprozess schon durchgemacht. In den ehemals reichen Goldminen Californiens, die in den fünfziger Jahren nur bearbeitet wurden, wenn sie dem Manne eine Unze Gold im Tag abwarfen (d. i. ungefähr 16 Dollars), folgten die Chinesen den Weissen und wuschen den schon gewaschenen Sand nochmals aus; bereits seit mehreren Jahren wird er zum drittenmale, und zwar diesmal von Weissen durchgewaschen, die jetzt schon sehr zufrieden sind, wenn sie im Durchschnitt einen und einen halben Dollar am Tag verdienen. Die verschiedenen Quarzmühlen in allen westlichen Bergwerksgegenden arbeiten beinahe ohne Ausnahme ihre vor zehn bis fünfzehn Jahren weggeworfenen *tailings* d. h. das zerstampfte und durchgewaschene Gestein noch einmal durch und finden den sich — allerdings zum Theile auch in Folge einer verbesserten Amalgamationsmethode ergebenden Ertrag, der in früherer Zeit verachtet wurde, jetzt der Mühe werth.

Uebrigens ist der Goldreichthum Californiens durchaus nicht erschöpft und in der berühmten *blue lead*, der „blauen Ader“, liegen noch ungezählte Millionen oder richtiger Milliarden dieses Edelmetalles. Nur reichen die bisher zur Anwendung gekommenen Prozesse nicht mehr aus, um dieses Gold zu gewinnen. Gerade jetzt aber sucht man durch die Einführung von sogenannten *tunnel hydraulics* zur profitablen Hebung dieser Schätze zu gelangen, nachdem das System der einfachen Hydraulics sich schon seit mehreren Jahren nicht mehr rentiren will.

Unter Hydraulics, was ich mit „Wasserkraftwäsche“ übersetzen möchte, versteht man in dem Golddistrikte Californien eine Art und Weise der Bearbeitung, wodurch die ganze goldhaltige Quarzsandbank vermittelst eines, unter gewaltigem Drucke zusammengepressten Wasserstrahles weggewaschen und in einen natürlichen oder von Brettern hergestellten Kanal *(sluices)* hineingespült wird. In diesem setzt sich durch einen Schlemmprozess das schwarze Gold mit den grösseren Quarzstücken zuerst zu Boden, während der leichtere werthlose Sand hinweggeschwemmt wird. Aus dem Bodensatz wird von Zeit zu Zeit durch Amalgamation das Gold gewonnen.

Um dieses Abspülsystem nun mit Erfolg anzuwenden, ist ein gewisser Fall in dem Abzugskanale, der nicht weniger als $^1/_{10}$ oder höchstens $^1/_{15}$ betragen darf, nothwendig. Soweit man diesen Fall durch möglichst besste Ausnützung der natürlichen Bodengestaltung gewinnen konnte, hat man die goldhaltige Quarzsandschicht der blauen Ader abgewaschen. Seit mehreren Jahren aber genügt der natürliche Fall nicht mehr, d. h. man ist soweit

gegangen, als derselbe erlaubte; das System der einfachen Hydraulics ist damit unbrauchbar geworden, und die Blue Lead bleibt vorläufig ungestört liegen.

Die Blue Lead, die sich viele Meilen weit in der ungefähren Richtung von Norden nach Süden als eine mächtige, noch zum weitaus geringsten Theile abgewaschene Quarzsandschicht am Abhange (in den *foothills* „Fusshügeln") der Sierra Nevada hinzieht, ist das ehemalige Bett eines urweltlichen gewaltigen Stromes, der sich zwischen zwei hohen Gebirgen hinwälzte. Diese Gebirge waren reich an goldhaltigem Quarzgestein, das im Laufe der Zeiten verwitterte und in das Bett des Stromes hinabgespült ward, wo es in Folge eines natürlichen Schlemmprozesses liegen blieb. In Folge von Erdbeben u. s. w. verlor sich dieser Strom und liess seine Ablagerungen in Gestalt der mächtigen, oft Hunderte von Fuss dicken Quarzsandschicht der blauen Ader zurück. Diese wurde im Laufe der folgenden Zeitalter von den Erhebungen neuer Gebirgszüge vielfach durchbrochen und verschoben, und von Gerölle, Verwitterungsschlamm und organischem Erdreiche in verschiedener Dicke überdeckt.

Aber um das in ihr enthaltene Gold auswaschen zu können, ist man genöthigt, sich tiefere Abzugskanäle zu schaffen, als die Natur darbietet. Zu diesem Zwecke fing man an, an passenden Stellen durch die Vorgebirge Tunnels zu bohren, so tief, dass sie einen zur Abwaschung des betreffenden Theiles der blauen Ader hinreichend genügenden Fall erhalten. Die Anlage solcher Tunnels ist allerdings ein kostspieliges Unternehmen, das sehr bedeutende Kapitalien und jahrelange Arbeit erfordert. Aber der Ertrag ist sicher, denn der Goldreichthum der blauen Ader ist unzweifelhaft, und sobald ein solcher Tunnel fertig, braucht man nur die Mündung des Schlauches auf die vorliegende Erdbank zu richten und der Alles hinwegreissende Wasserstrahl thut den Rest der Arbeit bis auf das *cleaning up,* das Amalgamiren und Herausnehmen des Goldes aus der Abzugsrinne, von selbst.

Auf gleiche Weise, wie die anderen Schätze der Natur, ist auch der ehedem grosse Wildreichthum des Landes ausgebeutet und zum grössten Theil bereits vernichtet worden. Es liegt mir ferne, dies auf sentimentale Weise zu bedauern, da meiner Ansicht nach Hegung des Wildes den viel wichtigeren Interessen der Landwirthschaft nachtheilig ist. Aber die Vernichtung des Wildes ist in den Vereinigten Staaten mit solcher Rücksichtslosigkeit betrieben worden, dass in den besiedelteren Gegenden grösseres Wild überhaupt nicht mehr existirt. Und sogar auf den Ebenen des fernen Westens geht seit der Erbauung der Ueberland-Eisenbahn die Ausrottung der Büffel mit solcher Schnelligkeit vor sich, dass die Jäger dadurch sich um ihren eigenen Erwerb bringen.

Denn während noch im Jahre 1867 der Preis eines Büffelfells auf zwölf bis fünfzehn Dollars stand, ist in Folge der massenhaften Abschlachtung dieser Thiere der Preis dieser Felle in den Städten des Ostens bis auf ungefähr drei Dollars gesunken, was schliessen lässt, dass der Jäger für die sehr bedeutenden Strapazen, Gefahren und Mühe der Büffeljagd nicht mehr erhält, als die unbedeutende Summe von $^3/_4$ Dollar für jedes Fell. Mit den Büffeln schwinden natürlich auch die Stämme der wilden Indianer immer mehr und mehr zusammen, die in ihrer Existenz auf dieses Thier gewissermaassen angewiesen sind.

Aus der Gesammtheit der vorstehenden Betrachtungen ergibt sich, dass die Periode der Geschichte der Vereinigten Staaten, die wir füglich als die der Besitzergreifung der natürlichen, in diesem Gebiete aufgehäuften Reichthümer durch Privatpersonen bezeichnen können, ihrem schleunigen Ende entgegengeht, wenn sie dasselbe nicht schon vollkommen erreicht hat. Der hinter uns liegende Zeitabschnitt gewährte den Besitzergreifenden, die zum grössten Theile *Natives* „Eingeborne" waren, nicht nur die Mittel, aus den von der verschwenderischen Fülle der Natur oft ohne alle und jede Arbeit in ihre Hände fliessenden Reichthümern hohen Lohn an die eingewanderten Arbeiter zu zahlen, sondern machte es auch diesen selbst leicht, durch baldiges entschlossenes Zugreifen freies Eigenthum zu gewinnen, in welch' letzterem Umstande die Hauptanziehungskraft des Landes weit mehr lag, als in den politischen Verhältnissen, die Manche als Grund der Einwanderung betrachten, womit ich übrigens nicht andeuten will, dass Letztere nicht einen wesentlichen Einfluss auf das Gedeihen eines Landes auszuüben im Stande wären.

Besonders sind ländliche Arbeiter von dem durch den Abschluss dieser ersten Periode bedingten Wechsel betroffen. Die Zeit, in der ein wirklicher Bedarf nach der Einwanderung dieser Klasse existirte, ist gegenwärtig schon vorüber, und eine bedeutende und andauernde Herabsetzung des Lohnes dieser Sorte Arbeiter steht mit vollkommener Sicherheit zu erwarten. Es wird dem zukünftigen Einwanderer schwerer werden, ein kleines Kapital zu ersparen, und zu gleicher Zeit ist die Möglichkeit vollkommen geschwunden, dasselbe in der Weise nutzbringend anzulegen, wie es seine vorausgegangenen Genossen gethan, nämlich in der Aufnahme und Besiedelung einer Heimstätte. Haben es diese auf ihrer Heimstätte zu einem gewissen unabhängigen Wohlstande gebracht, so hat der jetzt einwandernde Landarbeiter kaum noch eine andere Aussicht, als die, sich als Taglöhner zu ernähren.

Ein kurzer Blick auf die vergangene Entwickelung der Vereinigten Staaten liefert den besten Beweis von der Wichtigkeit,

welche die materiellen Umstände für die Entfaltung eines Landes und das Gedeihen seiner Bevölkerung besitzen und zeigt, dass dieselben einen bestimmenden Einfluss auf die politischen und socialen Verhältnisse ausüben.

Wie bekannt, war zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges vor nunmehr gerade hundert Jahren die Bevölkerung der Vereinigten Staaten wesentlich auf das Küstengebiet des Atlantischen Oceans beschränkt, wo ihr die See oder schiffbare Flüsse, wie der Hudson, den Verkehr und Absatz ihrer Erzeugnisse ermöglichten. Einzelne Jäger und Hinterwäldler nur streiften weiter nach Westen, und führten dort ein Leben, das, jenen der Indianer beinahe völlig ähnlich, zwar durch seine vollkommene Unabhängigkeit lockte, aber auch durch den nothwendigen Verzicht auf alle Genüsse und Errungenschaften der Kultur abschreckte.

Nur ganz allmälig drangen die weissen Ansiedelungen gegen Westen vor, als sich diesem Zuge auf einmal ein plötzlicher und grosser Aufschwung mittheilte, nicht etwa Dank der Einführung der republikanischen Staatsform, oder der Anerkennung der Freiheits- und Gleichheitsprincipien, sondern lediglich in Folge zweier materieller Ursachen. Die Eine war die Erfindung und Einführung der *Cotton Gin,* einer Vorrichtung, wodurch die bisher nur mit grosser Mühe zu reinigende Baumwolle auf leichte Weise von ihren Samenkörnern befreit, und der bislang kaum rentirende Anbau dieses Produkts plötzlich ungemein lohnend wurde. Die Zweite dagegen war die Erfindung und Einführung der Dampfschifffahrt, die alle grösseren Ströme, namentlich jene, die sich in den Golf von Mexico ergiessen, mit einem Schlage in bequeme, sichere und schnelle Verbindungsstrassen verwandelte, auf denen man weit in das Innere des Landes gelangen konnte. Ihnen folgte die Bevölkerung des Südens, verbreitete sich über ein grosses Gebiet in kurzer Frist, nahm all' die reichen Uferländereien der südlichen Flüsse in Besitz und kultivirte die Baumwolle, die von Jahr zu Jahr reissenderen Absatz fand, und zum grossen Theile die früheren Bekleidungsstoffe der nördlichen Völker verdrängte. Ueberall, soweit das Dampfboot gelangen konnte, bildeten sich in raschester Folge neue Ansiedelungen, deren Bevölkerung meist den südlichen Staaten des Atlantischen Oceans entstammte, und die einer Klasse von Arbeitern, die den Miasmen und Sumpffiebern der Flussniederungen widerstehen konnte, bedürfend, den hierzu auf's Beste geeigneten Neger als Arbeitskraft mit sich führte.

Eine Anzahl neuer Staaten (Kentucky, Tennessee, Alabama, Louisiana, Mississippi und endlich Missouri und Arkansas) traten als Sklavenstaaten dem Unionsverbande bei, und sogar die erste Besiedelung des Staates Illinois, sowie auch des Staates Indiania,

gehört dieser Dampfboot-Periode an, welche in die Mississippi-Ohio-Gegenden die nämliche südliche Bevölkerung brachte. Die Südstaaten erhoben sich zur überwältigenden Macht, der die Leitung der politischen Gesohicke beinahe ohne Widerstand in die Hände fiel, und wenn der afrikanische Sklavenhandel auch im Jahre 1810 aufhörte, so lag der Grund weniger in dem mächtigen Einflusse der Principien der Humanität, als darin, dass ein bedeutender Theil, namentlich der älteren Sklavenstaaten der von ihnen betriebenen Sklavenzucht die afrikanische Konkurrenz aus dem Wege zu räumen, und den Sklavenmarkt der neuen Staaten mit ihrer menschlichen Waare monopolisiren wollte, d. h. das Verbot des Sklavenhandels entsprang genau demselben Principe, worauf der Schutzzoll beruht. Das natürliche Fett der reichen Niederungen des Südens wurde in Baumwolle und Geld umgesetzt und eine reiche, mächtige, stolze, verschwenderisch bequeme und gastfreundschaftliche Aristokratie erhob sich in einer kurzen Reihe von Jahren zum übermüthigen Selbstbewusstsein ihres Erfolges, auf den zurückbleibenden Norden mit Geringschätzung herabsehend.

Denn die Entwickelung des Nordens während dieser ganzen Periode, im ersten Drittel unseres Jahrhunderts konnte dem Voranschreiten des Südens gegenüber kaum in Betracht kommen. Das Alleghany-Gebirge setzte den natürlichen Wasserwegen und dem Dampfboote eine Schranke, die nicht leicht zu überwinden war und dem Verkehr und der Ausbreitung der Bevölkerung grosse Hindernisse bereitete. Wohl stellte der Staat New-York den wichtigen Erie-Kanal her, eine Verbindungsstrasse zwischen dem schiffbaren Hudsonfluss und dem System der westlichen See'n, aber diese Verbindung war für Dampfboote nicht benützbar und durch das Eis des Winters unterbrochen. So entstanden denn nur langsam einzelne Ansiedelungen an dem Uferrande der nördlichen See'n, worunter sich die Städtchen Detroit, Milwaukee und später Chicago hervorhoben. Aber im Wesentlichen beschränkte sich die Ansiedelung der ganzen nordwestlichen Staaten auf jene Gegenden, welche die Baumwollenplantagen des Südens mit Welschkorn, Waizen und Fleisch versorgen und mit ihnen durch Dampfboote in Handelsverkehr stehen konnten, welcher Verkehr die Städte Cincinnati, Louisville und St. Louis emporzuheben begann. Die eigentlichen Binnenländereien des Nordwestens, die fruchtbaren ausgedehnten Prairien aber lagen vom Verkehr abgeschnitten, unbesiedelt da und wurden nur von wenigen weissen Abenteurern, Jägern und von wilden Indianerstämmen durchstreift.

Doch nicht mehr lange sollten diese Gebiete als Jagdgrund dienen, da eine werthvollere Verwendung ihrer Naturschätze um diese Zeit (in den dreissiger Jahren) wieder durch lediglich materielle Ursachen sich ergab. Die Bevölkerung verschiedener Ge-

genden Europa's, besonders Grossbrittanniens, hatte sich nämlich seit Einführung der Dampfmaschine, dann seit der massenhaften Erzeugung der Baumwolle in den Südstaaten und dem riesigen Aufschwunge der Baumwollen-Industrie so vermehrt, dass die eigenen Brodfrüchte dieser Länder nicht mehr hinreichten, ihre Bevölkerung zu ernähren, und in ihnen ein sicherer und zahlender Markt für die Früchte erwuchs, die zu erzeugen die Nordstaaten eine besondere Eignung besassen. Die zweite Ursache aber, die den Nordwesten dem Verkehre zugänglich machte, war die Einführung der Eisenbahnen, welche für dieses Gebiet leisteten, was die Dampfboote für den Süden.

Um die Verbindung mit Europa inniger zu machen, und den Absatz der Produkte des Westens zu befördern, fiel das Schutzzollsystem, und die nun folgende Periode des Freihandels bedeckte das ganze nordwestliche Gebiet mit Eisenbahnen und Ansiedlern. Arbeitskräfte wurden begehrt, den reichen Boden zu brechen und zu kultiviren, und die Löhne, vor dieser Zeit durchaus nicht ungewöhnlich hoch, stiegen rasch so sehr, dass die Arbeitermassen Europa's in ununterbrochenem starken Strome dem Lande des hohen Lohnes und des billigen Bodens zueilten. Die nördlicheren Theile von Ohio, Indiana, Illinois, die neuen Staaten Michigan, Wisconsin und Jowa füllten sich schnell mit einer Bevölkerung, der die Verwerthung der natürlichen Reichthümer ein ungewöhnlich gutes Einkommen in den Schoos warf, und aus dem bevölkerten Gebiete wurden in kürzester Zeit mächtige Staaten, die den Süden um seine bis dahin unbestrittene Uebermacht besorgt werden liessen.

Als die vorwärts drängende Welle der nördlichen Ansiedler sich endlich auf die Gebiete des ferneren Westens warf, hielt sich der Süden für gezwungen, den Versuch zu machen, ihrer weiteren Ausbreitung einen Riegel vorzuschieben. Zu diesem Zwecke suchte er das westlich vom Staate Missouri gelegene Kansas als Sklavenstaat in Besitz zu nehmen. Aber die nördliche Bevölkerung war durchaus nicht Willens, sich diese Gebiete ohne Kampf nehmen oder sich überhaupt Schranken ziehen zu lassen. Und dieser Konflikt der Interessen zwischen der afrikanischen Sklaven-Arbeit des Südens und der weissen freien Arbeit des Nordens war es, welcher der republikanischen Partei das Leben gab. *Free soil for free labor* „Freier Boden für freie Arbeit", war der Grundsatz, der ihr Entstehen bezeichnete, und das Princip der Befreiung der Neger wurde erst in späterer Entwickelung als Waffe gegen den südlichen Feind in den Kampf hineingebracht, in welchem der Norden, dem Europa als Reserve zu Gebote stand, den entscheidenden, das ganze Arbeitssystem des Südens und diesen selbst ruinirenden Sieg gewann.

Ging damit die Oberherrschaft vom Süden an den Norden über, so gewann im Norden selbst der ältere reichere und die Interessen schärfer im Auge behaltende Osten das unbedingte Uebergewicht über den Westen. Er verwerthete dasselbe durch Einführung eines Schutzzollsystems, das die Konkurrenz des Auslandes beinahe ganz und gar ausschloss, und der Industrie des Ostens beinahe in jeder Beziehung ein unumschränktes Monopol in der ganzen Ausdehnung der Vereinigten Staaten sicherte. Während die Erzeugnisse des Westens in ihrem Preise von dem europäischen Markte abhängen, regulirt sich der Preis aller Industrieerzeugnisse des Ostens nur in Einklang mit der ausserordentlichen Höhe der Zölle, und das Resultat ist, dass der Bauer des Westens alle Artikel, deren er bedarf, zu ausserordentlich theuerem Preise kaufen muss, während er eben nur den gewöhnlichen, vom Stande des Weltmarktes bestimmten Preis für Alles erhält, was er selbst verkauft.

Diese Ausbeutung der Ackerbauer des Westens zu Gunsten der Fabrikanten des Ostens wäre unzweifelhaft schon längst als unerträglicher Druck empfunden worden, hätte nicht der reiche Ertrag des jungfräulichen Bodens den Bauer in Stand gesetzt, die künstlich in die Höhe geschraubten Preise bisher ohne besonders fühlbare Anstrengung zu zahlen.

Denn der Reichthum, der auf leichte Weise der Landbevölkerung der neuen Staaten gleichsam zuwuchs, ist ganz enorm. Jeder Acker fruchtbaren Prairielandes ergibt in den ersten 15 Jahren seiner Kultur 200 bis 300 Bushel Weizen, die gleiche Arbeit auf altkultivirtem Lande nicht hervorzubringen im Stande wäre. In jeder Heimstätte von 160 Acker guten Weizenbodens, wie es Zehn- und Hunderttausende auf den westlichen Prairien gibt, lag demnach anfänglich ein Schatz von ungefähr 40,000 Bushel Weizen, die zum geringsten Preise einen Werth von 20,000 Dollars darstellten. Gewiss genug, um die, allerdings nicht unbeträchtliche Arbeit der Einrichtung der Farm und der Urbarmachung des Bodens sogar mit dem höchsten Lohne zu bezahlen, und einen erklecklichen Ueberschuss zu belassen.

Gäbe es ein Mittel, den wirklichen Werthbetrag zu bestimmen, der den Vereinigten Staaten als Frucht der Ausbeutung der natürlichen Reichthümer seit einem Jahrhundert zugewachsen ist, so würde die Grösse desselben die Welt in Erstaunen setzen; den bisherigen materiellen Fortschritt und das Gedeihen der Bevölkerung möchte man aber nicht nur aufhören mit Verwunderung zu betrachten, sondern man würde sich im Gegentheile wundern, wo all' dieser Reichthum geblieben. Denn der Werth des wirklich vorhandenen Eigenthums ist nur ein geringer Bruchtheil desselben. Meiner Schätzung nach muss dieser Werth allein in den seit

40 Jahren besiedelten Staaten des Nordwestens gewiss nicht weniger, wahrscheinlich aber viel mehr als die ungeheure Summe von zwanzig Milliarden Dollars betragen. Rechnet man hierzu die Preissteigerung der natürlichen Bodenwerthe, die wohl mindestens die Hälfte der obigen Summe beträgt, so ergibt sich als Resultat, dass den ungefähr 12 Millionen der hier lebenden Bevölkerung seit der Besiedelung des Landes die Summe von mindestens 30 Milliarden, d. h. jedem einzelnen Bewohner dieses Landstriches nicht weniger als 2,500 Dollars von der Natur gewissermaassen zum Geschenk gemacht worden sind. Eine solche Betrachtung ist geeignet, das Wunder in der Entwickelung der Vereinigten Staaten verschwinden zu lassen. Dem Reichthume eines jungfräulichen Bodens gegenüber erscheinen die blendenden Goldschätze Californiens als armselige Lappalien.

So lange die Bevölkerung des Westens von diesem Reichthume zehrte, empfand sie den Druck des Schutzzollsystems, durch den ein bedeutender Theil dieses Reichthums dem Osten zufloss, nur wenig. Seitdem aber die Bodenerträge anfangen, auf ein der wirklichen Bearbeitung entsprechendes Maass herabzusinken, werden dem Bauern die hohen Preise der Waaren sehr empfindlich, und er ist geneigt die Principien des Schutzzollsystems einer Revision zu unterziehen, die denselben durchaus nicht günstig sein dürfte.

Ich bin zwar keineswegs Willens, Jenen ohne Weiteres beizustimmen, die ein Schutzzollsystem von vornherein für verwerflich erklären, weil dasselbe dem Principe der „Freiheit“ widerstrebe. Ich halte die Interessen des Landes für allein massgebend, und sollten diese wirklich einen Schutz der heimischen Industrie erfordern, so bin ich nicht im Stande einzusehen, warum das betreffende Volk seine Interessen einem sogenannten Principe opfern sollte. Es sind nun allerdings Fälle denkbar, in denen das Gemeinwohl einen Industrieschutz verlangt.

Aber wenn auch der Grundsatz des Schutzes der heimischen Industrie dann und wann der Beachtung werth sein und den Interessen eines Volkes entsprechen mag, so haften demselben doch so mannigfache Uebel an, dass er nur in Fällen, in denen seine Nothwendigkeit klar und über allen Zweifel erhaben dasteht, angewandt werden sollte.

Die Schutzzollpartei der Vereinigten Staaten führt als Hauptgrund der Aufrechterhaltung desselben an, dass man den Konsumenten dem Produzenten so nahe wie möglich bringen müsse. Dies ist unzweifelhaft ein wünschenswerthes, und wäre, wenn erreicht, für beide Parteien ein profitables Ziel. Es ist dagegen nur das Eine einzuwenden, dass die natürlichen Umstände die Lokalitäten, in denen sowohl der Ackerbau, wie auch die Fabrik-

thätigkeit am Besten betrieben werden können, bestimmt haben. Fleisch wird gegenwärtig in Texas produzirt, Weizen in Kansas, Nebraska und Minnesota, Baumwolle in den Golfstaaten, während die Eisenindustrie in Pennsylvanien bessere Bedingungen findet, als irgendwo in der Union. Kein Schutzzoll vermag an dieser Vertheilung etwas zu ändern. Anstatt sich den Sitzen der Industrie seit Einführung des Schutzzolles zu nähern, hat sich der Getreidebau in dem Maasse weiter und weiter davon entfernt, als der ältere Boden ausgesogen und neues, jungfräuliches Terrain gebrochen wurde. Ist dieses Argument demnach wirklich richtig, so wäre seine logische Folge, dass jeder Staat, vielleicht gar jedes einzelne County undurchdringliche Schutzzollschranken errichten müsste, um Produzenten und Konsumenten auf demselben Flecke zusammenzuhalten. Auch würde die Abschaffung von Eisenbahnen, Kanälen und schiffbaren Flüssen diesem Zwecke sehr dienlich sein.

Thatsächlich leiden alle ackerbautreibenden Gegenden der Vereinigten Staaten an sämmtlichen Uebeln des Freihandelssystems, namentlich an der Entfernung der Konsumenten von den Produzenten, die den Werth ihrer Produkte bedeutend verringert, ohne die Vortheile desselben, nämlich freie Konkurrenz und mässige Preise der Manufakturwaaren zu geniessen. Sie leiden ferner unter allen Uebeln des Schutzzollsystems, nämlich der Unsicherheit aller kaufmännischen Geschäfte, in Folge deren diese gezwungen sind, um sich gegen jederzeit mögliche Verluste zu versichern, ihren Profitantheil wesentlich zu erhöhen, und dadurch die Waaren noch mehr zu vertheuern, als sie schon in Folge des Zolles sind, geniessen aber nicht einen einzigen Vortheil, da die geschützte heimische Industrie sich eben im Osten und nicht in den ackerbautreibenden Gegenden befindet, und in diesen der Konkurrenz Jener halber auch nicht aufkommen kann. Kurz: Ist das Prinzip des Schutzzolls richtig, so verlangt das Interesse des Westens die Herstellung eines Schutzzolles gegen den Osten, ist das Prinzip des Freihandels richtig, so verlangt das Interesse des Westens diesen gebieterisch.

Denn der Freihandel würde es ihm allerdings ermöglichen, noch auf längere Zeit im europäischen Markte seine Produkte zu verwerthen. Besonders wenn zu gleicher Zeit eine den Interessen der Landwirthschaft entsprechende Modifikation der inneren Steuern vor sich ginge, die es gestatten würde, das nicht zu transportirende, in Massen vorhandene Korn in Spiritus zur Ausfuhr nach Europa umzuwandeln, was gegenwärtig ganz unmöglich. Erhöht schon der Schutzzoll die Preise aller Waaren ungemein, so werden dieselben noch weiter in die Höhe getrieben durch das im Werthe schwankende Papiergeld.

Jeder Kaufmann ist gezwungen, bei allen Geschäften auf die möglichen Schwankungen des Werthes der als Geld umlaufenden Papierscheine Rücksicht zu nehmen, und sich gegen etwaige Verluste durch erhöhten Verkaufspreis seiner Waaren zu sichern. Alle verschiedenen Geschäftszweige, die den Getreidehandel und den Verkauf der anderen landwirthschaftlichen Produkte besorgen oder vermitteln, müssen dasselbe thun und ihre Provisionen erhöhen. Alle diese erhöhten Beträge von dem sich gleich bleibenden Gesammtertrag in England abgezogen, lassen einen sehr verminderten Restbetrag für den ursprünglichen Erzeuger, den Bauern, übrig.

Die Schwankungen des Papiergeldes haben zum grossen Theile denselben Grund, der das Schutzzollsystem fortwährenden Veränderungen unterwirft. Der Werth desselben ist nämlich geradezu den unsteten Launen einer stets wechselnden Gesetzgebung und Verwaltung unterworfen, die je nach Belieben plötzlich und unvorbereitet Quantitäten Gold oder Papiergeld auf den Markt zu werfen im Stande sind, und dadurch das zwischen diesen beiden bestehende Verhältniss stören. Namentlich das Finanzministerium der Vereinigten Staaten steht beinahe fortwährend in trautester Verbindung mit den Spekulanten der New-Yorker Börse, die es sich zur Aufgabe machen, als *Bulls* und *Bears* den Preis des Goldes in die Höhe zu treiben oder sinken zu lassen, und mit diesem immerwährenden Zwickmühlspiele das Publikum auszubeuten.

Treiben diese Ursachen den Preis aller Waaren, deren der Bauer bedarf, ganz enorm hinauf, und vermehren sie die Kosten seines Lebensunterhaltes entsprechend, so verringert der Transport dagegen den Werth seines Getreides und seiner Produkte in kaum glaublicher Weise. Wie bedeutend der dadurch hervorgerufene Preisunterschied ist, zeigen die folgenden Werthangaben, die den Preis eines Stückes Rindvieh in verschiedenen Staaten und verschiedenen Jahren angeben:

Kühe.

	Massachusetts.		Newyork.		Virginia.		Texas.		Ohio.		Illinois.	
Im Jahre	Doll.	Cts.	Doll.	Cts.	Doll.	Cts.	Doll.	Cts.	Doll.	Cts.	Doll.	Cts.
1867:	59	80	57	22	29	71	11	20	44	94	35	90
1868:	67	11	52	54	28	11	16	29	43	07	36	62
1869:	67	50	54	14	28	76	9	12	43	00	38	11
1870:	57	00	54	11	30	04	10	67	44	77	37	02
1871:	59	16	48	51	29	09	12	83	45	09	37	68
1872:	39	87	39	53	24	93	14	12	37	36	33	77
1873:	41	16	34	00	23	68	13	50	32	18	30	45
1874:	45	00	30	50	22	00	15	25	28	57	30	03

Ochsen.

Im Jahre	Massachusetts. Doll.	Cts.	Newyork. Doll.	Cts.	Virginia. Doll.	Cts.	Texas. Doll.	Cts.	Ohio. Doll.	Cts.	Illinois. Doll.	Cts.
1867:	44	69	39	46	17	03	5	59	36	39	23	48
1868:	46	12	39	79	18	86	5	14	29	58	24	42
1869:	54	41	46	67	20	39	5	78	34	04	27	35
1870:	49	48	45	91	20	42	6	10	33	99	25	10
1871:	44	66	42	27	21	34	7	37	35	34	26	02
1872:	35	21	34	10	17	21	8	10	29	50	22	58
1873:	39	86	34	05	16	87	7	51	27	71	23	89
1874:	39	18	28	88	17	20	8	09	26	30	24	03

Eine Kuh ist also im Osten, im Staate Massachusetts dreimal, im Staate Illinois (im Westen) zweimal so viel werth, als in dem, im fernen Südwesten gelegenen, viehzüchtenden Staate Texas. Ein Stück Schlachtvieh hat in Massachusetts sogar den fünffachen, in Illinois noch den dreifachen Werth, den es in Texas hat.

Ein ähnliches Verhältniss besteht bei allen Erzeugnissen des Ackerbaues. Die hohe Wichtigkeit einer Regulirung der Transportkosten in einem den Bauern günstigen Sinne hat nun schon seit mehreren Jahren Anlass zur Bildung von Bauern-Vereinen gegeben, die sich unter dem Namen der *Grangers* (Scheuerleute von *grange* — Scheune) über den ganzen Westen sehr schnell verbreitet, und in mehreren Staaten, wie Wisconsin und Jowa sogar die Gesetzgebung schon eingenommen haben. Ihr Zweck ist, die Eisenbahn-Gesellschaften durch Gesetzes-Erlässe zu einer bedeutenden Herabsetzung sämmtlicher Frachtpreise zu veranlassen.

Die Eisenbahn-Gesellschaften wollen sich natürlich einer Verringerung ihrer Einnahmen, die bei sehr Vielen wahrscheinlich sehr wenig oder gar keinen Reinertrag übrig liesse, nicht unterwerfen. Da sie aber einsehen, dass sie auf die Länge der Zeit nicht im Stande sein würden, die Staatsgesetzgebungen gegen den einmüthigen Willen der Bauern der westlichen Staaten zu beeinflussen, so nehmen sie ihre Zuflucht zur Nationalregierung. Sie bestreiten die Autorität der einzelnen Staaten, die Verkehrswege innerhalb ihrer Grenzen zu reguliren, oder ihre „kontraktlich", wie sie sich ausdrücken, erworbenen „Rechte" mit ihrem Privateigenthume, als welches sie die Eisenbahnen ansehen, in irgend einer Weise zu beschränken, und verlangen von der Bundesregierung Schutz gegen die versuchte Vergewaltigung seitens der Einzelstaaten. In diesem Stadium befindet sich die Frage gegenwärtig, und der in ihr schlummernde Zwiespalt zwischen Centralregierung und Einzelstaaten wird in der Zukunft unzweifelhaft noch zu den wichtigsten Folgen führen.

Aber sollte auch es gelingen, dem Westen durch Einführung eines Freihandelssystems, durch Herabsetzung des Arbeitslohnes und durch Reduzirung der Transportkosten eine wesentliche Erleichterung zu verschaffen, so würde dies den Prozess der immer weiteren Aussaugung des Bodens, der Verringerung des Ernteertrages und des Gewinnes eben nur eine Zeit lang weniger fühlbar machen, aber durchaus nicht aufhalten. Und da eine erhöhte Ertragsfähigkeit nur durch rationelle Landwirthschaft hergestellt werden, der Bauer des fernen Westens aber unmöglich sein durch rationelle Landwirthschaft erzeugtes Getreide zu demselben Preise in Liverpool niederlegen wie der Bauer Europa's es ebensowenig nach dem Osten selbst transportiren kann, weil durch rationelle Landwirthschaft auch der Bauer des Ostens, wenigstens zum grossen Theile, fähig ist, Getreide zu produziren, und den Bedarf seiner Gegend zu versorgen (was ihm bis jetzt nur durch die Konkurrenz des billigen, auf reichem, jungfräulichen Boden erzeugten Getreides unmöglich gemacht wurde), so folgt hieraus, dass der Einführung der rationellen Landwirthschaft das Aufhören des Getreideexportes sowohl nach Europa wie nach dem Osten nothwendig vorangehen müsse. Sobald es demnach soweit gekommen, würde der Westen die beiden Märkte, die ihm jetzt den grössten Theil seines Ernteertrages abgenommen, verlieren, und auf seinen eigenen Bedarf angewiesen sein.

Tritt aber diese Periode ein, so ist die jetzt für den Pflug in Anspruch genommene Strecke viel zu gross. Es muss ein Prozess der Kontraktion vor sich gehen, der mindestens so lange währen wird, bis durch eine allmälig heranwachsende grössere Eigenbevölkerung wieder ein erhöhter Bedarf geschaffen wird. Jeder einzelne Bauer würde sich wahrscheinlich mit der besseren Bearbeitung desjenigen Theiles seiner Ländereien befassen, den er persönlich bestellen könnte und den Rest brach liegen lassen oder als Viehweide benützen. Auf diese Weise würde er Ausgaben für fremde Arbeitskraft ersparen. Der aus dieser Betrachtung sich ergebende Schluss ist, dass während vorläufig für längere Zeit keine grosse Nachfrage nach ländlichen Arbeitern bestehen wird, sogar dann, wenn sie in späterer Zeit sich wieder einstellen sollte, genug Arbeitskraft im Lande selbst durch die natürliche Vermehrung seiner jetzigen Bevölkerung aufgewachsen sein wird, um jedes Bedürfniss nach Einwanderung von Aussen für immer zu beseitigen.

Ich habe in dieser Auseinandersetzung nur die Verhältnisse in den nördlichen Staaten betrachtet, in welche sich bisher der Strom der Auswanderung ausschliesslich ergoss, und zwar aus dem Grunde, weil anzunehmen, dass diese Staaten auch in Zukunft das Hauptziel aller Auswanderung bleiben werden. Denn in

den beiden anderen Sektionen des Landes, im Süden sowohl als an der Stillen Meeresküste ist die gewöhnliche Arbeit der Konkurrenz der Neger in der ersteren Gegend, der der Chinesen in der zweiten ausgesetzt, und dürfte sich durch diese Konkurrenz wohl immer genugsam abgestossen fühlen, um eine halbwegs zahlreiche Einwanderung in diese Theile der Vereinigten Staaten auch nur zu versuchen. Was die Neger in den südlichen Staaten betrifft, so ist unbestreitbar diese Menschenart den klimatischen Verhältnisssen bei Weitem besser angepasst, als die weisse Race. Es ist nun allerdings Thatsache, dass der Neger als freie Person nicht eben besonders geneigt ist, sich irgendwie mit Arbeit zu plagen, und sich derselben eben nur insoweit unterzieht, als ihn die Noth dazu zwingt. Insofern würde am Ende die Möglichkeit einer lohnenden Konkurrenz der weissen Arbeiter, wenigstens in den Gegenden, die von den gelben und Sumpffiebern frei sind, nicht ganz ausgeschlossen sein. Aber es ist zu bemerken, dass in Folge des Racenantagonismus in diesen Gegenden die gewöhnliche Lohnarbeit allgemein als des weissen Mannes für unwürdig erachtet, und demnach der Arbeiter als Mitglied einer verachteten Kaste angesehen wird. In dieser Stellung möchte sich jedoch der weisse Arbeiter umsoweniger wohl fühlen, als er dabei nothwendig der nicht angenehmen näheren Berührung mit dem Neger ausgesetzt ist. Abgesehen davon, ist der Süden jetzt in einem Zustande endloser Verwirrung, dass schon desshalb eine Einwanderung dahin nicht rathsam erscheint. Verschiedene Staaten machen wohl Anstrengungen, die europäische Einwanderung anzuziehen, aber nicht aus einem wirklichen Bedürfnisse nach weisser Arbeit, oder aus Rücksicht auf die guten Aussichten, die sich derselben darbieten mögen, sondern lediglich aus dem offen eingestandenen Bestreben, die Stimmenzahl der Partei der weissen Männer zu vergrössern, und damit den Sieg über die Negerpartei zu gewinnen. Thatsache ist, dass gegenwärtig aus den meisten südlichen Staaten eine starke Auswanderung des weissen Elementes nach Texas hin vor sich geht. Die Gründe die dieses, sonst eben nicht übermässig auswanderungslustige Element der südlichen Weissen zur Auswanderung treiben, dürften wohl als genügend gelten, von Einwanderung abzurathen.

Was dagegen die an der Küste des Stillen Oceans gelegenen Staaten Californien und Oregon betrifft, so ist dem weissen Arbeiter kaum anzurathen, die Konkurrenz mit den chinesischen Kulis zu versuchen, die zwar nicht durch amerikanisches Gesetz, aber durch ihre eigene Sitte, an welcher sie mit der grössten Zähigkeit festhalten, gebundene Sklaven sind, gegenwärtig für die unbedeutende Summe von etwa vierzig Cents per Tag arbeiten und sobald die Konkurrenz grösser werden sollte, sicherlich für

noch viel weniger arbeiten werden. Denn ihre Bedürfnisslosigkeit setzt sie in Stand, von Löhnen zu existiren, die für die Bedürfnisse des weissen Mannes ganz und gar unzureichend sind. Jene nähren sich ausschliesslich von in Wasser abgekochtem Reis, tragen keine anderen Kleider, als eine baumwollene Blouse und dergleichen Hosen, schlafen heerdenweise dichtgedrängt in engen Räumen zusammen, und sind insgesammt unverheirathet, haben also nicht für Frau und Familie zu sorgen. Ein Irrthum wäre es, zu glauben, dass deshalb ihre Zahl abnehmen müsse. So lange mit der chinesischen Arbeit ein Geschäft zu machen ist, werden die in San Francisco bestehenden chinesischen Compagnien fortfahren, ihre Landsleute aus dem an menschlicher Waare unerschöpflich reichen China herüber zu transportiren, und sie, soviel ihrer nur gebraucht werden, als Kulis zu verdingen. Diese Compagnien importiren allerdings auch Frauenzimmer, aber nur in sehr geringer Anzahl (etwa 5 Prozent der Zahl der Männer) und sie benützen dieselben ausschliesslich zum Zwecke der ekelhaftesten Prostitution.

Die Konkurrenz der Chinesen hat den gewöhnlichen weissen Arbeiter aus allen Beschäftigungen, die nicht eine bedeutende, energische Körperkraft verlangen, beinahe verdrängt. In der Fabrikation von Zigarren, leichtem Schuhwerk, fertigen Kleidern und vielen anderen Fabrikszweigen, endlich in der in Europa vom weiblichen Geschlechte ausschliesslich besorgten Wäscherei und als männliche „Dienstmädchen“ haben sie sich nahezu ein Monopol errungen. Es muss zugestanden werden, dass sie in der Gartenkultur Bedeutendes leisten und es an Mühe und Sorgfalt nicht fehlen lassen, wie überhaupt der Chinese ein fleissiger, auf seinen Vortheil bedachter, verschmitzter Bursche ist, der voll Trug steckt, das, was der Weisse Ehrlichkeit nennt, gar nicht zu kennen scheint, und dessen Moralgrundsätze, besonders auch in geschlechtlicher Beziehung, von denen der weissen Race himmelweit verschieden sind. Dass er zu gleicher Zeit ein erbärmlicher Feigling, und als Ersatz dafür, rachsüchtig und wollüstig, ist bekannt.

Für die weissen Arbeiter hat die Konkurrenz dieser Menschensorte zur Folge, dass Beschäftigung aller Art am Stillen Ocean noch viel unsicherer ist, als am Atlantischen Meere. Wenn mitunter der Handwerker und Arbeiter auch hohen Lohn verdient, so geschieht dies nur in Folge eines augenblicklichen Bedürfnisses, und jeder solchen Periode folgt immer eine längere Zeit beinahe gänzlicher Arbeitslosigkeit. Die Anzahl der mit ihrem Bündel auf den Rücken heimathlos umherirrenden, nach Beschäftigung suchenden Arbeiter ist in Californien grösser, als in irgend einem Theile der Union, und dürfte kaum weniger als zehn Prozent der Ge-

sammtbevölkerung des Staates betragen. Unter diesen Umständen hat der Arbeiter dort kaum eine verlockende Aussicht.

Es gibt noch einen Grund, warum die Kosten des Lebensunterhaltes in Amerika, besonders für die Stadtbevölkerung, sehr viel höher sind, als in Europa. Er ist nicht nur in den hohen allgemeinen Steuern, sondern auch in den hohen Lokalsteuern, besonders aller bedeutenderen Handelsstädte zu suchen.

Jede gesonderte Verwaltung legt in den Vereinigten Staaten besondere Steuern auf, und zieht dieselben besonders ein. Die Union selbst erhebt ihre Jahreseinnahmen ausschliesslich im Wege der Einfuhrzölle und indirekten Steuern, die Staats- und Gemeinderegierungen dagegen die ihrigen durch Grund- und Vermögenssteuern. Ausserdem müssen einzelne Gewerbe, z. B, die Tabaksfabrikation und der Verkauf geistiger Getränke an alle diese Instanzen Steuern bezahlen.

Betreffs der nationalen Besteuerung ist nur nöthig zu bemerken, dass dieselbe, die ungefähr 300 Millionen Dollars beträgt, in den letzten Jahren eine beständige Zunahme zeigt. Die Ausgaben aller Zweige der Regierung steigen ohne einen ersichtlichen Grund; in welcher Proportion, zeigen annähernd die Beiträge, welche die Marine und der Seedienst in den letzten Jahren gekostet haben:

1871:	19,431,027	Dollars
1872:	21,249,810	„
1873:	23,521,257	„
1874:	30,932,587	„

Da in den letzten Jahren die Zolleinnahmen von 216,370,287 für das Jahr 1871—1872 auf 163,103,834 Doll. für 1873—1874 gefallen sind, so hat man sich in der letzten Session des Congresses (im Winter 1874—1875) veranlasst gesehen, nachdem man schon vorher 23 Millionen Dollars Papiergeld auf's Neue ausgegeben, die inneren Steuern um ungefähr 30 Millionen Dollars zu erhöhen, was dem Volke, dessen Einkommen sich in der jüngsten Zeit wesentlich vermindert hat, natürlich doppelt empfindlich sein muss.

Die Staatssteuern sind in den nördlichen Staaten verhältnissmässig noch am geringsten. Ebenso sind die Steuern der ländlichen Gemeinden *(towns)* nicht allzuhoch.

Dagegen leiden die grossen Städte unter einem enormen Steuerdrucke. Die Stadt New-York, deren Bevölkerung 900,000 Einwohner beträgt, bringt einen jährlichen städtischen Steuerbetrag von über 30 Millionen Dollars auf. Trotzdem vermehrt sich die Schuld dieser Stadt jährlich noch um ungefähr 10 Mill. Dollars.

Der wesentliche Grund dieser hohen Besteuerung liegt in der Verwaltungscorruption, die sich in der nationalen Regierung und in jener der grossen Städte am meisten eingeschlichen. Ein

anderer Grund aber ist materieller Natur, nämlich die allzu grosse räumliche Ausdehnung der Städte, zum Theile Ergebniss der Spekulation, deren Natur ich schon früher andeutete.

In meilenweiter Ausdehnung um den, wenn ich so sagen darf, Kern einer sich bildenden Stadt, ist das Land in Strassen und Baustellen ausgelegt. Hier und da nur steht an allen diesen Strassen ein vereinzeltes Haus. Aber alle Eigenthümer und Spekulanten, welchen die Baustellen in den Zukunftsstrassen zugehören, drängen die Stadtbehörden fortwährend, die Strassen zu pflastern, Wasserleitungen, Abzugskanäle, Gasleitungen, kurz, alle modernen Verbesserungen in ihnen anzulegen. Alle diese Arbeiten würden, wenn auf die ehrlichste und sparsamste Weise ausgeführt, ein ungeheures Geld kosten, und die Ausgaben amerikanischer Städte beträchtlich höher stellen, als die gleichbevölkerter Städte in Europa, welche auf einen Bruchtheil des Raumes, den Jene einnehmen, sich beschränken, und also nur öffentliche Arbeiten in so viel geringerem Maasse vorzunehmen und in Stand zu halten brauchen.

Aber alle diese Arbeiten werden anstatt auf die billigste, auf die kostspieligste Weise ausgeführt, wobei natürlich „mehr zu machen“ ist. So kommt es denn, dass die Verbesserungen an einer Strasse häufig ebensoviel, mitunter noch mehr kosten, als das Eigenthum an dieser Strasse zum Zwecke wirklicher Benützung werth ist.

In Städten, die nicht auf einer vollkommen ebenen Bodenfläche liegen, wird die Kostspieligkeit noch dadurch gesteigert, dass die Anlage der Strassen ohne jede Rücksicht auf die Terrain-Verhältnisse geschieht. Der amerikanische Ingenieur zerbricht sich beim „Auslegen“ eines Stadtplanes nicht im Geringsten den Kopf. Gleichviel wie Boden, natürliche Umstände oder Umgebung, er legt eine Reihe von Strassen an, die genau von Norden nach Süden laufen, und eine andere von Osten nach Westen, die jene im rechten Winkel durchschneiden. Ich habe Städte gesehen, wie z. B. Kansas City, im Staate Missouri, und San Francisco im Staate California, worin die in Folge dieser Strassenpläne nothwendig gewordenen Anlagen Millionen und aber Millionen schon gekostet haben und noch kosten werden, während durch Rücksichtnahme auf Terrainhindernisse der grösste Theil dieser Ausgaben zu ersparen gewesen wäre, ohne dass der Verkehr auch nur im Geringsten gelitten hätte Denn das blosse rechtwinklige Strassensystem ist gar nicht einmal dasjenige, welches den Verkehrserfordernissen am Besten entspricht. Ein solches erfordert vielmehr auch Diagonalstrassen. In den volk- und verkehrsreichen Städten Amerika's beginnt man jetzt dies einzusehen, und fängt nun an, mit einem Kostenaufwande von Millionen solche Diagonal-

strassen durchzubrechen, die man in der ersten Anlage umsonst hätte haben können.

Alle diese Umstände erhöhen die städtische Besteuerung, und daher sind auch Miethen enorm theuer. Noch theurer aber werden Letztere durch die Unbeständigkeit und das Neue der amerikanischen Verhältnisse insofern, als alle Gebäude nur auf eine durchschnittliche Dauer von zehn bis fünfzehn Jahren berechnet sind. Eine Folge hiervon ist, dass die Jahresmiethe einen bedeutenden Theil des Baukapitals selbst, etwa 6 bis 7 Prozent desselben, zurückerstatten muss. Rechnet man hierzu die wegen der feuergefährlichen Bauart hohen Versicherungssummen, so wird man begreifen, warum in allen amerikanischen Städten Miethen durchschnittlich drei- bis viermal so theuer, als in gleich grossen Städten Europa's.

Der hohe Preis der Miethen wirkt natürlich auf alle Geschäfte ein, und der Gewinn des Handelsmannes, des Fabrikanten, kurz eines Jeden, der Räumlichkeiten in einer Stadt benützt, muss um so viel erhöht werden. Alle Waaren werden also entsprechend theurer, und das Schlussergebniss ist eine ganz enorme Kostspieligkeit aller Lebensbedürfnisse mit alleiniger Ausnahme derjenigen, die man selbst von den Bauern aus erster Hand kaufen kann.

Die Corruption.

Aus der oberflächlichen Betrachtung des Umstandes, dass die Vereinigten Staaten ein im Verhältnisse zu ihrer Ausdehnung dünnbevölkertes Land sind, entspringt gewöhnlich die Meinung, dass dieselben noch auf lange Zeiträume hinaus leicht im Stande sein werden, einer unbegrenzten Anzahl Einwanderer Spielraum zu gewinnreicher Entfaltung ihrer Thätigkeit zu gewähren. Diese Ansicht läuft darauf hinaus, dass ein dünnbevölkertes Land dem Arbeiter an und für sich bessere Aussichten biete, als ein dichtbevölkertes. Um das Irrige dieser Meinung zu erkennen, genügt es, auf die zahlreichen Länder hinzuweisen, die wie die Türkei, Russland, Spanien in nächster Nachbarschaft der dichtbevölkerten Staaten Europa's liegen, an natürlicher Fruchtbarkeit und klimatischen Vortheilen Letztere zum Theil weit übertreffen, und in

denen dennoch die arbeitende Klasse sich viel schlechter befindet, als im dichtbevölkerten Belgien, England, dem grösseren Theile von Deutschland u. s. w. Es folgt daraus, dass, welchen Einfluss auch immer die grössere oder geringere Dichtigkeit der Bevölkerung auf deren Wohlbefinden ausüben möge, Letzteres dennoch von anderen Umständen oft in grösserem Maase, als von dem Reichthume der natürlichen Hilfsquellen und der Ausdehnung des Landes beeinflusst wird. Obenan steht sicherlich die Art und Weise der Staatsverwaltung. Unter schlechter Verwaltung sehen wir eine dünne Bevölkerung in reich, ja verschwenderisch von der Natur ausgestatteten Gebieten, wie in den spanischen Republiken Süd- und Mittelamerika's in Armuth leben, während unter einer guten Verwaltung arme Länder, wie z. B. Norddeutschland, dennoch eine bedeutende Bevölkerung in verhältnissmässigem Wohlstande zu ernähren fähig sind. Der Werth eines ausgedehnten Gebietes und natürlicher Hilfsquellen wird also erst durch die Güte der Staats-Verwaltung verwendbar, und die von der territorialen Ausdehnung der Vereinigten Staaten abgeleitete Empfehlung der Auswanderung dahin hat demnach erst dann Anspruch auf Beachtung, wenn genügende Gründe zu der Voraussetzung vorliegen, dass die Verwaltung der Republik gut genug sei, um die günstigste Verwendung der gegebenen Hilfsquellen seitens der Bevölkerung zu ermöglichen.

Eine vorurtheilsfreie Anerkennung dieser Thatsache zwingt uns, den Werth des gegenwärtigen Regierungssystems der grossen Republik zu untersuchen. Ich unternehme allerdings damit eine Aufgabe, deren Versuch allein in den Augen einer gegenwärtig in den meisten civilisirten Ländern verbreiteten Anschauung, wie sie namentlich in der Presse der Vereinigten Staaten selbst allgemein vertreten ist, als Versündigung erscheint. Es ist dies jene Anschauung, die es als unbedingte Pflicht eines Jeden hinstellt, der nicht als „Verbrecher“ an den „heiligsten Gütern der Menschheit“, dem „Fortschritte“, den „allgemeinen Menschenrechten“ und, wie alle die sonst gebräuchlichen Lieblingsworte dieser Glaubensrichtung lauten, gelten will, es für eine „selbstverständliche“ Wahrheit zu halten, dass die mit dem Namen „Republik“ bezeichnete Staatsform ein an und für sich vollkommenes Heilmittel gegen alle Uebel sei, an denen das Menschengeschlecht jemals gelitten hat, oder je leiden wird. Zu erklären, warum und weshalb die „Menschheit“ diesen Glauben hegen müsse, hält diese Partei für gänzlich überflüssig, und die Anwendung der Lehre des gemeinen Menschenverstandes: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!“, eine vergleichsweise Würdigung des Werthes ihrer Lieblingsstaatsform mit Anderen, die sie doch, wenn sie von der unbedingten, allgemeinen Richtigkeit des sogenannten republikani-

schen Princips so fest überzeugt wäre, als sie vorgibt, herausfordern sollte, hält sie für eine abscheulich böswillige Anmassung eines vorweg gegen diese Staatsform eingenommenen Menschen. Den Unglücklichen, der sich erdreistet, eine solche Kritik auszuüben, sucht sie nicht zu widerlegen, indem sie die Falschheit seiner Anschauungen an's Licht stellt, sondern sie zieht es vor, ihn, soweit es in ihrer Macht steht, durch persönliche Angriffe stumm zu machen. Zu dieser Betrachtung werde ich durch folgenden Passus veranlasst, den ich der in Chicago erscheinenden „Union“ entnehme:

„„Ein Chicagoer Urtheil!

Ein Herr H. Becker in Chicago schickt an Herrn von Hellwald, Redakteur des „Ausland“, folgendes unmaassgebliche Urtheil über Amerika, welches denn doch den Pessimismus allzusehr übertreibt. Wir begreifen nicht, wie es Herr Becker fertig bringt, in diesem schrecklichen Lande noch zu leben. Rückwandern, Herr Becker, Rückwandern!

„Eine Musterrepublik, in der nach noch nicht einmal hundertjährigem Bestehen schon zu einer Unmöglichkeit geworden, einen ehrlichen Menschen in irgend ein Amt zu bringen, — dessen eine Hälfte sich seitdem und in Folge des zum Besten des „Principiensystemes“ geführten Krieges mit grösster Schnelligkeit haitisch-mexikanischen Zuständen nähert, in dessen anderer Hälfte die Lage der arbeitenden Klassen sich mit einer in allen civilisirten Ländern unerhörten Rapidität verschlechtert, und in dem sich in Folge dessen ein Proletariat entwickelt, bereit die Hunnen- und Vandalenhorden zu liefern, von denen Macaulay schon die Vernichtung aller etwa bestehenden Civilisation zu erwarten sich berechtigt fühlte, — ein Land, in dem die ehrliche Arbeit allgemein als Dummheit verachtet wird, in dem die bodenloseste, betrügerische Spekulation die Beschäftigung der *smarteren* „Stände“ bildet und ihr Geistesleben ausfüllt, in dem die ausgedehnteste Plünderung des Volkes durch die schrankenloseste Habgier der Geldaristokratie von der in allen ihren Verwaltungszweigen und Beamten erkauften Regierungsmaschine auf jede nur denkbare Weise unterstützt wird, in dem in Folge dessen jede etwa vorhandene bessere Gelegenheit zum Verdienst von Monopolen in ausschliesslichen Besitz genommen ist, — in dem im etwa noch ehrlich gebliebenen Theile des Volkes eine vollständige Rathlosigkeit herrscht, wie und ob der allgemeinen Fäulniss auch nur der geringste Damm entgegengesetzt werden könne, — ein Land, in dem die Bildung als überflüssig verachtet und freche, unter der oberflächlichen Politur Pariser Moden verhüllte Rohheit sich überall in den Vordergrund drängt, — ein Land, dessen manchmal gerühmtes Erziehungssystem eine mechanisch, papageienhaft ab-

gerichtete Jugend hervorbringt, die zu jedem wahren Denkprocesse beinahe ganz und gar unfähig zu sein scheint, und überdies es auch für Dummheit hält, irgendwelche Kenntnisse zu erwerben, als gerade jene, die sie in dem *Job,* in dem sie zunächst beschäftigt zu sein erwarten, in baares Geld umsetzen können, — ein Land, in dem eine freie Presse existirt, die keinen „freien" Gedanken zu äussern wagt, so dass jeder geistige Fortschritt nur durch Importation seiner Ideen von Europa sich verbreiten kann, — ein solches Land ist wenig geeignet, einem voranstrebenden Volke als Vorbild und Muster zu dienen, passt aber vortrefflich zur Studie für den Kulturhistoriker, um an diesem lebendigen Beispiele die Ursachen des Zerfalls der Republiken (und Reiche) zu ergründen.""

Man sollte denken, wenn eine Zeitung eine ihr offenbar so auffällige Stelle, wie die vorhergehende, von der „Union", dem „Ausland" entnommen, abdruckt, würde sie die darin enthaltenen Behauptungen mit einigen kritischen Bemerkungen begleiten, in denen sie das Unwahre oder nach ihrer Meinung Uebertriebene darlegt. Wenigstens würde jede Zeitung, die ein vernünftig urtheilendes Lesepublikum zu überzeugen sucht, etwas Derartiges versuchen, es sei denn, die betreffenden Behauptungen wären so offenbar falsch, dass Jeder in den Zuständen Bewanderte, deren Unwahrheit sogleich einsehen müsste. Inwieweit Letzteres der Fall, werden wir dem Leser sogleich durch zahlreiche Anführungen der Auslassungen von Leuten darthun, von denen viele im republikanischen Amerika sogar als hervorragende Grössen gelten. Vorläufig aber wollen wir uns noch mit der Chicago-Union beschäftigen und es klar machen, warum gerade diese Zeitung sich besonders veranlasst fühlte, durch einen persönlichen Seitenhieb auf den Verfasser des obigen Urtheils sich auszuzeichnen, während andere, besser redigirte und einflussreichere Journale ein weises Stillschweigen über eine Stelle beobachteten, die so sehr die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich gezogen, dass ich sie in öffentlichen Lesesälen, in denen das „Ausland" auflag, regelmässig angestrichen fand.

Der Grund dieses Stillschweigens liegt einfach darin, dass sie nicht im Stande sind, auch nur ein Wort des obigen Passus zu widerlegen, während Stellung und Ansehen dieser Blätter eine solche Widerlegung gebieterisch verlangt hätten. Die Chicago-Union hingegen ist als Zeitung eine Erscheinung, wie sie passender zur Illustration der Zustände in den Vereinigten Staaten kaum gefunden werden kann. Stellung und Ansehen hat sie nicht zu verlieren, da sie einzig und allein zu dem Zwecke besteht, einen gewissen Procentsatz Brandschatzung von Allen zu erheben, die sich in Chicago entweder in einem städtischen Amte oder ver-

mittelst eines städtischen Kontraktes an der öffentlichen Krippe zu mästen gedenken. Im Uebrigen halte ich es dennoch für wahrscheinlich, dass die Redakteure der „Union" ihre Kritik über die angezogene Stelle dem Publikum in etwas ausgedehnterer Form vorgelegt haben würden, wenn die Besetzung der redaktionellen Stellen bei dieser Zeitung nicht nach demselben Grundsatze vor sich ginge, wie bei so vielen anderen Blättern des freien Landes, nämlich nach jenem, dass irgendein verkommener Schneidergesell, der Fertigkeit im Hantiren der Scheere besitzt und sich nach genteeler Beschäftigung sehnt, einem Kandidaten, der einen halbwegs leserlichen Aufsatz zu schreiben im Stande, jedesmal um deswillen vorgezogen wird, weil es immerhin wahrscheinlich, dass Letzterer höheren Lohn beanspruchen werde, als der Erstere, und weil es ja unendlich viel praktischer und billiger ist, und viel weniger Mühe macht, die Spalten der Zeitung mit Ausschnitten gestohlenen Lesestoffes zu füllen, als selbst sich den Kopf beim Abfassen von Artikeln zu zerbrechen. Es genügt, als Illustration hierzu die Thatsache, dass ungefähr zur selben Zeit, als obiger Passus in der Union erschien, einer der Redakteure erst in den letzten Jahren es mit sehr grosser Mühe so weit gebracht hatte, seinen eigenen Namen zu malen. Weder Freund noch Feind hatten ihn je in Verdacht, irgendeinen Gedanken erzeugt zu haben, eine Eigenschaft, die ihm gestattete, vermöge einer ausserordentlich sprudelnden inhaltsleeren Schwatzhaftigkeit sich einem ausgedehnten Kreise souveräner Bürger aufzudrängen und als Mordpolitiker Einfluss zu gewinnen.

Was nun die „Union" betrifft, so ist der Charakter dieser Publikation zu lehrreich, um nicht noch länger dabei zu verweilen. Die „Union" ist nämlich ein in Chicago erscheinendes Winkelblatt, dessen Leserkreis meistens aus Schenkwirthen und orthodoxgläubigen Katholiken besteht. Dieses Winkelblatt war, wie schon oft vorher, kürzlich wieder einmal total bankerott. Der Haupteigenthümer der in Chicago erscheinenden „Illinois Staatszeitung", des im Nordwesten der Vereinigten Staaten einflussreichsten deutschen Blattes, das in Chicago und Umgegend bei dem deutschen Publikum beinahe ein ausschliessliches Monopol besitzt, und vermöge dieses Einflusses die sehr bedeutende deutsche Stimmenzahl der Stadt und des County nahezu unbedingt kontrolirt, besizt in Folge dessen seit langen Jahren einen ähnlichen maassgebenden Einfluss auf die Verwaltung der Stadt, wie ihn seinerzeit Tweed in New-York hatte. Wie bedeutend dieser Einfluss ist, geht daraus hervor, dass bei der Herbstwahl des Jahres 1872, obwohl sämmtliche englische Zeitungen die sogenannte *Law and Order* „Gesetz- und Ordnungs-Partei" unterstützten, die wesentlich aus dem amerikanischen Elemente der Bevölkerung bestehend,

beabsichtigte, deren besondere Anschauungen auch hinsichtlich der sogenannten Temperanzfrage zur Geltung zu bringen, es dennoch der nur von der „Illinois Staatszeitung“ und einigen kleineren deutschen Blättern unterstützten Volkspartei gelang, mit der, unter einer abgegebenen Stimmenzahl von ungefähr 47000, ungeheuren Mehrheit von nahezu 12000 Stimmen den Sieg zu erringen. Der Herausgeber der „Illinois Staatszeitung“ nun, vermöge dieses Einflusses in Chicago die Rolle spielend, die man in amerikanischen Städten mit dem Titel *Boss* (etwa „Meister“) belegt, und die wesentlich in dem kontrolirenden Einflusse auf die Verwaltung der betreffenden Stadt, also z. B. bei Vergebung der Stadtämter und städtischen Kontrakte oder sonstiger Unternehmungen, bei denen Etwas zu „machen“ ist, besteht, fühlte kurze Zeit vor jener Wahl die Nothwendigkeit einer mit der Haltung seiner Zeitung unzufriedenen Opposition innerhalb der deutschen Bevölkerung die Spitze soweit abzubrechen, um den erfolgreichen Aufschwung eines Oppositionsblattes, das damals unter dem Namen der „freien Presse“ versucht wurde, zu hindern. Deshalb kaufte er die bankerotte „Union“ unter der Hand. Da er selbst aber natürlich nicht als Eigenthümer des beabsichtigten gesinnungstreuen Oppositionsblattes vor die Oeffentlichkeit treten konnte, schob er als Hauptredakteur und angeblichen Eigenthümer einen journalistischen Abenteurer vor, der es im Secessionskriege zur Oberstenstelle in einem Negerregimente und demgemäss natürlich zum Titel „General“ gebracht hatte; gleichzeitig verwandelte er die Union in ein Aktienunternehmen mit einem Gründungskapitale von 30,000 Dollars. Die Wiedererstattung seiner nicht eben bedeutenden Geldanlagen sicherte er gegen irgendwelche Spekulation des unternehmenden „Generals“ und Haupteigenthümers dadurch, dass er eine Hypothek in obigem Betrage auf das Blatt nahm. Um nun dieser Hypothek einen Werth zu verleihen, musste die Aktiengesellschaft unter dem Präsidium des journalistischen Generals natürlich zahlungsfähig gemacht werden. Eine Kleinigkeit für den „Boss“ einer amerikanischen Stadt von 300,000 Einwohnern! Der General wurde zunächst als Kandidat für das Amt eines *County Clerk* (eines Registrators der Akten des Kreisgerichts und der Kreisverwaltung) aufgestellt, und bei der oben erwähnten Wahl natürlich gewählt.

Gleichzeitig liess sich dieser Stratege die Gelegenheit nicht entschlüpfen, an die verschiedenen Patrioten, die der Stadt in anderen, einträglichen Aemtern nützlich sein wollten, und sich deshalb entweder bei der Wahl um die Kandidatur, die natürlich der „Boss“ bestimmen konnte oder nach der Wahl um irgendeine der unteren Stellen bewarben, wobei wiederum die günstige Empfehlung des „Boss“ massgebend blieb, die werthvollen Aktien

seines glänzenden Zeitungsunternehmens in Quantitäten zu verkaufen, die dem Werthe dessen, was in dem gewünschten Amte „gemacht“ werden konnte, angemessen waren. So weit gut! Aber damit war unser General nicht zufrieden. Einige Zeit vorher hatte eine konstituirende Versammlung des Staates Illinois die Unverschämtheit gehabt, das Gehalt der Stelle, zu der er erwählt war, auf jährlich 3,500 Dollars festzusetzen, und zu verordnen, dass die Sporteln, die ehedem in die Taschen des Amtsinhabers fielen, an den Schatz des County abzuführen seien. Unser strategischer Journalist sah aber 3,500 Dollars als eine viel zu geringe Vergütung für die werthvollen Leistungen seines Genies in einer solchen Stelle an, zumal er die letzten 10 Jahre auf der Jagd nach einem derartigen Ruhekissen zugebracht und dabei sehr oft von magerer Kost gelebt hatte. Er legt demnach dem Rathe der Supervisoren oder Kreisabgeordneten, denen die kontrolirende Direktion über die Ausgaben des County zusteht, eine von wahrhaft ausserordentlicher Erfindungsgabe zeugende Auseinandersetzung vor, worin er haarklein beweist, dass die konstituirende Versammlung, als sie das Gehalt seines Amtes auf 3,500 Dollars festsetzte, beabsichtigt hätte, ihm einmal 3,500 Dollars im Jahre als Clerk der Countyverwaltung und ein andermal 3,500 Dollars als Clerk des Countygerichts zu geben. Dieses unerhört geniale Argument hätte auch sicher den gewünschten Erfolg gehabt, wenn nicht das verbreitetste der englischen Oppositionsblätter (die *Chicago Times*, darob Lärm geschlagen, und aus der originellen Entdeckung die weitere Folgerung gezogen hätte, dass man nach demselben Principe jedes Amt in so und so viele verschiedene Thätigkeitszweige zerlegen könne, und, wenn man jeden dieser Zweige mit dem vollen Gehalte bezahlen wollte, am Ende gar der unerschöpfliche Reichthum der grossen Republik Amerika nicht mehr zur Bezahlung der Beamten-Gehalte ausreichen möchte. Diese böswillige Auseinandersetzung veranlasste den weisen Rath der Supervisoren, so gerne sie auch an dem gewünschten Zuschlage ihre Provisionsgebühren verdient hätten, über die Richtigkeit des Argumentes die Köpfe zu schütteln. Aber Geschäft ist Geschäft, und unser Stratege verlegte sofort seinen Angriff auf eine andere Seite; er änderte nämlich seinen Operationsplan dahin, dass er dem Supervisorenrathe eine Liste der von ihm benöthigten Hilfsschreiber zur Bestätigung vorlegte. Die Gesammtgehälter der in dieser Liste aufgeführten, opferbereiten Personen beliefen sich auf 37,000 Dollars, während im abgelaufenen Jahre die Bureauarbeit für 17,000 Dollars gethan war. Aber in Amerika ist es eine Sünde zu bezweifeln, dass „unsere Stadt“ ganz riesig und ungeheuer wächst; der Supervisorenrath sah also in der um mehr als 100 Procent erhöhten Berechnung der Bureaukosten des

County Clerk Amtes nur einen neuen Beweis für die glorreiche, unwiderlegliche und noch nie dagewesene Entwickelung der Stadt, und beeilte sich dieselbe zu votiren. Dass die betreffenden Herren für diesen Beschluss etwa Inhaber von Aktien der Chicago Union geworden wären, ist um deswillen zu bezweifeln, weil diese Aktien eben nur Papier sind, dessen Honorirung in courantem Geld sehr problematisch. Die dadurch offen gelassene Lücke in der Reihe der Aktieninhaber wurde jedoch durch die sich mit ausserordentlicher Begeisterung darauf stürzenden, bei der genteelen Bureauarbeit angestellten Schreiber wieder vollständig ausgefüllt. Dass dies ganz und gar freiwillig und ohne jede Beeinflussung seitens des kommandirenden Generals und County-Clerks geschah, bezeugten mehrere dieser Herrn Schreiber in beschwornen Angaben, als das oben erwähnte böswillige Oppositionsblatt sich zu behaupten erdreistete, sie seien nur deshalb angestellt worden, weil sie eben diese Aktien gekauft hätten, und hätten überhaupt im Bureau weiter Nichts zu thun, als ein Paar Stunden lang müssig auf den Stühlen zu sitzen und dabei eine gewisse Quantität vom County geliefertes Papier zu fernerem Gebrauch untauglich zu machen. Letztere Angabe ist jedenfalls insofern unrichtig, als einige dieser Herren sich gelegentlich damit beschäftigen, mittelst der vom County gelieferten Scheere aus andern Zeitungen jene Auschnitte zu machen, womit die Spalten der Union gefüllt werden. Dass sie dabei den oben angezogenen Ausschnitt aus dem „Ausland“ gemacht hätten, ist ganz und gar unwahrscheinlich, da die Lektüre eines derartigen Blattes dem geistigen Kaliber dieser Leute völlig unangemessen ist, und es erklärt sich die Aufnahme desselben wahrscheinlich am besten daraus, dass er im Redaktionszimmer der Zeitung des „Boss“ Aufsehen erregte. Da man sich dort einer Widerlegung, die mindestens ungemein schwierig wäre, nicht gewachsen fühlte, wurde der Passus dem Oppositionsblatte mit der Weisung zugesandt, dem Verfasser mit einem persönlichen Seitenhieb zu Leibe zu gehen. Und also geschah's!

Uebrigens muss noch bemerkt werden, dass der Herausgeber der „Chicago Union“, seitdem er County Clerk geworden, seine Würde durchaus nicht so weit herabsetzte, die betreffenden Aktien persönlich an seine Schreiber zu verkaufen. Dies besorgte vielmehr der Eingangs erwähnte schriftgelehrte Redakteur, der zu diesem Zwecke (und weil die freiwillige Dienstfertigkeit der Bureauschreiber die von ihm bisher geleistete Arbeit mehr als genügend ersetzte), aus dem Redaktionspersonale ausschied, und den Vertrieb der Aktien des Unternehmens besorgte.

Die vorhergehende, durchaus getreue und nöthigenfalls mit Namen und Daten zu belegende Schilderung des Charakters der

Chicago Union wird dazu beitragen, dem Leser ein ungefähres Bild des Getriebes, das in der amerikanischen Politik gang und gäbe, zu bieten. Um aber zu zeigen, dass die, in der im „Ausland“ seinerzeit abgedruckten Stelle enthaltenen Ansichten nicht aus blosser Mäkelsucht hervorgehen, sondern auch von anderen Leuten getheilt werden, erscheint es angemessen, vorerst eine kurze Anzahl von Bemerkungen, die hier und da von wohlbekannten amerikanischen Persönlichkeiten gemacht worden, einzuschalten.

Bayard Taylor, einer der bedeutendsten amerikanischen Schriftsteller nnd Dichter, besonders mit der deutschen Literatur sehr vertraut, und durch eine Uebersetzung des „Faust“ rühmlichst bekannt, drückte sich in einer Anrede an die Delta-Kappa-Epsilon-Gesellschaft, einen gelehrten Verein, am 15. Oktober 1874 in der Stadt Charlottesville, Virginien, folgendermaassen aus:

„Ich will das, was viele Andere empfinden, aber noch nicht auszusprechen wagen, hier öffentlich verkünden, — dass die pfiffige, listige, auf Schleichwegen wandelnde Gescheidtheit gegenwärtig sich bestrebt, die frühere Ehrlichkeit aus allen Geschäften zu verdrängen; dass eine Gleichgiltigkeit gegen alle Angelegenheiten von öffentlichem Interesse jene ganze grosse Klasse von Leuten ergriffen hat, die ehemals aus Stolz und Pflichtgefühl das Ihrige gethan; dass eine abgeflachte, Alles zum Zerrbilde machende Geistesrichtung *(a flat buffoonery)* die besten Erzeugnisse unserer Literatur durchweht; dass Leute, die aus der Politik ein selbstisches und schacherndes Geschäft machen, jetzt in den Sitzen zu finden sind, die ehedem Staatsmänner einnahmen. Ich finde, dass die Guten den Muth verlieren, und selbst Viele, die Ansehen und Einfluss besitzen, geneigt sind, müssig zuzusehen, und auch das Schlimmste über sich ergehen zu lassen, was nur kommen mag. In den wenigen Wochen, die seit meiner Rückkehr von Europa verflossen sind, bin ich gezwungen worden, in Scham zu versinken, als ich so Viele privatim ihre gänzliche Hoffnungslosigkeit ausdrücken hörte, und den Mangel jenes Muthes wahrnahm, ohne den kein Volk frei und gebildet sein kann.“

James Parton, einer der bekanntesten der in Amerika so beliebten professionellen Vorleser, hielt im November 1874 eine Vorlesung, betitelt *Our scandalous politics* „Unsere schmachvollen Verwaltungsverhältnisse.“ Nach einem kurzgefassten Berichte des „New-York Herald“ drückte er sich in seiner Vorlesung in Plimpton Hall zu New-York aus wie folgt:

„Während der Weltausstellung in Philadelphia zur Feier des hundertjährigen Bestehens der Republik, solle man bei Haarlem (einer nördlich gelegenen Vorstadt New-York's) einen grossen Bretterzaun errichten, und in demselben dem Publikum unter Anderem zeigen:

„Ein Miethshaus, sieben Stockwerke hoch und 40 Fuss breit, in dem 64 Familien leben, von denen einige noch Kostgänger haben. Daneben einen Stall gleich denen in der 5. Avenue“, (dem eleganten Quartier der feinen Gesellschaft New-Yorks) dessen Ausstattung von Rosen- und Wallnussholz hergestellt, und an dessen Wänden prachtvolle silberbeschlagene Geschirre aufgehängt wären;“

„Einen Muster-Pferdeeisenbahnwagen, für 20 Passagiere gebaut, in den 75 hineingepackt werden, eine schweissgährende Masse Menschenfleisch vorstellend, von zwei keuchenden Pferden gezogen, dessen Kutscher mit trotziger Frechheit Henry Bergh [1]) verflucht, während der Condukteur seine Ladung verstaut, und das dabei gemachte Kleingeld in seine Privattasché schiebt;“

„Die gesetzgebende Versammlung des Staates Süd-Carolina während einer Sitzung;“

„Die des Staates New-York desgleichen;“

„Das Modell eines neuen Rathhauses, mit einigen von den Holzstühlen darin, die der Stadt 411 Dollars, schreibe Vierhundert und Eilf Dollars das Stück gekostet haben“, (wie es beim Bau des neuen Rathhauses der Stadt New-York thatsächlich passirt ist);

„Ein geschichtliches Gemälde, die Rückkehr des Oakes Ames zu seinen Wählern darstellend;“ [2])

„Ein Panorama von Wall-Strasse, während der ersten Tage der Krisis.“ [3])

„Eine innere Ansicht eines städtischen Caucus;“ [4])

„Ein Bildniss des „ehrbaren“ Herrn Morissey in seinem Sitze in dem Hause des Repräsentanten zu Washington, daneben

1) den wohlbekannten Präsidenten des New-Yorker Antithierquäler-Vereins, der seine Sympathie für die leidende Thierwelt übrigens in sehr ostensibler Weise zur Schau trägt.

2) Oakes Ames, der leitende Präsident der Eisenbahn-Gesellschaft beim Baue der Ueberlandbahn, der den nöthigen Ankauf der „Stimmen“ im Congresse in höchst geschäftsmässiger Weise besorgte, wurde bei seiner Rückkehr von seinen Wählern, er war nämlich auch Congressmitglied, mit Triumphbogen und sonstigen schmeichelhaften Ehrenbezeugungen öffentlich empfangen.

3) Wall-Strasse ist in New-York, was Lombard-Strasse in London, der Hauptplatz aller grossen Geld-Geschäfte, zu gleicher Zeit der Hauptplatz des Börsenspiels.

4) wobei „Geschäfte“ in ungefähr der Art gemacht werden, wie ich sie oben bei Gelegenheit der Schilderung des Charakters der Chicago Union beispielsweise auseinandergesetzt, d. h. die Profite der Staatsverwaltung werden — bei verschlossenen Thüren — an die interessirten Politiker vertheilt.

eine innere Ansicht seines Spielhauses zu Saratoga um 2 Uhr Morgens.“ [1])

„Photographien der intelligenten Geschwornen, die keine Zeitungen lesen, und sich keine Meinung gebildet haben;“ [2])

„Eine solche Ausstellung,“ sagte Mr. Parton, „würde allerdings nicht unserem Stolze schmeicheln. Aber dennoch möchte sie heilsam sein. Sie würde die Frage hervorrufen: Ob überhaupt Etwas da ist, würdig, in einer Jubelfeier verherrlicht zu werden? Was wir auch selbst darüber denken mögen, es ist für die übrige Menschheit durchaus nicht klar, dass die Einrichtungen Amerika's die Probe nur eines einzigen Jahrhunderts mit Erfolg bestanden haben. Ich glaube, die Bankiers Europa's würden heutigen Tages einer jeden der grossen Nationen eine Anleihe von hundert Millionen unter leichteren Bedingungen vorschiessen, als den Vereinigten Staaten.“

„Es scheint wirklich, als ob die Politiker und die Verbrecher des Landes eine und dieselbe Bürgerschaft seien, die nur in zwei Abtheilungen getheilt ist, wovon die Einen darin sind, die Anderen draussen, nämlich die Ersten in den Aemtern, die Zweiten ausser denselben, Diese in den Gefängnissen, Jene ausserhalb. (Beifall des Publikums!) Und es besteht auch eine Art geheimnissvoller Verbindung zwischen diesen beiden Abtheilungen, vermöge welcher sie miteinander Verkehr haben. Tweed (der „Boss“ von New-York) wurde einmal von einem Zeitungsberichterstatter besucht, der ihn bat, ihm die zu einer Lebensbeschreibung des Ringhäuptlings nöthigen Daten zu liefern. Seine Antwort war ungefähr folgende: „Geld machen ist mein Grundsatz. Schreiben Sie das! Ich habe meine Augen weit offen auf Alles gerichtet, was mir in den Wurf kommen mag, dann stecke ich meinen Arm

1) Morissey, der sich als Faustkämpfer einen Namen gemacht, wurde natürlich von seinen auf solche Leistungen stolzen irländischen Mitbürgern als ihr „grosser Mann“ angesehen und regelmässig als würdiger Vertreter in den Congress gewählt, wo er seine Winter zubringt. Während des Sommers macht er Geschäfte und sammelt Reichthümer in Saratoga, dem Badeorte der eleganten Welt, wo er der Besitzer und Halter des grossartigsten Farospiel-Etablissements in den Vereinigten Staaten ist. Solche sind die „Volksvertreter“, die sich die „freien“ Bürger selbst wählen.

2) Ein Mensch, der sich über einen Fall „eine Meinung gebildet“ hat, ist nach den Gesetzen der Vereinigten Staaten als Geschworner unzulässig. In Folge dieser Einrichtung, deren ursprünglicher Zweck der gewesen, einen unparteiischen Wahrspruch zu sichern, ist es dahin gekommen, dass bei jedem wichtigeren Falle, der natürlich als solcher sogleich in den Zeitungen besprochen wird, jeder Mensch, der überhaupt Zeitungen liest, d. h. jeder Mensch, der irgendwelche Intelligenz besitzt, oder Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten nimmt, von der Geschwornenbank ausgeschlossen ist, und es werden dann zur Erledigung solcher Fälle gänzlich theilnahmlose und bornirte Menschen aus allen möglichen Winkeln zusammengelesen, um als die einzigen Bürger, die sich noch „keine Meinung gebildet haben“, die Stellen der Geschwornen auszufüllen.

vilisirten Erde eine Regierung besteht, die so tyrannisch verfährt, wie gegenwärtig in einigen Staaten dieses gepriesenen Landes der Freiheit, und ich glaube, dass diese Tyrannei, diese Missverwaltung in späteren Jahren als das grösste politische Verbrechen des neunzehnten Jahrhunderts an den Pranger gestellt werden wird.

„Wir wollen uns jetzt von diesem traurigen Gemälde abwenden und die Verhältnisse der anderen Theile der Union in Kürze in's Auge fassen. Wie ein gelähmtes Glied die Gesundheit und Kraft des ganzen Körpers schwächt, so müssen wir erwarten, dass in einem Lande, dessen einer Theil hilflos und krank darniederliegt, auch andere Theile von dem Uebel berührt werden. Die Anzahl amerikanischer Schiffe ist innerhalb einer kurzen Reihe von Jahren auf weniger denn ein Drittel ihrer früheren Zahl gesunken, während der Tonnengehalt der Britischen Handelsmarine, früher geringer als der unsere, sich mehr als verdoppelte. Im Norden bleiben die Waaren der Kaufleute in den Läden liegen, weil keine Kunden sich dafür finden. Fabriken sind geschlossen oder arbeiten nur auf halbe Zeit; Arbeiter sind müssig und können sogar zu Hungerlöhnen keine Arbeit erhalten. Die Steuern sind dermassen angewachsen und das Grundeigenthum ist in den letzten Paar Jahren so sehr im Werthe gefallen, dass in Fällen gezwungenen Verkaufes der Eigenthümer nicht mehr als die Hälfte des früheren Preises erhalten kann, und der Mann, der sich in guten Vermögensverhältnissen wähnte, erkennt, er sei bankerott, und ist genöthigt, in seinem Alter, vielleicht mit Familie belastet, auf's Neue von vorne anzufangen. Der vollständige Ruin des Südens und die Armuth seiner Bevölkerung haben die Handels- und Fabrikswelt des Nordens einer ausgedehnten Kundschaft beraubt. Stadt und Staat New-Jersey leiden unter dieser Ursache vielleicht am meisten, aber zu gleicher Zeit fühlen alle Theile des Landes die Folgen der grossen Geschäftsstockung. Beinahe zehn Jahre sind verflossen, seitdem der Krieg zu Ende, und doch wird die Lage täglich schlimmer. Wir haben keine Seuchen gehabt, die Ernten sind während der ganzen Zeit reichlich ausgefallen, und dennoch seufzt der Bauer, der Kaufmann, der Fabrikant, der Handwerker und der Arbeiter, alle auf gleiche Weise, unter dem vernichtenden Drucke von dem, was man „schlechte Zeiten“ nennt.“

Francis Kernan, ein früherer Gouverneur des Staates New-York, neuerdings in den Vereinigten Staaten Senat gewählt, ein Mann, der sogar, was bei einem amerikanischen Politiker sehr selten, von der Gegenpartei als unbescholtener Charakter gilt, drückte sich in der nämlichen Massenversammlung in ganz gleicher Weise aus und fügte hinzu:

„Wir haben hier von der Vorsehung Alles erhalten, was

nöthig, um uns zu einem glücklichen Volke zu machen, wir haben eine ausserordentlich gute Ernte gehabt, und haben gegenwärtig einen prächtigen Herbst, — dennoch finden wir, dass grosse Schaaren von Männern in dieser Stadt Noth leiden, weil ihre ehrliche Arbeit keinen Lohn finden kann, um sie und ihre Familien zu unterhalten. Mitbürger, ihr sollt erklären, wer diesen Zustand hervorgebracht, sollt erforschen, was diese üble Lage verursacht hat, und wenn ihr die Ursachen entdeckt habt, ist es eure Pflicht, das geeignete Hilfsmittel anzuwenden. Ich glaube, dass die Verwaltung des Landes während der Paar letzten Jahre viel dazu beigetragen, diese traurige und beklagenswerthe Lage hervorzubringen. Unser entwerthetes, uneinlösbares und im Werthe schwankendes Papiergeld spielt im Staatskörper eine ähnliche Rolle, wie verdorbenes Blut im menschlichen Körper! Ist das Blut unrein, so wird der ganze Körper krank, und auf gleiche Weise werden in der Welt des Handels und Verkehrs alle Organe erkranken und alle Thätigkeit erschlaffen. Dieses Land besitzt genug natürlichen Reichthum und das Volk hat Steuern genug bezahlt, um den Kredit desselben auf gleiche Stufe mit dem irgend eines anderen Landes auf der Erde zu heben! Warum haben wir also keine Hartgeldzahlungen? Man hat uns fortwährende Versprechungen gegeben, dass dieselben wieder aufgenommen werden sollten, und wir sahen fortwährend, wie diese Versprechen gebrochen wurden. Seit Jahren sind zur Erreichung dieses Zieles keine Schritte unternommen worden. Wir wissen sogar Alle, dass man trotz dieser Versprechen das im Umlauf befindliche Papiergeld neuerdings erst um vierundzwanzig Millionen Dollars vermehrt hat. Während man uns fortwährend die bündigsten Zusicherungen gegeben, in unsere öffentliche Verwaltung Einschränkungen einzuführen, kann Niemand bestreiten, dass wir noch nie solche Verschwendung und Vergeudung der öffentlichen Gelder mit angesehen haben, als während der letzten zwei Jahre der Grant'schen Regierung! Diese Dinge tragen zu der geschäftlichen Unsicherheit, dem Darniederliegen unserer Industrie und zu dem ganzen traurigen Zustande des Geschäftslebens bei, der gegenwärtig überall in diesem Lande besteht."

Wir könnten mit ähnlichen Auslassungen Bände füllen, halten jedoch das Obige für genügend, um den Leser zu überzeugen, dass gerechter Grund vorhanden ist, bescheidene Zweifel an der Vortrefflichkeit der Verwaltung der fortwährend als unübertroffenes Muster und Vorbild aufgestellten grossen Republik zu hegen. Allerdings stammen die meisten derartigen Aeusserungen, — ausgenommen hiervon ist der oben gegebene Abriss der Vorlesung des Herrn Parton und die angeführte Aeusserung Taylors, — von professionellen Politikern her, und sind von diesen

Herren lediglich zu dem Zwecke gemacht, um die Gegenpartei herabzusetzen und selbst an die öffentliche Krippe zu gelangen. Aber dies beraubt die angeführten Thatsachen ihres niederschmetternden Gewichtes nicht. Im Gegentheil ist die erbärmliche Charakterlosigkeit der Politiker, die vor den Wahlen dem Volke Abstellung aller bestehenden Uebel mit der überzeugendsten Miene versprechen, nach der Wahl aber nichts Eiligeres zu thun wissen, als alle die durch die Corruption geschaffenen und bislang von der Gegenpartei benützten Mittel und Wege der Plünderung des öffentlichen Schatzes noch möglichst zu erweitern und auszubeuten, ein Uebel, das zu den angeführten noch hinzutritt. Der Charakter einer Wahl wird in treffender Weise, obwohl in schaurigem Versbau in der folgenden, dem New-Yorker Kladderadatsch entnommenen Schilderung beleuchtet:

Scene aus Faust!

Personen: Mephisto, als Faust verkleidet. — Der Schüler.

Schüler.

Ich komme, weltberühmter Mann,
Und fleh' um Euren Rath Euch an.
Entschuldigt meine dummen Fragen,
Wollt' gütigen Bescheid mir sagen!
Ich bin in arger Noth: seht, hier
Hab ich mein letztes „Bürgerpapier“,
Nun, möcht' ich für tücht'ge Kandidaten
Gern stimmen — dabei sollt Ihr mir rathen!
Für mich ist Alles so öde und wirre,
Ich werd' oft an mir selber irre,
Hör' ich die Namen so vieler Parteien;
Darum sollt Ihr mein Führer sein!
Wahr ist's — ich erkenne es jetzt zumal —
Wer's Wahlrecht hat, hat auch die Qual.
Ich sehe ihrer viele Kandidaten,
Tammany- und Reform-Demokraten,
Irische, Deutsche und Amerikaner,
Sodann die Partei der Republikaner, —
Von alledem wird mir so dumm,
Als ging mir ein Mühlrad im Kopfe herum,
Und deshalb möcht ich Euch fragen eben:
Wem soll ich meine Stimme geben?

Mephisto.

Mein Freund, mit Freuden bin ich bereit
In dieser grossen Verlegenheit
Mit meinem Rath dir beizuspringen.
Wir haben da vor allen Dingen
Die zweifach gespalt'ne Demokratie,
Jefferson nennt den Ihren sie
Glorreicher gab es noch keine Partei.

Schüler.

So meint Ihr also, das Beste sei
Ich schwöre zur demokrat'schen Partei?

Mephisto.

Begehe keine Eselei!
Früher war sie im Dienste der Sklaverei,
Jetzt aber ist der Sklave frei.

Schüler.

Betracht ich die Führer, die sie lenken
Fällt es mir schwer, etwas Böses zu denken.

Mephisto.

Sie sind lauter „ehrenwerthe" Männer,
Jedoch mehr für den Laien, als für den Kenner!

Schüler.

Soll ich's denn mit den Republikanern wagen?

Mephisto.

Hör' auf mit deinen dummen Fragen!

Schüler.

O Herr, ich vermag Euch nicht zu fassen,
Was soll ich thun, was soll ich lassen?
Zu wem soll ich schwören, mit wem soll ich geh'n?
Zu wessen Fahne soll ich steh'n!
O, sagt es offen heraus und frei:
Wo ist die würdigste Partei?
O zögert nicht lange, gebt mir kund:
Welche ist dem Prinzip nach gesund?

Mephisto.

(In ein Hohngelächter der Hölle ausbrechend).

Princip? Was sagtest du, junger Fant?
Das kennt man nicht in diesem Land.
Praktisch vor Allem sind die Leute:
Hier dreht es sich einzig um die Beute.

Die hier angezogene „Scene aus Faust" gewährt ein treues Bild der Rathlosigkeit aller Jener, die noch nicht ganz und gar zum Stimmvieh herabgesunken. Der urtheilslose oder verkommene Pöbel dagegen lässt sich durch Verabreichung einiger Gläser Bier oder Brandy, wie auch durch plumpe Schmeichelei mittelst der zum Ekel abgedroschenen sogenannten *spread eagle* Phrasen und des Gängelbandes der sogenannten „Principien" gewinnen. Diese Phrasen und Principien, das stehende Redekapital der Politiker gewöhnlichen Schlages, mit monotoner Beharrlichkeit in allen denkbaren Variationen ohne jedwede Spur irgend einer neuen originellen Idee vorgetragen, lauten in kurzgefasstem Texte mit

dessen erfolgreichem Memoriren der Volksredner seine Reife für die staatsmännische Laufbahn erreicht, etwa wie folgt:

„Wie allen „freien Bürgern“ bekannt und übrigens ganz „selbstverständlich“, ist die Republik die einzige, eines „Menschen“ würdige Staatsform, und besitzt die sichere Eigenschaft, allgemeines Glück zu verbreiten; die Vereinigten Staaten sind die grösste Republik, die je existirt hat und je existiren wird, ja sie ist eigentlich unbegrenzt, und der fortwährende Schirm, Schutz und Zufluchtsort aller in anderen Ländern, wie ganz natürlich, von Tyrannen schmählich unterdrückten Sklaven, die nur auf ihren geheiligten Küsten zu landen brauchten, um sogleich intelligente „freie Bürger“ zu werden; — wie wiederum selbstverständlich, ist diese Republik zweifelsohne das wiedergefundene Paradies; und wenn nicht alle Bürger desselben zur Zeit die Segnungen paradiesischen Glückes geniessen, so liegt dies nur an den ganz erbärmlichen, der Gegenpartei angehörigen Schuften, die dermalen in den Aemtern sitzen; sobald aber die souveränen Bürger in ihrer unfehlbaren Weisheit sich erheben, und ihn, den Redner und seine Partei in besagte Aemter einsetzen, würden alle möglichen oder erträumten Genüsse des Glückes und Wohlstandes für „Alle“ sich in wahrer Fülle über das Land ergiessen. Schliesslich ist es kaum der Mühe werth, zu erwähnen, da es jeder glorreiche Sohn dieser Republik im Herzen eingeschrieben trage, dass alle anderen unglücklichen Sklavenvölker, die in den vier Winkeln der Welt noch ihr kümmerliches Dasein fristen, sobald sie nur soweit fortgeschritten, um die höheren Grundsätze der „Freiheit und Gleichheit“ zu begreifen, sich glücklich schätzen würden, unter die sich ausbreitenden (*spreading*) Fittige des amerikanischen Adlers (*eagle* deshalb *spread eagle*), die dann unausbleiblich das ganze Weltall beschatten würden, aufgenommen zu werden.“

Auf das Wiederkäuen der hier mitgetheilten Sätze beschränkt sich fast alle oratorische Weisheit in Amerika. Die einzige Abwechslung besteht in der Detailaufführung der Spitzbübereien, welche die eben im Amte befindlichen Diener des Volkes begangen, wobei als unumstösslicher Grundsatz gilt, nur solche Fälle von Corruption anzuführen, die den Gegnern sich in die Schuhe schieben lassen; dagegen wird jeder ähnliche Fall, läge er noch so klar und offen zu Tage, den ein Parteigenosse verübt, entweder todtgeschwiegen oder, geht das nicht, mindestens als ein nur der Gutherzigkeit, dem noblen Vertrauen und den besten Absichten entsprungenes „Versehen“ eines braven Kameraden beschönigt.

Die in allen denkenden Klassen herrschende Rathlosigkeit rührt grösstentheils davon her, dass in vergangener Zeit, als

materielle Ursachen ein voranschreitendes Gedeihen der Bevölkerung veranlassten, jene Phrasen wirklich für baare Münze genommen wurden. Heute aber beginnt der Glaube daran gerade deshalb zu wanken, weil eben die in diesen Sätzen enthaltenen Verheissungen nicht mehr eintreffen wollen, vielmehr ist die Thatsache eines rapiden Rückganges sogar den blödesten Augen offenbar. Alle ehrsamen Patrioten, die noch vor wenigen Jahren darauf geschworen hätten, dass die praktische Anerkennung dieser Glaubenssätze die gewünschte „brüderliche Glückseligkeit" nothwendig nach sich ziehen müsse, reiben sich nun verwundert die Augen, glotzen sich mit naivem Erstaunen über die immer mehr überhandnehmende Verschlechterung an, und, da es ihnen doch schlieslich dämmert, dass dieselbe kein Traum oder, wie sie bisher geglaubt, nur eine vorübergehende Erscheinung sei, sehen sie ihr Vertrauen auf die Unfehlbarkeit jener Dogmen erschüttert. In diesem Stadium befindet sich gegenwärtig weitaus die Mehrheit der urtheilsfähigeren Bevölkerung der Vereinigten Staaten. Und es bricht sich, allerdings noch sehr vereinzelt, bereits die Erkenntniss Bahn, es möchten am Ende doch vielleicht in dem Principiensysteme selbst Fehler enthalten sein, welchen die um sich greifende Corruption wenigstens zum Theile zur Last zu legen sei. Ein solches Beispiel haben wir bereits in dem oben angeführten Vortrage des Herrn Parton dem Leser vorgeführt. Ein zweites gibt uns nachfolgender Auszug einer Brochüre, betitelt *„The Commonwealth reconstructed"* (Der neue Aufbau des Gemeinwesens), deren Verfasser Dr. C. C. Clark in Oswego, im Staate New-York an Schärfe des Urtheils die ungeheure Mehrheit der amerikanischen „Staatsmänner" weit übertrifft. Während Jene erst seit der im Herbst 1873 eingetretenen Krisis merkten, es sei Etwas im Staatswesen faul, wurden die folgenden Bemerkungen schon im Frühjahre 1872 (in Oswego) gedruckt. Allerdings hegen sowohl Mr. Parton als auch Dr. Clark die Hoffnung, durch eine blosse formelle Aenderung des Wahlmodus den Zustand der Dinge zu reformiren, eine Erwartung, die zu theilen ich mich leider nicht berechtigt fühle. Doch hören wir unseren Autor:

„Einsichtige Amerikaner stimmen darin überein, dass der gegenwärtige Zustand der öffentlichen Angelegenheiten dieses Landes gerechten Grund zu grosser Unzufriedenheit und banger Erwartung gibt. Rechtschaffenheit und Tüchtigkeit sind heutzutage bei der Verwaltung des Staates beinahe unbekannte Eigenschaften und Käuflichkeit und Unfähigkeit haben statt jener Platz gegriffen. Wir werden von organisirten Banden von Politikern regiert. Das Volk ist in Wahrheit ohne Stimme und Einfluss. Seine Interessen werden entweder nicht verstanden, vernachlässigt oder geopfert. Privatvortheil ist die grosse bewegende Kraft un-

seres öffentlichen Lebens geworden. Unsere gesetzgebenden Versammlungen sind unfähig und corrupt, unsere vollziehenden Beamten nur zu oft unthätig und käuflich, sogar unser Richterstand ist nicht immer über jeden Verdacht erhaben. Unsere Gesetzgebung, die staatliche sowohl als die nationale, ist ein Wirrwarr, den Leistungen einer einsichtigen Staatskunst ganz und gar unähnlich. Nirgends die geringste Garantie für die Wahrung öffentlicher Interessen. Die Rechnungsablage ist ein Gauklerspiel *(trick)* geworden, Verantwortlichkeit ein Trugbild *(sham)*, und Untersuchungen eine täuschende Form *(farce)*. Die ungezählte Menge von Untersuchungen über die Amtsführung der Beamten in jedem Theile des Landes, womit man seit einiger Zeit die Neugierde des Publikums unterhält, kann als sicherer Maassstab der weiten Ausdehnung verbrecherischer Gebahrung betrachtet werden, während die Straflosigkeit der Verbrecher ein Anzeichen des Verfalles der staatlichen Gerechtigkeit ist. Alle Anker, woran der Glaube des Volkes an die Republik gekettet war, reissen aus ihrem Bette los, und tiefes Bangen ergreift jeden intelligenten Mann, der sich für die Gefahren und Hoffnungen des Landes theilnehmend interessirt.

„Diese trübe Anschauung der Dinge wird von Tag zu Tag düsterer. Niemand wird behaupten, dass die Verwaltung gegenwärtig so rein sei, als vor dreissig Jahren. Einen Theil dieses Zuwachses an Käuflichkeit und Betrügerei erfahren wir aus den Zeitungen, die mit deren Schilderungen angefüllt sind, aber bei Weitem der grösste Theil tritt niemals an's Tageslicht; denn, das Volk und den öffentlichen Schatz unter gesetzlicher Form und geschützt vom Mantel amtlicher Gewalt zu berauben, ohne Gefahr der Entdeckung, ist heutigen Tages zur Kunst geworden.

„Das Sinken der Fähigkeit, die dem öffentlichen Dienste sich zu Gebote stellt, ist, obwohl weniger beachtet, grösser als der Verfall der Bürgertugend. So hoch wie Washington, Adams und Jefferson, um einige bemerkenswerthe Beispiele anzuführen, als Staatsmänner über unser letztes halbes Dutzend Präsidenten sich erhoben, wie Alexander Hamilton in der Finanzwirthschaft über Boutwell erhaben stand, wie der Verfasser des Gesetzes, das den Nordwesten der Freiheit widmete, über den Urheber des Widerrufs des Missouri-Vertrages emporragte, eben so hoch stand an Einsicht und weisem Sachverständnisse die öffentliche Verwaltung des Staatswesens in den frühesten Zeiten der Republik, im Vergleiche zu der Stellung, die diese jetzt einnimmt. Die Kenntniss des Wesens der Gesetzgebung in ihren verschiedenen Zweigen macht bei uns nicht nur keinen Fortschritt, wie derselbe bei allen Wissenschaften in der neueren Zeit gewöhnlich, sondern sie scheint im graden Gegentheil in vieler Beziehung im wirklichen

Rückschritte begriffen zu sein. Nirgendwo wird jene systematische Ordnung in ihr gefunden, die ein Charakterzug jedes wohlgeleiteten Geschäftes sein sollte. In dieser Beziehung fällt ein Vergleich unserer Gesetzgebung mit der jeder Regierung im nördlichen Europa höchst ungünstig für die Erstere aus.

„Während die Wohlthaten, die aus einer guten Verwaltung sich ergeben sollten, nicht den geringsten Zuwachs zeigen, vermehren sich die Lasten des Bürgers in fast jeder Hinsicht fortwährend und auf's schnellste. Schulden und Steuern sind derartig gestiegen, dass in vielen Staaten und Städten alles Zutrauen verloren gegangen ist, und die Confiskation des Privateigenthum bevorzustehen scheint. Die Erzeugnisse der Arbeit nehmen ihren Weg auf verschiedene indirekte Weise durch die Hände der Staatsverwaltung, um schlieslich in den Besitz der Müssiggänger, Betrüger und anmassender Menschen zu gelangen. Diese Verbrechen und Versündigungen kann keine Partei der anderen in die Schuhe schieben, da beide in gleicher Weise daran Theil haben.

„Mittlerweile wird das Volk in fortwährender, unruhiger Bewegung erhalten, und seine Aufmerksamkeit durch politische Fragen in Anspruch genommen, die keine nutzbringenden Resultate liefern. Ihre Discussion bildet den grössten Theil des Lesestoffs des Volkes. Derselben Schule entspricht die Stimmung der öffentlichen Sittlichkeit. So geschieht es, dass die Entsittlichung, die den tonangebenden Kreisen entströmt, durch tausend Kanäle sich über das Land ergiesst, dass sie unsere jungen Männer verdirbt, unsere gesellschaftlichen und geschäftlichen Schichten befleckt, und bis zu den Grundquellen der Sitten und Jugend durchdringt. Anständige und einsichtsvolle Leute bemühen sich, das politische Feld zu meiden, und das öffentliche Leben, das in einem gehörig aufgebauten Gesellschaftszustande einen grossen Theil der begabtesten Talente im Staate in Anspruch nehmen sollte, wird wesentlich den Geistern überlassen, die sich durch einen niedern Grad von Intelligenz und unzuverlässigen Charakter auszeichnen.

„Die Unzufriedenheit des Publikums mit diesem Zustande der Dinge würde bis zum Aeussersten gehen und zweifelsohne auf sprechendere Weise, als es Worte vermögen, ausgedrückt werden, wüssten wir nicht, dass die Regierung und die Art der Verwaltung nur unsere eigene Schöpfung sind, dass wir allein die Schuld an diesen Fehlern tragen. Könnten wir den Tadel für die schlechte Leitung der öffentlichen Angelegenheiten des Staates New-York zum Beispiel auf irgendeine mit Vorrechten ausgestattete Klasse oder auf einen erblichen Monarchen werfen, würden wir uns schwerlich so ruhig verhalten, wie wir es jetzt thun.

„Wenn durch einen Vergleich der Leistungen

unserer Regierung mit jenen Anderer der von uns erzielte Erfolg zu würdigen ist, wird die Nebeneinanderstellung mindestens einen Zweifel an der Ueberlegenheit unseres Systems erregen, wenn dieselbe die gemischten Regierungssysteme der britischen und deutschen Nationen, unserer Stammverwandten in Europa, dem unseren an die Seite stellt. Diese Völkerschaften sind sicherlich nicht weniger unabhängig in der Welt und nicht weniger geachtet, als wir. Die natürlichen Rechte des Menschen auf Leben, Eigenthum, freie Rede und freie Religion, sind dort in grade so wirksamer Weise beschützt, als hier. Diese Regierungssysteme sind bei weitem billiger als die unsern, obwohl wir in Folge unserer abgeschlossenen Lage die ungeheuren Ausgaben für Militärwesen sparen, denen sie ausgesetzt sind. Einwanderer, die von Europa hierher kommen, sind mindestens grade so gut unterrichtet, als der durchschnittliche amerikanische Bürger. Die Verworfenheit, Nachlässigkeit und Unfähigkeit unserer städtischen Regierungen, die Unwissenheit und die betrügerische Handlungsweise sehr vieler unserer Staatsgesetzgebungen, die verwirrte Politik des Congresses und der schmähliche Einfluss, den die *Lobby* [1]) überall besitzt, besteht im nördlichen Europa nicht einmal annähernd in dem Maasse, wie hier, und hat kaum seines Gleichen in der civilisirten Welt. In keinem Einzelfalle zeichnet sich unsere öffentliche Politik durch Weisheit aus. Die Abschaffung der Sklaverei, die England in seinen Colonien durch Kauf los wurde, und die Russland durch einen Federstrich beseitigte, kostete uns Zehn- und Hunderttausende von Menschenleben. Würden wir die Abessinische Frage oder den Aufstand der Sepoys so geschickt, wie Grossbrittanien gelöst haben? Ist unsere Verwaltung der Indianerstämme, der Mormonen, des eroberten Südens so weise und erfolgreich gewesen, als die Englands in seinen Colonien, oder die Preussens in seinen dänischen und französischen Erwerbungen? Wir haben uns vor Kurzem mit unseren Kriegserfolgen gebrüstet, und die Welt zollte der Tapferkeit und der patriotischen Opferfreudigkeit unseres Volkes den gebührenden Beifall. Aber gleich darauf kam, in dem französisch-deutschen Kriege der Triumph einer monarchischen Regierung auf dem nämlichen Felde der Vaterlandsliebe und Machtentfaltung, mit dem verglichen die Siege unserer Heeres, sich wie das blosse Walten brutaler Kraft oder blinden Zufalls ausnehmen.

„Ohne Zweifel verliert unser Regierungssystem unter fremden Völkern seinen guten Ruf. Während eines ganzen Jahrhunderts hat die Woge republikanischer Ideen keine so tiefe Ebbe gehabt, wie jetzt. Der Ruhm, der noch an dem amerikanischen Namen

1) Eine Erklärung dieses Wortes theilen wir weiter unten mit.

klebt, haftet viel weniger an unserer Regierung als an den Triumphen begabter Individuen. Kürzlich erhielt in dem Britischen Hause der Gemeinen ein Antrag von Sir Charles Dilke, der die Heiligkeit der Königswürde angriff, nur zwei Stimmen zu seinen Gunsten. Wäre dies in früherer Zeit passirt? Thatsache ist, dass das Beispiel einer republikanischen Regierung, auf welches die Welt wie auf einen Leitstern hinblickte, nicht länger in seinem reinen Glanze strahlt. Unsere heutige Regierung ist mit ihrem Rufe von dem Namen abhängig, den sie sich in dem ersten halben Jahrhundert ihres Bestehens gemacht hat."

Der vorstehende Auszug genügt, die Ansichten zu zeigen, die unter der leider numerisch zu schwachen, zurückgezogenen und einflusslosen Klasse von wirklich gebildeten und es ehrlich meinenden Amerikanern Platz greifen. Ihre Stimme verhallt aber ungehört, geht vollständig in dem wüsten Geschrei der im Trüben fischenden Politiker unter, und es gelingt ihr nicht einmal in der Presse Gehör zu finden. Dr. Clark war gezwungen, seine Ansichten, in der in Amerika ganz ungewöhnlichen Form eines Pamphletes, wahrscheinlich auf seine eigenen Kosten zu veröffentlichen, in welcher Gestalt dieselben natürlich beinahe gar keine Verbreitung fanden.

Ueber die in allen Verwaltungszweigen der Union herrschende Corruption Einzelnheiten beizubringen, ist nur deshalb eine sehr schwierige Aufgabe, weil das Material für dieselben aus allen Ecken und Enden des Landes in derartiger Ueberfülle vorhanden, dass eine passende Auswahl schwer zu treffen ist. Ist doch die ganze Gesetzgebung schon seit längerer Zeit kaum noch etwas Anderes, als eine Reihe von Geschäftstransaktionen, die in der *Lobby* abgemacht werden, d. h. in der Vorhalle oder in den Nebenzimmern der Sitzungs-Lokale der gesetzgebenden Körperschaften, worin die ehrenwerthen Vertreter des Volkes ihre Vollmachten stückweise an Jeden, der Geld- und Geldeswerth dafür zu bieten hat, zu möglichst hohem Preise verkaufen. Dieser Handel ist so allgemein bekannt und eingebürgert, dass er sich bereits durch die Einführung des Wortes *Lobby* zur Bezeichnung der Käufer gesetzlicher Erlasse ein unvergängliches Denkmal in der Sprache gesetzt hat. In dem Sinne, in dem das Wort gegenwärtig in den Vereinigten Staaten fast ausschliesslich gebraucht wird, bezeichnet es also die Gesammtheit aller Individuen, die entweder zur Förderung ihrer persönlichen Interessen oder als Agenten Anderer mittelst Bestechung eine möglichst vortheilhafte Gesetzgebung herbeizuführen suchen.

Von dem Sinne einer Verantwortlichkeit des gewählten Gesetzgebers seinen Wählern gegenüber ist fast allerwärts jede Spur geschwunden. Jeder betrachtet vielmehr die ihm anvertraute Ge-

walt, die er nur durch beträchtliche Kosten während der jeder Wahl vorangehenden Periode des *Electioneering*, d. h. der Bearbeitung der Stimmgeber errungen hat, lediglich als ein Mittel, nach Kräften seine Partei-Interessen zu fördern. Er hat demnach die Taschen voll von Entwürfen für diese oder jene, zum Besten dieser oder jener Privatkompagnie zu erlassende *Bill* (Gesetzentwurf). Da es aber viel zu umständlich und zeitraubend wäre, wollte er für die ihn besonders interessirenden Bills im Einzelnen die erforderliche Anzahl Collegen gewinnen, so ist man schon lange so praktisch geworden, derartige Bills ohne jede weitere Debatte und ohne, dass das Publikum etwas davon merkt, durch das System der sogenannten *Pools*, zu Gesetzeskraft zu erheben. Dieses System beruht nämlich darauf, dass sich eine Mehrheit der würdigen Gesetzgeber zusammenthut, und jeder Einzelne die verschiedenen Bills, deren Passirung er persönlich wünscht, auf eine Gesammtliste setzt, die sehr bezeichnend und mit einem gewissen Galgenhumor ganz allgemein unter dem Kunstausdruck *Omnibus Bill* bekannt ist. Diese Omnibus Bill wird dann regelmässig und mit der bestimmten Absicht, jede Debatte unmöglich zu machen, erst in den letzten Tagen der Session vorgenommen und grade vor Thorschluss in Bausch und Bogen zum Gesetz erhoben. Auf solche Weise profitirt jeder einzelne Volksvertreter jene Spesen, die er für die Passirung „seiner" Bill mit der Lobby kontrahirt hat. Das Ganze beruht natürlich auf einem gewissen Princip gegenseitiger Ausgleichung, und wird daher bei allen Gesetzesvorlagen, die eine grössere Ausbeute versprechen, z. B. bei Eisenbahnfreibriefen, bei Bestätigung oder Verlängerung eines gewinnreichen Monopoles, insofern davon abgewichen, als in diesen Fällen eben die nöthige Anzahl der Gesetzgeber direkt „gesehen" werden muss, wie der Kunstausdruck lautet. Die betreffenden Lobbyisten lassen sich bei Champagner und Austern oder ähnlichen, das Herz öffnenden und die Seele weich stimmenden Ueberredungsmitteln (elegante Schönheiten spielen namentlich in der Lobby des Congresses zu Washington die Hauptrolle) mit den einzelnen Gesetzgebern in eine vertrauliche Privatunterhaltung ein, in deren Verlauf sie Gelegenheit finden, ihrer freundschaftlichen oder zärtlichen Erkenntlichkeit und ihrer Bewunderung für die patriotische Tüchtigkeit oder Mannestugend der Herren Legislatoren, in einer, in Dollars und Cents zu verwerthenden oder sonst angenehmen Form Ausdruck zu verleihen. Sie arrangiren wohl auch mitunter ein kleines Kartenspiel, wobei sie so unglücklich sind, einen gewissen Betrag zu verlieren, sehr leicht erklärlich, denn ihre Aufmerksamkeit geht dahin, dem „ehrenwerthen" Hrn. N. N. die unbedingte Nothwendigkeit des empfohlenen Gesetzes und dessen Vorzüge und Wichtigkeit für das Wohlbefinden der ganzen Nation

begreiflich zu machen, was ihnen natürlich auch vollkommen gelingt.

Uebrigens findet ganz selbstverständlich diese umschreibende Manier, sich den Einfluss der Gesetzgeber günstig zu stimmen, nur bei Neulingen statt. Bei den in ihrem Geschäfte bewanderten „Staatsmännern" bedarf es derartiger Umschweife nicht mehr. Ein Blick, ein Wort, eine kurze Andeutung genügt, das Geschäft ist gemacht und der Gesetzgeber zieht ohne Weiters einen Wechsel auf Herrn „So und So." Eine prächtige Illustration dieser Zustände liefert der folgende Fall, der bei dem Aufstande vom 14. September 1874 in New-Orleans an's Tageslicht kam. Ich entnehme den Bericht in wörtlicher Uebertragung der „New-York Tribune":

„Während des Penn'schen Staatsstreiches in New-Orleans entfloh der Gouverneur Kellog aus dem Regierungsgebäude nach dem Zollhause. Vicegouverneur Penn und sein Anhang nahmen kurz darauf Besitz von den Bureaus der Executivgewalt und den daselbst befindlichen Dokumenten. Darunter befanden sich eine grosse Anzahl amtlicher Briefe und Wechselbücher. Die in letzteren zurückgebliebenen abgetrennten Enden ausgestellter Anweisungen wiesen Zahlungen von ganz aussergewöhnlichem Charakter nach. Diese Dokumente wurden in New-Orleans sogleich von der „Tribune" veröffentlicht. Man bestritt nun allerdings von verschiedenen Seiten ihre Echtheit und gab vor, sie seien ungeheuerliche, behufs Beeinflussung der bevorstehenden Wahlen erfundene Verleumdungen. Diese Vertheidigungsbasis ist in der Folge geändert worden. Man gibt jetzt zu, dass sie echt seien, sucht aber zu behaupten, sie wären von keiner Wichtigkeit. Fac-simile von einigen der wichtigeren Briefe und Anweisungsstümpfe aus den Büchern werden hiermit dem Publikum übergeben, und Gouverneur Kellogg, General Butler, Herr Chandler und Andere räumen ihre Echtheit ein. Sie weisen bedeutende Zahlungen nach, die Congressmitgliedern für juristische Dienstleistungen zu Gunsten der Kellogg-schen Usurpation gemacht worden sind, ehe dieselben an der Beschlussfassung des Congresses in ihrer Würde als Congress-Repräsentanten Theil genommen; weisen Geldforderungen ihrerseits an Kellogg nach, während derselben Zeit gemacht, als Kelloggs Ansprüche im Congress von ihnen berathen wurden; weisen nach, dass der Sekretär des leitenden nationalen Ausschusses der republikanischen Partei und der Oberstaats- und Rechts-Anwalt der Vereinigten Staaten auf die unverblümteste Weise für Kellog als Lobby-Agenten arbeiteten; ja, wie die Leute von Louisiana behaupten, sogar, dass einige der betroffenen Personen sich von beiden Parteien in dieser Sache für „juristische Dienste" bezahlen liessen und zwar zur

selben Zeit, als sie vorgaben, in ihrer Würde als Congressmitglieder über dieselbe zu Gericht zu sitzen. Die folgenden sind einige der wichtigsten dieser Briefe:

Von Caleb Cushing (Generalanwalt der Vereinigten Staaten) an Gouverneur Kellogg:

Washington, den 22. Januar 1873.

Werther Herr! Ich habe soeben erst Ihre Zusendung vom 12. erhalten, da ich die letzten 10 Tage von der Stadt abwesend war, und habe demgemäss auf Sie für 1000 Dollars gezogen. Meldete ich Ihnen in einem früheren Briefe, dass ich es angemessen fand, von dem Betrage des Wechsels von 2000 Doll., den Sie mir vor einiger Zeit zugeschickt, 1000 Herrn Chandler zu übergeben? Es freut mich, zu sehen, dass zur Zeit jede Opposition gegen Ihre Verwaltung aufhört, und dass das Vertrauen des Publikums sich wieder einstellt. Ich werde glücklich sein, Sie zu empfangen, wenn Sie hierher kommen sollten und

bleibe aufrichtig der Ihrige
C. Cushing.

An den Ehrenwerthen Wm, Pitt Kellogg.

Vom General Butler an Gouverneur Kellogg.

Boston, 17. Juni 1873.

(Das Papier trägt das Wappen und das Motto: *Comme je trouve*).

Meinem lieben Gouverneur! Ich glaube, die Bezahlung für meine Dienste als Rechtsanwalt in der Angelegenheit betreffs der Petition an das Oberste Gericht der Vereinigten Staaten hinsichtlich der Louisiana-Angelegenheit sollte 3000 Dollars sein. Ich berathschlagte in der Sache mit den Anwälten, die in derselben gesprochen, — Sie werden meine Dienste anerkennen, — und ich war in Folge des Engagements Ihrerseits gezwungen, ein mir von der anderen Partei Angebotenes abzulehnen. Ueberschicken Sie mir den Betrag gütigst durch Wechsel auf New-York, welcher Wechsel Ihre Quittung sein wird.

Ganz aufrichtig der Ihrige
Benj. F. Butler.

An den Ehrenwerthen Wm. P. Kellogg, Gouverneur.

Senator Carpenter (vertritt den Staat Wisconsin im Senate) an Gouv. Kellogg:

Lieber Kellogg! Ich bin verzweifelt kurz ab. Können Sie mir nicht 1000 Dollars schicken? Wär's möglich, so wäre mir's eine wahre Gottesgabe.

Aufrichtig der Ihrige
Matt. H. Carpenter.

Den 1. August 1873.

Von E. C. Billings (einem Lobbyisten) an Gouv. Kellogg

Willard's Hotel, Washington

den 3. Dec. 1873.

Theurer Gouverneur!

Chandler (William 2.) arbeitet mit uns und er hat mit uns nobel und wirksamer gearbeitet, als irgend Jemand mit Ausnahme von Williams. Er ersuchte mich, an Sie wegen seiner Bezahlung zu schreiben. Ich würde die Sache mit ihm sobald als möglich zum Ausgleich bringen.

Edward C. Billings,
Postkasten Nr. 540, Washington.

William E. Chandler an Gouv. Kellogg.

Mein lieber Kellogg!

Ich besitze das Ihrige vom 10. Oktober. Seit der Zeit habe ich eine Zusammenkunft mit Herrn Billings und Richter Durell gehabt, und versucht, die Lage der Dinge in Bezug auf die Louisiana-Angelegenheiten kennen zu lernen. Die Aussicht ist sehr gut. Ich weiss nur noch Eines, das übrig bleibt, um Ihnen vollständige Anerkennung und den Sieg zu sichern, und das ist die Zulassung des Senator Pinchback, und ich habe das Vertrauen, dass dieselbe ohne weiteren bedeutenden Verzug vor sich gehen wird. Herr Billings wird hierher zurückkehren, und ist die geeignetste Person, Alles in Allem genommen, um für die Louisiana-Interessen zu arbeiten. Ich glaube nicht, dass man mit der Anklage gegen Richter Durell weit kommen wird. Ich passe auf diese Sache auf, und habe erfahren, was Sie für die anderen Anwälte während meiner Abwesenheit gethan haben und es freut mich sehr, dass Sie im Stande waren, ihren Forderungen zu genügen. Es war rathsam, wie Sie gethan haben, die grösste Forderung, mag sie vernünftig gewesen sein oder nicht, zu befriedigen. Viel wäre gespart worden, wenn sie ein Jahr früher befriedigt worden wären, wie ich es haben wollte. Von den 2000, die Sie Herrn Cushing gesendet, gab er mir 1000 Dollars. Ich erwartete mit Sicherheit, dass, wenn Sie im Stande wären, Sie mir Etwas bezahlen würden, denn ich gab mir den ganzen letzten Winter hindurch grosse Mühe um Ihre Angelegenheiten, und wollte nicht eher um Bezahlung ersuchen, bis die Zeit kam, in der Sie im Stande sein würden, dieselbe zu leisten. Sie müssen jetzt daran denken und müssen mir eine Abschlagszahlung machen; diese sollte eben so gross sein, als irgend eine, die Sie an irgend einen Andern schicken oder geschickt haben. Ich habe letzten Winter nichts verdient, und kürzlich einige ziemlich schwere Verluste gehabt, die ich wieder ausgleichen muss. Ich habe den

Gegenstand Herrn Billings gründlich auseinandergesetzt, und er kann Ihnen meine Ansichten vollständiger mittheilen, als ich sie niederschreiben kann.

Ihnen Glück wünschend zu Ihrem Erfolg, der jetzt beinahe endgiltig und vollständig errungen, bleibe ich immer Ihr Freund

Wm. E. Chandler.

An den Ehrenwerthen Wm. P. Kellogg, New-Orleans, La.

Die „New-York Tribune" veröffentlicht noch mehrere andere Briefe von Darrell, einem Congressmanne aus Louisiana, dann von Morton, Senator des Staates Indiana und einer der anerkannten Leiter der republikanischen Partei; diese Briefe betreffen politische Machinationen, und ich lasse sie, weil sie eine zu weitläufige Erklärung der schmutzigen Parteiumtriebe erfordern würden. Am Ende zählt dann die „Tribune", nach Kellogg's Wechselbuche die von ihm an diese und andere Gesetzgeber und Lobbyisten ausgezahlten Summen auf, die von 100 bis zu 3000 Dollars variiren, und sich über die Zeit vom 28. April 1873 bis 30. April 1874 erstrecken.

Das Schimpfliche an diesen Enthüllungen ist, dass die darin figurirenden Butler, Carpenter und Morton die anerkannten Parteihäupter der regierenden republikanischen Partei sind. Hatten schon die Leiter einer grossen nationalen Partei mit solcher Ungenirtheit die Hände offen, wess' Geistes Kinder mögen die unbedeutenderen „Ehrenwerthen" (*Honorable* ist nämlich der Titel eines jeden, in irgend eine Gesetzgebung Gewählten) sein, deren habsüchtige Gier nicht durch ehrgeizige Hoffnungen wenigstens einigermaassen in Schranken gehalten wird. So darf es uns nicht wundern, dass schon seit lange der durchschnittliche Bestechungspreis eines New-Yorker Staatsgesetzgebers in wichtigeren Fällen 50 Dollars per Kopf der Ehrenwerthen, in unbedeutenderen noch viel weniger beträgt. Und in verschiedenen anderen Staaten, speciell in den Südstaaten, worin die Neger die Bänke der Gesetzgebung füllen, thun diese Herren es noch viel billiger.

Aber das Schlimmste an der Sache ist, dass eine Blosstellung, wie die hier eben angeführte, für die Betroffenen durchaus keine üblen Folgen nach sich zieht. Nicht nur werden sie, wie in jedem wohlgeordneten Gemeinwesen geschähe, nicht bestraft, an die blosse Möglichkeit der Bestrafung derartiger Geschäftstransaktionen denkt in den Vereinigten Staaten höchstens nur noch ein ganz naives Grünhorn, — noch werden sie mit Schimpf und Schande aus dem Amte gestossen; nein, das Publikum findet überhaupt in ähnlichen Vorkommnissen so wenig etwas Entehrendes, dass derartig blosgestellte Leute in ihrer gesellschaftlichen Stellung und ihrem Ansehen nicht einmal mehr

die geringste Einbusse erleiden, sondern vielmehr häufig genug noch gewissermassen als Helden oder Märtyrer gefeiert werden. So geschah es mit Schuyler Colfax, der vom Jahre 1868—1872 die Würde des Vicepräsidenten, also die zweithöchste Stellung in der Republik bekleidete, und den Einfluss, den er in dieser Stellung als Vorsitzender des Senates ausübte, zu Gunsten des sogenannten Credit Mobilier Schwindels, durch den bei Erbauung der Ueberlandeisenbahn die Regierung um die Kleinigkeit von ungefähr 50 Millionen Dollars betrogen wurde, um die lumpige Summe von netto 1200 Dollars verkaufte. Obwohl dieser Mensch in der überzeugendsten Weise dieser Thatsache überführt wurde, von der er sich durch Meineid weisszuwaschen suchte, ward er nicht nur in seiner Heimath, der Stadt South Bend im Staate Indiana, mit öffentlichen Ehrenbezeugungen empfangen, sondern reist noch gegenwärtig oft als Vorleser umher; Herr Colfax ist nämlich ein hervorragendes Mitglied der über die ganzen Vereinigten Staaten verbreiteten „christlichen jungen Männer-Verbrüderung", und hält moralische Vorträge vor den Sonntagsschulen der verschiedenen Kirchen seiner Secte, bei welchen Gelegenheiten er überall als besonders frommer Mann und „Christ" *par excellence* höchlichst gefeiert und bewundert wird. Das Gleiche geschah Oakes Ames, der als Vicepräsident der Union Pacific-Eisenbahn in demselben Credit Mobilier Schwindel die Rolle des Lobby-Agenten spielte, die nöthigen Gesetzgeber kaufte und dabei unter Anderem die Anweisung auf die obenerwähnten 1200 Dollars, zahlbar an Schuyler Colfax ausstellte. Dieser Mensch erklärte in der Untersuchung mit grösster Offenheit, dass er *put the money, where it would do the most good,* d. h. er wende die (Bestechungs-) Gelder da an, wo er mit ihnen den grössten Erfolg zu erzielen glaubte, und war ungemein erstaunt, dass überhaupt noch Leute soweit in der Entwickelung zurückgeblieben, um über eine solche einfache und natürliche Geschäftstransaktion auch nur die Achseln zucken zu können. Seine Wähler, — er war nämlich auch „ehrenwerthes" Mitglied des Congresses, — waren denn auch ganz seiner Ansicht, empfingen ihn, als er nach der Untersuchung in seine Heimath im Staate Massachusetts zurückkehrte, feierlichst, und versicherten ihn mittelst gehörigen Beschluss einer Massenversammlung ihrer vollsten Sympathie, — man höre und staune — ihrer ungetheilten Bewunderung seines durch die bewusste Untersuchung erst recht klar an's Tageslicht gestellten Geschäftstalentes. Ein anderes Bild. Man kennt Jim Fisk, den Erbauer des grossen Opernhauses zu New-York, dessen Bühne er mit leichtgeschürzten Priesterinnen Thalia's von besonderer Ueppigkeit füllte, in deren Mitte er als Sultan thronte, bis er schliesslich von einem anderen Liebhaber einer seiner Buhlerinnen erschossen ward.

Dieser Mann, welcher das Theater mit dem Gelde erbaut hatte und unterhielt, das er den Aktionären der New-York- und Erie-Eisenbahn durch die frechsten Schwindeleien abgenommen, wird heute noch so bedauert und bewundert, dass ich im Oktober 1874 selbst von einer Schauspielerin auf einer New-Yorker Bühne unter dem Applaus des Publikums Lobverse auf ihn habe singen hören. Uebrigens fand sich die Vaterstadt dieses Individuums, Brattleboro im Staate Vermont, sogar bewogen ihm, — wie es solchem grossen Manne gebührt, — ein Denkmal zu setzen, dessen Einweihung unter Theilnahme der ganzen Bevölkerung und der Behörden der Stadt an einem besonders dafür eingesetzten Festtage mit den gehörigen Ceremonien und Reden vor sich ging, worin die Thaten und Werke dieses Burschen der hoffnungsvollen Jugend als beherzigenswerthes Beispiel vorgeführt wurden! Doch wozu uns mit untergeordneten Beispielen aufhalten? Ist doch allgemein bekannt, dass der würdige Präsident selbst, dessen „staatsmännische“ Grösse von einem neuerdings aufgetretenen deutschen Culturhistoriker bewundert wird, dieselbe ganz besonders durch die Unverfrorenheit kundgibt, womit er Geschenke, die einen vollen Werth haben, annimmt, — wogegen er so erkenntlich ist, den Geschenkgebern bei der ersten, besten Gelegenheit auf Kosten des Landes ein Amt zu verleihen. Dieser würdige „König im Frack“ hat denn auch alle seine Verwandten mit Aemtern bedacht, und erhält sie mit der grössten Kaltblütigkeit darin, wenn sie fortwährend auch die infamsten, offenkundigsten Drahtziehereien vollbringen, wie z. B. sein Schwager Casey, der als Bundeszoll-Einnehmer in New-Orleans die Seele der ganzen Umtriebe in Louisiana ist. Ein anderer Schwager Dent zeichnete sich an der New-Yorker Stockbörse in der Goldtransaktion des berüchtigten „Schwarzen Freitag“ aus, in welcher er im Verein mit Gould, einem Compagnon des obenerwähnten Fisk bei der Beschwindelung der Aktionäre der Erie-Eisenbahn, die anderen Börsenspieler durch die ihm vom Schatzamte zugehende Information gehörig über's Ohr hieb. An dem Profite dieser Spekulation soll sogar seine Schwester, die Gemahlin des grossen „Staatsmannes“ zu nicht unbedeutendem Betrage Theil genommen haben. Heutigen Tages noch ist Herr Grant der Champagnerfreund und Busenkumpan des berüchtigten Murphy, der als Zolleinnehmer des New-Yorker Hafens die dortigen Kaufleute derart schor, dass sogar Grant ihn schliesslich, — freilich nur dem Namen nach, denn in Wahrheit ist er heute noch wie früher die Seele des New-Yorker Zollamtes, — durch einen andern, weniger anstössigen Menschen ersetzen musste.

Wenn die Spitzen der Behörden, die hervorragenden Führer der Parteien solch' käufliche Subjecte sind, so lässt es sich nicht

anders erwarten, als dass jede passende Gelegenheit, den öffentlichen Schatz zu berauben, in der weitesten Ausdehnung ausgebeutet wird. Manche der Operationen zum Zwecke, etwas zu „machen", würden daher auch, wären sie nicht sonnenklar erwiesen, ganz unglaublich erscheinen. So wandte z. B. Finanzminister Boutwell eine Manier, rückständige Steuern einzutreiben, an, die kaum in der Türkei jemals ihres Gleichen gefunden haben mag. Anstatt nämlich die Schuldigen direkt zur Zahlung anzuhalten, machte der würdige Hüter des Schatzes zu diesem Zwecke einen Privatvertrag mit einem Individuum, Namens Jayne, den der berüchtigte, schon oben erwähnte Benj. Butler angelegentlich empfohlen hatte. [1]) Dieser Contrakt bestimmte nun, dass Herr Jayne die rückständigen Steuern eintreiben, und für diese Mühe nicht weniger denn 50 Procent der beigebrachten Summen erhalten sollte. Die Steuerbeamten wurden angewiesen, ihm in jeder Weise behilflich zu sein, und überhaupt seinen Befehlen nachzukommen, so dass dieser Unternehmer durchaus keiner Mühe und Arbeit, die vielleicht Kosten hätte machen können, sich zu unterziehen hatte. Mr. Jayne ging an's Werk, suchte aber keineswegs die wirklich rückständigen Steuern einzutreiben, sondern verständigte einfach alle Eisenbahngesellschaften, grossen Brennereien und ähnlichen Geschäfte, die die Hauptmasse der inneren Steuern tragen und deren Adressen er den Büchern der Steuerbeamten entnahm, an ihn anstatt an die Regierung ihre Steuern abzutragen. Auf diese sehr einfache Weise erhielt der Schatz der Vereinigten Staaten grade die Hälfte des Betrages, der ihm ohne Hrn. Jayne's Thätigkeit zugeflossen wäre. Die andere Hälfte steckten dieser Herr und natürlich die hinter ihm stehenden Ehren- und Staatsmänner in die Tasche. Der Schwindel war übrigen selbst für die Vereinigten Staaten zu gross, da das Schlussergebniss einfach eine Verdoppelung der Steuern sein musste. Einige der Steuerzahler wandten sich an den Congress mit der Bitte um Aufklärung darüber, wie Mr. Jayne dazu komme, von ihnen die Steuern zu erheben, und der Congress sah sich, zum grossen Leidwesen der stillen Theilhaber gezwungen, eine Untersuchung anzuordnen; sie führte dahin, dass der Finanzminister dieses fein ausgedachte System der so überaus billigen Verpachtung der Steuereintreibung fallen lassen musste. Von einer Bestrafung der betheiligten Personen oder einer Rückerstattung der „gemachten" Summen ist natürlich keine Rede, und der Charakter der Schuldigen erlitt so

---

1) Besagter Benj. Butler ist übrigens ganz allgemein unter dem Namen *spoon Butler*, der „Löffel Butler" bekannt, weil unter seiner Verwaltung in New-Orleans während des Krieges die Anzahl der daselbst geplünderten silbernen Löffel u. s. w., die ihren Weg in die Kisten und Koffer des Generals gefunden haben sollen, ganz ausserordentlich gross war.

wenig Einbusse, dass **Präsident Grant** gleich darauf einen gewissen Simmons, der in diesen Transaktionen sich als Gehilfe Jayne's die Sporen verdient hatte, trotz des einstimmigen Protestes der Geschäftsleute Boston's, zum Zolleinnehmer dieses Hafens ernannte, welche Stellung er noch im December 1874 einnahm.

Ist Obiges ein Beispiel der im Finanzministerium gebräuchlichen Geschäftsmanier, so wird folgendes Beispiel zeigen, dass es in der Postverwaltung auf ganz gleiche Weise hergeht.

In den Vereinigten Staaten befasst sich die Post nicht, wie in Deutschland, mit der Beförderung von Passagieren und Packeten, sondern beschränkt sich ausschliesslich auf die Beförderung von Briefen und Zeitungen. Der Transport der Postsachen auf den einzelnen Beförderungsstrecken wird nun im Contraktwege an den Mindestfordernden vergeben, d. h. so bestimmt es das Gesetz. Da aber eine getreue Ausführung dieser Bestimmung keinen besonderen Profit abwirft, war es natürlich schon lange das Bestreben aller amtlich mit der Vergebung dieser Contrakte direkt oder indirekt Betheiligten, die Sache in ein solches Geleise zu bringen, dass dabei etwas Erkleckliches für sie abfiele. In richtiger Würdigung des amerikanischen Sprüchwortes: *Where there is a will, there is a way,* (Wo der Wille vorhanden, findet sich ein Mittel) ruhten sie nicht, bis ihre Anstrengungen, die freie Conkurrenz bei der Vergebung der Contrakte vollständig illusorisch zu machen, der glänzendste Erfolg krönte. Dies geschicht mit vollkommener Sicherheit durch das höchst einfache Mittel der „Strohangebote“ oder „Strohcontrakte.“ Der „Ring“, wie man die Vereinigung Solcher, die auf Unkosten des Publikums Etwas zu „machen“ sich bestreben, nennt, schiebt einfach einen Strohmann vor, der sein Angebot so niedrig stellt, dass es die Kosten der zu leistenden Arbeit sicher nicht decken würde. Da kein gewöhnlicher Privatmann Lust hat, an einem solchen Geschäfte Geld zu verlieren, und gezwungen ist, seine Forderungen so zu stellen, dass er einen legitimen Verdienst dabei erübrigt, trägt der Strohmann des Ringes natürlich den Sieg über alle Mitbewerber davon. Der Contrakt wird ihm zugeschlagen und damit ist das Geschäft für's Erste beendet; der zweite Akt der Handlung spielt ganz und gar hinter den Coulissen, und besteht einfach darin, dass der betreffende Strohmann es unterlässt, die erforderliche Bürgschaft für die Ausführung seines Contraktes zu stellen, dabei aber die Verhandlungen durch jedwede Art von Spiegelfechterei bis zu dem Zeitpunkte hinauszieht, in dem die Nothwendigkeit der praktischen Ausführung des betreffenden Contraktes unmittelbar vor der Thüre steht. Ist dieser Augenblick gekommen, so zieht sich unser Strohmann gänzlich von den Verhandlungen zurück, lässt die hinterlegte Bürgschaftssumme in Stich und die Postverwaltung in der Ver-

legenheit sitzen, wie sie zwischen heut und morgen einen Unternehmer für die betreffende Strecke finden mag. Für ein abermaliges Entgegennehmen von Angeboten ist natürlich keine Zeit mehr vorhanden, und so ergreifen denn die Behörden in — diesmal ganz unzweifelhaft aufrichtiger — Freude die Gelegenheit, die sich ihnen wunderbarer Weise jedesmal bei dem Zurücktreten des Strohmannes in Gestalt eines anderen Unternehmers darbietet, der fix und fertig ist, den erforderten Dienst selbstredend für eine anständige Entschädigung und Bezahlung sogleich anzutreten.

In welchem Verhältnisse die dem wirklichen Unternehmen auf diese Weise gezahlte Summe zu dem Strohangebote steht, zeigt ein Beispiel, das ich dem „New-York Herald“ entnehme:

Im Jahre 1869 wurden Angebote für die Beförderung der Postsachen auf der Strecke von Santa Fé, der Hauptstadt des Territoriums New-Mexico, nach El Paso del Norte, an der Grenze der Republik Mexico im selben Territorium gelegen, ausgeschrieben. Ein gewisser Lewis fungirte als Strohmann des Ringes, und gab ein Angebot von 9000 Dollars ein, mit dem er die ehrlichen Angebote für die Arbeit, die etwa 12—15000 Dollars werth war, aus dem Felde schlug. Zur gehörigen Zeit trat Lewis zurück und der Contrakt wurde am 16. August 1870 an eine Firma Bradley Barlow & J. L. Sanderson zum Preise von 39,000 Dollars jährlich übergeben. Aber mit diesem Gewinne war der Ring diesmal nicht zufrieden, da derselbe leicht verdreifacht werden konnte. Bisher war nämlich der Postverdienst auf besagter Strecke nur dreimal in der Woche versehen worden, was auch für die Bedürfnisse der geringen indianisch-spanischen Mischlingsbevölkerung jenes entlegenen Territoriums ausreichte. Dem Ring aber genügte die bestehende Postverbindung nicht, und der Generalpostmeister Creswell sah sich am 4. December desselben Jahres bewogen, einen täglichen Postdienst auf besagter Strecke einzuführen. Natürlich wurde die Bezahlung für diesen zu dem durch den obigen Contrakt bedungenem Preise festgestellt. Kosten 3 Posten in der Woche 39,000 Dollars, so kosten 7 Posten wöchentlich nach Adam Riese natürlich 91,000 Dollars, und da die nämlichen Leute, Wagen und Pferde den vermehrten Dienst versahen, war mit dieser einfachen Operation der Profit des Ringes verdreifacht.

Mitunter, wenn die Strohangebote zu sehr die Aufmerksamkeit des Publikums erregen, und die aus dem Felde geschlagenen Concurrenten die fernere Entwickelung des betreffenden Falles allzuscharf im Auge behalten, sieht sich der Ring zu Strohcontrakten genöthigt. Der Strohmann nämlich stellt „Strohbürgschaft“, die sehr leicht zu beschaffen, indem z. B. Jemand, der Baustellen in irgend einer Zukunftshandels- und Weltstadt besitzt, deren einzige

Bewohner vorläufig freilich nur Klapperschlangen und Prairiehunde, dieses sein werthvolles Eigenthum für die treue Ausführung des Contraktes verbürgt. Der Strohmann geht nun an die Ausführung des Contraktes, seine geschlagenen Conkurrenten müssen sich zufrieden geben, und alsbald macht er einen totalen Bankerott, stellt seine Fahrten ein, und die Regierung ist gezwungen, den glücklicherweise für diese Eventualität fertig dastehenden Unternehmer zu seinem eigenen Preise zu engagiren. Merkwürdig dabei ist, dass Letzterer und der Strohmann im schönstem brüderlichen Einvernehmen die nämlichen Wagen, Pferde und Leute zur Besorgung des Dienstes benützen, ohne je darob einander in die Haare zu gerathen.

Aehnlich wie in diesen beiden Departements, geht es in allen anderen zu. Das Departement der Marine zielt z. B. bei der Verwaltung sämmtlicher Schiffsbauhöfe beinahe lediglich darauf ab, die Wahlen soviel als möglich zu Gunsten der herrschenden Partei zu beeinflussen. Steht in dem Staate oder Distrikte, worin das betreffende Regierungswerft gelegen, ein Wahlkampf bevor, so wird die Reparatur aller alten Schiffe, selbst der ganz überflüssigen und unbrauchbaren, mit schonungsloser Energie, die keine Kosten scheut, in Angriff genommen. Doch gilt es dabei weniger, irgendwelche Arbeit fertig zu bringen, als auf den Baugerüsten eine möglichst grosse Anzahl von Stimmgebern unterzubringen, von denen man sich überzeugt hat, dass sie das richtige „Ticket“ zu stimmen bereit sind. Ist die Wahl vorbei, so wird ohne Rücksicht auf den Zustand der gelieferten Arbeit eine allgemeine Entlassung vorgenommen, und das Werft vor wenigen Tagen einem überfüllten Bienenstocke vergleichbar, sieht wieder öde aus und leer, die reparaturbedürftigen Schiffe aber faulen bis zum Eintritte des nächsten Wahlfeldzuges ungestört weiter.

Einer der corruptesten Zweige der Verwaltung ist offenbar das Indianerdepartement. Die Vereinigte Staaten-Regierung hat nämlich mit fast allen Indianerstämmen Verträge abgeschlossen, und liefert ihnen, um sie in Frieden zu erhalten, Rationen, Kleider, Decken und sonstige Bedürfnisse. Nicht nur werden die Indianer bei diesen Lieferungen, soweit es thunlich, übervortheilt, sondern es kommen Fälle vor, wo die Agenten jahrelang diese Vorräthe und Jahresgelder für Stämme bezogen, die nur noch auf dem Papier existiren, in der Wirklichkeit aber bereits seit langer Zeit vollkommen ausgestorben waren; eine Ueberschätzung der zu verpflegenden Anzahl Indianer seitens der betreffenden Agenten ist selbstredend ein ganz allgemein gebräuchlicher und für Letztere sehr vortheilhafter Irrthum.

Doch nicht blos durch Verkürzung der Rationen und falsche Angaben über die Zahl der zu verpflegenden Soldaten sowohl als

Indianer wird Geld gemacht. Meine persönliche Erfahrung in den Ebenen des fernen Westens 1867 und 1868, brachte einen Vorgang zu meiner Kenntniss, den ich deshalb erwähne, weil ich schon während des Secessionskrieges dessen öftere Anwendung beobachtete.

In Fort Laramie nämlich, am Nord-Platte-Fluss, ungefähr 550 Meilen westlich von Omaha City und eine der grössten der „Forts“ genannten Besatzungsstationen, die zum Schutze der Verkehrswege und etwaiger Ansiedlungen, sowie um die Indianer im Zaune zu halten, über die grossen Gebiete des fernen Westens zerstreut sind, wurden 1867, wie dies dann und wann geschieht, die dort aufgestapelten Proviantvorräthe der Regierung inspicirt. Die Masse der vorhandenen Vorräthe war sehr beträchtlich, weil man grade damals bestrebt war, einen Vertrag mit den auf dem Kriegspfade befindlichen Stämmen der Sioux, Arrapahoes und Cheyennes abzuschliessen, und diese nach Fort Laramie, zu einem grossen *Pow-wow* (sprich Pau-wau, wie man im Westen die Rathsversammlungen der Indianer zu nennen pflegt) eingeladen hatte. Eine solche Gelegenheit entschlüpfen zu lassen, ohne Etwas dabei zu machen, wäre natürlich von jedem geschäftstüchtigen Beamten des Verproviantirungs-Departements als offenbare Sünde, oder, was mehr, als Dummheit angesehen worden. Um diese Schande nicht auf sich fallen zu lassen, wurden bei der Inspection die gesammten Vorräthe an geräuchertem Speck etwa 200,000—300,000 Pfund, die ungefähr 500 Meilen weit per Achse nach Laramie gebracht worden, und demgemäss der Regierung ungefähr auf 50 Cents das Pfund zu stehen kamen, „condemnirt“, d. h. für untauglich erklärt. Der Proviantmeister des Postens erhielt den Auftrag, wie in solchen Fällen gebräuchlich, den Speck auf dem Auktionswege an den Meistbietenden loszuschlagen, was auch geschah. Aber da an einem solchen einsamen Platze keine Civilpersonen, die allein zum Bieten berechtigt sind, sich aufhalten, und übrigens ausser zufällig Verirrten, solche auch nicht einmal geduldet werden, wurde der gesammte Speck an einen Menschen, der natürlich nur zufälligerweise grade mit der Inspektions-Kommission dahin gekommen, zu $4^{1}/_{2}$ Cents das Pfund verkauft. Aber Uncle Sam brauchte ja nothwendig Speck, und um diesen zu beschaffen, schrieb der Quartiermeister des Forts ein Angebot für dessen Lieferung an den Mindestfordernden aus. Ein solches Angebot mit nur 45 Cents per Pfund, lief ein, wurde angenommen, und der ganze — Vorrath des eben condemnirten Speckes war wieder Eigenthum der Vereinigten Staaten-Regierung. Da derselbe aber doch untauglich war, fanden die für die Gesundheit ihrer rothen Mitmenschen sehr besorgten Behörden des Forts es für gut, ihn nochmals untersuchen und kondemniren zu lassen. Abermaliger Auktionsverkauf, — abermalige Aufforderung

zu Angeboten für Lieferung und — wiederholte Lieferung desselben Speckes. „Aller guten Dinge sind Drei", sagt ein Sprichwort, und um dieses zu bewahrheiten, wiederholte sich dasselbe Spiel zum drittenmal. Hiernach scheint der Speck endlich in Folge der wiederholten Ventilation für die Indianer tauglich geworden zu sein. So waren auf schöne und leichte Weise ohne Arbeit und Anstrengung, nur durch Anwendung der nöthigen *Smartness* einige Hunderttausend Dollars „gemacht", Niemand hatte Etwas verloren, als Uncle Sam, und der war ja, nach einer damals noch in den ganzen Vereinigten Staaten im Schwunge gehenden Redensart, *rich enough to stand it,* d. h. reich genug, um es aushalten zu können.

Die eben angedeutete Moral ist für die ganze Indianerpolitik (vielleicht richtiger, für die ganze Verwaltung) der Vereinigten Staaten massgebend. In den noch von Indianern durchschweiften Gebieten des fernen Westens liegen zerstreut einzelne Nester, deren Bewohner sich zum grössten Theil vom Schnapsverkauf an die Indianer oder an die tapferen Krieger der Vereinigten Staaten, zum kleineren Theile auch wohl vom Heuverkauf an das Proviant-Departement der Truppen für den Bedarf der zahlreichen Maulesel der Wagenzüge, die hier den Verkehr besorgen, ernähren.

Gehen nun in einer dieser Städte die Geschäfte schlecht, so fängt man eben mit den, des Schnapsduftes halber in der Nachbarschaft herumlungernden Indianern einen Krawall an, was kinderleicht ist, und am nächsten Morgen bringt der *„Eagle of the Plains"*, oder wie immer die Zeitung des Ortes heissen mag, einen flammenden Artikel über die grossen Indianerschändlichkeiten, und fordert die Regierung in Washington auf, ihre getreuen Bürger, die die Civilisation nach Westen tragen, in ihrer geheiligten Mission zu beschützen. Es sei übrigens nicht geleugnet, dass die Lage nicht allerdings ungemüthlich sein könne. Thatsache ist, dass kein Vorsichtiger ausserhalb grösserer Ansiedlungen mehrere oder auch nur einen Indianer auf freiem Felde sich auf den Leib rücken lässt. Auch Einen nicht, weil der Indianer nur in höchst seltenen Fällen vereinzelt geht und ein Einzelner beinahe immer ein Kundschafter einer sich verbergenden grösseren Anzahl ist. Bei jeder solcher Begegnung mit Indianern muss der Weisse demnach auf der Hut sein, dass sie nicht durch Erwerbung eines Skalpes, und nebenbei der Stiefel, Kleider, des Pferdes und namentlich der Waffen und etwaiger Vorräthe des weissen Mannes ihren Kriegsruhm und ihr Vermögen vermehren. Aber diese Gefahr besteht für eine Ansiedlung, die auch nur hundert Mann zur Vertheidigung aufstellen kann, nur in jenen seltenen Fällen, in denen ein zahlreicher Indianerstamm seine ganze Macht zum Kriege aufgeboten hat, da die Taktik dieser Race jeden

Angriff verschmäht, der nicht von vornherein beinahe die unfehlbare Aussicht auf Sieg hat. Bleibt die erste Aufforderung in Washington unerhört, so werden die Indianer noch etwas weiter gereizt, und es müsste seltsam zugehen, wenn all' der Lärm es nicht schliesslich dahin brächte, dass wenigstens einige Abtheilungen Bundes-Truppen in die Nachbarschaft beordert würden, womit wieder Leben in das Geschäft und Geld in die Taschen der speculativen Bevölkerung fliesst.

Kommt es nun wirklich einmal zu einem Indianerkrieg, so haben sowohl diese Grenzbewohner wie alle, die zu dem Vereinigten Staaten-Commissariat in irgendwelcher Beziehung stehen, das höchste Interesse daran, dass er ja nicht zu bald zu Ende gehe und ihnen damit die gute Gelegenheit zu ausgezeichnetem Geschäfte voreilig verkümmert werde. Dies ist der Hauptgrund des Herumspielens mit den Indianern, dem man in den Vereinigten Staaten heutigen Tages den Namen „Indianerkrieg" beilegt. Ein eklatantes Beispiel hiefür bildet der neuerliche sogenannte „Modoc-Krieg", in dem ein halbhundert armselige Indianer die Kriegsmacht der Vereinigten Staaten, über 1000 Mann Infanterie, Artillerie und Cavallerie, die bei dem Possenspiele mehr Todte verloren als die Modocs Krieger zählten, ungefähr ein Jahr lang beschäftigten. Dieser Krieg kostete der Regierung über fünf Millionen Dollars.

Dass die Indianer leicht, schnell und billig zur Ruhe zu bringen sind, bewies der Staat Oregon, der im Jahre 1863 die unruhigen Indianerstämme nach Indianermanier bekriegte, d. h. für jeden erbeuteten Indianerskalp eine Prämie aussetzte. Dies wirkte in so kurzer Zeit, dass der Friede wieder hergestellt und seither nicht mehr gebrochen worden ist. Allerdings ist zu einer solchen Kriegführung anderes Material vonnöthen, als das der Vereinigten Staaten-Armee. Diese besteht nämlich zur Hälfte aus entwischten Verbrechern der dichter besiedelten Landestheile, zur andern aus vollkommen „Grünen", die eben erst in New-York gelandet, und vielleicht mittellos von den glänzenden Schilderungen der Rekrutirungssergeanten sich verlocken liessen. Solche werden erst auf ihren entfernten Garnisons-Posten gewahr, dass ihre hohe Löhnung eigentlich nur zu gering sei. Für jegliche Bedürfnisse sind sie an den Markedenter angewiesen, mit dem eine Conkurrenz in den Militärposten nicht geduldet wird, da sie den Profit dieses Geschäftsmannes verringern und ihn damit der Möglichkeit berauben würde, die höheren Offiziere des Postens mit Weinen und Delikatessen freizuhalten. In Folge dessen berechnet er bei jedem Artikel, namentlich beim Schnapse, den sich die Meisten zum Tröster in der Einsamkeit erwählen, einen Profit von vielen hundert Procent.

Das Material aber, jeden Widerstand der Indianer zu

brechen, ist unter der Grenzbevölkerung in den sogenannten *mountaineers* (Gebirgsleuten), die diese Gegenden seit langen Jahren als Jäger, Goldsucher und Bergwerkarbeiter oder als „Bullpeitscher“ durchziehen, in Fülle vorhanden. Die Unfähigkeit Ordnung herzustelllen rührt nur einestheils von dem Mangel an gutem Willen seitens der betreffenden Behörden her, anderentheils von der modernen sogenannten „Humanität“ und deren Halbheit, die die Indianer einmal als Unterthanen der Vereinigten Staaten behandelt, während sie ein andermal mit ihnen, als mit unabhängigen Stämmen Verträge schliesst, die Eroberung des Landes, das sie schon längst als unbestrittenes Gebiet der Vereinigten Staaten beansprucht, nach dem nämlichen Menschlichkeitsprincipe vollzieht, womit man dem Hunde den Schwanz zollweise abhaut; endlich sind die Behörden ohnmächtig, die Grenzbevölkerung zu zügeln und zur Achtung der Verträge zu zwingen, — in jedem Falle also trägt die Unfähigkeit der Regierung die Schuld an den herrschenden Zuständen.

Im „Globus“, Band XXVI Nr. 15 findet sich ein Artikel „über die Indianerkriege in Nordamerika“, eine wahrscheinlich amtlichen Angaben des Indianerbureaus in Washington entnommene Aufzählung sämmtlicher Indianerreservationen (nebst Karte) enthaltend die von bedeutendem Werthe, da sie nach der persönlichen Kenntniss des Verfassers nur hier und da der Angabe eines „Forts“ (Beispiel: das bedeutende „Fort“ David Russell am Fusse der Black Hills) entbehrt. Von weniger oder vielmehr von sehr zweifelhaftem Werthe sind dagegen jene Stellen des Aufsatzes, worin der ungenannte Verfasser sich zum Träger jener verschwommenen „Humanität“ macht, der es beliebt, den Thatsachen gegenüber die Augen zu schliessen, und in dieser vom „brüderlichen“ Gefühl bestimmten Blindheit weidlich auf Jene zu schimpfen, die, indem sie den Conflikt ausfechten, die Ungeschicklichkeit begehen, dem Feind nicht durch höfliche Ueberfütterung eine unheilbare Verdauungsschwäche beizubringen, und damit seine Vernichtung herbeizuführen, sondern die kurzer, billiger, bündiger und „roher“ Weise die „brutale, unsittliche“ Gewalt zum Zwecke der unvermeidlichen und nothwendigen Hinwegräumung der Feinde anwenden.

Unter Anderm sagt er: „Die Agenten und Quäker berichten übereinstimmend nach Washington, dass an allem Unheil die Verräthereien und die An- und Uebergriffe der weissen Ansiedler Schuld seien!“ Nun, es möchte doch wohl in der Geschichte der Indianerkriege sehr leicht sein, eine ganz bedeutende Portion des „Unheils“, womit eben nur das im Kampf leider unvermeidliche Massakriren zu verstehen, nicht nur den Indianern selbst, sondern sogar diesem Ausbund uneigennütziger Humanität, den Indianer-

Agenten, in die Schuhe zu schieben. Den Letzteren ist unzweifelhaft an der Erhaltung der Indianer sehr viel gelegen, denn — je mehr Indianer, desto mehr Jahreslieferungen *(annuities)* und Rationen, und desto-mehr „Abfälle" für die Agenten, was ja der wesentliche Existenzzweck des humanen Herrn N. N. als Indianeragent ist. Aber unser Autor fährt fort: „Die Weissen sind zumeist Eindringlinge!" Mit einer kleinen Veränderung ist diese Behauptung jedenfalls richtig, sie sollte nämlich heissen: „Die Weissen sind sammt und sonders (Agenten, Quäker und die im Nachtrabe des Heeres fern vom Schuss befindlichen humanen Correspondenten mit einbegriffen) Eindringlinge!" Der Erste dieser eindringenden „Raufbolde und Grenzstrolche" war bekanntermassen ein gewisser Christoph Columbus!

Nur wenige Zeilen weiter macht aber unser Gewährsmann die Entdeckung, dass „ganze Horden von Indianern umherschweifen, rauben und Weisse morden, gleichviel ob Schuldige oder Unschuldige." Damit thun sie freilich nur, was von Seiten der Weissen ebenfalls geschieht, und beide Parteien haben einander durchaus nichts vorzuwerfen. Die Bestialität ist hüben genau so arg, wie drüben!

„Die Indianer sind alle geliefert, auch in Nordamerika erfüllt sich ein, man kann sagen, Naturgebot. Aber weshalb nimmt im canadischen Gebiet das Schicksal, der Untergang der Indianer, einen friedlichen Verlauf, und weshalb in den Vereinigten Staaten solcher Treubruch und solche Bestialitäten? Sowohl die Indianer der Prairien, wie jene der Waldregion sind Jagdnomaden, aber ein Volk kann nicht immer auf der Stufe des Jägerlebens verharren, sobald es mit Ackerbau treibenden, kräftigen, aktiven Leuten von einer höher begabten Race in Berührung und dann nothwendig auch in Conflikt geräth!"

Also wirklich? Und wie und von wem wird dieser Conflikt ausgefochten, dessen erfolgreiche Durchführung der weissen Race einzig und allein jeden Acker erworben, den sie jetzt bebebaut? Etwa von den Quäkern, Agenten und humanen Leuten, denen sich sämmtliche Haare sträuben, wenn einem braunen Bruder ein Haar gekrümmt wird? Mit nichten! sondern von den Grenzern, die sammt und sonders unter fortwährender Lebensgefahr als Abenteurer, Jäger oder Pionniere des Ackerbaues die neuen Gegenden entdeckt, ausgekundschaftet, in Besitz nahmen; — kurz, von den „Raufbolden und Grenzstrolchen", deren Gebeine allenthalben an Pfaden und Wegen bleichen, deren Skalps die Wampumgürtel des braunen Mitbruders als heissbegehrte Kriegstrophäe schmücken, und die den Indianer, allerdings nicht mit

Predigen allgemeiner Bruderliebe, sondern mit Pulver und Blei verdrängten.

Aber die Verträge? Nun die Verträge sind eben weiter nichts, als ein Mittel der humanen Regierung in Washington den Indianern Sand in die Augen zu streuen. Diese Regierung, die von vornherein die unumschränkte Herrin alles auf der Karte als zu den Vereinigten Staaten gehörigen Gebietes zu sein beansprucht, verhandelt trügerischer Weise mit diesen Indianern, wie mit unabhängigen Nationen, und schliesst mit ihnen „Verträge“, darauf berechnet, den Indianern die Meinung beizubringen, die reservirten Territorien seien wirklich ihr unabhängiges, souveränes Besitzthum, während es den Herren in Washington gar nicht einfällt, ihrer weissen Bevölkerung die vertragsmässige Anerkennung eines solchen fremden Staatswesens im Staate auch nur anzuzeigen. Der heuchlerische Humbug dieses von den humanen Quäkern, Agenten und Herren im Osten, und nicht von den westlichen Raufbolden und Grenzstrolchen in Scene gesetzten „infamen Treibens“ besteht einfach darin, dass die Centralregierung nicht die Aufrichtigkeit besitzt, den Indianern ohne Weiteres die wahre Sachlage klar zu machen: „dass der Conflikt leider nothwendig, und sie (die Indianer) am Ende unterliegen müssten, so lange und so tapfer sie auch ihre Gegenwart fortsetzen mögen.“ Statt im Einklang mit dieser Wahrheit eine Politik anzunehmen, die das unvermeidliche Ziel allmälig, sicher und im regelmässigen, friedlichen Verlaufe zu erreichen im Stande, schliesst sie trügerischer Weise mit den Indianern einen „Vertrag“ genannten faulen Frieden, dessen Bedingungen um deswillen gänzlich unhaltbar, weil sie der erwähnten „Nothwendigkeit“ eben widersprechen und dem unwiderstehlichen Vordringen der weissen Race, die sich als unumschränkte Herrin ihrer Nationaldomäne für berechtigt hält, irgendeinen Theil derselben zu ihrem Ziele zu machen, unhaltbare Schranken anlegen mussten. Die „humane“ Feigheit der Centralregierung überlässt vielmehr den „weissen Bösewichtern“ der Grenze die ihr unliebsame Aufgabe, den Indianern die Wahrheit ihrer unvermeidlichen Ausrottung klar zu machen.

Aber warum nimmt die Sache im canadischen Gebiet einen friedlicheren Verlauf? Einmal darum, weil auf kanadischem Gebiete in Folge einfacher, klimatischer Ursachen das Vordringen der Weissen in so beschränktem Masse stattfindet, dass die damit verbundene geringe Verminderung ihres Jagdgrundes von den dort viel weniger zahlreichen Indianern eben nicht empfunden wird, umsoweniger, als die „human-friedlichen“ Vernichtungsmittel, Schnaps, Syphilis und Pocken, schneller die Zahl der Indianer verringern, als die vordringende Woge der weissen Ansiedlung ihre Aecker. Zweitens, weil es der britisch-canadischen Regierung

noch nie eingefallen, durch Schwindelverträge dem Indianer vorzuspiegeln, dass er noch eine national-unabhängige Sonderexistenz führe, sondern dieselbe vielmehr ohne alle Umschweife ein Hoheitsrecht in Anspruch nimmt, die Indianer als ihre Unterthanen behandelt, und demgemäss auch die bürgerlichen Gesetze gegen sie in Vollziehung bringt. Begeht ein Indianer in Canada einen Mord oder ein sonstiges Verbrechen an einem Weissen, so wird er, sobald er ergriffen, grade so processirt, wie ein gewöhnliches weisses Menschenkind. In den Vereinigten Staaten ist das grade Gegentheil der Fall. Versuchen die Lokalbehörden eines Staates, Territoriums oder County's den eines Verbrechens verdächtigen Indianer vor die Civilgesetze zu ziehen, wird sofort von sämmtlichen, den betreffenden Bruder Lo als ihrer Vormundschaft unterstehen ansehenden Quäkern und Agenten ein bis nach Washington durchdringendes Geschrei erhoben, und die ganze Maschinerie des Indianerdepartements in Bewegung gesetzt, um den werthvollen Mündel, an dem jährlich so und so viel zu machen, gegen die schnöde Vergewaltigung seines Rechtes als souveräner, nicht den gemeinen Gesetzen amerikanischer Bürger unterworfener Fremder, durch das Civilgesetz der „Grenzstrolche" zu schützen. Das Bundes-Militär nimmt den betreffenden rothen Bruder nöthigenfalls mit Gewalt aus dem Gewahrsam der Civilbehörden, und überweist ihn der zarten Fürsorge seines Vormundes und Agenten. Und damit ist die Sache erledigt. Denn, sollte der humane Agent sich wirklich dazu verstehen, sein Mündel für den Zeitvertreib des Skalpirens zu bestrafen, so besteht dies höchstens darin, dass er von der, besagtem Mündel von der Regierung gegebenen *Allowance* einen noch grösseren Bruchtheil als bisher in die Tasche steckt.

Ein eklatantes Beispiel bietet der erst neuerdings vorgekommene Fall Satanta's, des Häuptlings der Kiowa's. Dieser Kerl fiel in die Gewalt der Behörden in Texas, die ihm den Civilprocess machten. Es wurden ihm eine Reihe Mordthaten unzweifelhaft nachgewiesen, genügend zehn Weisse ohne alle Umschweife an den Galgen zu bringen. Man verurtheilte ihn demgemäss auch zum Tode. Aber die schreckliche Mähr von der Verurtheilung eines rothen Menschen und Bruders, noch dazu des grossen Vertragsfürsten der unabhängigen Kiowa Nation, alarmirte natürlich die humanen Herzen sämmtlicher Quäkeragenten, und die Centralregierung in Washington sah sich bewogen, durch den würdigen Präsidenten eine solche Pression auf den Gouverneur Davis von Texas auszuüben, dass dieser den Herrn Vertragshäuptling Satanta begnadigte, und ihn sammt seinem heiligen Eigenthum, nämlich den, im Wege gelegentlichen Zeitvertreibes erbeuteten, weissen Skalps an die Indianeragentur in Fort Sill (an der Red River Grenze

von Texas, im Indianerterritorium) ablieferte. Allerdings mit der Bedingung, dass der Indianeragent daselbst gewissermassen die Bestrafung Satanta's übernehmen und sich für seine fernere gute Aufführung verbürgen sollte.

Zur selben Zeit aber waren — ein kurioser Commentar der Art und Weise, wie die braunen Schützlinge und Kostgänger der Agenturen die Grenzen der ihnen angewiesenen Reservationen und also die „Verträge“ respectiren — die „jungen Männer“ auf eine freie Vergnügungsexpedition nach Texas hinausgezogen. Die Alten, Weiber und Kinder blieben natürlich unter der väterlichen Fürsorge der Agentur und gediehen von denjenigen Bruchtheilen der Regierungsration, den sie ihnen zu Theil werden liess. Auf dieser Vergnügungstour sammelten Erstere selbstverständlich solche Ochsen, Pferde, Skalps und andere dem Sinn eines rothen Mitbruders werthvoll erscheinende Kleinigkeiten, wie sie ihnen gerade in den Weg kamen. Der in Fort Sill agirende Quäker schickte nun Held Satanta, mit den weissen Skalps im Gürtel, aus, um den „jungen Männern“ seines Stammes Mässigung anzurathen. Held Satanta ging und ward nicht mehr gesehen. Wenigstens nicht gleich. Dagegen wurden die weissen Büffeljäger und Wägen in dem sogenannten *panhandle* Distrikt von Texas, der direkt westlich vom Indianerterritorium liegt, im vorigen Herbste (1874) allenthalben angegriffen, eine bedeutende Anzahl massakrirt und geskalpt, und ein anderer Theil in einem „Corral“ eingeschlossen, aus dem sie erst nach längerer Belagerung durch eine militärische Expedition unter Colonel Miles befreit wurden. Diese hatte man endlich abgesendet, um die ausgeflogenen „jungen Männer“ von ihrem Spazierritte wieder zu den Fleischtöpfen der Agentur und zu ihren Familien zurückzubringen, wo sie nunmehr mit den neuerdings erbeuteten Skalps der Büffeljäger umherstolziren, und sich für ihre Tapferkeit von ihren rothen Schönen bewundernd lieben lassen.

Dass unter solchen Umständen die weisse Grenz-Bevölkerung, will sie überhaupt Schutz gegen die Skalpgelüste der Indianer haben, gezwungen ist, sich selbst und zwar — man beachte dies — auf ungesetzliche Weise zu schützen, ist dem gemeinen Menschenverstand klar. Der Grenzer hat hier nur ein Mittel sich sicher zu stellen, nämlich auf den Indianer, sobald er ihn vor der Mündung seiner Büchse hat, anzuschlagen. Ein solcher Zustand mag wohl den humanen Spiessbürger mit einer Gänsehaut überziehen; selbst humane Theoretiker überzeugen sich jedoch gewöhnlich schon beim ersten Auftauchen wilder Indianer davon, dass Krieg eben Krieg, nicht ein humanes Verbrüderungsfest ist, und dass im Kriege der am besten thut, der zuerst den Feind zusammenschiesst.

Im Uebrigen lässt sich kühnlich behaupten, dass die Anzahl der von den Indianern gemordeten Weissen bei weitem grösser ist, als die der von den Weissen gemordeten Indianer. Nur der Indianer geht mit vorgefasster Absicht auf den Kriegspfad, während ein derartiges Unternehmen den Weissen blos dann in den Sinn kommt, wenn die unbedingte Nothwendigkeit vorliegt, durch energisches Einschreiten den Gräuelthaten der Indianer ein Ziel zu setzen. Diese, wenn sie in feindlicher Absicht das Land durchstreifen, ergreifen jede Gelegenheit, schwächere Partien der Weissen anzuhalten und ohne Gnade unter ausgesuchten Grausamkeiten zu massakriren; umgekehrt gilt bei den Weissen, speciell der germanischen Race, und erscheint in dieser Beziehung nirgendwo in der Welt ausgeprägter als gerade an der westlichen Grenze, im Streite als ein Grundsatz der Ehre für jeden; *Take a man of your own size!* d. h. Nimm dir einen Mann, der eben so gross ist, als du, zum Gegner! Nach der Kriegstaktik der Indianer ist der eben erwähnte Ehrbegriff ganz und gar unzulässig, ihre Auffassung preist vielmehr als Helden, guten Häuptling oder rühmlichen Krieger jenen, der jedem Kampfe mit einer überlegenen, gleichen oder auch nur annähernd gleichen gegnerischen Macht auf das Sorgfältigste aus dem Wege geht, und einen Kampf nur dann beginnt, wenn beinahe die sichere Aussicht gegeben, dem Feind mit möglichst geringem Verlust eine vernichtende Niederlage beizubringen. Was der Instinkt der germanischen Race als feiges Massakriren Wehrloser und als Schandthat verabscheut, preist der Indianer als die ruhmreiche Quintessenz guter Kriegsführung.

Die grössten Brutalitäten des verkommensten Auswurfes der weissen Race sind harmlos, verglichen mit der Behandlung der in ihre Macht gefallenen Gegner, an denen sich die Gesammtheit der edlen rothen Brüder mit Wollust ergötzt, und die niederzuschreiben die Feder sich sträubt.

Uebrigens beweist grade das Beispiel der kanadischen Grenzverhältnisse auf das Bündigste die gänzliche Unhaltbarkeit der Ansicht, die die „Schandthaten" an der Indianergrenze der Vereinigten Staaten einzig und allein oder hauptsächlich den weissen „Raufbolden und Grenzstrolchen" in die Schuhe schiebt. Die Grenzbevölkerung in Canada ist von genau demselben Charakter, wie die in der Union, hat einen eben so grossen Bruchtheil von *Outlaws*, und dennoch ist die ganze Indianerwirthschaft dort eine andere. Aber Canada hat keine Quäker und Agenten, die dabei interessirt sind, ihre Mündel den Gesetzen zu entziehen, es hat kein Indianerbureau, das eine halbe Million Dollars sich für einen Stamm der Teton Sioux bewilligen lässt und verbraucht,

der seit Jahrzehnten keinen lebenden Repräsentanten aufzuweisen hat; das den Indianern Decken und Rationen liefert, und die Alten, die Weiber und die Kinder ernährt, während die „jungen Männer“ auf den Kriegspfad zum Massakriren der „Grenzstrolche“ ausziehen, es hat keine Einmischung Unbefugter in den normalen Gang der Gesetze, die aus weiter Ferne ohne Verständniss der Sache in den nothwendigen Gang der Ereignisse eingreifen, um mit humanem Eifer den Indianer als romantische Curiosität zu hegen.

Zum Schluss genügt es zu bemerken, dass friedliche Indianer nicht die sind, die den wenigsten „Nichtswürdigkeiten“ ausgesetzt, und feindliche solche, welche die meisten zu erdulden hatten, sondern die dürre Wahrheit ist, die „zahmen“ Indianer sind durch „Nichtswürdigkeiten“ gezähmt worden, während die „wilden“ Stämme der Sioux, Comanches, Apaches, und der nördlichen Montana-Indianer (Crows und Blackfeet etc. etc.) eben noch nicht genug Nichtswürdigkeiten erduldet haben, um in ihrer Widerstandskraft gebrochen und eben damit „zahm“ zu werden.

Die Ausbeutung des Volkes durch die Ringwirthschaft.

Nach den im vorigen Abschnitte mitgetheilten Beispielen, ist es kaum nöthig, weitere Einzelheiten über die in Nordamerika herrschende Corruption anzuführen. Ich verweise Jeden, der Lust hat, auf die mannigfachen Untersuchungen aller Art, die in den letzten Jahren fast die ganze Sitzungszeit des Congresses in Anspruch nahmen. Aber welcher Art auch immer die aufgedeckten gewinnreichen Geschäftchen waren, in Einem stimmen die Resultate aller dieser Untersuchungen mit einander überein, nämlich darin, dass nicht ein Cent der „gemachten“ Summen je rückerstattet wurde, und dass die Schuldigen sammt und sonders straffrei ausgingen. Dies lässt sich nur dadurch erklären, dass die Untersuchungen nicht mit dem nöthigen Ernst durchgeführt wurden. Uebrigens wird höchst wahrscheinlich der neue Congress (vom 4. März 1875 anhebend), in dessen Repräsentantenhause zum ersten Male seit Beginn des Krieges 1861 eine demokratische Mehrheit sitzt, die vorhandene Ueberfülle der Enthüllungen bis in's Ungeheure steigern, da diese Mehrheit voraussichtlich trachten wird, durch Aufdeckung einer grossen Anzahl eklatanter Corruptionsfälle der republikanischen Partei bei der im Herbst 1876 bevorstehenden nächsten Präsidentenwahl eine vernichtende Niederlage zu bereiten.

Wollte man aber aus der Bereitwilligkeit die Corruption der herrschenden Partei darzulegen, darauf schliessen, dass es den Gegnern wirklich um Reformen zu thun sei, so wäre dies eine sehr ungerechtfertigte Annahme. Denn die Erfahrung lehrt, dass die Demokratie, unter deren Flagge die Opposition im Jahre 1874 den Wahlsieg errungen, wo immer sie ganz oder theilweise zur Herrschaft gelangte, sich durchaus nicht anders benahm. Demokratische Congressrepräsentanten theilten mit republikanischen die Bestechungssummen, welche ihnen der Credit Mobilier für den Bau der Ueberlandeisenbahn spendete; sie betheiligten sich in gleicher Weise an den Gehaltsdiebstahle, wodurch die Mitglieder des vorletzten Congresses für die verflossenen zwei Jahre ihrer Amtsthätigkeit eine erhöhte Bezahlung sich votirten, welches Gesetz der allgemeinen Entrüstung halber, die es im Lande hervorrief, von dem nächsten Congresse, soweit es auf diesen und die Zukunft Bezug hatte, widerufen wurde mit alleiniger Ausnahme der Verdoppelung des Präsidentengehaltes, die man stehen liess, weil bei dem Charakter des gegenwärtigen Inhabers dieser Würde jeder Versuch einer Gehaltsreduktion durch dessen „Veto" vereitelt worden wäre.

Welche Art Reform von den Politikern der demokratischen Partei zu erwarten, zeigt übrigens am besten die Verwaltung der Stadt New-York. Dort besitzen die Demokraten wegen der sehr bedeutenden Bevölkerung irischer Abkunft, (wohl 50 Procent) seit lange das unbedingte Uebergewicht. Die Organisation der demokratischen Partei Newyork's wurde von der sogenannten Tammany-Gesellschaft beherrscht, die gegen Ende der 60ger Jahre unter Leitung des „Boss" Tweed, und seiner Genossen Sweeney, Connolly, des Majors der Stadt Oakey Hall, und anderer die städtischen Angelegenheiten dermaassen in ihre Hände gebracht hatten und zu ihrem Vortheile ausbeuteten, dass die Schuld der Stadt New-York während ihrer Herrschaft in folgender erstaunlicher Weise anwuchs:

Am ersten Januar 1869 betrug die Schuld	Dollars	36'293'929.
„ „ „ 1870 „ „ „	„	48'033'741.
„ „ „ 1871 „ „ „	„	73'373'552.
Am vierzehnten September 1871 betrug die Schuld	„	97'287'525.
Ganze Zunahme in 2 Jahren 8 1/2 Monat,		60'993'595.

An obigem Datum, dem 14. September 1871 fand die Herrschaft dieses Ringes in Folge von Enthüllungen in der „Newyork Times" ihr Ende. Das Untersuchungskomité fand übrigens bei Prüfung der Verhältnisse noch einen ungeheuren Betrag nicht eingelaufener Forderungen gegen die Stadt in der Schwebe. Ihr Bericht sagt:

„Niemand kann den Betrag der Ansprüche, die in der Abtheilung für öffentliche Arbeiten und den anderen Abtheilungen der Stadtverwaltung noch fällig, angeben; einige von diesen sind gerecht, andere verlangen die strengste Prüfung. Wenn die Letzteren eingereicht werden, müssten sie in den Gerichten bestritten werden."

Diese damals noch ausstehenden Forderungen erhoben den Schuldbetrag der Stadt bis auf ungefähr 120 Millionen Dollars; die Vermehrung betrug also für die obige Periode von 2 Jahr $8^1/_2$ Monaten beinahe 84 Millionen Dollars. Dabei stehen jetzt noch eine Menge unbezahlter Forderungen aus, über deren Natur der gegenwärtige Comptroller (Rechnungsbeamter) der Stadt Folgendes äussert:

„Sie sind in jeder Gestalt, für alle nur denkbaren Zwecke und Unternehmungen, und für jeden Betrag, von den kleinsten Summen bis zu einer Million Dollars eingebracht worden. Nur ein kleiner Theil dieser ungeheuren Hinterlassenschaft von Corruption und Missregierung war frei von sicheren Anzeichen der auf das Scharfsinnigste erdachten, und auf die teuflischste Weise ausgeführten Betrügerei. Drei Jahre lang kämpft die millionenköpfige Hydra schon mit dem Versuche die Thüren des städtischen Schatzes zn sprengen. Sie hat, durch das Angebot einer Theilung des Gewinns und der Beute im Falle des Erfolges den betrügerischen Scharfsinn, und das gierigste Genie der gewissenlosesten Rechtsgelehrten, Gesetzgeber und Wähler in der Gemeinde auf ihre Seite gebracht. Sie hat die Presse befleckt, politische Wahlernennungen diktirt, gewisse ihr dienstbare Beamten in Aemtern gehalten, und die Entwicklung einer besseren Methode der Verwaltung unmöglich gemacht."

Diese kolossale Vermehrung der städtischen Schuld wurde zu Stande gebracht, indem der „Ring" sich auf die frechste Weise über jedes Gefühl von Anstand, Rechtlichkeit und Sitte hinwegsetzte. Jeder, der irgend eine Rechnung für ausgeführte Arbeiten, Lieferungen u. dgl. zu stellen hatte, musste deren Werth um so viel höher ansetzen, als es eben dem „Ring" beliebte, welches Belieben sich nach dem jeweiligen Bedarf an Taschengeld seitens der verschiedenen Grössen der städtischen Regierung richtete. Der Mehrbetrag wurde natürlich unter die „Berechtigten" vertheilt. Solchergestalt kostete das neue Rathhaus, das im ehrlichen Contrakte vielleicht für zwei bis drei Millionen Dollars herzustellen gewesen wäre, ungefähr das Zehnfache dieser Summe, und der Kostenpreis der einzelnen Stühle belief sich, wie die Prüfung des Untersuchungsausschusses ergab, auf die Kleinigkeit von 411 Dollars per Stück. Da der Ring vor ganz gewöhnlichen Fälschungen nicht zurückschreckte, ist es

durchaus nicht unwahrscheinlich, dass dieser Kostenpreis entstand, indem in einer geheimen Sitzung der würdigen Stadtregenten auf der Rechnung der Ziffer 11, für einen gewöhnlichen Armstuhl ein sehr anständiger Preis, eine 4 vorgesetzt, und die auf so leichte Art verdiente Summe von den genialen Erfindern dieser Idee als entsprechende Bezahlung ihrer an den Tag gelegten geistigen Tüchtigkeit schmunzelnd in die Tasche geschoben wurde.

Die jedes Maass überschreitende Ausdehnung dieser Betrügereien führte bei den Enthüllungen im Herbste 1871 allerdings zum Sturze des Tammanyringes. Mehrere seiner hervorragenden Grössen entflohen mit den gestohlenen Geldern nach Europa, speciell nach Belgien, welches keinen Auslieferungsvertrag mit den Vereinigten Staaten besitzt. Andere dagegen, darunter „Boss" Tweed, der Mayor der Stadt, Oakey Hall, u. s. w. blieben kühn in New-York und trotzten der öffentlichen Untersuchung die ihnen — und dies ist der bemerkenswerthe Zug in diesem kulturgeschichtlichen Bilde — so wenig bei ihrem Anhange schadete, dass Wm. Tweed, der Leiter der ganzen ehrenwerthen in Untersuchung befindlichen Gesellschaft, während dieser Zeit mit ansehnlicher Stimmenmehrheit vom senatoriellen Wahlbezirke der Stadt New-York zu seinem Vertreter in dem Senate des Staates New-York gewählt wurde; ein prächtiger Commentar zu jener aufgeklärt geltenden Ansicht, die fortwährend von der unverwüstlichen Ehrlichkeit, Tugend u. s. w. u. s. w. des Volkes spricht, und alle Uebel nur den Einzelnen, in erster Linie den Machthabern, diesen Schurken, die das edle Vertrauen der Bürger missbrauchen, in die Schuhe schiebt! Mayor Oakey Hall wurde denn auch vor Gericht freigesprochen, „weil er nur nachlässig gewesen", und Wm. Tweed erst nach langem Winden und Krümmen der Rechtspflege, und nachdem der unwiderleglich klare Beweis seines persönlich unmittelbaren Zusammenhanges mit diesen Betrügereien, durch keinen Aufwand gelehrter Spitzfindigkeit zu erschüttern war, in's Gefängniss nach Blackwell Island geschickt, wo er, als aristokratischer Insasse, ein seinem Range entsprechendes, komfortables Dasein führt. Von den Millionen aber, die dieser Ehrenmann gestohlen, kam kein Cent zurück, da er sie seinem Sohne und seiner Familie „übertragen" hatte, und diese, nach den obwaltenden „moralischen" Begriffen, ein „heiliges Eigenthumsrecht" darauf besassen.

Die Schandwirthschaft des Tammany-Ringes brachte in New-York das nämliche Resultat zu Wege, welches im Jahre 1874 die allgemeine Unzufriedenheit mit der immer mehr um sich greifenden Verderbtheit der republikanischen Partei im ganzen Lande zu Stande brachte, nämlich einen Wahlsieg der „Reform" ver-

sprechenden Oppositionspartei. Unter der Verwaltung dieser Reformpartei ist die Schuld der Stadt New-York in den letzten drei Jahren zwar nicht um 80 Millionen, aber immerhin von 120 bis 160 Millionen Dollars angewachsen, sodass es wohl erlaubt ist, mit Verwunderung zu fragen, wohin dies fortwährende weitere Anwachsen der Schulden endlich führen soll? Uebrigens ist bei den Wahlen im November 1874 der Herrschaft der Reformpartei durch einen neuen, gewaltigen Sieg der nämlichen Demokratie, unter der Leitung der nämlichen, nur von anderen Personen geführten Tammany-Gesellschaft schon wieder ein Ende gemacht, und es lässt sich voraussehen, dass der „Ring", der jetzt, unter der Leitung des Faustkämpfers, Spielhöllenhalters und ehrenwerthen Congressrepräsentanten Morrisey steht, in dem von Tweed so erfolgreich bebauten Felde weitere Ernten halten wird. Der Charakter dieser natürlich auch „reformirten" Tammany-Gesellschaft zeigt sich treffend darin, dass am Wahltage, dem 3. November 1874, einer ihrer hervorragenderen Politiker, der *Coroner* (Leichenbeschauer) Crocker einen für die Gegenpartei „arbeitenden" Politiker, oder, wenn man will, da es ungefähr dasselbe — Bummler gewöhnlichen Schlages, Namens John Mr. Kenna auf offener Strasse in einem Streite zusammenschoss, und, obwohl bei der Leichenschau drei Zeugen dies mit Bestimmtheit beschworen, der diese Leichenschau abhaltende Coroner, ein zu den geringeren Grössen der Tammany-Verbrüderung zählender Deutscher, Namens Woltmann, dennoch die beigezogenen Geschwornen dahin beeinflusste, dass sie Herrn Crocker von jedem Verdachte des Todtschlages ehrenvoll freisprachen.

Das nämliche System der Ringherrschaft herrscht mit kleinen Aenderungen in beinahe allen grösseren Städten der Union, und in der Plünderung der Bevölkerung ist kaum ein Unterschied zu verspüren, ob die herrschende Verwaltung der „demokratischen", „republikanischen", der „Volks-" oder sonst einer Partei zugehört. Grundsatz ist überall: nur die willenlosen Kreaturen des „Ringes", die als „Drahtzieher" bei der Wahl Dienste geleistet, in alle Aemter einzusetzen, ohne Rücksicht auf deren Fähigkeit, — dann alle Aemter so hoch als möglich zu honoriren, weshalb nach jeder Wahl sich regelmässig ein Geschrei sämmtlicher Beamten über die ungenügende Entlohnung der ihnen obliegenden schweren Arbeit erhebt, das gewöhnlich binnen Kurzem in der geforderten Erhöhung der Gehälter seinen Abschluss findet. Werden hiermit die unbedeutenderen Lanzknechte der Ringorganisation befriedigt, so bleibt der Löwenantheil für den Befehlshaber, den „Boss" der Stadt und seinen Stab, die hervorragenden Politiker des Schmarotzerheeres, übrig.

Dieser Löwenantheil besteht eben in der Theilhaberschaft an

allen den Profiten, die sich aus den öffentlichen Lieferungen, Contrakten und Geschäften mit städtischem Grundeigenthum ergeben.

Und damit die Zeitungen diese Wirthschaft nicht an die grosse Glocke hängen, werden diese, die natürlich, wie alle Menschen, auch vom Profite leben wollen und den grösseren Gewinn dem kleineren vorziehen, einfach in der Form sehr gut „gemessener“ und bezahlter öffentlicher Anzeigen stumm oder zu interessirten Vertheidigern der Ringwirthschaft gemacht. Die meisten der mitunter sehr bedeutenden im Zeitungsgeschäfte erworbenen Vermögen sind wohl auf diese Weise zusammengeschlagen. Damit soll aber nicht etwa angedeutet sein, dass die Zeitungen eine direkte Betheiligung an einem Gewinn versprechenden Unternehmen verschmähten. Im Gegentheil, eine solche wird vielmehr stets mit grösstem Vergnügen angenommen, und je grösser, desto plausibler wird dem Publikum die unbedingte Nothwendigkeit, der kolossale Nutzen der Anlage dieses oder jenes Unternehmens, z. B. eines Parkes oder Boulevards bewiesen.

Die Anlage von „Parks“ und „Boulevards“ auf öffentliche Kosten in der Nachbarschaft der grossen Städte hat nämlich in den letzten Jahren zu diesem Zwecke besonders herhalten müssen. Dass die öffentliche Meinung solchen Anlagen sehr günstig, wissen die spekulativen Genies der Ringe auf's Aeusserste auszubeuten. Beinahe in jeder namhafteren Stadt sind die grossartigsten Anlagen dieser Art geplant, in Angriff genommen und schon zum Theil ausgeführt worden. Es lässt sich auch nicht bestreiten, dass Anlagen, wie die des Centralparkes in New-York, des Prospect-Parkes bei Brooklyn, des Fairmont-Parkes bei Philadelphia, selbst des kleineren Lincoln-Parkes in Chicago sich kühn den besten Leistungen Europa's auf diesem Felde zur Seite stellen dürfen. Aber nicht nur haben alle diese Anlagen unverhältnissmässige Summen verschlungen, sondern man sah an vielen Orten von dem eigentlichen Zwecke, nämlich den Bewohnern grösserer Städte Luft und leicht zu erreichende Erholungsplätze im Freien zu beschaffen, ganz und gar ab, und behielt lediglich den einen Zweck im Auge, durch solche Anlagen den entfernteren Gründen, die sonst wohl in Ewigkeit gewöhnliches Ackerland geblieben wären, und auch als solches von den Grössen des regierenden Ringes durch Strohmänner erworben wurden, einen erhöhten Werth als Baustellen für Landhäuser der Geld-Aristokratie zu verleihen. Die weite Entfernung des öffentlichen Parkes von der Stadt, auf deren Kosten dieser hergestellt und unterhalten wird, sichert die eleganten Bewohner der Villenvorstadt auf das Wirksamste gegen jede Berührung mit dem schmutzigen Volke, das, auf Schusters Rappen angewiesen, seine Sehnsucht nach frischer Luft und der grünenden Natur innerhalb engerer Grenzen befriedigen muss, und sich des-

halb mit dem stolzen Bewusstsein trösten darf, durch Bezahlung seiner Steuern die Gründung einer ausserordentlich romantischen Parkvorstadt ermöglicht zu haben.

Um gleichsam den bündigsten Beweis zu liefern, dass betreffs der Raubwirthschaft in der Verwaltung öffentlicher Angelegenheiten beide politische Parteien auf vollkommen gleicher Stufe stehen, hat die auf die Lorbeeren des demokratischen Tammany-Ringes in New-York eifersüchtige republikanische Partei in der gänzlich unter ihrem Einflusse stehenden Verwaltung der Bundeshauptstadt Washington ein Seitenstück geliefert, dessen Glanz schliesslich so auffällig leuchtete, dass eine Untersuchung nicht mehr zu vermeiden war. Die schamlosesten Bestechungen wurden offen nachgewiesen als der einzige Weg, Contrakte für öffentliche Arbeiten zu erlangen. Senatoren und hohe Beamte der Bundesregierung sahen ihre Privathäuser und ähnliche Arbeiten aus der Erde erwachsen und sich vollenden, ohne sich je mit Bezahlung der Rechnungen oder ähnlichen Kleinigkeiten zu plagen, — die Stadtkasse übernahm in anerkennenswerther Liberalität diese Mühe. Während der Untersuchung wurden durch gewisse zum Ringe und — man höre und staune — sogar zum richterlichen Verwaltungszweige gehörige Grössen ganz gewöhnliche mitternächtliche Einbrüche verübt, um belastende Dokumente bei Seite zu schaffen. Aber das Genie des mithelfenden Rechtsgelehrten zeigte sich erst dann in seinem vollen Lichte, als man versuchte, besagten Einbruch jenen Bürgern, deren energischem Auftreten die ganze Untersuchung zu verdanken, in die Schuhe zu schieben. Während der Untersuchung machten die Grössen und Helfershelfer des Ringes entweder Aussagen, die ein Gewebe von Meineiden, oder verweigerten geradezu und auf's Frechste jede Auskunft. Von einer Bestrafung oder Zurückerstattung war natürlich keine Rede. Der „Boss“ des Ringes, ein gewisser Shepherd, ein sehr intimer Freund des präsidentlichen „Staatsmannes“, zog sich vorläufig in's Privatleben zurück; die Personen wurden gewechselt, die Gerechtigkeit ist zufriedengestellt. Und sobald über die Geschichte Gras gewachsen, zerbrechen sich die neuen Amtsinhaber die Köpfe darüber, wie sie das System in kunstgerechter Weise seiner weiteren „fortschrittlichen“ Vollendung entgegenführen können.

Denn der einzige Unterschied zwischen den verschiedenen Stadt- und Staatsverwaltungen und den verschiedenen Zweigen der Bundesverwaltung, ist eben nur die in einem Platze oder Verwaltungszweige grössere, in einem anderen kleinere Vollendung der das Volk ausbeutenden Raubverwaltung. In Chicago wurde in der kurz nach dem grossen Brande stattfindenden Stadtwahl unter dem moralischen Eindrucke dieser Katastrophe das Ticket einer Reformpartei der sogenannten anständigen Leute erwählt.

Ihre Candidaten waren sämmtlich der Crême der anständigsten Gesellschaftskreise entnommen. Besonders ihr Candidat für das Schatzmeisteramt genoss nicht nur als ein hervorragendes Mitglied der christlichen Kirche und als ein alter, seit mehr als 30 Jahren ansässiger Bürger ausserordentliche Achtung, sondern wurde auch als Mitbesitzer des *„Pacific Hotel"*, eines Riesengasthofes, und Millionär doppelt hochgeschätzt. Feierlichst versprach er, die Verwaltung des städtischen Schatzes dahin zu „reformiren", dass er die Zinsen der disponiblen Gelder nicht selbst in die Tasche stecken, wie es bisher allgemeiner Gebrauch der städtischen (sowie aller sonstigen amerikanischen) Schatzmeister gewesen, sondern dem städtischen Schatze zuwenden wolle. Bei der Verwaltung öffentlicher Kassen herrscht nämlich in Amerika allgemein der Gebrauch, die in der Kasse befindlichen Gelder nicht in Baarem liegen zu lassen, sondern in Bankinstituten zu deponiren. Für die im Laufe des Jahres unangetastet gebliebene Bilanz der Depositengelder vergütet die betreffende Bank, die selbstverständlich zu den Grössen der Partei in innig trauter „Ringverbrüderung" steht, den gebräuchlichen Procentsatz Zinsen. Da die Gesetze aber eine Hinterlegung öffentlicher Gelder auf diese Weise nicht kennen, bestimmen sie natürlich auch nichts über die solchergestalt auflaufenden Zinsen, und letztere sind folglich als gesetzlich herrenloses Gut klarer Reingewinn desjenigen, an den sie eben ausbezahlt werden. Diese Zinsen nun versprach die Reformpartei durch ihren „höchst anständigen" Schatzmeister an den Staatsschatz abzuliefern. Während der nun folgenden zwei Jahre ihrer Verwaltung aber identificirte sie sich mehr und mehr mit jener Partei, die unter dem Banner der Mässigkeit, Ordnung u. s. w. die besonderen moralischen Anschauungen der christlich puritanischen Sekten zur Geltung bringen wollte. Das Resultat war die Verschmelzung aller jener Elemente, die sich den „blauen Gesetzen", die dem Ehemann verbieten, am Sonntage seine Frau zu küssen u. s. w., nicht fügen wollten, und den Genuss eines Glases Bier, sogar am Sabbath, noch nicht grade für eine Todsünde halten, zu einer Volkspartei unter der Leitung des schon früher erwähnten Herausgebers der Illinois Staatszeitung, „Boss" Hesing; diese Volkspartei errang denn auch bei der Wahl im Herbste 1873 einen entschiedenen Sieg, in Folge dessen die Reformpartei und ihr höchst anständiger Schatzmeister die Aemter räumen mussten. Mit der Uebergabe der Kasse aber war Letzterer, als ich im Oktober 1874, also etwa ein Jahr nach jener Wahl, Chicago verliess, noch nicht fertig, vielmehr warteten die neuen Stadtbehörden noch immer, dass der sehr anständige Herr Gage erscheinen, und die in der Kasse fehlende halbe Million Dollars ersetzen sollte. Denn soviel betrug das Deficit, welches der würdige

Schatzmeister in seinen Privatspekulationen angelegt hatte. Herr Gage suchte nun sich durch alle mögliche Ausflüchte seinen Verpflichtungen zu entziehen und durch Uebertragung werthloser Aktien zu sehr hohen, imaginären Coursen an die Stadt das Deficit auszugleichen. Naiv genug verlangte er von den Stadtbehörden die Realisirung dieses Eigenthums so lange hinauszuschieben, bis der fictive Cours seiner Aktien am Geldmarkte erhältlich wäre (was möglicherweise vor dem Weltuntergange nicht stattfinden wird), ihn aber mittlerweile seiner Verpflichtungen zu entbinden. In diesem Stadium befanden sich die Verhandlungen noch, als ich Chicago verliess. Bemerkenswerth ist, dass die anständigen Gesellschaftskreise dieses Herrn ohne alle Ausnahme, ja sogar Zeitungen, wie die sehr angesehene und einflussreiche „Chicago Tribune", das leitende Blatt des Nordwestens, diese Anerbietungen des zinsenzahlenden und kapitalstehlenden Schatzmeisters nicht nur für vollkommen gerechtfertigt, sondern selbst für ungemein liberal, ehrenwerth, christlich u. s. w. hielten. Ihr Mitgefühl für den schmählich verfolgten Ehrenmann steigerte sich aber bis zur Entrüstung, als nach langem Winden und Krümmen der Staatsanwalt sich endlich genöthigt sah, unter dem Drucke der öffentlichen Meinung der weniger anständigen Volksschichten, besonders des fremden und deutschen Elementes, die kriminalrechtliche Verfolgung gegen diesen Herrn einzuleiten. Allerdings war diese Verfolgung eine sehr laue, und bestand bis zu meiner Abreise wesentlich darin, dass Herr Gage alle drei Monat einmal, umgeben von einer Schaar nobler Freunde, die ihm auf diese Weise ihr Beileid ausdrückten, im Gerichtssaale erschien, dort die Entschuldigungen des Richters und des Staatsanwalts über die Belästigungen, denen ihn zu unterwerfen sie leider gezwungen wären, entgegennahm und sich nach Abgabe seiner Erklärung, dass er zum Prozesse noch nicht fertig, wieder in seine Privatresidenz begab.

Ganz neuerdings sind wieder etliche recht nette Corruptionsfälle an's Licht gekommen. Hierzu gehört das Schwindelsystem, welches seit vielen Jahren in der Verwaltung der Kanäle des Staates New-York eingerissen. Der Staat New-York besitzt nämlich ein ausgebildetes Kanalsystem, dessen Hauptader vom Hudsonfluss bei der Stadt Albany anfangend, sich nach Westen hinzieht, und dort bei der Stadt Buffalo in den Erie-See mündet. Dieser Kanal stellt eine ununterbrochene Wasserverbindung zwischen New-York und den grossen westlichen Binnenseen her, die sich bis nach Chicago am Ende des Michigansee's und nach Duluth am Ende des Oberen See's (ungefähr 1500 Meilen Eisenbahn-Distanz von New-York) erstreckt. Durch seinen Bau wurde die Besiedlung der Gegenden an den Binnenseen erst möglich,

indem er zu einer Zeit, als Eisenbahnen noch nicht existirten, die Mittel gewährte, das Getreide des Westens nach der Seeküste zu verschiffen. Ausser diesem Hauptkanale gibt es mannigfache Seitenkanäle. In der ersten Periode ihres Bestehens erzielten diese Kanäle regelmässige Ueberschüsse, aber schon seit Jahren haben nicht nur die Ueberschüsse aufgehört, sondern der Staat muss alljährlich noch bedeutende Summen zu ihrer Unterhaltung bewilligen. In den letzten fünf Jahren betrugen Letztere allein ungefähr 15 Millionen Dollars.

Der Grund dieser immer zunehmenden Kostspieligkeit der Unterhaltung aber lag in der systematischen Ausbildung eines Contraktsystems in dem dieselben Principien zur Anwendung kamen, die ich bei Verleihung der Postbeförderungskontrakte schon erwähnt. Die Kanäle bedurften nämlich fortwährender Reparaturen, und diese wurden im Wege des öffentlichen Contraktes Mitgliedern eines Ringes überwiesen; der *modus procedendi* war der Folgende:

Die Kanalkommissäre veröffentlichen einen von den Ingenieuren gemachten Voranschlag, der die benöthigten Quantitäten Material sowie Art und Weise der Arbeit in ihren Einzelheiten angiebt. Würden diese Einzelheiten strikt innegehalten, so wäre der ganze Betrug von vornherein unmöglich. Um nun dem Ringe einen anständigen Profit in die Taschen zu spielen, ist es Grundsatz, den Voranschlag des Ingenieurs in keiner Weise als massgebend zu betrachten, und bei Ausführung der Arbeiten sowohl in den Quantitäten der einzelnen Materialien, als in der Art und Weise der zu liefernden Arbeit von demselben auf die dem Unternehmer und seinen Verbündeten profitabelste Weise abzuweichen. Der Voranschlag ist also thatsächlich weiter Nichts, als ein Mittel, die ehrlichen Bauunternehmer in ihren Kostenanschlägen irre zu leiten, und damit die unliebsame freie Conkurrenz aus dem Wege zu schaffen.

Sobald der Voranschlag des Ingenieurs veröffentlicht und der Termin zur Eröffnung der Angebote angesetzt ist, zieht der zum Ringe gehörige Unternehmer Erkundigungen ein über die thatsächlich zu liefernden Materialien und Arbeit. Diese setzt er in seinem Angebote zu ausserordentlich hohen Preisen an, während er jene Materialien u. s. w. die beinahe gar nicht oder nur in sehr geringen Quantitäten zur Verwendung gelangen, ausserordentlich niedrig beziffert, so dass die Gesammtsumme seines Angebots niedriger ausfällt, als die des ehrlichen Contraktors. Ein Beispiel wird dies deutlich machen:

Der Ueberschlag des Ingenieurs verlangt:

100 Kubikyard senkrechter Seitenmauer
3885 „ schiefe Böschungsmauer
2400 Fuss Balken von Eichenholz
60000 „ „ „ Kiefernholz.

Das Angebot eines ehrlichen Contraktors möchte sein:

100	Kubikyard senkrechter Seitenmauer zu 3 Doll.	300	Doll.
3885	„ schiefer Böschungsmauer „ $1^1/_2$ „	$5782,_{50}$	„
2400	Fuss Eichenbalken zu 50 Doll. p. Tausend	122	„
60000	„ Kiefernbalken „ 15 „ „	900	„
	Summa	$7,102,_{50}$	„

Das Angebot des Ringcontraktors dagegen lautet:

100	Kubikyard senkrechter Seitenmauer zu 6 Doll.	600	Doll.
3885	„ schiefer Böschungsm. zu 0,30 Doll.	$1156,_{50}$	„
2400	Fuss Eichenbalken zu 70 Doll. per Tausend	168	„
60000	„ Kiefernbalken „ 3 „ „ „	180	„
	Summa	$2,104,_{50}$	„

Die Kommissäre kümmern sich natürlich nicht um unprofitable Kleinigkeiten und vergeuden ihr werthvolle Zeit nicht mit einer Prüfung der einzelnen Punkte, sondern betrachten nur die Totalsummen, und geben also den Contrakt an ihren alten Freund und Bekannten, der das zweite Angebot eingereicht hat. Derselbe geht an's Werk, die lucrativen Aenderungen in Material und Arbeit werden im Verlaufe der letzteren von den beaufsichtigenden Ingenieuren angeordnet, und der Contraktor reicht zum Abschluss die folgende Rechnung ein:

3955	Kubikyard senkrechte Seitenmauern zu 6 Doll.	23730	Doll.
62400	Fuss Eichenbalken zu 70 Doll. per Tausend	4368	„
	Summa	28,098	„

Die Rechnung ist richtig, stimmt vollkommen mit dem Angebot, nicht der geringste Betrug ist vorgekommen, der Betrag wird angewiesen, der Contraktor steckt einen ganz anständigen Gewinn in die Tasche, ist im Stande seinen guten Freunden erkenntlich zu sein, Jeder ist zufrieden und glücklich, nur das dumme Volk ist geschoren, weiss aber nichts davon und wundert sich nachträglich über die hohen Steuern.

Dass dieses Beispiel nicht aus der Luft gegriffen, beweist folgende Liste von Contrakten, die gegenwärtig im Gange sind, worin die ursprünglichen Angebote, auf Grund deren die Contrakte an die betreffenden Unternehmer verliehen worden, und die bis jetzt für die fertige Arbeit bezahlten Summen neben einnander gestellt sind:

	Ursprüngliches Angebot:	Bis jetzt bezahlt:
Contrakt No. 1	74,183 40 Doll.	458,114 72 Doll.
Contrakt No. 2	29,431 00 „	56,845 68 „
Contrakt No. 3	37,871 00 „	110,320 13 „
Contrakt No. 4	10,617 00 „	49,936 30 „

	Ursprüngliches Angebot:		Bis jetzt bezahlt.	
Contrakt No. 5	14,397 00	Doll.	78,967 20	Doll.
Coutrakt No. 6	85,562 50	„	220,614 58	„
Contrakt No. 7	31,286 00	„	130,317 45	„
Contrakt No. 8	85,584 00	„	222,610 68	„
Contrakt No. 9	9,504 00	„	41,127 55	„
Contrakt No. 10	45,300 00	„	191,915 55	„
Summa	424,735 90	„	1,560,769 84	„

Diese Contrakte sind noch nicht vollendet, haben aber jetzt schon dem Volke eine Million mehr gekostet, als die ursprünglichen Angebote. Seit 10 Jahren hat in Folge dieser sinnreichen Methode das Volk des Staates New-York nicht weniger als dreiundzwanzig Millionen Dollars durch Besteuerung aufbringen müssen, um seine Kanäle in Stand zu halten, während es kaum einem Zweifel unterliegt, dass dieselben unter einer ehrlichen Verwaltung einen bedeutenden Ueberschuss ergeben würden.

Uebrigens schliesst dieses Contraktsystem nicht aus, dass der Profit vermittelst doppelter oder vielfacher Messungen um ein Erkleckliches erhöht wurde. Die New-York „Tribüne“ gibt einen Fall an, wo ein Unternehmer, Namens Belden, ein Stück Land von 3 Ackern zu roden und reinigen übernahm, und zwar zu dem höchst anständigen Preise von 70 Dollars per Acker. Er erhielt auf Grund seines Contraktes für das Ausroden von 479 Acker eine Summe von 33,530 Dollars aus dem Staatsschatze. In dem vermessenden Ingenieur steckt gewiss ein bedeutendes mathematisches Talent verborgen, das in einer geregelten Gesellschaft an's Licht gezogen und versorgt zu werden verdiente. Ob im Zuchthause oder in einer Akademie der Wissenschaften, wird wohl lediglich von den moralischen Ansichten des betreffenden Volkes abhängen.

Ein anderer, ganz kürzlich bekannt gewordener, und noch in Untersuchung befindlicher Fall betrifft die Bestechung, wodurch die „Pacific Mail Steamship Co.“, eine Dampfschifffahrtsgesellschaft, die von New-York über Aspinwall und Panama nach San Francisco und von da nach Japan und China regelmässige Verbindung unterhält, sich im Jahre 1872 von dem Congresse eine Unterstützung aus dem nationalen Schatze ausgewirkt hat. Ein Generalagent der Gesellschaft, Namens Jrwin, vertheilte zu diesem Behufe nicht weniger denn 750,000 Dollars unter verschiedene Herrn, die in Washington mit dem Congresse in vertrauter Verbindung standen, und von denen einige, z B. ein gewisser King, in dessen Hände 125,000 Dollars geflossen, und ein gewisser Schumaker, der nicht weniger als 300,000 Dollars erhielt, sogar „Ehrenwerthe“ Mitglieder des Congresses sind.

Herauszubringen, was Herr King und Schumaker mit diesen Summen angefangen ist dem Untersuchungsauschuss noch nicht gelungen, aber in ihrem Berichte sehen sie sich gezwungen, einzugestehen:

„eine Summe von beinahe einer Million Dollars scheint in einem gewissen Zusammenhange mit der Passirung dieser Unterstützungsbill ausgegeben worden zu sein. Der erste Eindruck eines jeden Bürgers, der zum Theil durch die thatsächlichen Angaben bestätigt wird, führt zum Verdachte, dass dieselbe an Leute bezahlt worden, deren Stimmen zur Passirung der Bill als Gesetz nothwendig gewesen.“

Bei diesem Eindrucke wird es wohl vorläufig bleiben müssen, umsomehr, als glaubwürdig behauptet wird, Herr Schumaker habe, zur Zeit der Passirung der Bill sich von seiner Bank die Summe von 52,000 Dollar in lauter Tausenddollarscheinen auszahlen lassen, und am nächsten Tage hätten viele „Ehrenwerthe“ ihre kleinen Rechnungen mit je einem Tausenddollarscheine beglichen.

Um wie viele Millionen das Volk der Vereinigten Staaten in Form von solchen Unterstützungsgeldern geplündert worden ist, entzieht sich jeder Berechnung. Seitdem der Grundsatz einmal Eingang gefunden, dass irgend ein Privatunternehmen unter dem Vorwande allgemeiner Nützlichkeit, zur Unterstützung aus öffentlichen Geldern berechtigt sei, ist die Zahl der Unternehmungen aller und jeder Art, die den Profit, den sie im Laufe des gewöhnlichen Geschäftsverkehrs zu verdienen nicht hoffen können, aus den unergründlichen Tiefen des Staatsschatzes herauszuziehen versuchen und herauszuziehen wissen, in's Ungeheure gestiegen. Und es ist schon seit geraumer Zeit dahin gekommen, dass eine Unmasse Unternehmungen, namentlich Eisenbahnbauten, in's Leben gerufen werden, von denen es ausser allem Zweifel steht, dass sie nie und nimmer das darin angelegte Kapital verzinsen können. Bei ihrer Gründung wird aber zweierlei beabsichtigt: zunächst, aus öffentlichen Geldern solche Unterstützungssummen zu ergattern, die — wenigstens vorläufig, — einen guten Zinsertrag liefern; ist dieser erste Zweck erreicht, so lenkt sich die Aufmerksamkeit der Gründer sofort dem zweiten Ziele, dem eigentlichen Gewinn ihrer Speculation zu, und, um denselben zu erhaschen, gebrauchen sie das bis dahin Erzielte gewissermassen als Speck, womit man die Mäuse fängt. Die Mäuse aber sind in der Regel europäische Kapitalisten oder vielmehr deren Gelder. Die eingehenden Geldsummen werden nämlich von den Erbauern irgend einer grossen Eisenbahn durch die (einen Monat im Jahre) „blühenden Fluren“ der den ganzen Rest des Jahres dürren und unwirthlichen Steppe dazu verwendet, die Zinsen der Aktien des Unternehmens sehr prompt zu zahlen, gleichzeitig dasselbe in den rosigsten Farben auszumalen, und zur so überaus sicheren Kapitalanlage einzuladen,

wobei, um ängstliche Gemüther irre zu führen, besonders hervorgehoben wird, dass der Zinsertrag der betreffenden z. B. der Memphis und El-Paso Eisenbahn von der Legislatur irgend eines Staates z. B. von Texas, gesetzlich garantirt sei. Nobel und sicher auftretende, in mehr als fürstlichem Style lebende Agenten, Weltmänner, mitunter sogar Generalmajore und berühmte Grössen, werden in die Hauptstädte der alten Welt als Bevollmächtigte geschickt, um unter dem ungeheuren Andrange der Kapitalisten, die diese werthvollen, gesicherten Aktien zu besitzen wünschen, diejenigen auszuwählen, die der Ehre gerupft zu werden am würdigsten sind. Die Aktien gehen reissend ab, die Kapitalien fliessen in die Hände der Gründer und werden nicht etwa gestohlen, — bei Leibe nicht, mit gemeinem Diebstahle befassen sich anständige Leute nicht, — sondern auf ehrliche, gesetzlich unanfechtbare Weise verdient. Die Herren Gründer gründen nämlich, sobald Gelder einlaufen, eine Baugesellschaft, die sie um dem Dinge ein Ansehen zu geben, „Credit mobilier des Etats-Unis“ oder mit sonst einem anderen nobel, d. h. ausländisch klingenden Namen taufen. Mit dieser Baugesellschaft schliesen sie die nöthigen Contrakte nach den Principien der erhabenen und rentirenden mathematischen Wissenschaft ab, die ich schon in zwei Fällen zu erklären Gelegenheit genommen. Das Contrahiren dauert so lange, bis keine Aktien mehr verkauft werden, d. h. keine Gelder mehr einlaufen. Dann hört die Gesellschaft natürlich auf Zinsen oder sonstige Schulden zu bezahlen. Der Credit Mobilier der gewöhnlich noch bedeutende Restforderungen auf Grund seiner Contrakte in Händen hat, klagt auf Bezahlung, die Eisenbahn wird verurtheilt, in gerichtlichem Verkaufe versteigert (häufig an die Credit Mobilier Gesellschaft für den Betrag ihrer unerledigten Forderungen), und die glücklichen Aktienbesitzer sind in der Lage, ein Bündel alter Papiere an den nächsten Gewürzkrämer abzulassen.

In wie bedeutender Ausdehnung diese Sorte Spekulation betrieben wird, zeigt die Thatsache, dass gegenwärtig ein Aktienbetrag, von 300 bis 450 Millionen Dollars, in einer derartigen Lage sich befindet. Hierin sind die grossen Ueberlandbahnen, die hauptsächlich den Vereinigten Staaten-Schatz selbst um beiläufig 53 Millionen geplündert haben, nicht mit einbegriffen.

Ueberhaupt ist es in den meisten Eisenbahnverwaltungen, wie in anderen Aktien-Gesellschaften dahin gekommen, dass der grosse Haufen der gewöhnlichen Aktienbesitzer der Clique gegenüber, welche die geschäftliche Leitung in Händen hat, beinahe gänzlich wehrlos dasteht. Und wenn die leitenden Cliquen nicht immer so rücksichtslos mit den Aktieninhabern umspringen, wie es Jim Fisk und Jay Gould mit der New-York- und Erie-

Eisenbahn gethan, so liegt der Unterschied doch mehr in der Art der Plünderung als in deren Wesen. In der Regel bestreben sich nur jene Verwaltungen, ihre Aktionäre zufrieden zu stellen, die auf eine zukünftige Ausgabe von Aktien oder auf Anleihen Rücksicht nehmen. Aber in jedem einzelnen Falle bietet das angeführte Contraktsystem den Verwaltungen die Mittel, die Aktionäre nach Belieben zu plündern. Und so lange die öffentliche Meinung auf solche Weise erworbene Vermögen eben so sehr respektirt wie die Früchte ehrlicher Arbeit, ist eine Abhilfe gar nicht denkbar. Denn keine Form und kein System von Gesetzen und Vorschriften kann gegen solche Betrügereien Schutz gewähren, wenn Alle, welchen deren Vollziehung obliegt, sobald sie nur untereinander bekannt geworden, einen vertrauten Bund eingehen, zum Zweck mittelst Umgehung der Gesetze Alles zu „machen“, was gemacht werden kann.

In die gleiche Kategorie gehören die Bergwerksschwindeleien, die im fernen Westen noch durch das beliebte „Salzen“ eine andere Phase darbieten. Unter „Salzen“ versteht man nämlich ein mehr oder minder geschicktes Einstreuen von werthvollem Erze oder Edelmetall in eine sonst werthlose Grube, um dieselbe gemäss der sich aus einer oberflächlichen Untersuchung ergebenden Werthschätzung zu verkaufen. Mehrere Silberminen im Utah-Territorium sind auf diese Weise berühmt geworden, darunter die Emma-Mine, deren Aktien besonders in England reissenden Absatz fanden, weil der Gesandte der Republik am Hofe von St. James, Robert Schenk sich ihre Empfehlung höchlichst angelegen sein liess. Bei einem in Detroit verhandelten Processe stellte sich der folgende *modus procedendi* heraus:

Der Käufer einer dieser Minen, ein Capitalist Namens Ward, hatte Sachverständige zur Prüfung nach Utah geschickt. Diese durchforschten die Gänge und Schachte des betreffenden Bergwerks, und brachen hier und da einzelne Stücke Erz los, um sie auf ihren Silbergehalt zu prüfen. Auf die freundliche Einladung ihrer Begleiter steckten sie dieses Erz in Säcke, die sie an verschiedenen Stellen liegen liessen, um sie erst bei ihrer Rückkehr mitnehmen zu lassen. Hätten sie sich herabgelassen, sich selbst damit zu beschweren, so wäre dem Herrn Ward wahrscheinlich eine Million Dollars erspart geblieben. Denn sobald Jene den Säcken den Rücken gewandt, wurden die Erzproben sofort gegen bereit gehaltenes, ungewöhnlich reiches Silbererz umgetauscht. Jene nahmen, als sie aus der Mine wieder an's Tageslicht traten, ihre Säcke mit den Proben an sich, analysirten sie, fanden einen erstaunlich reichen Silbergehalt und berichteten demgemäss. Herr Ward hatte nichts Eiligeres zu thun, als die Mine zu dem gefor-

derten Preise anzukaufen, und kam erst später zu der Erkenntniss, dass Etwas nicht mit rechten Dingen zugegangen sein müsse.

Die Entdeckung der grossartigen Diamantenfelder in den noch gänzlich unbekannten rauhen Wildnissen des westlichen Colorado war ebenfalls ein solches im grössten Style angelegtes Unternehmen, das seinen Gründern höchst wahrscheinlich Millionen eingetragen hätte, wäre nicht zufällig an die Oeffentlichkeit gelangt, dass kurze Zeit vorher bei Händlern in London und Paris sehr bedeutende Ankäufe roher Edelsteine gemacht worden seien. Das Publikum, durch seinen „Reinfall“ bei Gelegenheit der Emma Mine gewitzigt, ward scheu, und die Unternehmer mussten sich anstatt der erwarteten Millionen, mit den bis dahin erzielten Hunderttausenden begnügen.

Es ermüdet, aus der beinahe unbegrenzten Anzahl vorliegender Corruptionsfälle noch weitere Einzelnheiten hier anzuführen, zumal als an und für sich eine Reihe einzelner Schwindelfälle immer noch kein Beweis eines wirklichen Verfalles der betreffenden Nation bildet. Es gehen und gingen besonders in den letzten Jahren ähnliche Schwindeleien wohl in vielen Ländern Europa's vor sich. Aber was nicht überall gefunden werden kann, ist die gänzliche Unfähigkeit — gleichviel aus welchen Gründen — der Behörden, die Schwindler zur Verantwortung zu ziehen, und den Betrogenen Recht und Entschädigung zu verschaffen, es ist die gänzliche Ohnmacht des Publikums, auf die ihre Pflicht verletzenden Behörden irgend welchen nachhaltigen moralischen Druck auszuüben; es ist das gänzliche Schwinden der Idee, dass derartige Betrügereien auf den Schwindler Schande oder Schmach häufen, kurz, es ist die gänzliche Zerstörung aller Schranken, die sich der Corruption und ihrem ferneren Umsichgreifen entgegenzustellen geeignet sind. Dieser Zustand spricht sich darin aus, dass der erfolgreiche Gauner sich einer Achtung erfreut, die im direkten Verhältnisse zu dem von ihm ergatterten Capitale steht, einer Achtung, die eben so gross wie jene die dem gleich wohlhabenden und grösser als die, welche dem ärmeren, ehrlichen Manne gezollt wird. *Make money, honestly, if you can, but make it anyhow* [1]) „Mache Geld, ehrlich, wenn du kannst, aber versäume nicht es auf irgend eine Weise zu machen!“ ist der Grundsatz, der alle moralischen Principien, alle Begriffe von Ehrlichkeit und Recht ersetzt und über den Haufen geworfen hat. Und geachtet wird nur, wer in dessen Anwendung erfolgreich ist.

1) Eine Variante dieses Spruches kleidet sich in die Empfehlung eines Vaters an seinen Sohn: *Make money, my son; make it honestly if you can; if not, make money, my son.*

Die politischen Zustände im Süden.

Wenn in einem früheren Abschnitte davon die Rede war, dass die eine Hälfte des Landes sich seit dem und wohl auch in Folge des zum Besten der Principien geführten Krieges mit grösster Schnelligkeit haitisch-mexikanischen Zuständen nähere, — eine für sehr Viele höchst unliebsame Bemerkung — so hat sofort Jedermann, sogar Jene, die sich getroffen fühlten, erkannt, welche Hälfte des Landes gemeint ist. Es ist dies jener Theil des Vereinigten Staaten-Gebietes, in dem das „Ausschneiden des Krebsübels der Negersklaverei“ durch die Anwendung roher Gewalt bewerkstelligt, unser bisher unterdrückter afrikanischer Mitbruder zum „Gleichberechtigten“ und „freien Bürger“ der Republik erhoben ward, und dieser „Fortschritt von gewaltiger Grösse“ nunmehr seine Früchte zu tragen beginnt. Diese Früchte sind die nämlichen wie in den britisch-westindischen Colonien, wo ehemals reiche, blühende und productive Länder der Verarmung preisgegeben sind, die nämlichen wie in Mexico und den meisten spanisch-indianischen Republiken Mittel- und Südamerika's, wo fortwährende Anarchie und Bürgerkriege an der Tagesordnung sind, die nämlichen endlich wie auf Haïti, der ehemaligen Perle der Antillen, wo in einem von der Natur mit allen Reizen der Tropen in verschwenderischer Fülle ausgestatteten Lande jeder Rest von Cultur, wie die Weissen sie geschaffen, vernichtet wurde, um der freien und vollen Entfaltung echt afrikanischer Sitten und Gesellschaftszustände Platz zu machen. Ueber diese Resultate können jedoch nur jene Philanthropen in Erstaunen gerathen, welche in der Einbildung leben, die Natur werde auf ihr einfaches Geheiss sich beeilen, den Unterschied zwischen Schwarz und Weiss zu beseitigen.

Bietet schon die Schilderung der allgemeinen Verwaltungszustände das Bild grenzenloser Verwirrung dar, so werden diese doch noch von den Zuständen in Schatten gestellt, worunter gegenwärtig der von Natur so gesegnete Süden seufzt. Ist auch im Norden die Beamten-Verantwortlichkeit beinahe zur Mythe geworden, so beherrscht doch die dortigen Politiker immer noch eine gewisse Furcht, ihr Amtstermin möchte, im Falle sie es gar zu arg trieben, ein schnelleres Ende finden, als ihnen lieb. Ja, bei ganz besonders frecher Verletzung des Volksinteresses könnte wohl das Volk selbst sich erheben und an dem betref-

fenden Uebelthäter unmittelbare Vergeltung zuzuwenden versuchen. Diese heilsame Furcht hält sie immerhin in gewissen Schranken, die allerdings in verschiedenen Gegenden sich fortwährend weiter ausdehnen. In den Lokalverwaltungen kleinerer Landgemeinden, wo jeder Nachbar den Nachbar kennt, genügen sie, um eine gewisse Ehrlichkeit aufrecht zu erhalten; in grösseren Städten dagegen sind sie schon sehr hinfällig, und in New-York z. B., wo die irische Bevölkerung allein numerisch hinreicht, um ihre Häuptlinge beinahe immer wieder zu erwählen, sind sie gänzlich geschwunden.

Jede Spur dieser Schranken scheint hingegen gefallen in dem eroberten Süden. Unter dem Schutze der Bundesmacht nehmen dort die Beamten nicht nur gar keine Rücksicht auf die Interessen, Wünsche und Ansichten der unterworfenen Rebellen, sondern fassen im Gegentheil die leiseste Gesinnungsäusserung als Widerspenstigkeit auf, die sie durch erhöhte Plünderung bestrafen. Muss im Norden der Kandidat für ein Amt die Reputation wenigstens eines nicht ganz und gar vollendeten Schurken haben, so kommt es in den Südstaaten blos darauf an, Ueberredungsgabe zu besitzen, um sich der Negerbevölkerung als ein von aufrichtigster Bruderliebe für seine schwarzen Mitmenschen und tiefstem Abscheu gegen die ehemaligen Sklavenhalter und deren Freunde (d. h. gegen die dort lebenden Weissen insgesammt) erfüllter Vorkämpfer ihrer (der Neger) Freiheit vorzustellen und anzuempfehlen. Gelingt dies, so ist die Erwählung ziemlich sicher. Dieses Geschäft des Fraternisirens mit dem rohen, unwissenden und schmutzigen Neger, der dem Weissen instinctiv mindestens unangenehm ist, erheischt aber eine derartige Ueberwindung aller natürlichen Regungen des Ekels und Abscheu's, dass sich sogar unter der hungrigen Meute der Stellenjäger nur sehr wenige, völlig abgestumpfte Individuen dazu hergeben, zumal sie in Folge ihrer Stellung von jedem Umgange mit den Weissen ganz und gar abgeschnitten sind.

Wahrscheinlich werden die modernen Gleichheitsfanatiker über die gesammte weisse Bevölkerung des Südens ob dieses Negerhasses den Stab brechen und sie als moralische Ungeheuer darstellen, deren Kopf unter der Guillotine der Humanität zu fallen verdiente. So viel steht indess fest, dass die Folgen dieser Racen-Antipathie erst dann aus der Welt zu schaffen sein werden, wenn ihre Ursache verschwunden ist, mit andern Worten, wenn es im Süden keine Farbigen oder keine Weissen mehr gibt. Letztere bezeigen vorläufig noch keine Lust, sich von dem Scharfrichter der Humanitätsidee abschlachten zu lassen, ohne sich gehörig zur Wehre zu setzen, und damit ist eben der Conflict gegeben, worin schliesslich, wie in jedem anderen Kampfe nicht was die eine

oder die andere Partei als „Recht" ansieht, sondern der Stärkere den Sieg davontragen wird. Eine der Waffen in diesem Kampfe um's Dasein ist nun der sociale Ostracismus, den die weisse Bevölkerung des Südens gegen Solche ausübt, denen es (ob aus wahrem Glauben an die Gleichberechtigung oder aus blosser Plünderungssucht, ist gleich) beliebt, sich zu den Schildträgern und Anführern der farbigen Bevölkerung zu machen. Wer diesem Ostracismus und seinen Unbehaglichkeiten dennoch trotzt, muss also entweder durch die Stärke seines „Humanitäts"-Fanatismus oder seine Gier nach Beute dazu bewogen werden. Mögen solche Leute das Eine oder das Andere, d. h. mögen sie ganz besonders auf Raub und Plünderung erpichte, heuchlerische Schurken oder fanatische Gleichheitsapostel sein, in beiden Fällen ist es unausbleiblich, dass sie von tiefem Hasse gegen die sie verachtende weisse Bevölkerung erfüllt sind. Und eine natürliche Folge hiervon ist es wiederum, dass sie jede Gelegenheit, die weisse Bevölkerung mit ausnehmender Niederträchtigkeit zu behandeln, mit der rachsüchtigen Wollust des Hasses ergreifen und ausbeuten. Kein Gefühl der Furcht vermag ihren Ausschreitungen in dieser Hinsicht Zügel anzulegen, da auf jedes Anzeichen einer Missbilligung ihrer Amtsführung sofort die Bundestruppen herbeieilen, um die noch unter der Asche glimmende Gluth der Rebellion durch Zubodentreten der moralischen Ungeheuer, denen der Zufall eine weisse Haut gegeben, zu ersticken.

Welche Klasse unter den Kandidaten für die von den Negern zu vergebenden Aemter am zahlreichsten, ob die extremen Fanatiker oder die beutegierigsten Abenteurer, möge folgende ausführliche und offenbar Sachkenntniss verrathende, dem „New-York Herald" entnommene Schilderung einiger Magnaten der Regierung, die den Staat Süd-Carolina gegenwärtig beglückt, andeuten:

Columbia, S. C., Oktob. 13, 1874.

„. . . . Hier ist die Hauptstadt des Staates, in der am Ende des letzten Krieges die Armee des General Sherman über achtzig Häusergevierte und mehr als 1300 Wohnhäuser niederbrannte. Sie ist wieder aus dem Boden emporgewachsen, doch mit einer verschiedenen Einwohnerschaft. Die sehr breite Hauptstrasse *Main Street*, die gleich allen anderen Strassen dieser Stadt jenen Washington's an Breite sich gleichstellt, ist glänzender aufgebaut als vorher . . . .

„Hier steht die Universität von Süd-Carolina, gegründet im Jahre 1801, in der beinahe alle Gouverneure und bedeutenden Männer des Staates erzogen worden. Ihre Mauern sehen fast besser aus, als ehedem, aber der lebende Inhalt des Gebäudes besteht nahezu ausschliesslich aus Negern. Ein eisernes Geschick hat eine Institution, die 27000 Dollars jährlich aus dem öffent-

lichen Schatze bezicht, dazu verdammt, Jedem, der an seine Thüren klopft, dieselbe zu öffnen. Als die Gesetzgebung der neuen Zeit sie den Negern öffneten, entbrannten die alten Lehrer, arm wie sie waren, in Unwillen ob ihres verletzten Kastenstolzes. Sie rissen, wie Richter Mr. Grath, das Gewand ihrer Würde von ihrem Körper, und gingen hinweg von dem schützenden Dache der Alma Mater, aber nichtsdestoweniger strömte die neue, mahagonifarbene Generation hinein. Jetzt sind in der obersten Klasse zwei Schüler, und in der ganzen Schule ungefähr ein Hundert; die darunter befindlichen Weissen sind hauptsächlich „Sandhügler“ und die Söhne der Lehrer. („Sandhügler“ werden jene Weissen genannt, die in den entfernten, gebirgigen Gegenden Süd-Carolina's auf dem Grund und Boden sich ansässig gemacht, der für die Plantagen-Kultur zu arm ist.)

„An der Hauptstrasse, nahe dem grossen, neuen Rathhause mit seinen noch unvollendeten Kuppeln, ist ein hohes Backstein-Gebäude, mit einem Thürmchen, welches den Namen *Parker's hall* trägt. Es kostet wahrscheinlich 30,000 Dollars, und die Bürger lesen den Namen gewöhnlich *Parker's haul* (Parker's Fang.) Dieser Bursche Parker, der gegenwärtig vorgibt mittellos zu sein, war Eines der drei Mitglieder des Schatzamtsrathes. Seine Genossen waren Scott und Chamberlaine. Wie die Mehrheit der Burschen seines Schlages, ist er von Massachusetts, und dieser Staat theilt mit Pennsylvania und Süd-Carolina die Ehre der Geburtsort des würdigen Trio zu sein.

„Parker war zur Zeit seiner Ernennung Besitzer einer Schnapskneipe in Charleston und einer von den Dreien, welche die Notencirkulation der alten Staatsbank von Südcarolina zu revidiren hatten, als man erfahren wollte, wie viele Schuldscheine auszugeben wären, um jene einzulösen. Ein gewisser Terry, der ebenfalls hier in einem schönen Hause lebt, brachte im Verein mit den Spekulanten Marsch und Parsons die ausstehenden Noten in seinen Besitz und verklagte darauf den Staat auf volle Bezahlung. Parker zählte aus einer halben Million, der Totalsumme der jemals ausgegebenen Noten, Eine und eine Viertel Million heraus. Darauf gaben er und seine Gesellschaft als Staatsbevollmächtigte anstatt für 500'000, wie sich gehört hätte, oder für 1,258,000 wie die falsche Zählung angab, für 1,590,000 Dollars Staatsschuldscheine aus. Das heisst, sie berechneten den Unternehmern, welche die Noten zusammengebracht hatten, eine Provision von 200 Procent für ihre Dienste beim Einlösen, und liessen den Staat die ganze Summe bezahlen. Crews, einer der edlen Drei, denen das Zählen der Noten oblag, stahl für 30,000 Dollars Scheine, und hinterlegte sie bei einer Bank als Deckung einer

Anleihe, die er kontrahirte. Einbrecher beraubten die Bank, und stahlen die nämlichen Banknoten. Und als die Bank Herrn Crews später auf Rückzahlung des Anlehens klagte, wandte er ein, er sei zur Bezahlung nicht verpflichtet, weil er diese (von ihm gestohlenen) Noten als Kaution hinterlegt hätte. Job Stevenson, ein Congressmitglied von Ohio, suchte diese Sache in den Hallen der nationalen Gesetzgebung zu beschönigen.

„Als Parker nach Columbia kam, besass er nicht Geld genug, um seine Kost zu bezahlen, und sein Anzug war schmierig und abgerissen.

„Der gegenwärtige Südcarolina-Ring besteht aus Sam Melton, einem Eingebornen des Staates; aus D. M. Chamberlaine, seinem Geschäftscompagnon als Rechtsanwalt, und dem gescheidtesten Kopf der Gesellschaft; aus dem Vereinigten Staaten Senator Patterson, der den Ring bei der Centralregierung vertritt; aus Hardy Solomon, einem Hebräer, der als Bankier und Geldmann, und aus Puffer, der als Lobbyist fungirt, ferner aus Whittemore, Meister in der Gesetzgebung, und aus Leslie, dem Burschen für Alles.

„Sam Melton, gegenwärtig Generalanwalt des Staates, war ein armer Weisser aus Südcarolina, Einer von drei Brüdern, die sämmtlich in der Rebellenarmee dienten, und Einer der Wenigen aus dieser Armee, die nach Ende des Krieges politische Renegaten wurden. Seine Ausbildung empfing er an hiesiger Universität. Er hatte den Rang eines Obersten und diente in der Generaladjutantur des conföderirten Kriegsministeriums zu Richmond, wo er wegen seiner Energie grossen Einfluss besass. Man klagt ihn nicht an, Schlimmeres gethan zu haben, als mitunter die Interessen des Staates nicht recht zu vertheidigen, wie z. B. in dem Falle mit dem Hause Morton, Bliss und Co. Diese besassen ungesetzlich ausgegebene Staatsschuldscheine; die für ihre Ausgabe vorgeschriebene Zeit war nämlich längst abgelaufen. Als die Bankiers klagbar wurden, unterliess es Melton, diesen Einwand zu erheben, und das Obergericht befahl, dass der Betrag der Schuldscheine durch Steuern erhoben und bezahlt werden sollte. Da die Gesetzgebung vorher dem Staatsrechnungsführer anbefohlen hatte, die besagten Schuldscheine nicht anzuerkennen, so gab die Entscheidung des obersten Gerichtshofes Grund zur Vermuthnng, die Richter seien bestochen gewesen. Tim Hurley, der Häuptling der Lobby, behauptete geradezu der alte Moses (Oberrichter des obersten Gerichtshofes und Vater des Gouverneurs Moses) hätte 5000 Dollars erhalten, um sein Urtheil günstig zu stimmen.

„Melton war vordem Richter, und in der Mordaffaire verwickelt, wobei der junge Caldwell, der Schwager des Vereinigten

Staaten Senators Robertsons, das Leben einbüsste. Melton hatte nämlich geäussert, ein anderer Rebell, Montgomery sei ein Corruptionist. Dieser erwiderte, dass er Melton noch zu viel Ehre anthue, wenn er ihn nur einen Lügner und Hallunken nenne. Bald darauf traf Melton Montgomery in einem Restaurant und griff ihn mit Schlägen an. Einer von Montgomery's Freunden, Namens Tupper, zog seinen Revolver, schoss und traf Caldwell, der zufälligerweise in Begleitung Melton's sich befand. Bei derselben Gelegenheit wurde noch ein anderer Pflanzer, Morgan, in den Rücken geschossen.

„Dies der einzige Kampf, der sich unter den Politikern zugetragen hat, mit Ausnahme des Falles in dem R. B. Elliott einen Irischen Politiker mit der Reitpeitsche züchtigte, weil dieser brieflich seine Frau zu einem Rendez-vous eingeladen hatte.

„Dieser König Congo, Elliott, wohnt in einem schönen, weissen, von Blumengeländern umgebenen und mit einem Mansardendache versehenen Landhäuschen, (*Cottage*) im besten Viertel der Stadt. Er hat einen hübschen Platz, und sein Hof ist angefüllt mit grünen Reben und Ranken, Magnolias und anderen Schmuckpflanzen. Er ist einer der gebildetsten Neger im Lande, zugleich ein Mensch der vollständig und auf die kaltblütigste Weise käuflich ist. Jedermann gibt zu, dass er Talent besitze, und er versteht ausgezeichnet, — sogar aus dem Stegreife, — zu sprechen. Aber er ist extravagant, ohne ächten Charakterstolz, obwohl von übermässiger Eitelkeit. Wenn er gegenwärtig nicht an Stelle Patterson's im Vereinigten Staaten Senate sitzt, so hat dies seinen Grund darin, dass er im Stande gewesen, dem Letzteren Bestechlichkeit nachzuweisen, und ihn dadurch zwang, ihm seine Aussichten im Wahlkampfe für eine gute, runde Summe abzukaufen. Er hasst übrigens von Herzen die Weissen ihrer früheren Oberherrschaft halber, und wäre der gefährlichste Neger in Amerika, vermöchte er die volle Gunst seiner schwarzen Wähler zu erwerben, deren Sklaverei er nie getheilt hat. Denn, weil in Massachusetts geboren, war Elliott stets frei; er erhielt auf der Schule zu Eton, eine so ausgezeichnete Erziehung, wie wenige Weisse. Später studirte er die Rechtswissenschaft. Er ist von reinem afrikanischen Blute, ganz dunkler Hautfarbe, hat einen schlürfenden Gang, ist eitel auf seine Kleidung, nicht zutraulich, und besitzt den eigenthümlichen Eigendünkel der Bostoner. Chamberlaine hat ihn zum Vorsitzenden des Centralwahlausschusses gemacht, in welcher Stellung er sich als ein ziemlich guter Organisator bewährte. Er steckt tief in Schulden, und sein Haus ist auf den Namen seiner Frau eingetragen. Diese glänzte ehemals in Columbia als eine niedliche, rosig angehauchte, halbe Mulattin unter dem Namen Nany Fat. Seitdem die lockeren Verbindungen der Sklavenzeit aufgehört, ist

sie eine ziemlich gute Hausfrau geworden, abgesehen von einigen gelegentlichen kleinen Eifersuchtsanfällen, die jedoch auf Gegenseitigkeit beruhen.

„Der Hafenzolleinnehmer Worthington zu Charleston ist jener Bundes-Beamte, der beharrlich seinen Einfluss zu Gunsten des Ringes geltend macht. „Worthington“ sagte der frühere Gouverneur Scott zu mir, ist ein politischer Aasgeier, der seine Raubzüge über dieses ganze Land ausdehnt. Ein geborener Maryländer, zog er nach Californien, das Vigilanz-Comité von San Francisco aber jagte Leute seines Schlages fort, und er ging nach Nevada, dem Auswurfsgebiete Californien's. Dort ward er Kumpan des alten Jim Nye, und als diesen der Einfluss der Central Pacific Eisenbahncompagnie in den Vereinigten Staaten Senat geschickt, um dort Handlangerdienste für sie zu verrichten, verschaffte er seinem Freunde Worthington die Würde eines Gesandten bei der Argentinischen Republik. Wieder zurückgekehrt und ohne einen Heller in der Tasche, traf er in Cincinnati mit Hoge zusammen, der jetzt Oberrechnungsführer ist, und bat denselben, ihn als Compagnon in seine Rechtsanwaltsfirma aufzunehmen. Sie zogen beide hieher. Als Patterson nach Aas lüstern, in seinem Geierfluge hieher kam, fand Worthington an ihm den einzigen Mann, dem er ein würdiger und nützlicher Genosse sein konnte, und als Jener Vereinigter Staaten Senator für Südcarolina wurde, machte er durch seinen Einfluss auf den Präsidenten seinen Kameraden zum Zolleinnehmer des Hafens von Charleston. In dieser Stellung arbeitet er mit Bowen und Butz zusammen, erregt den Abscheu und Zorn der Bürger, und macht aus der republikanischen Partei eine Bande des Schreckens.

„Einer der erfolgreichsten Abenteurer im Staate ist Nagle, der irgendwo in den armen Gebirgsgegenden Nord-Carolina's geboren, hieher kam und zum Staats Rechnungsführer *(Comptroller)* gewählt ward. Drei verschiedene Wohnungen zeigt man in Columbia, die er nach einander inne hatte, die erste eine kleine, höhlenartige Hütte, worin seine Frau in eigener Person Wäsche wusch. Nagle's zweite Wohnung und erstes Besitzthum war ein gelbes *Frame Cottage* (ein von Brettern gebautes Wohnhaus in halbländlichen Villenstyle) das ungefähr 4000 Dollars gekostet haben mag. Jetzt ist er Inhaber des prächtigen Hauses und der Parkanlagen des früheren conföderirten Generals Blanton Duncan, desselben Hauses, welches Sherman als Hauptquartier benützte. Dort lebt der spitzbübische Hinterwäldler in nobler Manier, ausgenommen, wenn er mitunter, von dem aufheiternden flüssigen Extrakte des Kornes erregt, in kriegerische und blutdürstige Stimmung geräth, und, wie vor Kurzem, zum Ziele seiner Schiessübungen das Haus seines Nachbars erwählt. Uebrigens wird

Nagle's, durch Raub und Diebstahl erworbener Reichthum wohl nur von kurzer Dauer sein, da er denselben zu vertrauensvoll in den Staatsschuldscheinen angelegt hat, die gar keinen Marktwerth mehr haben und kaum je wieder erlangen dürften.

„Nagle betheiligte sich mit Patterson, dem gegenwärtigen Vereinigten Staaten Senator und dem oben erwähnten Parker an dem Fusionsunternehmen der „Columbia and Greenville" mit der „Blue Ridge" Eisenbahn. Diese Bahnen, das projektirte Verbindungsglied zwischen Ost Tennessee und der Hauptstadt von Süd Carolina, sind von ungemeiner Wichtigkeit insofern, als sie in Zukunft eine direkte Verbindung zwischen dem Hafen von Charleston und den jenseits der Alleghany Gebirge (in dieser Gegend die blaue Kette „blue ridge" genannt) gelegenen Staaten des Westens herstellen sollen. Sie erstrecken sich von Columbia nach Greenville 141 (englische) Meilen und von dort 30 Meilen weiter bis nach Walhulle, nahe an der Grenze Nord-Carolina's. Diese Bahn sollte ein Theil von Tom Scott's (des Pennsylvania Eisenbahnkönigs) grossem, den ganzen Süden umfassenden Eisenbahnmonopolsystem werden, und diese Absicht führte John Patterson in den Staat, um als Führer der Lobby die Gesetzgebung zu diesem Ende zu beeinflussen. Patterson sah sich die Lage der Dinge an, gelangte aber bald zu dem Entschlusse, seinem Herrn und Meister, Scott, untreu zu werden und auf eigene Faust staatsmännische Geschäfte zu unternehmen. Als alter, in Harrisburg (der Staatshauptstadt von Pennsylvanien) zur Vollendung ausgebildeter Lobbyist, kannte er alle Schliche und Kniffe seines Berufes; Erfahrung und Selbstkenntniss verschafften ihm die Ueberzeugung, dass bei den Politikern überhaupt keine Ehrlichkeit zu finden sei. So organisirte er denn die einflussreichsten, auf dem Schlachtfelde anwesenden Mächte zu einer engen Verbrüderung mit folgendem Plan: in erster Linie suchten sie einen wesentlichen Theil der in Privathänden befindlichen Aktien dieser Eisenbahnen an sich zu bringen, dann wollten sie sich, Dank ihrem Einflusse in der Gesetzgebung, der dem Staate gehörigen Aktien bemächtigen, und sobald auf solche Weise eine Mehrheit sämmtlicher Aktien in ihren Besitz, die ganze Verwaltung der Bahnen umstürzen, um schliesslich der absichtlich zu Grunde gerichteten Bahn mit Staatshülfe wieder auf die Beine zu helfen.

„So gingen sie denn an's Werk. Zuerst vertheilten sie die erhoffte Beute, gerade als ob sie sie schon hätten, unter sich in Antheilen von je 20000 Dollars, und brachten in diesem Verhältnisse das vorerst nöthige Geld auf. Damit kauften sie die ungemein entwertheten Aktien auf. Aber ihr Plan blieb nicht ganz verborgen, und es gelang ihnen nicht, die Mehrzahl der Aktien an sich zu bringen. Sie machten desshalb ein Gesetz, welches sechs

Personen, die Weissen Nagle, Parker, Chamberlaine und Scott dann die Neger Raina und Whipper als Auschuss ermächtigte, die dem Staate gehörigen Aktien entweder öffentlich oder unter der Hand zu verkaufen. Von diesem Ausschusse kauften sie durch, Vermittelung ihres New-Yorker Bankiers, H. H. Kingston, eines Schulkameraden von Chamberlaine, für mehrere hundertausend Dollars Aktien, zu 2,75 Dollars per Stück. Die Aktie repräsentirte einen Nominalwerth von fünfzig Dollars und galt im Verkehre 5 Dollars. Als sie solchergestalt die Mehrheit der Aktien besassen, veranlassten sie die gesetzgebende Versammlung, auf eine Hypothek von 6 Millionen, die zur Sicherung eines Anlehens von vier Millionen auf der Bahn haftete, Namens des Staates Verzicht zu leisten. Nun wurde natürlich alles, was disponibel, bei Seite gebracht oder Privatgläubigern als Sicherheit verschrieben. Die Eisenbahn machte Bankerott, und das Anlehen des Staates Süd-Carolina im Betrage von vier Millionen war endgültig getilgt.

„Aber damit war das Spiel nicht zu Ende. Patterson und Co. erhielten nunmehr von der Gesetzgebung Erlaubniss (um der Bahn wieder auf die Beine zu helfen) für 1,800,000 Dollars Schuldanweisungen auf kurze Zahlungsfrist auszugeben, welche — so weit ging die Legislatur in ihrem glühenden Interesse für Handel und Verkehr — bei Bezahlung der Staatssteuern zu vollem Nennwerthe angenommen werden sollten. Das Publikum ging auch richtig in die Falle und war im besten Zuge, mit diesen Anweisungen seine Staatssteuern zu bezahlen, als — das Obergericht den ganzen Vorgang für betrügerisch erklärte. Dieser Urtheilsspruch nöthigte die Steuerzahler ihre Steuern in gutem Gelde zu entrichten, und überliess ihnen die Schuldanweisungen der Columbia und Greenville Eisenbahn zu beliebiger Verwendung.

„Auf diese sinnreiche und schöne Weise machte der Ring ein ganz nettes Geschäftchen. Denn die schwarzen Mitbrüder in der Gesetzgebung waren nicht eben gar zu theuer in der Taxirung ihrer Stimme bei jedem der nöthigen Gesetze. Und zum Lohne für die verschiedenen Provisionen und Gratificationen, die sie Patterson und Co. verdankten, machten sie ihn zu ihrem Vertreter im Vereinigten Staaten Senate. Dort sitzt er noch gegenwärtig und vertheilt mit dem Präsidenten gemeinschaftlich die Bundesämter, die im Staate Süd-Carolina zu vergeben sind, an seine getreuen Gehilfen und Gesinnungsgenossen.

„Whipper, Eines der sechs Mitglieder jenes Ausschusses, ist ein nördlicher Neger, der mit diesen und ähnlichen Geschäften als Staatsgesetzgeber 70,000 Dollars gemacht hatte. Eines schönen Tages jedoch gerieth er in die Gesellschaft eines im Staate einheimischen Negers Namens Minort, der ihn überredete, mit ihm in ein Restaurant zu gehen und ein kleines Kartenspiel zu

machen. Die Beiden spielten wirklich die ganze Nacht, und als der nächste Morgen graute, waren die Baustellen, Häuser, Aktien, und das baare Geld des „Ehrenwerthen“ Herrn Whipper das Eigenthum seines farbigen Mitbruders.

„Der glückliche Herr Minort ist nun natürlich ein sehr achtungswerther Gentleman und benützt gegenwärtig sein wohlerworbenes Ansehen, um selbst als Candidat für den Staatssenat in der Stadt Columbia aufzutreten. Sein Gegner, ein gewisser Beverly Nash, ebenfalls ein echter Afrikaner, ist eines der zahlreichen urwüchsigen Genies der eingebornen schwarzen Partei, und fähig, eine auf sein Publikum kräftig einwirkende Rede zu halten. Gross und stramm gewachsen, pflegte er in früheren Zeiten in den Gasthäusern als Stiefelwichser zu glänzen. Sein besonderes Talent besteht in kräftigen Redewendungen und in Karrikatur.

„Der Preis, wofür die „Vertreter“ des „Volkes“ ihre Stimmen verkaufen, steht hier niedriger, denn sonstwo in den Vereinigten Staaten. Der obenerwähnte Compagnon des Zolleinnehmers Worthington, Hoge, gegenwärtig Rechnungsführer *(Comptroller)* des Staates, candidirt jetzt im dritten Distrikte für den nationalen Congress. Es wird mir von glaubwürdiger Seite versichert, dass er seine Nomination als solcher von der Convention für nur 500 Dollars erkaufte. Im zweiten Distrikt ist der Advokat Butz Congresscandidat, ein Spiessgeselle Worthingtons, und der nämliche Patron, der in Washington wegen Verleitung von Schulkindern zur Unzucht processirt wurde. Drei andere Congresscandidaten sind rohe, gänzlich ungebildete Neger, Namens Beamine, Smalls und Ransier. Der einzige Candidat der weissen Partei, der eine entfernte Aussicht auf Erwählung haben mag, ist der ehemalige conföderirte Generalmajor Kershaw, der im fünften Distrikte läuft.“

Hiermit schliesst der Correspondent des „Newyork Herald“ seine interessante Schilderung der edlen Brüderschaft, die sich vom Fette und Fleische des zu Boden getretenen Staates mästet. Er hat übrigens sein Thema durchaus nicht erschöpft. Gar nicht erwähnt ist z. B. Seine Excellenz der würdige Gouverneur des Staates, der sich im Schlamm jeder Art von Corruption mit solcher Wollust herumwälzte, dass sogar — man höre und staune — die eben gezeichnete Bande sich seiner schämte, und ihm im vorjährigen Herbste die Wiederernennung zum Gouverneur verweigerte. Dieser würdige Herr Moses zeichnete sich durch eine rührende Nächstenliebe aus, die er bekundete, indem er die verurtheilten Verbrecher jeglicher Sorte begnadigte. Der Erzeuger dieses Ausbundes von Menschenfreundlichkeit, Moses senior, ist Oberrichter des höchsten Gerichtshofes im Staate, und ein Correspondent der „Newyork Tribune“ berichtet über ihn: „dass er in jedem Streit-

falle das Recht immer auf der Seite zu finden vermag, auf welcher sein Sohn persönliches Interesse hat."

Da in Süd-Carolina das Negerelement ungefähr drei Fünftel der Bevölkerung, und somit eine nicht zu überwältigende Mehrheit bildet, so fühlt sich die Räuberbande in ihrer Herrschaft ganz sicher, und plündert nach Herzenslust, so lange noch Etwas zu plündern da ist. Allerdings schwindet der Werth des Eigenthums auf's Schnellste, und sank derselbe seit 1860 auf ein Viertel herab. Die amtlichen Angaben des Vermögenstandes, die für das Jahr 1860 einen Steuerwerth von 490,000,000 Dollars auswiesen, der jetzt auf 480,000,000 gefallen sei, sind jedoch um deswillen ganz unzuverlässig, weil hier, wie überall in den Vereinigten Staaten die Steuerschätzungen nicht auf allgemein gültigen, unwandelbaren Grundsätzen beruhen, sondern in jedem Staate, jeder Gemeinde und zu jeder verschiedenen Zeit lediglich das Belieben der betreffenden Behörde den Modus dafür feststellt. Ist eine sparsame Verwaltung am Ruder, so fällt diese Schätzung gewöhnlich niedrig aus, was den Steuerdruck erleichtert, ohne den gesetzlichen Procentsatz der Besteuerung herabsetzen zu müssen. Umgekehrt steigert eine verschwenderische Verwaltung, damit der Procentsatz der von ihr auferlegten Besteuerung nicht all zu auffällig erscheine, die Schätzung des Eigenthums nach Bedarf. Bis zum Anfange des Krieges waren die Steuern im Allgemeinen sehr gering, und lag kein wesentlicher Grund vor, andere als sehr mässige Vermögensschätzungen vorzunehmen. Meistens betrug sie, wie ich aus persönlicher Erfahrung weiss, kaum mehr als ein Viertel oder ein Drittel des wahren Werthes; gegenwärtig aber ist in den unterworfenen Staaten des Südens, die Vermögenseinschätzung bedeutend höher als der wahre Werth der Grundstücke. Thatsache ist, dass nicht blos in Süd-Carolina, sondern in den meisten Süd-Staaten, sogar in den östlichen Counties von Virginien, Plantagen, deren Durchschnittspreis vor dem Kriege von 10 bis 15 Dollars per Acker betrug, gegenwärtig zu mitunter lächerlich niedrigen Preisen, in nicht wenigen Fällen zu 25 Cents (= Eine deutsche Reichsmark) per Acker, dem Publikum angeboten werden, ohne dafür Käufer zu finden, so dass die Besitzer solcher Ländereien oft ihr ganzes liegendes Eigenthum im Stiche gelassen haben. Der Betrag solches verlassenen Grundeigenthums, das wegen Nichtbezahlung von Steuern zum öffentlichen Verkaufe kommt, ist ganz enorm, und der Ertrag der Steuerverkäufe, deckt sehr häufig nicht die rückständigen Steuern.

Folgendes Beispiel mag dieses Verhältniss verdeutlichen, obgleich es sich nicht auf Süd-Carolina, sondern auf den Staat Louisiana bezieht. Aber der Unterschied zwischen beiden Staaten ist nur der, dass die weisse Bevölkerung Süd-Carolina's schon

lange Zeit jede Hoffnung auf eine Aenderung der Zustände aufgegeben hat, während die relativ etwas zahlreicheren Weissen Louisiana's es noch der Mühe werth halten, sich wenigstens versuchsweise gegen die gänzliche Unterdrückung und Ausplünderung zur Wehr zu setzen. In den Landgemeinden Louisiana's, *Parishes* (Pfarreien) genannt, ist die sogenannte *police jury* der gesetzgebende Körper der Gemeindeverwaltung, der die nämliche Funktion dort erfüllt, wie z. B. der Magistrat oder die Stadtverordneten einer deutschen Stadt. In den meisten *Parishes* nun bestehen diese *police juries* beinahe ausschliesslich aus gänzlich unwissenden Negern, die — unfähig zu schreiben und zu lesen, — des Rechnens gar nicht zu erwähnen, — in der Regel nicht für einen Cent Eigenthum besitzen. Diese lassen sich gewöhnlich von einem jener charakterlosen Abenteurer leiten, die durch Schmuggelei und Fraternisiren Einfluss und Ansehen bei der Negerbevölkerung errungen, und zum Dank dafür von ihr in ein Amt erwählt worden sind. Nach dem Staatsgesetze nun hat die Gemeinde das Recht, einen gerade so grossen Betrag an Gemeindesteuern zu erheben als die Staatssteuern ausmachen. Letztere betrugen noch kürzlich 20 pro Mille (2 Procent) vom Schätzungswerthe des Eigenthums. Die Gemeindesteuern würden demnach den Betrag der vom Grundeigenthum jährlich zu bezahlenden Steuern auf die nicht unerhebliche Ziffer von 4 Procent erhöhen. In diesen 4 Procent ist nicht Ein Cent der an die Centralregierung der Vereinigten Staaten zu zahlenden Steuern enthalten. Da in Europa immer noch viele Leute der Meinung zu sein scheinen, das ungefähr 300 Millionen Dollars betragende Budget der Bundesregierung gebe die Totalsumme der von dem Volke der Vereinigten Staaten bezahlten Steuern an, so ist es nöthig, zu bemerken, dass die nationale Besteuerung eben nur ein Theil der Gesammtsteuerlast ist.

In Louisiana hatte sich übrigens die Kellogg-Regierung das Verdienst erworben, die Steuern von 20 auf $14^1/_2$ vom Tausend herabgesetzt zu haben, was sie zu Wege brachte, indem sie das Eigenthum ungefähr doppelt so hoch als früher einschätzen liess. Die Police Jury hatte also das Recht, für Gemeindezwecke ebenfalls $14^1/_2$ vom Tausend zu erheben. Aber Police Juries bekümmern sich heutigen Tages, namentlich im eroberten Süden, eben so wenig um die Gesetze, wie die Staatsregierungen sich um die Verfassungen kümmern. Deshalb konnte die Ungeheuerlichkeit vorkommen, dass im Parish von Natchitoches der Grundbesitz mit nicht weniger als 79 vom Tausend besteuert ist. Es gibt in dieser Gegend viele vormals reiche und ausgezeichnet rentirende Zuckerplantagen, aber sehr viele sind jetzt gänzlich verlassen und alle — wie leicht begreiflich — über die Massen im Werthe gesunken. Folgendes ist die Steuerrechnung eines Eigenthümers dieser Gemeinde:

„Einschätzungswerth des Eigenthums (ungefähr dem Doppelten des gegenwärtig zu erwartenden Verkaufspreises gleich): Doll. 11,615.

Staatssteuern 14½ vom Tausend	Dollars	168.28
Eine Special-Gemeindesteuer 40 vom Tausend	„	464.20
Gemeindesteuer 20 vom Tausend	„	232.10
Schulsteuer 2½ vom Tausend	„	29.02
„Kearney"-Steuer 2 vom Tausend	„	23.21
Diese Anzeige und Berechnung	„	—.25
Summa	Dollars	917.06."

Die Eigenthümer von Natchitoches, denen solche Steuerzettel zugeschickt wurden, versammelten sich und verlangten die Resignation der Plünderer, welche die Gemeindeämter inne hatten. Natürlich wurden sie für diesen Widerstand gegen die gesetzlichen Behörden als Banditen und Rebellen angesehen, und die Bundes-Regierung legte auf Kosten des Bundesschatzes Truppen in alle Gegenden, wo es auf ähnliche Weise zugeht. Praktisch heisst dies ungefähr die weissen Grundbesitzer sammt und sonders ruiniren und aus den betreffenden Gegenden fortjagen. Alles für den schwarzen Bruder und *ad majorem humanitatis gloriam!*

Einer der reichsten Grundbesitzer New-Orleans bezeichnet seine Lage mit folgenden Worten: „Im letzten Jahre (1873) nahm ich 26,000 Dollars für Miethe ein, und meine Steuern betrugen 15,000 Dollars, in diesem Jahre (1874, inzwischen war die allgemeine Krisis zum Ausbruch gekommen) beträgt mein Einkommen nur 14,000, und meine Steuern 16,000 Dollars, — 2000 mehr als mein Einkommen."

Die in Louisiana obwaltenden Verhältnisse verdienen eine nähere Betrachtung, doch mag vorerst eine allgemeine Schilderung der socialen Verhältnisse des Südens, wie sie sich seit dem Kriege entwickelten, am Platze sein.

Entwicklung der socialen Verhältnisse im Süden.

Wie ganz unvermeidlich, hatte der Krieg die wirthschaftlichen Verhältnisse der sogenannten „Baumwollen-Staaten“ total über den Haufen geworfen. Die mit Truppendurchzügen unausweichlich verbundenen Verwüstungen hatten auf weite Strecken hin alles Land, besonders aber die Gebäude, Scheunen, Fenze u. dgl. zu Grunde gerichtet. Davon überzeugte ich mich mit eigenen Augen, als ich im Jahre 1863 mit der Rosenkranzschen Armee durch die nämlichen Gegenden des südlichen Tennessee marschirte, die ich ein Jahr zuvor mit der Division des General Mitchell durchstreift hatte. Von Nashville, der Hauptstadt Tennessee's, bis Stevenson, einem Städtchen in Nord-Alabama, waren in dieser Frist alle Wohnhäuser und Wirthschaftsgebäude vom Boden verschwunden; nur hier und da legte ein geschwärzter, vereinsamt stehen gebliebener Schornstein von deren einstiger Existenz Zeugniss ab. Ja selbst ganze Ortschaften ereilte das nämliche Schicksal, so z. B. das anmuthige, freundliche Städtchen Lavergne, 15 engl. Meilen südöstlich von Nashville, am Wege nach Murfreesboro und Chattanooga. Mit dem 24. Illinois Freiwilligen Regimente kam ich eine Zeit lang in diesen Ort zu liegen, dessen Einwohner, obwohl durchaus südstaatlich gesinnt, also „Rebellen“, uns Eindringlinge aus dem Norden dennoch wohlwollend und dienstfertig behandelten. Vier Monate später kamen wir an die Stelle zurück, wo dieses nette Städtchen gestanden, fanden aber nur mehr ein wüstes Ruinenfeld vor, welches Schakalen und Prairiewölfen zum Aufenthalte diente. Ueberall aber wo der Krieg tobte, insbesondere im östlichen Virginien, in dem blühenden Shenandoah-Thale, in der ganzen Ausdehnung des Sherman'schen Marsches durch Georgia, am unteren Mississippi und in den Grenzgebieten der Staaten Tennessee und Mississippi begegnen wir den nämlichen Jammerscenen. Zehntausende und aber Zehntausende, die alle bisher in einer gewissen Behaglichkeit gelebt, sehen ihre Habe zerstört, sich selbst der Noth und dem Elende preisgegeben, ja endlich zur Flucht gezwungen. Ist es auch unnütz hierüber sentimentale Klagelieder anzustimmen, denn Krieg ist eben Krieg, und wer diesen etwa mit Glacé-Handschuhen führen will, weiss nicht was er verlangt, so geben wir doch jenen, welche, wie die Verfasserin von Uncle Tom's Hütte,

ihre Sympathien den dann und wann roh und brutal behandelten Negersklaven schenken, zu bedenken, dass auch die Gegenpartei, die sklavenhaltenden Weissen, welche verwandtschaftlich uns denn doch viel näher stehen, als die schwarzen Brüder, gelitten und geduldet haben, und ihnen folglich ein gewisser Antheil an der allgemein menschlichen Sympathie sogar Jener gebührt, in deren Augen Nationalgefühl und Racenbewusstsein engherzige Vorurtheile sind! Oder sollten nur erdichtete, in Romanen dem humanen Publikum mundgerecht gemachte Leiden einen Anspruch auf Mitgefühl begründen?

Indess, die Zerstörung an Eigenthum war weit weniger wichtig, als die Auflösung des ganzen, bisherigen Arbeitssystems, welche die gesammten wirthschaftlichen Verhältnisse in wüstester Unordnung zurückliess. Denn die Erfahrung lehrt, dass immer und überall, wo die wirthschaftlichen Verhältnisse eines Volkes und damit seine Erzeugungskraft unversehrt bleiben, die schwersten Verluste an angesammeltem Eigenthume leicht und schnell, oft in wenigen Jahren, überwunden werden. Es geschieht dies einfach durch Anspannung jener Kräfte, die im normalen Verhältnisse müssig geblieben, wenn nicht gar lediglich mit Aufzehrung der erzeugten Werthe beschäftigt gewesen wären. Dies gilt beiläufig gesagt, nicht nur von Verlusten an Eigenthume, sondern auch an Menschenleben. Jeder Krieg, der die gesunden, erzeugenden Kräfte einer Nation nicht übermässig vernichtet, hat eine Periode erhöhter Erzeugung zur Folge, die in kurzer Frist die Verluste an Menschen, wie an Eigenthum vollkommen ausgleicht. Ja, fast scheint es, als fänden durch die Zerstörung im Kriege, die sonst zur Unthätigkeit gezwungenen, latenten Kräfte eines Volkes erst den nothwendigen Raum zur Entfaltung ihrer Thätigkeit. In diesem Lichte betrachtet, wird die Lehre von der unbedingten Schädlichkeit der Kriege mindestens sehr problematisch.

Aber durchaus nicht problematisch ist es, dass dort, wo die Erzeugungskräfte des Volkes durch Abschlachtung einer unverhältnissmässigen Anzahl seiner tüchtigen Männer wie durch gänzliche Zerrüttung und Zerstörung der wirthschaftlichen Verhältnisse empfindlich geschädigt sind, die Wohlfahrt des betreffenden Landes einen Schlag erleidet, von dem sie nur sehr langsam sich erholt und dies nur dann, wenn sie während einer langen Periode gegen schädliche Einwirkung fremder, feindlicher Einflüsse geschützt bleibt. In diesem traurigen Falle der beinahe gänzlichen Vernichtung seiner Erzeugungskräfte, und einer fortwährenden feindlichen Einmischung befindet sich gegenwärtig das Volk des Südens der Vereinigten Staaten.

Der Süden setzte den Widerstand so lange fort, bis er durch wirklichen Mangel an wehrfähigen Leuten nicht mehr im

Stande war, seine Armee in genügender Stärke jenen des Nordens gegenüberzustellen. Seine Wehrkraft war zu Ende des Krieges vollständig erschöpft. In den meisten Baumwollenstaaten war die ungeheure Anzahl von ungefähr 15 Procent der Bevölkerung in die Armee getreten. Man hat nicht so ganz Unrecht von der wundervollen Kraftentwickelung und den kolossalen Leistungen im Bürgerkriege zu sprechen. Nur beschränkte sich diese Kraftentwickelung durchaus nicht auf die „Union“, sondern war in der „Conföderation“ noch grösser. Denn der Union stand unmittelbar ein Rekrutirungsbezirk mit einer Bevölkerung von ungefähr 23 Millionen Menschen zu Gebote, und ausserdem bediente sie sich der nach Tausenden zählenden Einwandererschaaren nicht nur zu militärischen Zwecken, sondern auch zum Ersatze der wirthschaftlichen Lücken, welche die Aushebungen gerissen. Der Süden dagegen zog seinen ganzen Bedarf an Mannschaften aus einer Bevölkerung von ungefähr sieben Millionen, und die Organisation seiner Arbeitskräfte, Anfangs allerdings eine Quelle der Kraft, verwandelte sich bald unter dem direkten Einflusse der feindlichen Armeen in eine Quelle der Schwäche. Unter solchen Umständen ist die Leistung der Conföderirten, die im Laufe der vier Kriegsjahre wohl eine Million Mann in's Feld stellten, in der That eine kolossale. Denn wie trefflich auch die Heeresorganisation des deutschen Reiches gegenwärtig sei, kaum dürfte es einer gleichen Leistung fähig sein, es müsste dazu nicht weniger als sechs Millionen Mann in den Kampf schicken. Fast scheint es, als ob das „Freiheitsbewusstsein“ eines Volkes zur Bedingung einer derartigen Leistungsfähigkeit gehöre, und unter allen Umständen ist es sicher, dass sie nur bei einem Volke möglich, dessen Männer insgesammt die gemeinsame Sache als ihr eigenes, persönliches Interesse auffassen. Da weitaus die Mehrheit der weissen Bevölkerung des Südens nur ein indirektes Interesse an der Sklaverei besass, (die Gesammtzahl der Sklavenhalter mit ihren Familien betrug kaum eine Million) so legt die Aufopferung der übrigen sechs Millionen Weissen beredtes Zeugniss ab von der ausserordentlichen Macht des Racenstolzes. Dieser war in Wahrheit das einzige Gefühl, das die sieben Millionen südlicher Weissen verband, während der ganzen Dauer des Krieges zusammenhielt und sie willig, mit unbestreitbar verwegener Tapferkeit dem Tode entgegentrieb.

Denn ihre Verluste waren, wie jene der Unions-Armee, enorm, und dürften sich wohl auf nicht weniger als eine halbe Million Menschen beziffern. Auf dem blutgetränkten Boden gar manchen Schlachtfeldes blieben bis zu 30, ja 40 Procent der Streiter todt oder verwundet liegen. Zwar gibt der amtliche Bericht den Verlust der Unionstruppen nur auf ungefähr 280,000 Mann an. Da ich in meiner militärischen Laufbahn mit der An-

fertigung der Berichte beschäftigt war, woraus die obige Zahl in der Generaladjutantur zu Washington durch blosses Addiren der einzelnen Posten gewonnen wurde, so weiss ich, dass in dieser Ziffer die viel grössere Anzahl derer nicht inbegriffen ist, die unter die Rubrik *discharged for disability* „wegen Unfähigkeit entlassen“ fallen. Von der grossen Anzahl dieser sind, wenn der Truppenantheil, dem ich selbst angehörte, als Beispiel gelten darf, nach ihrer Entlassung sicherlich ebensoviel mit Tode abgegangen, als auf dem Schlachtfelde fielen oder in den Hospitälern starben. Deshalb glaube ich der Wahrheit ziemlich nahe zu kommen, wenn ich den vollen, durch den Krieg verursachten Verlust auf das Doppelte der amtlichen Ziffer veranschlage, d. h. auf etwa 600,000 Mann für den Norden und nahezu eine halbe Million für den Süden.

Kolossal, wie dieser Verlust für eine Bevölkerung von nur sieben Millionen ist (im Verhältniss ungefähr 40mal so gross, als jener Deutschlands im Kriege gegen Frankreich), wäre er wohl im Laufe einiger Jahre, spätestens in einer Generation vollkommen überwunden worden, hätte nicht der Krieg die vollständige Zerstörung aller Arbeitsverhältnisse und obendrein in den meisten Südstaaten die Herrschaft eines fremden und feindlichen Elementes zur Folge gehabt.

Schon während der letzten Jahre des Krieges war die Mehrheit der noch rüstigen Neger ihren Herren und damit der Sphäre ihrer Arbeitsthätigkeit entlaufen, um sich in die Lager und Militärposten der nördlichen Truppen zu drängen. Dort wurden sie zu allen möglichen Dienstleistungen benützt und gefüttert. In der ersten Zeit namentlich wurden sie gewöhnlich in den Küchen als Gehilfen des weissen Koches angestellt. Da sie zum eigentlichen Kochen nicht zu gebrauchen, und ihnen auch die Vorräthe nicht anvertraut werden konnten, so beschränkte sich ihre Thätigkeit wesentlich auf Holz- und Wassertragen. Dies thaten sie, wenn durch fortwährendes Zureden angestachelt, nothdürftig, so lange sie noch einigermassen fremd waren. Sobald sie aber anfingen sich heimisch zu fühlen, was bei ihrer kindischen Zutraulichkeit eben nur ein Paar Tage währte, wurden sie in der Besorgung ihrer Arbeit immer lässiger. Allen Schelt- und Schimpfworten ihres Vorgesetzten, des Koches, setzten sie einen gleichgiltigen, nonchalanten, ewig guten und grinsenden Humor entgegen, und erhoben sich zur Arbeit erst dann, wenn ein energischer Druck auf sie ausgeübt wurde. Das regelmässig sehr bald eintretende Resultat war, dass der Koch erklärte, es sei für ihn weniger mühsam die betreffende Arbeit selbst zu thun, als seine Gehilfen dazu anzuhalten. Da wir die Kerle von unseren Rationen doch nicht aus

purer Menschenliebe zum Faullenzen ernähren wollten, versuchten wir auf jede denkbare, „menschenwürdige“ Weise, sie zur Arbeit zu bewegen. Sie liessen sich schelten und schimpfen, verzogen dabei die Miene zu einem freundlichen Grinsen, blieben lustig und guter Dinge, sangen und tanzten, lagen auf dem Rücken in voller Länge, liessen sich die Sonne in den offenstehenden Rachen hineinscheinen und die Fliegen schaarenweis auf dem fettglänzenden Gesicht und der Zunge herumkriechen, ohne je die Hand zu rühren, kurz waren glücklich und liessen die Dinge gehen, wie sie eben wollten, arbeiteten aber nur dann, wenn man sie an der Wolle oder den Ohren zur Arbeit hinzog. Wir machten wohl mitunter den Versuch, sie durch Entziehung von Essen zum Arbeiten zu zwingen. Der Erfolg war aber sehr mangelhaft. Denn erstens besitzen diese schwarzen Brüder eine erstaunliche Fähigkeit zu hungern, zweitens eine ebenso erstaunliche Fähigkeit, eine gewaltige Quantität Nahrungsmittel auf einmal zu verschlingen, so dass, wenn einer von ihnen im vollkommen ausgehungerten Zustande sich freiwillig meldete, um einen Eimer Wasser herbeizuschaffen und sich damit eine Mahlzeit zu verdienen, er alsbald anfing, seinen Magen bis zur äussersten Grenze seiner Dehnbarkeit mit allem vorhandenen essbarem Material der Küche auszufüllen. Auf die Qualität — dies muss man ihnen lassen — kommt es ihnen dabei nicht im Geringsten an, im Gegentheil, halbverfaultes Fleisch und halbverschimmeltes Brod schien ihnen, war nur die Menge genügend, gerade so lieb. Hatte sich einer solchergestalt den Magen vollgepfropft, so war er auf ein Paar Tage gesättigt und liess sich natürlich sobald nicht wieder sehen. Ihre gleichfalls sehr erstaunliche Nächstenliebe äusserte sich zudem darin, dass Jeder, der unseren Küchenvorräthen zu nahe kam, seinen Mitbrüdern alles zuschob, was er eben erreichen und bei Seite bringen konnte. So kamen wir bald zur Ueberzeugung, dass das Pressionsmittel des Aushungerns eben nicht besonders praktisch sei. Da es uns, als Kriegern im Heere der „Menschengleichheit“ nun nicht ziemte, unsere Mitmenschen, mit dem einzigen wirksamen Mittel, das wohl hier und da angewandt wurde, nämlich mit Prügeln, systematisch zur Arbeit zu treiben, sahen wir uns schliesslich genöthigt, die ganze Gesellschaft schwarzer Mitbrüder zum Teufel zu jagen, und neue, eben von den Plantagen kommende Rekruten zu nehmen, die in der ersten Zeit wieder einigermassen erträglich arbeiteten. Wurden diese wieder heimisch und allzu zutraulich, was ungefähr alle 6 bis 8 Wochen geschah, so musste der nämliche Process wiederholt werden. Uebrigens war dieser Verkehr mit unsern afrikanischen Mitbrüdern nicht von sehr langer Dauer. Denn in der letzten Zeit hatte die Unions-Armee, beinahe ohne Ausnahme die Kerle so satt, dass nur hier und da ein Ein-

zelner als Stiefelwichser fungirte. Ich kenne Dutzende von Leuten, die als jugendlich enthusiastische Anhänger der Menschengleichheit in den Krieg gingen, und die, nachdem sie ihre sein sollenden Brüder so recht in ihrer wahren, unverhüllten Natur kennen gelernt, kaum je anders von ihnen sprachen, als mit der, allerdings etwas zu starken Bezeichnung: „schmierige, stinkige Affen.“ So entsteht und wächst die Racenabneigung bei näherer Bekanntschaft, und ich wage ohne Scheu zu behaupten, dass es nicht möglich sein dürfte, auch nur einen uninteressirten und aufrichtigen Menschen aufzufinden, der den Neger im freien Verkehr, wo er seiner Natur keine Gewalt anthut, hat kennen lernen, ohne diese Abneigung zu theilen.

Bald stellte sich die Nothwendigkeit heraus, die ungeheure Zahl zugelaufener Neger, irgendwo unterzubringen. Zu diesem Zweck errichtete die Regierung Lager. Zunächst gewöhnlich dort, wo grössere Befestigungs- und Belagerungsarbeiten im Gange waren, und die Neger hierzu, soweit als thunlich, verwendet werden konnten. Mit der Zeit aber nahm die Zahl der Flüchtlinge immer mehr zu, und in den letzten Jahren war beinahe bei jedem Städtchen oder bei jeder Stadt, in der eine Unionsbesatzung lag, ein solches Lager von davongelaufenen Negern, die nach der amtlichen Verkündigung der Abschaffung der Sclaverei nunmehr den Namen *freedmen* (Befreite) erhielten. Um deren Verpflegung die allgemach zu einer bedeutenden Last geworden, zu regeln, wurde nun eine besondere Behörde, das *freedmen's bureau* geschaffen, und an dessen Spitze der weniger in militärischer Hinsicht, als im Beten und Singen ausgezeichnete fromme Christ, damals General, seines Berufes aber eigentlich Methodistenprediger O. O. Howard gestellt. Dieser organisirte das Freedmen's Bureau nach dem Principe der ächten christlichen Bruder- und Menschenliebe, d, h. er fütterte die Neger, liess sie mit Arbeit unbehelligt, verlangte als Entschädigung dafür nur, dass sie regelmässig den Gebetversammlungen beiwohnten, und liess natürlich aus dem unerschöpflichen Schatze der unermesslich reichen grossen Republik die Kosten nebst landesüblichen Provisionen u. s. w. bezahlen. Ein solches Leben behagte den afrikanischen Mitbürgern natürlich ganz ungemein, und wäre es ihnen wahrlich nicht darauf angekommen, wenn der Krieg und die Rationen des christlichen Freedmen's Bureau ewig gewährt hätten. Es behagte gleicherweise den Beamten des Freedmen's Bureau, denen die längste Dauer ihrer Gnaden und Rationen spendenden Herrlichkeit die liebste war.

Aber die letzten Rebellenarmeen streckten die Waffen, die Oberherrlichkeit des Bundes ward allerorten anerkannt, und, da man doch schlechterdings nicht das Princip aufstellen konnte, dass es die Pflicht des Vereinigten Staaten Volkes sei, seine schwarzen

Mitbrüder für immer mit Rationen und Kleidern zu versehen, sah man sich wohl oder übel gezwungen, an die Abschaffung des Freedmen's Bureau zu schreiten.

Mittlerweile befand man sich den Südstaaten gegenüber in einer eigenthümlichen Lage. Die republikanischen Staatsmänner in Washington hatten stets betheuert, dass nicht das Volk und die Staaten des Südens sich im Aufstande gegen die Union befänden, sondern nur eine Anzahl einzelner moralischer Ungeheuer, die in Folge angeborner Verderbtheit und Racendünkels die guten schwarzen Brüder nicht als ihresgleichen ansähen. Jetzt nach Beendigung des Krieges wussten sie nicht, wie sie sich drehen und wenden sollten, um sich den Folgen dieser feierlich und amtlich in den „Plattformen" der Partei aufgestellten Lehre zu entziehen. Denn, waren die Staaten wirklich nie aus dem Bunde getreten, sondern nur durch eine Handvoll Bösewichter an der Inanspruchnahme und Vollziehung ihrer Rechte verhindert worden, so konnten diese ihnen zweifelsohne nach beendetem Kriege nicht mehr verweigert werden. Man wusste aber nur zu genau, dass diese südlichen Staaten ihre Dankbarkeit gegen die republikanische Partei für die angebliche Befreiung von jenen „moralischen Ungeheuern" keineswegs durch Wahlen in republikanischem Sinne an den Tag legen, vielmehr demokratische Senatoren und Abgeordnete nach Washington senden würden. Dies hätte am Ende die Oberherrschaft der republikanischen Partei in's Wanken gebracht; ja leicht möglich, dass bei der 1868 bevorstehenden Präsidentenwahl der demokratische Candidat auf den Thron erhoben werden möchte. Denn die Politiker hatten nicht vergessen, dass bei der Präsidentenwahl im Jahre 1860, der letzten Wahl an welcher das ganze Volk theilgenommen, es in dem Lande, in dem der Grundsatz, dass die Mehrheit regieren müsse, als die Quintessenz alles „Heiligen" gilt, es nicht die Mehrheit gewesen, die Lincoln auf den Präsidentenstuhl und die republikanische Partei zur Herrschaft brachte, sondern eine beträchtliche Minderheit. Seit jener Zeit, dies wussten die Politiker genau, hatten nur sehr Wenige ihre Ansichten geändert.

Aber hatten sie diese Herrschaft nicht eben in einem vierjährigen mörderischen Ringen mit den Waffen in der Hand erobert und waren sie nicht gegenwärtig im Vollbesitze der Macht? Sollten *sie*, denen die Gewalt zu Gebote stand, auf die Fortdauer ihrer Oberhoheit nach dem jeweiligen Ergebnisse der Stimmenzählung verzichten, und sich der ganz und gar geschlagenen und in der That machtlosen Gegenpartei unterwerfen? Eine solche Zumuthung mag Jenen plausibel erscheinen, die ein unbedingtes, kindlich naives Vertrauen in die Unverletzlichkeit papierner Ge-

setzesformen und des darin proklamirten „Rechtes“ hegen, aber sie ist noch nie, so lange Menschen „Menschen“ sind und in Gesellschaft zusammenleben, in Erfüllung gegangen. Die Folge eines Krieges ist immer und jederzeit die Herrschaft der siegreichen Partei gewesen und wird es bleiben, bis die Naturgesetze, denen das „Mensch“ genannte Wesen unterworfen, sich geändert haben werden.

Aber was war zu thun! Zwei Wege standen offen! Der eine war ehrlich mit der Wahrheit herauszutreten und ohne weiteres zu erklären, dass die Rebellion den staatlichen Verband der früheren Union gelöst, und der durch den Krieg geschaffene Rechtsboden der eines politischen Verbandes der Nordstaaten sei, die in ihrem Interesse, um den Territorialbestand des früheren Reiches aufrecht zu erhalten, die conföderirten südlichen Staaten unterjocht und erobert hätten; dass die Letzteren demnach als unterworfene Gebiete keinen Anspruch auf Selbstregierung erheben könnten, sondern nach Belieben und im Einklang mit den Interessen der siegreichen Nordstaaten verwaltet werden würden. Dieser Weg hätte zur festen, gesetzlichen Regelung der Verhältnisse in den südlichen Gebieten geführt.

Doch dieser Weg schlug den Principien in's Gesicht. Konnte die Partei, die von allgemeiner Brüderlichkeit und Menschenfreundlichkeit triefte, eingestehen, das Volk des Südens erobert und unterjocht zu haben? Gewiss nicht, wenigstens so lange nicht, als noch andere Mittel die Oberherrschaft sichern konnten. Nur keine Erörterung der selbstverständlichen Principien, kein Rütteln an der Heiligkeit derselben!

Also musste der andere Weg eingeschlagen werden! Und man that es um so lieber, als in dessen Windungen und Krümmungen das eigentliche Kunsthandwerk des amerikanischen Politikers liegt, der dabei die beste Gelegenheit findet im Trüben zu fischen und seine Beute ungesehen bei Seite zu schaffen. Es ist der Weg der *Expediency* d. h. der augenblicklich zum gewünschten Ziele führenden Mittelchen! Was war's denn weiter? Die Sachen mussten eben so „gefixt“ (d. h. auf solche Weise geleitet und arrangirt) werden, dass das Wahlergebniss unter allen Umständen dem Interesse der herrschenden Partei entsprach. Und in solchem Fixen der Wahlen war man ja gründlich bewandert. Daher an's Werk. Bald ergab sich, dass zu diesem Behufe man sich zuerst eines Elementes versichern müsse, welches in unerschütterlicher Loyalität durch dick und dünn mit den Machthabern gehe. Unter den, nach bestehenden Gesetzen das Stimmrecht besizetnden Bewohnern des Südens aber war ein solches Element schlechterdings nicht vorhanden. Auf sie war demnach nicht zu rechnen. Doch, hatte man nicht in den gänzlich hülflosen, rationenver-

zehrenden Mündeln des Freedmen's Bureau, ein so unbedingt loyales, zuverlässiges, und was noch besser, abhängiges Element, wie es sich ein fixender Musterpolitiker in seinen süssesten Träumen nicht besser vorstellen konnte? Man beschloss daher ohne langes Besinnen ihnen das Stimmrecht zu verleihen.

Die Ertheilung des Stimmrechtes an die eben der Sklaverei entzogenen, unwissenden und rohen Neger war indess eine Massregel, die selbst bei begeisterten Anhängern der Freiheit und Gleichheit Anstoss erregte. Sogar diese erkannten, dass grade jene Eigenschaften, um derentwillen der Politiker der Verleihung des Stimmrechtes an die Neger besonders geneigt war, nämlich ihre Hilflosigkeit, Abhängigkeit und Unwissenheit, ihre Besitzer zur Ausübung dieses Rechtes nicht befähigten. Mindestens mussten diese Leute soweit erzogen werden, um die üblen Einflüsse der Sklaverei abzustreifen.

Diesem Volksbewusstsein zu genügen, beschloss man denn, die Neger zu erziehen. Das Freedmen's Bureau eignete sich dazu ganz prächtig. Es wurde in eine grossartige Erziehungsanstalt umgewandelt. Jede seiner über den ganzen Süden verbreiteten Stationen erhielt eine Schule, und sein Vorsteher, der christliche General O. O. Howard errichtete in der Bundeshauptstadt sogar eine Universität, um die Genies der schwarzen Brudermasse zu Gelehrten und Staatsmännern herauszubilden. Zu diesem erhabenen Denkmal allgemeiner Menschenliebe benützte er, wie sich's gebührt, Steine, bedeutend besser und dauerhafter wie Granit, nämlich die von einem guten Freunde neu erfundenen und fabrizirten Patentsteine, ewig und unverwüstlich, wie die Principien selbst, deren Vertreter der würdige General. Der Quark fiel zwar zusammen, ehe er fertig geworden, doch, was thut das? „Alle Menschen sind ja gleich", und „Irren ist menschlich"; folglich hat ein Beamter der nordamerikanischen Republik gewiss auch das gleiche Menschenrecht zu irren, wenn ihm beliebt. Gewiss ist nur dieser Irrthum des christlichen Generals Schuld, dass unsere schwarzen Mitbrüder heute noch nicht an der Spitze der Civilisation marschiren. Wer möchte wenigstens daran zweifeln, wenn er die Berichte über die erstaunlichen Talente liest, welche die Zöglinge des Freedmen's Bureau allenthalben entfalteten? Hunderttausende dieser begabten Race lernten in viel kürzerer Zeit schreiben, lesen, rechnen und, wer weiss, was sonst noch? als ein gewöhnliches weisses Menschenkind braucht, um die ersten Paar Buchstaben des Alphabetes sich einzuprägen! Alte grauhaarige Urgrossväter, die in ihrem ganzen Leben unter dem verruchten Joche der Sklavenhalter kaum gelernt hatten, ein Stück Papier von einem Pfannenkuchen zu unterscheiden, begriffen in wenigen Unterrichtsstunden die gesammte Elementarwissenschaft, und die jüngeren Leute nun

gar wussten in kurzer Zeit viel mehr als die unterrichteten *school-ma'am's* (Schulmamsellen) selbst! Natürlich mussten Menschen, in welchen solch' fabelhafte Geistesanlagen schlummerten, auch zur Ausübung der Bürgerrechte vollauf berechtigt erscheinen.

Nachdem es seine Pflicht erfüllt und den Negern die nöthigen „Kenntnisse“ eingetrichtert hatte, ward das Freedmen's Bureau endlich aufgehoben. Seine früheren Beamten schwangen sich zu Politikern auf. Ausser jener zusammengebrochenen Universität hinterliess es noch ein anderes Vermächtniss, die *freedman's bank*, eine Depositen- und Sparbank, gegründet, um den Negern Gelegenheit zu geben, ihre Ersparnisse an einem Platze niederzulegen, wo dieselben nicht von „moralischen Ungeheuern“, sondern von frommen Christen und humanen Bruderherzen verwaltet wurden. Solche Schwarze, die noch von ihrer Plantagenzeit her an Arbeit gewöhnt, sich Etwas erübrigten, was nur sehr ausnahmsweise, bei der jüngeren Generation aber beinahe gar nicht mehr vorkommt, legten denn auch wirklich in der Bank ihre Ersparnisse an. Als jedoch die Einlagen nicht mehr recht fliessen wollten, schloss die menschenfreundliche Bank ihre Thüren, erklärte sich bankerott, und der Fleiss und die Sparsamkeit der vertrauungsvollen Neger hatte die gebührende Belohnung gefunden. —

Vorläufig indess wäre Alles recht glatt abgegangen, hätte nicht der durch Lincoln's Ermordung auf den Präsidentenstuhl erhobene Andrew Johnson Neigung gezeigt, die Bande der Parteidisciplin zu durchbrechen, und den Süden nach seinen eigenen Ansichten zu rekonstruiren. Da dieser Mann als südlicher Weisser ein gewisses Interesse für das Land seiner Geburt und Verständniss für die wirklichen Bedürfnisse des Südens zeigte, schienen seine Ansichten über Rekonstruktion der siegenden Partei, welche die Früchte ihres Sieges geniessen wollte, durchaus nicht angemessen. Hieraus entsprang das im schliesslichen *impeachment* (Anklage auf Verletzung der amtlichen Pflichten) gipfelnde Missverständniss zwischen Präsidenten und Congress.

Um dies deutlich zu machen, müssen wir die ganze Stellung der südlichen, weissen Unionisten, deren Vertreter Andrew Johnson, auseinandersetzen. Wie schon früher bemerkt, hatte weitaus die Mehrheit der südlichen Weissen durchaus kein unmittelbares Interesse an dem Bestehen der Sklaverei; ja ich behaupte geradezu, dass, soweit es sich blos um die materiellen Interessen handelt, Niemand so sehr unter den üblen Wirkungen der Sklaverei zu leiden hatte, als die nicht sklavenhaltende weisse Bevölkerung des Südens. Denn die Sklaverei mit ihrem ganzen wirthschaftlichen System bildete eine Klasse heran, die den ganzen reichen Humusboden der südlichen Gegenden zum Anbau der Stapelprodukte in grossen, gewöhnlich viele Tausend Acker umfassenden Plantagen in Besitz

nahm. Wer die Mittel zum Ankauf und zur Bewirthschaftung einer solchen Plantage nicht besass, musste sich mit den werthloseren, gebirgigen Strecken Landes, die sich zur Cultur der einträglichen Stapelprodukte nicht eigneten, begnügen. Während nun den Plantagenbesitzern bald das Gold Europa's in Fülle in den Schoss floss, konnte der arme Sandhügler in den entlegenen Theilen des Landes sich nur auf die Arbeit seiner eigenen Hände verlassen und kaum den nöthigen Lebensunterhalt gewinnen. Die Kluft zwischen ihm, der in der Wildniss lebte, und dem reichen Plantagenbesitzer in der fetten Thalniederung ward täglich grösser und bildete sich zu einem regelrechten Standesunterschiede aus, indem der Letztere sich und seinen Kindern bald eine, dem armen Weissen unerreichbare Bildung verschaffte. Die Einführung eines Volksschulsystems, wie es in den Nordstaaten allenthalben bestand, verhinderte theils die Isolirung dieser Sandhügler, theils die Abneigung des grossen Pflanzers Steuern für Volksschulen zu entrichten, die seine Kinder doch nicht besuchten, denn diese gingen auf die besten höheren und Hochschulen des Landes, wenn nicht gar Europa's.

Die Unwissenheit dieser oft in waldiger Gebirgseinsamkeit lebenden Menschen war denn auch so gross, dass ich häufig im Kriege erwachsene ältliche Männer traf, die weder die Entfernung, noch auch nur den Namen der nächsten „Stadt“ kannten. Doch darf man hieraus nicht schliessen, dass diese Leute sich etwa in ihrer Lage unglücklich gefühlt hätten. Im Gegentheile, so gross wie ihre Unwissenheit und Unkenntniss der ihrem buchstäblichen Gesichtskreise entrückten Aussenwelt, war auch ihre Bedürfnisslosigkeit und die beinahe absolute Unabhängigkeit, deren sie sich in ihrem Waldwinkel erfreuten. Ein kleines Feld mit Welschkorn und Bohnen, ein Paar wild umherlaufende Schweine, dann und wann eine Kuh, eine Blockhütte mit einer, höchstens zwei beschränkten Räumlichkeiten war Alles, wessen eine Familie bedurfte. In der inneren Einrichtung nimmt der gewaltig grosse „Feuerplatz“ eine wichtige Stelle ein; er ist zur Aufnahme ganzer Holzblöcke berechnet und aus mit Lehm beworfenen Zweigen erbaut. An Utensilien finden wir einen Kochtopf, die *skillet* (eine gusseiserne, zum Backen des *Cornbread,* Welschkornkuchen, bestimmte Backpfanne mit gut schliessendem Deckel), einen oder zwei rohgezimmerte Stühle, einen dergleichen Tisch und ein Paar Bettstellen, endlich die unentbehrliche kurze Thonpfeife oder Schnupftabaksdose nebst der schweren, langen Jagdbüchse, in deren Handhabung jeder Mann bewandert war. Gebratener Speck und Welschkornbrod, ausnahmsweise ein Gericht Bohnen, *Musk* (ein Brei von Welschkornmehl) und Wildbraten bildeten die einzige Nahrung. In physischer Hinsicht ist diese weisse Hinter-

wäldler-Bevölkerung des Südens ohne Zweifel die kräftigste, gesündeste und am prächtigsten entwickelte der ganzen eingeborenen Weissen der Vereinigten Staaten, und namentlich der Yankee vermag sich nicht im Entferntesten damit zu vergleichen. Die Männer sind im Durchschnitt wohl sechs (englische) Fuss gross, dabei kräftig, ausdauernd und von beinahe stoischer Gleichgiltigkeit gegen Entbehrungen und Strapazen. Sie bildeten das unbestreitbar vortreffliche Material der südlichen Armeen. Die Frauen dagegen sind rosig, voll ausgebildet, im Verhältniss ebensogut gewachsen, als die Männer und zeigen noch keine Spur von dem kränklichen, schwächlichen, fahlen Aussehen, das besonders den Amerikanern der nördlichen Staaten eigen. Mit einem Worte, sie sind, Männer wie Weiber, ein Menschenschlag, der sich in physischer Vollkommenheit kühnlich den Besten an die Seite stellen darf.

Unter solchen Verhältnissen hatten diese südlichen Weissen kaum ein Verständniss für ferner liegende Interessen. Mit ihren Nachbarn in den reichen Niederungen kamen sie meist nur bei Wahlen oder Gerichtssitzungen zusammen. Und bei solchen Gelegenheiten bemühte sich der südliche Gentleman auf's Eifrigste den guten Willen und die Stimme des trotzigen Sandhüglers durch freien, ungenirten Verkehr auf dem Fusse vollkommener äusserer Gleichheit zu gewinnen, was ihm in der Regel auch gelang. Anderer socialer Verkehr zwischen diesen beiden Klassen bestand dagegen nur höchst selten, da das Thor des grossen Herrenhauses sich in verschwenderischer Gastfreundschaft nur dem Standesgenossen öffnete. Blieb nun solchergestalt das Verhältniss zwischen beiden Klassen der südlichen Weissen ein leidlich gutes, so war dagegen die Stellung des Negers zu jeder derselben eine grundverschiedene. Der Neger bemerkte sehr wohl den weiten socialen Unterschied zwischen den Gästen in *Masters* Hause und den hinten am Rande der Plantage dann und wann durch den Busch schleichenden armen Weissen. Mit der seiner Race eigenthümlichen, pfauenartigen Eitelkeit empfand er als zugehöriger Theil der glänzenden Gesellschaft im Herrenhause, die ihm wohl mitunter eine Delikatesse vom Teller, eine sonstige Gabe oder auch einen Fusstritt verabreichte, einen selbstbewussten Stolz. Sich weit über den armen Weissen erhaben dünkend, gewährte es ihm besondere Genugthuung, Letzteren, wenn immer ohne Gefahr thunlich, die Geringschätzung zu zeigen, die er für das *poor white trash* (das arme, weisse Gesindel) empfand. Dass dadurch die tiefe Verachtung des armen, aber auf seine Freiheit stolzen Weissen gegen den von der Sklavenpeitsche zur Arbeit getriebenen Neger sich zum ingrimmigen Hasse steigerte, war unausbleiblich. Und wenn er als Sklavenaufseher oder in ähnlicher Stellung Gelegenheit fand, dem Neger diesen

Hass entgelten zu lassen, nahm er dieselbe wohl nicht ungern wahr, wie er auch jederzeit mit dem grössten Vergnügen bereit war, dem Plantagenbesitzer auf einer Jagd nach entsprungenen Sklaven Gesellschaft oder, wenn man will (denn nie wurde es anders, als höchstens *help*, Beistand genannt) Dienste zu leisten. Eine solche Sklavenjagd gewährte ihm eine höchst willkommene Abwechslung, besonders, da sie wohl jedesmal mit einem Zechgelage *(spree)* auf Kosten des Pflanzers schloss, trug aber natürlich auch dazu bei, den Hass zwischen beiden Racen zu steigern.

Als daher die südlichen Weissen zum erstenmale die Lehre von der Gleichheit der Schwarzen und Weissen vernahmen, klang sie ihnen völlig absurd und unerhört; Abscheu und Hass erfüllten sie gegen die Verbreiter einer solchen Ansicht und trieben sie willig in den Krieg. Denn den Yankee achteten sie als Gegner eben nicht besonders, war er doch meist nur als *pedlar,* Hausirer. in ihr Land gekommen, an dem sie Wehrhaftigkeit und Wahrhaftigkeit, in den Augen des südlichen Hinterwäldlers die höchsten Tugenden des Mannes, vermissten. Dieser Verachtung entsprang jene Ueberschätzung südlicher Kraft, in deren Folge der Krieg beim ersten Vorwande beinahe an den Haaren herbeigezogen wurde, und die sich z. B. in Südcarolina in der Redensart äusserte: *South Carolina can whip the world.* (Südcarolina kann die ganze Welt hauen.)

Die hier entwickelten Verhältnisse erlitten indess eine Modification in einzelnen Gegenden, hauptsächlich in dem ganzen zusammenhängenden Gebirgsdistrikt der eigentlichen Alleghany- und Cumberland-Gebirge. Dieser zieht sich an den Grenzen der Staaten Virginia und den beiden Carolina's im Osten und Kentucky und Tennessee im Westen hin und umfasst die westlichen Theile der ersteren drei atlantischen und die östlichen Theile der beiden zum Mississippi-Becken gehörigen Staaten Tennessee und Kentucky. In diesem ganzen Gebiete waren, theils seiner gebirgigen Natur und Boden-Beschaffenheit, theils seiner klimatischen und Verkehrs-Verhältnisse halber eigentliche grosse Plantagen gar nicht vorhanden, und demgemäss die Anzahl der als Sklaven gehaltenen oder dort befindlichen Neger eine sehr beschränkte. Eine eigentliche Klasse grosser Besitzer gab es daher in diesen Gegenden gar nicht. Ihr nördlichster Theil, namentlich das zum Gebiete des Ohio-Flusses gehörige Westvirginien, war im Verkehre mit den angrenzenden freien Staaten viel inniger verbunden, als mit dem Süden, trennte sich demgemäss gleich im Beginne des Krieges als Staat Westvirginien von seinem bisherigen politischen Verbande ab, und schloss sich in jeder Beziehung den Nordstaaten an. Die südlicher gelegenen Gegenden dieses Distriktes dagegen

zwischen dem Reste der südlichen Bevölkerung gleichsam eingekeilt, standen in Handels- und Geschäftsverkehr mit derselben.

In einem grossen Theile dieses Gebietes, besonders im Grenzgebiete der eigentlichen Plantagendistrikte, lebte nun die eben beschriebene Klasse der südlichen Weissen in beinahe den nämlichen wie die geschilderten Verhältnisse; diese veränderten sich jedoch einigermassen mit der grösseren Entfernung von den Plantagendistrikten. Die Bevölkerung, dem direkten Einflusse der Gentlemen nicht ausgesetzt, sah sich bei Wahlen gezwungen, Leute ihrer eigenen Klasse in die Aemter einzusetzen, wodurch sich naturgemäss eine grössere Rücksichtnahme und eine bessere Auffassung ihrer eigenen Interessen herausbildete; auch war sie nicht mehr, wie in den Plantagendistrikten, lediglich auf wilde und werthlose Ländereien beschränkt, sondern vielmehr im Stande, auch die besseren Ländereien in Besitz zu nehmen, deren Ertrag zu erhöhtem Wohlstande verhalf. Erhöhter Wohlstand erhöht aber durchschnittlich die Fähigkeit, seine Interessen besser zu begreifen und zu vertheidigen. Das eigentliche Centrum dieser Gebirgsgegend ist das grosse Thal von Osttennessee, dessen im Ganzen fruchtbarer Boden einer dichteren Bevölkerung von freien Bauern Gelegenheit gab, sich als eine besondere Klasse zu fühlen. Die Interessen dieser Leute stimmten in vielfacher Beziehung mit jenen der sklavenhaltenden Aristokratie in den Plantagendistrikten des Südens umsoweniger überein, als die Pflanzeraristokratie ihre Uebermacht in den Staatslegislaturen dazu benützte, die Staatsmittel vorzugsweise für die lokalen Interessen ihrer Distrikte auszubeuten. Diese Vernachlässigung ward in Osttennessee und den angrenzenden Gegenden lebhaft empfunden.

Als nun die Sklavenhalter durch Auflösen der Union dem Andringen des Nordens Schranken ziehen wollten, konnten die Bewohner jener Gegenden dieses Beginnen durchaus nicht billigen. Zwar theilten sie die Ansichten sämmtlicher südlichen Weissen in Bezug auf den Neger, und verabscheuten eben so wie Jene die Abolitionisten, aber eine Auflösung der Union lag umsoweniger in ihrem Interesse, als in dem neuzugründenden Südreiche die Pflanzeraristokratie das unbedingte Uebergewicht besitzen musste, und demnach die Interessen der nicht vorzugsweise auf Sklavenarbeit angewiesenen Gegenden sicherlich hintanstellen würde. Sie befanden sich also bei Ausbruch des Krieges in einem Dilemma, aus dem sie keinen Ausweg wussten. Auf Seiten des Südens mochten sie sich nicht stellen, weil dieser die Union, die sie zu erhalten wünschten, zertrümmern wollte. Auf Seite des Nordens mochten sie ebensowenig treten, weil dieser für die verabscheuten Lehren des Abolitionismus, der allein an dem ganzen Conflikte Schuld sei, in's Feld zog. So klammerten sie sich an

die Hoffnung eines versöhnenden Ausgleichs noch zu einer Zeit, als schon die Schlachtfelder von dem Blute der Erschlagenen trieften. Endlich wurden sie von beiden kämpfenden Parteien mit Gewalt gezwungen, sich der Einen oder der Anderen anzuschliessen. Dass die Südlichen zuerst grade in diesen Gegenden mit der Zwangsaushebung begonnen, trug wohl nicht wenig dazu bei, die Mehrheit der Bevölkerung, namentlich Osttennessee's, den Nördlichen in die Arme zu treiben. Die den südlichen Rekrutirungskommando's entronnenen Flüchtlinge traten gewöhnlich als Freiwillige in die Unionsarmee, schon weil sie unter den obwaltenden Verhältnissen kaum Besseres zu thun wussten.

Der hervorragende Repräsentant dieser südlichen Unionisten, speciell derer seiner Heimath Ost-Tennessee, war nun Andrew Johnson, der schon vor dem Kriege als Leiter der der Rebellen-Aristokratie gegenüberstehenden Partei in Tennessee galt; dazu mochte wohl nicht wenig beigetragen haben, dass er, ein selbstgemachter Mann und ursprünglich ein Schneider, von den standesstolzen Gentlemen nicht ganz als Ihresgleichen angesehen wurde. Nachdem er einmal Partei ergriffen, leistete er durch seinen sehr bedeutenden Einfluss in seinem Heimathstaate der Union sehr wichtige Dienste — ihm war bei dem Rückzuge der Buell'schen Armee im Herbste 1862 hauptsächlich die Behauptung von Nashville, der Hauptstadt Tennessee's, zu verdanken. Bei der Präsidentenwahl im Jahre 1864, als die Lage der Dinge immer noch sehr schwierig schien, suchte man durch seine Nomination die Unionisten des Südens an die republikanische Partei zu fesseln.

Die Ermordung Lincoln's nun setzte diesen Mann in den Präsidentenstuhl, und bot ihm Gelegenheit auf die Entwickelung der Verhältnisse im Sinne der südlichen Unionisten einzuwirken. Dieser Anschaunng genügte die im Kriege faktisch vollzogene und rechtlich anerkannte Abschaffung der Sklaverei vollkommen; sie erstrebte eine Reorganisation der Südstaaten, die den südlichen Weissen ausschliesslich die Regierung in die Hände legte, die hervorragenderen Theilnehmer an der Rebellion aber davon ausschloss. Diese Massregel wäre geeignet gewesen, der Unionspartei einen bedeutenden Einfluss auf die armen südlichen, die Majorität bildenden Weissen zu gewähren, deren Interessen mit denen der eigentlichen Unionisten im Wesentlichen identisch waren; ferner dem Neger zwar die Freiheit zu gewährleisten, und dadurch der Wiedererhebung der alten Sklavenhalter-Aristokratie einen Riegel vorzuschieben, aber durchaus nicht dem ihrer Meinung nach hierzu vollkommen unfähigen Neger das Stimmrecht und damit einen Einfluss auf die Regierung anzuvertrauen.

In diesem Sinne wurde denn auch Anfangs unter dem direkten Einflusse Andrew Johnson's die Rekonstruktion begonnen,

und machte die besten Fortschritte. Mein persönlicher Aufenthalt am unteren Mississippi (1865—1866) setzte mich in den Stand, zu beobachten, dass die Weissen allenthalben mit Ernst und gutem Willen an die Arbeit gingen, die Verwüstungen des Krieges wieder zu ersetzen und die erlittenen Verluste auszugleichen. Als Architekt bei Bauten beschäftigt, kam ich fast ausschliesslich mit gewesenen und kurz vorher aus dem Kriege zurückgekehrten Rebellen in Berührung, und ich fand sie Alle ohne Ausnahme Willens, die Entscheidung des Schwertes als endgiltig, die Sklaverei für immer abgeschafft anzusehen, und ihre ganze Energie dem Aufbau und der Wiederherstellung der zerrütteten Vermögensverhältnisse zu widmen. Viele von ihnen waren reich gewesen, beinahe Alle hatten vor dem Kriege in bequemen Verhältnissen gelebt. Jetzt war die Mehrzahl geradezu arm, aber ohne Murren schickten sie sich mit der, beiläufig gesagt, beinahe allen Amerikanern eigenen Leichtigkeit in die Bedingungen ihrer neuen Lage, und fingen wieder von vorne an. Und der natürliche Reichthum des Landes gab guten Grund zu der Hoffnung, dass in wenigen Jahren die wesentlichsten Verluste des Krieges ersetzt, und wenn auch nicht der frühere Reichthum, doch ein gewisser gegen wirkliche Noth schützender Wohlstand wieder hergestellt sein würde.

Negersitten und Weisse in den Südstaaten.

Nur eine dunkle Wolke trübte die Aussicht. Die Neger waren zu Tausenden und Zehntausenden allenthalben in die Städte geströmt, und hatten das Land, das ihrer Arbeitskraft mehr denn je bedurfte, verödet zurückgelassen. Alle alten Häuser, Nebengebäude und namentlich die Baracken aus der Kriegszeit waren von den Schwarzen erfüllt. Heerdenweise zusammengepfercht ohne jegliche Rücksicht auf Reinlichkeit und Gesundheit, von dem, was der Weisse als Moral betrachtet, gar nicht zu reden — lebten sie dort von den Rationen des Freedmen's Bureau und Allem was sie sonst erhaschen konnten. Krankheiten, z. B. die Krätze, waren ganz allgemein unter ihnen, und Pocken, Dysenterie, Scharlach brachten dem Tode eine reichliche Ernte. Nur hin

und wieder liess sich Einer dieser Menge zur Arbeit bewegen, um nach kurzer Zeit das Verdienst auf die tollste und unsinnigste Weise durchzuschlagen. Solch ein roher Plantagen-Neger setzte einen besonderen Stolz darein, in den Kleiderladen des nächsten Juden zu wandern, sich dort mit einem neuen Anzug nach Pariser Mode, Lackstiefeln mit hohen Haken, Spazierstocke, einer goldähnlichen dicken Uhrkette, einem Cylinderhute u. dgl. m. zu versehen, und wie ein Pfau herausstaffirt als *swell* (aufgeblähter Stutzer) durch die Strassen zu stolziren, den Neid und die Bewunderung seiner Stammesgenossen erregend. Der nämliche Bursche kroch dann, nachdem er Abends gejohlt, getanzt und das Leben genossen, wie es eben nur ein Neger kann, mit seinem neuen eleganten Anzuge in irgend eine alte Baracke, die seit ihrer Erbauung nie gescheuert oder gekehrt worden war und von Ungeziefer aller Art wimmelte, und streckte sich dort im Gedränge seiner Genossen auf den Boden oder wo er sonst Platz fand. Zwang ihn am andern Morgen das Knurren des Magens sich zu erheben, und hatte er ausnahmsweise nach gehöriger Fütterung noch Geld übrig, so schlenderte er mit stolzem Selbstbewusstsein in die Bude des nächsten Friseurs. Dort liess er sich mit herablassender Gönnermiene im bequemen Polstersessel nieder und befahl, die Wolle, die seinen Schädel bedeckte, in weiche, wellige Locken zu verwandeln. Mit Hilfe einer gewaltigen Quantität zähen, ranzigen Fettes, das sich unter dem durchdringenden Dufte eines „Parfüms“ verbarg, wurde die struppige, widerwillige Kopfbedeckung zusammen und festgeklebt, und Bruder Sambo sucht nun entweder aus allen Taschen die zur Bezahlung nöthigen Cents zusammen, oder er wird hinausgeworfen; jedenfalls aber tritt er auf's Neue die feierliche Promenade an, wobei er in Geberden und Mienenspiel seinen ehemaligen Master es nicht nur gleich zu thun, sondern ihn noch zu überbieten trachtet.

War endlich alles Geld verprasst und der Hunger zu empfindlich, so begab er sich in den *shop* (kleiner Laden) des nächsten pfandleihenden Hebräers, und vertauschte seinen Pariser Anzug gegen ein Costüm alter Lumpen und ein Paar *Bits*[1]) baaren Geldes. Waren diese endlich auch dahin, und fand er wirklich nichts mehr zu essen, so liess er sich wohl herab, mit zeitweiliger Beiseitesetzung seiner Würde als freier Mann, an die Arbeit zu gehen, um sobald er ein Paar Dollars verdient dasselbe Spiel von Neuem zu beginnen.

---

1) „Bits“ — ein Bischen — wird im Süden und Westen der Vereinigten Staaten im gewöhnlichen Leben sehr häufig zur Bezeichnung des seit langer Zeit nicht mehr geprägten achten Theiles des amerikanischen oder spanischen Dollars gebraucht. Im Norden heisst dieser Betrag gewöhnlich *shilling*. Sein Werth in Geld übersteigt um eine Kleinigkeit den einer halben deutschen Reichsmark.

Wohl etwas anders, aber nicht um ein Haar besser als der gewöhnliche Plantagenneger, war der als Bedienter, Aufwärter, Haussklave, Barbier, Stiefelwichser und in ähnlichen Geschäftszweigen in den Städten heimischer gewordene Farbige. Auf jenen, den „*Nigger*“ sahen sie, in der Regel Bastarde, mit der unsäglichsten Verachtung herab. Den Beweis ihrer eigenen Gleichberechtigung mit den Weissen suchten sie dagegen in der Nachahmung jener Klassen, die den auffälligsten Luxus trieben. Für die wahren, ich möchte sagen, inneren und häuslichen Bedürfnisse der Civilisation zeigten sie nicht das geringste Verständniss, dafür ahmten sie mit wahrhaft zwerchfellerschütternder Grandezza den äussern Flitterglanz, die steifesten Höflichkeitsformen und Ceremonien der exclusivsten Aristokratie nach. Die Tugenden des reinen Negers, nämlich eine gewisse, gerade Offenheit und tappige Ehrlichkeit, ein unverwüstlich guter naiver Humor, ein stoischer Gleichmuth im Ertragen von Leiden und Elend, und eine ungemessene „communistische“ Liberalität, welche vorhandene Vorräthe heute mit Anderen theilt und morgen der Entbehrung sich ohne Murren unterwirft, sind diesen Leuten gänzlich abhanden gekommen, nur die üblen Seiten des Negercharakters sind in vollstem Maasse geblieben: aufbrausende, in vernunftloser, blinder Wuth ausbrechende, animalische Leidenschaftlichkeit; unempfindliche, rohe, bis zur wildesten Grausamkeit sich steigernde Gleichgültigkeit gegen das Leiden Anderer; endlich auf die Zukunft bedachtlose, nur dem augenblicklichen Genusse fröhnende Sorglosigkeit. Dazu gesellen sich bei den Farbigen alle blendend lakirten Laster der Civilisation: grenzenlose Sucht nach Aufwand, gepaart mit kindischer Eitelkeit, gänzlicher Mangel an Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit, maaslose Dreistigkeit und Arroganz, endlich gründliche Verachtung der Arbeit, die ihnen als entwürdigend und entehrend gilt. Den charakteristischen Zug dieser farbigen Bastarde bildet jedoch ihre wahrhaft empörende Geringschätzung aller Jener, gleichviel ob schwarz oder weiss, die es ihnen an äusseren Aufwand nicht gleich thun.

Die „Freiheit und Gleichheit“, die „Menschenrechte“ einer solchen Bevölkerung nicht zu verletzen und sie dennoch zur nothwendigen Bewirthschaftung zu verwenden, war das Problem, das mit seiner schwierigen, wenn nicht unmöglichen Lösung die Aussichten der südlichen Weissen trübte und bald schüchterne Versuche veranlasste, dem unheilvollen Treiben der Neger in den Städten hier und da einen schwachen Damm entgegenzusetzen. Man trachtete in verschiedenen Gegenden durch polizeiliche Verordnungen und durch socialen Druck die Neger in ihrer Freiheit soweit einzuschränken, als nöthig um am Lande die unentbehrlichen Arbeitskräfte auf längere Dauer durch contraktliche Verpflichtungen festzuhalten.

Doch diese Versuche gewährten sofort den Politikern der siegreichen Partei, die von Washington aus die Entwickelung der Dinge in den Südstaaten und den Erfolg der Rekonstruktionspolitik Andrew Johnson's auf's Schärfste verfolgten, den willkommenen Vorwand um ihrer Oberherrschaft über die eroberten Staaten eine gesetzliche, mit den Principien der Humanität in vollem Einklange befindliche Basis zu geben. Diese Versuche waren ja — es ist dies unbestreitbar, — offenbare Verletzung der heiligen Grundsätze der Freiheit und Gleichheit, für die man eben einen vierjährigen, mörderischen Krieg geführt hatte. Und waren die Südlichen schon jetzt, kaum ein Jahr nach Beendigung des Krieges, noch unter den Augen der Bundestruppen, kühn genug die Freiheit der schwarzen Brüder zu bedrücken, so waren sie wohl unläugbar noch die nämlichen „moralischen Ungeheuer" wie zuvor, und warteten wohl nur auf die gänzliche Zurückziehung der Bundestruppen, um den Neger wieder gesetzlich in Bande zu schlagen, denen die Sklaverei so ähnlich, wie ein Ei dem Anderen.

So lautete der Appell der Republikaner an das Gefühl des nördlichen Volkes. Unbestreitbar war er streng logisch. Denn es unterliegt nicht dem geringsten Zweifel, dass der sich selbst überlassene, jeder ferneren, fremden Einmischung enthobene Süden, im gebieterischen Interesse seiner wirthschaftlichen Verhältnisse in dem Maasse als sich allmählig die Nothwendigkeit weiterer Gesetzesschranken herausstellen musste, letztere ebenso lange aufgerichtet hätte, bis sie ausreichten, um den Neger zu verlässiger, dauernder Arbeit zu zwingen. Dass sich auf diese Weise allmählig ein System der „Peonie", wie in den freien spanischen Republiken, in fester gesetzlicher Form herausgebildet hätte, ein System welches unläugbar den Principien der Menschengleichheit ebensowenig entspricht, als die Sclaverei, ist jedem Völkerkundigen klar.

Eine Erörterung der wirthschaftlichen Zustände und Nothwendigkeiten war indess an sich schon ein Verbrechen gegen den Geist des Principiensystems und unter den damaligen Verhältnissen unmöglich. Desshalb blieben völlig unbeachtet die Berichte des Obergeneral der Bundesarmeen, General Grant, sowie des deutschen Bundessenators Schurz, gewiss eines treuen und zuververlässigen Kämpen des Principiensystems, beide von Andrew Johnson zur Berichterstattung nach dem Süden geschickt; sie sprachen sich einstimmig dahin aus, dass die sich vollziehende Reorganisation des Südens Alles sei, was man — mit Rücksicht auf die obwaltenden Verhältnisse — nur verlangen dürfe. Den Politikern lag jedoch überhaupt gar nichts daran die Verhältnisse zu berücksichtigen, sondern nur die Oberherrschaft ihrer Partei über den unterjochten Süden und damit über die Union zu sichern.

Daher stellte man das Verlangen nach Garantien für die Sicherung der Gleichberechtigung der schwarzen Brüderschaft und die beste und bündigste Garantie war natürlich die Verleihung des vollen mit Ausübung des Stimmrechtes verbundenen Bürgerrechtes an das talentvolle und lernbegierige Negervolk.

Den Südstaaten ward demnach bedeutet, eine Anerkennung ihrer Rekonstruktion werde durch den Congress und die Centralregierung nur dann stattfinden, wenn sie den Negern das Stimmrecht in ihrer Verfassung zuerkennen und demgemäss ihre Wahlen vornehmen würden. Andrew Johnson selbst, dem eine derartige Revision seines Rekonstruktionswerkes nicht behagte, wurde unter einem an den Haaren herbeigezogenen Vorwande in Anklagestand versetzt. Zwar gelang es nicht ihn zu verurtheilen und aus dem Amte zu werfen, wie es der Plan der Republikaner gewesen, weil ein halb Dutzend in alterthümlichen Ansichten befangene republikanische Senatoren noch dem Wahne huldigten, dass sie ihr Urtheil dem wahren Thatbestand gemäss, und nicht wie es die Partei anbefohlen, abzugeben verpflichtet seien. Aber Johnson's Einfluss war gebrochen, da General G r a n t, dessen Befehlen die sämmtlichen Bundestruppen, also die wirkliche organisirte Macht gehorchte, sich grade um diese Zeit mit Sack und Pack der echten republikanischen Parteiverbindung anschloss, gegen die er sich bisher als alter Demokrat sehr lau verhalten hatte. Rücksichtslos setzte er sich fortan über alle Befehle und Erlasse des Präsidenten hinweg, und gebrauchte die Bundestruppen nur im Einklange mit dem Congresse d. i. der republikanischen Partei.

So wurden die Südstaaten gezwungen, das Negerstimmrecht in ihren Verfassungen anzuerkennen und ihre neue Laufbahn unter Verwaltungs-Behörden anzutreten, die unter dem Drucke der Bundesregierung, von der Negerbevölkerung gewählt, allenthalben der republikanischen Partei angehörten. Ueberrumpelung und Druck auf die Legislaturen der nördlichen Staaten schmuggelte auch in die Bundesverfassung die Anerkennung des Negerstimmrechts ein, welches bei einer unmittelbaren Volksabstimmung nie eine Mehrheit erhalten hätte. So war der Zweck vorläufig erreicht, die Republikaner befanden sich in beinahe allen Staaten im Vollbesitze der Macht, und General Grant erhielt 1868 für seinen Anschluss den zuvor bedungenen Lohn in der Präsidentenwürde. Diese Vorgänge versetzten aber zugleich den Unionisten des Südens einen Schlag in's Gesicht, der allmählig und in dem Maasse, als sie dessen Folgen zu fühlen begannen, zu ihrer Trennung von der republikanischen Partei, der sie seit dem Kriege sich angeschlossen, und zu ihrer Wiedervereinigung mit den Weissen des Südens führen musste. Sobald die von allen Seiten in's Land gestürzten Politiker, gewöhnlich Menschen von anrüchigstem Charakter, in

ihrem Amte heimisch geworden und ihre „Ringe“ geschlossen hatten, begannen sie natürlich, sich für ihre Mühe und die innere Demüthigung, die das Fraternisiren mit dem Neger ihnen auferlegte, durch die willkürlichste Plünderung der öffentlichen Kassen unter allen Vorwänden zu entschädigen. Dies zwang die südlichen Weissen, wovon Viele und zwar die besten Elemente bei den ersten Wahlen es verschmäht hatten, an der Seite des widerlichen, neuen Votanten zu den Stimmkästen zu gehen, aus ihrer Zurückhaltung hervorzutreten und sich, so gut sie konnten, gegen die Negerherrschaft und die glänzenden Schnappsäckler *(Carpet-Bagger)* zur Wehr zu setzen. Ein Theil überwand seinen Widerwillen und nahm in Gesellschaft der Letzeren an den öffentlichen Angelegenheiten Theil, um den möglichsten Einfluss auf ihre Interessen auszuüben. Andere hingegen, sei es dass sie die Hoffnung auf eine friedliche Regulirung der Dinge aufgegeben hatten, sei es dass sie leidenschaftlicher, rücksichtsloser, unwissender, und desshalb mehr zu Gewaltthaten hinneigten, schlossen sich in geheimen Verbindungen zusammen, und suchten durch Selbsthilfe die Gegenpartei für ihre Uebergriffe zu bestrafen und einzuschüchtern.

Für solche Selbsthilfe lag im Süden genau die nämliche Nothwendigkeit vor, wie im fernen Westen für die Ausübung der Lynchjustiz durch das Volk oder zeitweilig organisirte Vigilanzausschüsse. Denn begreiflicherweise zeigten die von den Negern gewählten Behörden keinen besonderen Eifer, Gesetzesverletzungen ihrer Parteigenossen, von deren gutem Willen die Fortdauer ihrer Amtsthätigkeit abhing, zu bestrafen. Falls eine That nicht den moralischen Unwillen der Neger selbst erregte, sahen sie in deren Bestrafung zuverlässig eine ihrer Race zugefügte Kränkung. Der moralische Sinn des Negers ist aber von dem unsrigen so sehr verschieden, dass man beinahe an dessen Existenz überhaupt zweifeln möchte. Gewiss ist, dass er z. B. eine Scheu vor Aneignung fremden Eigenthums nur in höchst geringem Maasse empfindet. Grosse Diebstähle, deren Plan Kopfzerbrechen, deren Ausführung Mühe und Arbeit erfordert, sind allerdings der that- und denkfaulen Natur des Negers zuwider; desto mehr ergiebt er sich häufigen kleinen Gelegenheitsdiebstählen; was seine Sinne reizt nimmt er ohne den geringsten Skrupel. Diese Gewohnheit bestärkt ihn auch in seiner Faulheit, denn so lange er die nöthigen Nahrungsmittel auf solchem Wege erwerben kann, denkt er nicht daran zu arbeiten. Weit empfindlicher berührt indess die moralische Auffassung der Weissen die Neigung des Negers, seinen geschlechtlichen Regungen gewaltsame Befriedigung zu verschaffen. Nur barbarisch strenge Strafen vermögen ihn von der sofortigen Befriedigung seiner fleischlichen Gelüste an der Person seiner Begierde zurückzuhalten. So lange diese sich Damen ihrer eigenen

Race zuwenden, wird davon wenig Wesens gemacht, weil beide Geschlechter diese Leidenschaft in gleichem Maasse theilen, und demnach einander Nichts vorzuwerfen haben. Ihre geschlechtliche Moral kennt aber nicht, was wir mit den Worten Keuschheit, Jungfräulichkeit und eheliche Treue als Erfordernisse der Sittlichkeit ansehen. Wenn nun der Neger einen solchen Ausbruch wilden Geschlechtstriebes gewaltsam an einem Weibe weisser Race zu stillen sucht, dann ist es gewiss nicht erstaunlich, wenn die Gemüthlicheit der Weissen ein Ende hat. So lange diese die Zügel unbestritten in den Händen hatten, fanden diese wilden animalischen Triebe der Schwarzen darin eine Schranke, dass man jeden Fall von Nothzucht unnachsichtlich und prompt mit dem Tode bestrafte. Seit dem jedoch der Neger selbst auf die Handhabung der Justiz einen bestimmenden Einfluss ausübt, sind nicht nur die diesbezüglichen Strafgesetze und damit die Todesstrafe für dieses Verbrechen (in den meisten Staaten) gefallen, sondern sogar der Vollzug der gesetzlich noch bestehenden Strafe ist nicht gesichert und die Furcht vor derselben keinesfalls genügend, die wilden Triebe der Schwarzen in Schranken zu halten. Da nun der Weisse in dieser Beziehung schlechterdings keinen Spass versteht, so ist er eben gezwungen, die Ahndung solcher Angriffe selbst in die Hand zu nehmen, und den Negern die nöthige Achtung vor dem weiblichem Geschlechte durch Furcht und Schrecken einzuflössen. Leider sind nur barbarische Gewaltthaten solchen Eindruck hervorzubringen fähig, und diese geben dann Anlass zu Repressalien, Ausschreitungen und Ungesetzlichkeiten aller Art; schliesslich wird gar militärische Einmischung nothwendig.

Noch weit schlimmere Folgen hat die zu despotischer Willkür sich steigernde, brutale Arroganz des Negers, wenn er in eine befehlende Stellung, zu Amt, Würde und Einfluss gelangt. Von einem Sinne für Pflichterfüllung oder einem Verständniss der Gesetze ist bei ihm auch nicht die Spur. Seine Brutalität entspringt einfach eitler Selbstüberhebung; er dünkt sich nicht blos über das Publikum, sondern auch über die Gesetze erhaben, den Launen seiner Willkür sollen die Untergebenen mit kriechender Gefügigkeit sich unterwerfen, die Gesetze, die er ohnehin nicht kennt und kennen zu lernen sich auch nicht bemüht, setzt er einfach bei Seite und erlaubt sich alle Ausschreitungen, die ihm jeweils seine Launen oder, was schlimmer, seine Interessen, oder, was am schlimmsten, seine ungezügelten Leidenschaften eingeben. Kurz: jeder Neger in amtlicher Stellung, mag er Constabler, Polizist oder Vereinigter Staaten Senator sein, geberdet sich wie ein türkischer Pascha. Natürlich sucht sich die weisse Bevölkerung des Südens gegen eine solche Verwaltungsmanier zur Wehre zu setzen und wo möglich auch zu rächen.

Ein erst kürzlich vorgekommener Fall solcher Paschawillkür seitens eines Negerbeamten illustrirt das Gesagte recht deutlich. Vicksburg am unteren Mississippi ist die Haupthandelsstadt des vorwiegend ländlichen Staates Mississippi, in welchem das Negerelement eine unbedingte Mehrheit besitzt, die natürlich die Aemter an eine Bande von Schnappsäcklern ausgeliefert hat. In Warren County worin Vicksburg liegt, war nun im Herbste 1874 ein Neger, Namens Crosby, zu dem wichtigen Amte eines Sheriffs erwählt worden. Das Gesetz schreibt nun vor, dass der Erwählte vor dem Rathe der Supervisoren (der Abgeordneten) des betreffenden County zu erscheinen und dort die nöthigen Bürgschaften und den Amtseid zu leisten habe. Nach Erfüllung dieser Formalitäten wird er von dem Supervisorenrathe in sein Amt eingeführt. Aber Herr Crosby hatte kaum von seiner Wahl vernommen, als der souveränste Paschastolz sein Herz zu schwellen begann. Es fiel ihm demnach gar nicht ein, sich nach Erfüllung der gesetzlichen Formalitäten vom Rathe der Supervisoren in sein Amt einführen zu lassen, sondern er begab sich sogleich, von seinen Getreuen umgeben, in höchsteigener Person in das Amtslokal, um darin ohne Umschweife als unumschränkter Gebieter zu hausen. Die Behörden forderten ihn wiederholt auf, dem Gesetze zu genügen, Herr Crosby that nichts dergleichen. Schliesslich sahen sich jene zu einer *injunction* d. h. einen gerichtlichen Einhaltsbefehl gegen ihn gezwungen, dem er aber als blossen Wisch Papier ebenso wenig Beachtung schenkte. Es blieb also der Stadtbehörde nichts übrig, als ein *posse Comitatus* d. h. ein Bürgeraufgebot zu erlassen und Herrn Crosby sammt seinen Trabanten aus dem Amtslokale hinauszuwerfen. Zugleich schrieb sie, weil durch sein Gebahren Herr Crosby die Sheriffsstelle verwirkt hatte, eine neue Spezialwahl aus, wozu sie das Gesetz des Staates berechtigte. Herr Crosby sah in diesem Verfahren, sowohl eine schmähliche Beleidigung seiner Würde, als eine schnöde Verletzung des Menschenrechtes, der Freiheit und Gleichheit des afrikanischen Stammes. Gegen solche Vergewaltigung rief er daher zunächst die in der Umgebung Vicksburg's befindlichen Neger zur Hülfe, welche in hellen Haufen zur Unterstützung ihres Stammesgenossen gegen die Stadt zogen. Die Nachricht von dem Anzuge der dunklen Sturmcolonnen zwang natürlich die Weissen an ihre Vertheidigung zu denken. Sie zogen daher den Negern entgegen und zersprengten sie in alle Winde. Natürlich ging es nicht ohne ein Paar Todte und Verwundete ab, wobei selbstverständlich der Verlust der Schwarzen zu dem der Weissen sich wie Zehn zu Eins verhält.

Unter dem Eindruck der Niederlage seiner Hülfstruppen verflüchtigte sich der souveräne Paschaübermuth des Herrn Crosby, und machte einer kriechenden Unterwürfigkeit Platz. Er leistete

jetzt sogar feierlichst und diesmal in regulärer, schriftlicher Form auf sein Amt Verzicht. Allerdings viel zu früh. Denn der würdige Gouverneur von Mississippi, Ames mit Namen, hatte sofort die Bundesregierung um Hülfe und Schutz gegen die weissen moralischen Ungeheuer und Rebellen angerufen, welche gegen die neue Ordnung der Dinge wütheten. General Sheridan, der damals im angrenzenden Louisiana, weil sie der Negerherrschaft keinen Geschmack abgewinnen konnten, den weissen „Banditen" die Köpfe zurecht setzte, schickte sogleich eine Abtheilung Bundestruppen nach Vicksburg, liess den mittlerweile gewählten und mit Beobachtung der gesetzlichen Formen in's Amt eingeführten Sheriff Flanagan mit den Bajonetten hinausjagen, und wandte sich nachträglich an den, der Schnappsäcklerpartei angehörigen Richter Hill, der denn auch diese Procedur gut hiess. Dass weder die Verfassung der Vereinigten Staaten, noch sonst ein Gesetz die Bundesregierung im Geringsten ermächtigt, in einem Falle, wie der vorliegende, dessen Schlichtung lediglich den Staatsgerichten zusteht, einen Staatsbeamten aus seinem Amte und auf die Strasse zu werfen, ist zwar unbestreitbar, hat aber im Süden nichts zu sagen, weil das „höhere Gesetz der nothwendigen Oberherrschaft der republikanischen d. h. der Neger Partei" alle solche kleinlichen Rücksichten, wie Verfassungen und Gesetze, überwiegt.

Der solchergestalt auf den unterworfenen Südens ausgeübte Druck erzeugte naturgemäss einen Gegendruck. Dieser äusserte sich bei den hitzigeren und verwegeneren Elementen in geheimen Verbindungen, den sogenannten *Kuklux Klan,* die es sich zur Aufgabe machten, die Ausschreitungen der Neger gewissermaassen durch die Schrecken eines heimlichen Vehmgerichts in Schranken zu halten und zu bestrafen. Dass dabei wiederum mannigfache brutale und gewaltsame Ausschreitungen gegen die Neger verübt wurden, war um so unvermeidlicher als der Zweck, nämlich die Abschrekung, sich nur durch Grausamkeiten erreichen liess. Von langer Dauer waren diese Kuklux Klans übrigens nicht, denn das Resultat ihrer heimlichen Mordthaten war in der Regel eine vermehrte Einmischung der Bundesregierung und die Verstärkung des Neger- oder Schnappsäkler-Regiments. Desshalb fanden es die Weissen bald selbst angemessen, der heimlichen Gerichtsbarkeit der Kuklux entgegenzuarbeiten.

Wollte man eine Besserung der Zustände erstreben, so musten die Weissen nothgedrungen zu dem letzten Mittel greifen, nämlich in allen den Staaten, wo sie in genügender Anzahl wohnten, durch rege Betheiligung an den Wahlen den Negern die Regierung aus den Händen winden. Was von den ehemaligen südlichen „Gentlemen" noch übrig war, überwand seinen Ekel vor der Berührung mit dem schmierigen, stinkenden Neger, und

drängte sich an die Wahlkästen. Sie hatten das Vergnügen, nach und nach ihre Reihen durch den Uebertritt der früheren südlichen Unionisten verstärkt zu sehen, denen die Negerherrschaft ebenso ein Gräuel war, wie ihnen selbst. Die Stimmenzahl dieser Partei verstärkte sich noch durch die heranwachsende Jugend. Endlich verschmähten die südlichen Gentlemen auch nicht auf das Negerelement selbst einzuwirken. Und da sie, obwohl verarmt, doch immer noch die wohlhabendste und angesehenste Klasse im Lande, der Neger auch trotz alledem in vielfacher Beziehung von ihnen ebenso abhing, wie der arme Arbeiter jederzeit vom Kapitalisten, war ihr Einfluss wohl im Stande, manche Negerstimme der republikanischen Partei abwendig zu machen, zumal am Ende die Masse der Negerbevölkerung die üblen materiellen Folgen der Plünderung ebenfalls zu spüren begann. Immerhin beschränkte sich der Uebertritt unter den Schwarzen nur auf Einzelne, denn das Racenvorurtheil bleibt um Vieles stärker, als alle anderen Beweggründe.

So drohte denn den Republikanern die Herrschaft in allen Südstaaten zu entgehen, wo die Weissen gleich zahlreich oder zahlreicher als die Neger. Dies zu verhüten, bot die Partei natürlich alle Mittel auf. Zwischen dem wahren numerischen Verhältnisse der Parteien, und jenem, welches die Zählung an der Wahlurne ergibt, ist ja immer noch ein gewaltiger Unterschied, besonders dort, wo die eine Partei eine absolute, willkürliche, auf Militärgewalt gestützte Herrschaft ausübt, und jeden Missliebigen bei ihren eigenen Gerichten processiren kann. So mancher Gegner lässt sich einschüchtern uud hält sich von der Wahl ferne; so mancher Stimmgeber der eigenen Partei wirft zwei, drei, ja ein halbes Dutzend Stimmzettel in den Stimmkasten, ohne dass man es zu bemerken braucht. Und schliesslich, hat man nicht die Stimmkästen selbst in Händen? Besorgt man nicht das Zählen der Stimmen selbst? Ist es denn nöthig, sich dabei von der Gegenpartei auf die Finger sehen zu lassen? Man braucht ja nur mit solch einem unverschämtem Controllor der Zählung einen Zank vom Zaune zu brechen und man hat einen eklatanten Fall von gewaltsamer Beeinflussung der Wahlfreiheit. Die Bundestruppen schreiten ein, verhaften den unbequemen Kerl, schaffen ihn damit aus dem Wege und man kann thun was man will, ohne dass Jemand das Geringste nachzuweisen im Stande. Die Minderheit müsste schon sehr bedeutend sein, die man mit allen diesen Mitteln nicht in eine ausreichende Mehrheit umwandeln könnte.

Auf solche Weise arbeitete man von beiden Seiten, sich den Sieg im grossen Präsidentenwahlkampfe von 1872 streitig zu machen. Zur Durchführung ihrer Wahltaktik bedurften die Re-

publikaner aber des Schutzes, d. h. des Druck's der Bundestruppen, deren Anzahl eine sehr geringe ist. Obendrein musste man sich hüten, den bereits sich erhebenden Argwohn des Volkes im Norden nicht zu erregen, sonst konnte man in den Nordstaaten leicht mehr verlieren, als im Süden zu gewinnen war. Es mussten daher jene Wahlausschüsse, die besonders der Bundestruppen zu bedürfen glaubten, weil in ihren Bezirken der Ausgang der Wahl zweifelhaft, der Centralregierung stichhaltige Gründe angeben, welche die Truppen-Dislocirung dahin rechtfertigen konnten.

Solche Gründe zu finden, war nun nicht sonderlich schwierig. Denn bei der brutalen Gesetzesverachtung der regierenden Neger und dem reizbaren Racenstolze der Weissen fehlte es nicht an gewaltsamen Verbrechen und Gesetzesverletzungen aller Art. Was leichter, als aus der Unmasse solcher Fälle jene zu sammeln, in denen (bei oberflächlicher Beobachtung wenigstens) die Weissen der angreifende Theil gewesen. Und hob man aus diesen Fällen noch ganz besonders solche heraus, wo sich die Angreifer einer ungewöhnlichen Brutalität schuldig gemacht, verbreitete man diese mit allen haarsträubenden Einzelnheiten einseitig gefärbt durch die Parteipresse unter dem Volke des Nordens, so konnte man kaum verfehlen, Letzterem die Ueberzeugung beizubringen, die Weissen des Südens wären immer noch die nämlichen moralischen Ungeheuer wie ehedem, die weit entfernt, die Resultate des Krieges, nämlich die Gleichstellung der schwarzen Brüder, freudig anzuerkennen, vielmehr auf's Eifrigste jede Gelegenheit benützen, die armen, unschuldigen Neger zu verfolgen, sie mittelst ausgesuchter Schandthaten in fortwährender Todesangst zu erhalten, und durch Schrecken und Furcht ihrer gesetzlichen Freiheit und Gleichheit zu berauben, namentlich aber sie an der freien Ausübung ihres Stimmrechtes zu hindern.

Was diesen Behauptungen noch mehr Effekt gibt, war, dass sie bis auf einen Punkt die Wahrheit sagten. Unbestreitbar ist das Vorkommen der Gewaltthaten, unbestreitbar die Erbitterung der Weissen, unbestreitbar ihr Verlangen, diesem Zustande ein Ende zu machen, indem sie das Negerelement der Herrschaft beraubten. Was falsch, ist nur, dass der Neger an dem bestehenden Zustande der Dinge unschuldig, der Weisse dagegen schuldig und ein verkommenes, moralisches Ungeheuer sei. Die Wahrheit ist vielmehr, dass der Eine gleich schuldig oder unschuldig ist, wie der Andere, dass die Gewalt- und Gräuelthaten eben nur der Unerträglichkeit der Verhältnisse naturgemäss entspringen, und diese in erster Linie auf das Principiensystem selbst zurückfallen, welches durch ein Machtgebot versucht, in gleiche Rechtsformen einzuzwängen, was die Natur selbst ungleich gemacht hat.

Aber die Republikaner konnten doch nicht die Falschheit des Principiensystems einräumen und damit gewissermassen den Reifen sprengen, der ihre verschiedenen, ohnehin schon ziemlich centrifugalen Elemente noch zusammenhielt. Das Gesetz der Logik zwang sie vielmehr, auf dem betretenen Wege fortzuschreiten, alle Gräuel und Schandthaten im Süden lediglich den Weissen aufzubürden, und zum Schutze und zur Aufmunterung der Neger, sowie zur Einschüchterung der verwegenen weissen Raufbolde die Bundestruppen zu verwenden, soweit dieselben eben ausreichten.

So geschah es auch bei jeder Wahl. Sowie ein Wahlkampf herannahte, wimmelten die republikanischen Zeitungen von Berichten über die haarsträubendsten Vorkommnisse in einer Art geschildert, dass man wirklich an ein wahres Schreckensregiment glauben musste, worunter die Neger im Süden zu seufzen hätten. Wie systematisch die republikanischen Politiker den Norden gegen die Weissen des Südens aufzustacheln suchten, zeigt auf's Schärfste folgender Fall, der auf die Vorbereitungen zu dem im Jahre 1876 bevorstehenden Präsidentenwahlkampfe Bezug hat.

Die republikanische Partei ist nämlich in neuerer Zeit, und wie der Ausfall der Wahlen im Herbste 1874 zeigt, mit gutem Grunde, um die Fortdauer ihrer Herrschaft ernstlich besorgt. Die bisher beliebten Phrasen und Appelle an das Volk wollten nicht mehr so recht ziehen, da der Norden allgemach des ganzen, anscheinend unlösbaren Wirrwarrs im Süden müde wird, im Geheimen den Neger vom Grunde der Seele dahin wünscht, wo der Pfeffer wächst, und überdies meint, dass seine eigenen Interessen eine Berücksichtigung erheischen, die ihnen nicht zu Theil wird, so lange die Reorganisation des Südens das wesentliche Element der nationalen Politik bildet. Die politischen Führer kamen zur Ueberzeugung, dass es einer stärkeren Aufstachelung bedürfe, um die ermattete Theilnahme des Volkes wieder zur Begeisterung für die gleichen Menschenrechte und den unterdrückten schwarzen Bruder aufzuregen. Deshalb beschloss man im Herbste 1874 in Chattanooga, im Staate Tennessee, eine Parteiconvention der republikanischen Politiker des Südens abzuhalten. Welche Zwecke diese Versammlung verfolgte, erhellt aus folgender Stelle eines Briefes, welcher bei Eröffnung der Convention gleichsam als Richtschnur für die zu behandelnden Geschäfte verlesen ward. Er kam von dem Sekretär des republikanischen congressionellen Centralausschusses in Washington, einem gewissen „Ehrenwerthen“ J. M. Edmunds, der als Belohnung für die wichtigen Dienste, die er der republikanischen Partei in dieser Stellung leistet, dem Vaterlande zugleich in dem Amte des Postmeisters der Bundeshauptstadt Washington dient. Wir bemerken noch, dass dem Ausschusse, dessen Sekretär Herr Edmunds ist, die Oberleitung

der gesammten republikanischen Parteiorganisation des Landes obliegt. Die Stelle lautet folgendermassen:

„Gräuelthaten von jeder Sorte sollten auf's Sorgfältigste berichtet werden, gleichviel ob dieselben bis zu Verbrechen sich entwickelten oder bei blosser Einschüchterung stehen geblieben sind. Der Geist und die Tendenz aller Handlungen der gesetzgebenden, vollziehenden und richterlichen Beamten sollten der Untersuchung unterworfen werden. Alles, was in der Richtung auf Unordnung, Gesetzlosigkeit und Unterdrückung hinzielt, sollte gründlich in Betracht gezogen werden.“

Die beiden letzten Sätze klingen ganz hübsch, und wären auch ganz empfehlenswerth, wenn sie sich an wirklich unparteiische Leute richteten. Da sich von den Mitgliedern der Convention jedoch nur das schnurgerade Gegentheil darthun lässt, so fallen die schönen Sätze in sich selbst zusammen, und als Zweck der Convention bleibt nur die Abfassung eines recht ausführlichen Berichts über Gräuelthaten aller Sorten im Lichte republikanischer Parteifärbung übrig. Dies zu thun, fand die Convention nun freilich nicht gerathen, und ging unverrichteter Sache nach Hause, nachdem der inzwischen bekannt gewordene Ausfall der Herbstwahlen in den nördlichen Staaten sie überzeugt hatte, dass die Strömung in der öffentlichen Meinung ihr nicht sonderlich günstig sei. Aber bis zu welchen Lügen und Uebertreibungen die republikanischen Politiker schon geschritten sind, zeigt ein Bericht, den ein gewisser Charles Hays, ein „ehrenwerthes“ Mitglied des nationalen Congresses während des Wahlkampfes 1874 in der nördlichen republikanischen Presse veröffentlicht hat. Darin zählte er eine grosse Reihe haarsträubender Mordthaten auf als das Ergebniss eines vorbedachten Planes, womit die Weissen die systematische Einschüchterung der Neger bezweckten. Die „New-York Tribune“ liess es sich angelegen sein, durch eine eingehende Untersuchung den Thatbestand an's Licht zu ziehen. Sie entsandte auf ihre Kosten, — ein Beispiel des Unternehmungsgeistes, der die amerikanischen Zeitungen auszeichnet, — einen ihrer zuverlässigsten Berichterstatter nach dem Distrikte des „Ehrenwerthen“ Herrn Hays im westlichen Alabama, wo die erwähnten Mordthaten sich zugetragen haben sollten. Nach einer gründlichen Nachforschung, deren Einzelnheiten in einer Reihe von spaltenlangen Artikeln der „New-York Tribune“ (vom November 1874) zu finden, kam derselbe zu folgendem Schlusse, den ich mit seinen eigenen Worten wiedergebe:

„Man wird hieraus ersehen, dass, mit Ausnahme der beiden Ermordungen von Billings und Jvy in Sumter County, jeder einzelne von mir bislang untersuchte Fall von jenen, deren Mr. Hays in seinem Briefe erwähnt, — und ich habe mehr als drei

Viertel aller erwähnten Fälle untersucht, — sich als absolut unwahr herausgestellt hat, und Mr. Hays meistens wusste, dass seine Angaben unwahr seien, als er sie niederschrieb. Gesetzt, irgend ein Mitglied des Congresses und Vertreter eines Distrikts im Westen, welcher nach Einwanderung und Anlage fremden Kapitals verlangt, möchte ein solches Bündel Lügen über seine Wahlen in die Welt schicken, damit die Leute scheu machen, den Präsidenten beeinflussen, Truppen hinzuschicken, um Ordnung zu halten, wo keine Unordnung existirt, — kurz, möchte durch Verläumdungen seinen Distrikt in schlechten Ruf bringen, die Geschäftsaussichten und Verbindungen der Bewohner schädigen, welche Behandlung dürfte ein solcher Mann wohl erwarten, wenn er in seine Heimath zurückkehrte? Würde irgend Jemand die Leute tadeln oder als Rebellen brandmarken und als *Ku-Klux* hinstellen, wenn sie diesen Mann in Acht und Bann thäten?

Z. L. W.“

Mehrere andere der grossen Zeitungen New-York's schickten ebenfalls Correspondenten nach dem Staate Alabama, um sich über den Werth der Hays'schen Mordsgeschichten zu unterrichten. Uebereinstimmend berichteten alle Correspondenten, dass die Hays-schen Mordthaten mit Ausnahme der erwähnten zwei auf purer Erfindung beruhten, und selbst bei diesen ein organisirter politischer Einfluss nicht im Entferntesten nachzuweisen sei.

Ein Neger-Meeting.

Nichts vermag uns in die Denkweise der amerikanischen Neger besser einzuführen, als das Beobachten ihres Thun und Treibens bei einer jener Massenversammlungen, wo die Schwarzen ganz unter sich sind und ihren Gefühlen und Meinungen völlig die Zügel schiessen lassen. Ich entnehme daher einem amerikanischen Blatte die interessante Schilderung eines solchen Neger-Meetings, welches in Snowdown stattfand. Dieses Städtchen liegt etwa 15 Meilen von Montgomery, der Hauptstadt des Staates Alabama.

Der Weg nach Snowdown führt über den einst so üppigen Boden der Prairie. Jetzt liegt eine Pflanzung nach der andern

wüst und verödet da; keine Zäune, keine Hecken, keine Grenzlinien mehr, herumstreifendes Vieh klettert in den Ruinen der Gebäude, die vormals glückliche Familien beherbergten. Bermuda-Gras bedeckt die ehemaligen Ackerfelder, und Unkraut wächst überall in dichter Fülle. Der Weg kann als Muster für alle übrigen in Alabama gelten. Er ist rauh, von Wasserläufen zerrissen und gefährlich. Die Brücken sind niedergebrochen und verfaulen. Unglücksfälle kommen dabei häufig vor.

Snowdown, ein Oertchen, wie sie dem Süden eigen, besteht aus einem grossen Landladen für Alles, zwei Wohnhäusern und einem Grobschmiedsschuppen. Drei Wege kreuzen sich vor dem Laden und einige Pflanzerhäuser liegen in der Umgegend. Als wir ankamen, war es beinahe finster und die Neger begannen eben sich zu versammeln. Jene, die aus weiterer Ferne kamen, ritten auf Pferden oder Mauleseln. Nur Wenige waren gehörig gekleidet, die Meisten trugen Lumpen in wunderbarster Zusammenstellung. Viele waren noch bedeckt mit frischgepflückter Baumwolle. Einige hatten keine Schuhe, andere keine Kopfbedeckung, und noch andere besassen nur ein zerrissenes Flanellhemd und zerlumpte, baumwollene Hosen. Dagegen waren die Frauenzimmer alle gut und sogar kostspielig gekleidet. Einige jüngere Fräulein trugen einen coquetten Anzug von feinen Wollenstoffen nach der neuesten Mode, und eine oder zwei junge Damen, die sich etwas abgesondert hielten, hatten seidene Westen. Sie fanden indess offenbar keine Gnade vor ihren Genossinnen, welche durch die Ausrufe „aufgeblasene Nigger“ ihren empörten Gefühlen Luft machten und laut andeuteten, dass „sie auf keinem guten Wege zu diesen Kleidern gekommen wären.“

Als ein Paar Hundert Plantagenarbeiter sich versammelt hatten und es Abend geworden, kam ein grosser Wagen mit einer Neger-Musikbande und eine Anzahl Negerpolitiker an. Der Wagen, unter einem prächtigen Eichenbaum gezogen, sollte als Rednerbühne dienen. Während dieser Vorbereitungen spielte die Musikbande eine lebhafte Weise in gutem Takte, (der Neger besitzt entschieden musikalisches Talent und viele der rohesten Plantagenarbeiter handhaben den *Banjo,* eine Art Guitarre, mit Geschick) und die jüngeren Männer und Frauenzimmer fingen an im Takte herumzuspringen, bald auf einem, bald auf dem anderen Fuss. Doch tanzten sie nie paarweise. Um eine Gruppe von vier jungen Mulattenmädchen sammelte sich ein Haufen Zuschauer und beobachtete ihre Bewegungen mit ostensibler Zufriedenheit. Die Mulattinnen hielten sich bei den Händen und schwangen zu gleicher Zeit den Körper in verschiedenen anmuthigen Windungen von einer Seite zur anderen. Alle Zuschauer in der Runde schlugen den Takt mit Händen und Füssen, und stiessen, als das

Tempo der Musik schneller und aufregender wurde, alle Augenblicke Ausrufe aus, wie: „Das sind die Mädels, die tanzen können!“ „Sind das nicht die rechten? Gewiss!“ „Wirf den Fuss höher hinauf, Sue!“ „Macht den Staub fliegen, Zuckerpüppchen!“ u. dgl. m. Die Musik wurde immer lebhafter, der Tanz der Mädchen schneller und schneller, endlich stimmten sie einen wilden Gesang an, dessen Strophenendungen die Zuschauer als Chor wiederholten. Dann ward der Tanz immer wilder und ausgelassener. Die schwarzen Augen der Mädchen glühten durch die Dunkelheit. Man sah ihre weissen Zähne hinter den dicken, rothen, feuchten Lippen glänzen, und mit rasch fliegendem Athem führten sie unter dem rasenden Beifallsgeschrei der aufgeregten Neger ihren Gesang und ihre wilde Schaustellung zu Ende.

Mittlerweile war eine Anzahl weisser Politiker eingetroffen. Sie bestellten sofort Schnaps für All' und Jeden *(the crowd)*, den zu trinken Niemand sich weigerte. Ein altes Weib liess sich ihren Antheil in einen Zinnbecher füllen, kaufte sich eine Büchse Sardinen und Sodakrackers (eine Art runder Zwiebacke), hockte sich auf einen Zaun und theilte den Umstehenden mit, dass „sie für eine gute, die ganze Nacht währende, vergnügte und lebhafte Unterhaltung fix und fertig sei“ *(was „agoin in for a good nights 'musement.“)*

Nachdem die Männer alle ihren Theil gemeinen Branntweins erhalten, wurde die Versammlung von Einem der Montgomery-Neger zur Ordnung gerufen, und drei oder vier Schwarze und eben so viele Weisse stiegen in den Wagen, wo sie sich auf den Sitzen niederliessen. Ein Neger, zum Vorsitzenden ernannt, eröffnete mit grossem Aufwande würdevoller Ceremonie die Versammlung.

Der erste Sprecher war ein wohlerzogener Schwarzer, der früher in Boston (im Staate Massachusetts) gelebt hatte. Er hielt eine sehr gute Rede, und gab den Negern den Rath, treulich zu arbeiten, zu lernen, wie sie ihre Pflicht als freie Männer zu erfüllen hätten, und gute ehrliche Leute in die Aemter zu wählen. Diese Ansprache fand aber eine sehr kühle Aufnahme. Als nächster Sprecher stellte sich der „Ehrenwerthe“ Herr Asa Barber vor, ein Vollblutneger, der für seine Reden Bezahlung empfängt. „Nigger“, hob er an, „ihr seid diesem County, diesem Staate, diesem ganzen südlichen Lande das, was Knochen, Sehnen und Muskeln dem menschlichen Körper sind. Ihr habt Rechte, die Euch von den himmlischen Heerschaaren geschenkt wurden. Ihr seid Eure eigenen Herren und Meister, und braucht Euch von keinen Menschen Etwas gefallen zu lassen.“ „Gott sei dafür gedankt“ rief das alte Weib, die auf dem Zaune sass und ihre Sardinen verzehrte. Der Redner fuhr fort: er sei auch einmal Sklave ge-

wesen, habe die Qualen des Hungers, des Durstes und der Kälte ertragen, früh und spät gearbeitet, um einen müssig gehenden Herrn zu füttern. „So ist es!" warf ein betrunkener Neger hier ein. Barber fuhr fort. „Jawohl meine Freunde, Alles, was ein Sklave nur erdulden kann, habe ich erduldet; Alles, was die menschliche Natur ertragen kann, habe ich ertragen; und manchmal dachte ich, ich müsste unter der Last zusammensinken. Aber der Herr des Himmels kam zur Hülfe in seiner Macht und seinem Glanze und seiner Kraft, und mit den himmlischen Heerschaaren stieg er herab auf diese Erde. Er brach die Ketten des Negers und ich bin frei." Dies sprach Herr Barber in einem einfachen, ernsthaften Ton, der jede schwarze Brust in der Menge zu entflammen schien. Ein alter Mann rief aus: „ja Schatz, du bist frei, und ich bin frei. Lasst es uns verkünden und Jedem melden, lasst uns diesen immerwährenden Genuss in vollen Zügen trinken!" „Segne es Gott, dass wir frei sind," riefen die Weiber aus, die Männer wiederholten den Ruf, und das Echo der Wälder warf ihn zurück. Die allgemeine Aufregung hinderte eine geraume Zeit den Redner zu sprechen, und der Vorsitzende musste mehrmals durch Klopfen zur Ordnung auffordern. Barber sagte den Negern ferner, er wäre erfreut zu sehen, dass sie die Segnungen der Freiheit zu schätzen wüssten, hoffe aber sie würden nicht glauben, dass sie ohne weitere Anstrengung frei bleiben würden. Gott hätte die republikanische Partei aufgestellt um ihre Ketten zu brechen, und dieser gebühre ihre volle Dankbarkeit. Ja noch mehr, ihre Freiheit beruhe nur auf dieser Partei, denn gelängen die Demokraten jemals zur Gewalt, sicherlich würden sie die Neger in einen Zustand, der noch schlimmer ist als die Sklaverei, versetzen. Da rief ein grosser, schlanker, gut aussehender Neger aus der Mitte der Zuschauer: „Was sagst du da?" Barber wiederholte seine Behauptung, worauf Jener mit Heftigkeit ausrief: „du lügst, du betrügst meine Race." Eine ungeheure Aufregung entstand auf der Stelle. „Das ist ein demokratischer Nigger", schrieen sogleich ein halbes Dutzend Kehlen. „Ein Renegat, der seiner Farbe untreu!" „Ganz gewiss!" johlten wieder Andere. Die Weiber kreischten: „Haut ihn, schlagt ihn todt, schlagt den Teufelsdemokrat todt!" Der Neger, ein tapferer Bursche, forderte sie aber heraus und sagte, sie wären ein Haufen bemitleidenswerther, betrogener Kreaturen; Asa Barber und seinesgleichen schwätze ihnen Lügen vor, um ihre Stimmen zu erhalten, ihre alten Herren seien ihre besten Freunde. Das regte den Volkshaufen nur noch mehr auf. Die Weiber schrieen von Neuem: „Schlagt den Demokraten todt!" und hätte sich nicht ein Herr Mr. Lee, ein wohlbekannter weisser Pflanzer, der bei den Farbigen sehr in Ansehen steht, in's Mittel gelegt, wäre es ihm wohl übel gegangen. So zwang man ihn die

Versammlung zu verlassen. Die wenigen Schwarzen, die das „demokratische Ticket stimmen", werden nämlich als Verräther an ihrer Race betrachtet. Die anderen Neger sprechen und verkehren nicht mit ihnen, und in ein Paar Fällen ward ihnen übel mitgespielt. Nach der Entfernung des „demokratischen Nigger", konnte Barber in seiner Rede fortfahren. Die weissen Pflanzer, sagte er, wären Spitzbuben und Schurken, sie nützten die Arbeit der Schwarzen aus, ohne dafür entsprechend zu bezahlen. Das Land gehöre von Rechtswegen dem Arbeiter und nicht den faulen Kerlen, die nichts für seine Bebauung thäten. Er schloss, indem er ihnen Allen befahl, falls ihnen ihre Freiheit lieb wäre, am Wahltage an die Stimmkästen zu gehen und für „Massa Robinson" als Steuererheber und alle anderen republikanischen Candidaten zu stimmen. Indem er sich an die Weiber wandte, verlangte er sie sollten Alles, was in ihrer Macht stände thun, um ihre Männer abzuhalten, mit den Weissen zu stimmen." Wenn irgend ein Niggerrenegat das thut, rief er aus, „so koche keine von Euch ihm ein Mahl, oder wasche ihm ein Hemd!" Hierauf erwiderte das alte Weib, die unter dem Baume auf dem Zaune sass: „Ein Hemd waschen! die Nase würde ich ihm in Blut waschen"

Der nächste Redner war der frühere Congressrepräsentant Buckley, ein Weisser, Candidat für die erb- und vormundschaftliche Richterstelle in diesem County. Er beschränkte sich hauptsächlich auf die Erörterung der bürgerlichen Rechte und brachte in versteckter Weise Alles vor, was den Negern Hass und Abneigung gegen die Weissen einflössen konnte. Dann verbreitete er sich des Weiteren über die Strapatzen und Leiden, die, wie er behauptete, die Neger zu erdulden hätten, weil sie nicht in dieselben Eisenbahnwägen mit den Weissen zugelassen würden, und versicherte, dass all' ihre Klagen aufhören sollten, wenn sie nur das republikanische Ticket stimmten. Der Styl des Herrn Buckley, weil nicht theatralisch genug, behagte den Negern nicht; er musste daher wiederholt um Ruhe bitten. Ein Neger, Namens Gilmore, Candidat für die Gesetzgebung, folgte dem Ex-Congressmanne. Er sprach davon, wie er in den Tagen der Sklaverei gelitten, und behauptete, sein Rücken sei noch wund von den erhaltenen Peitschenhieben. „Du musst ein verd—t böser Nigger gewesen sein", unterbrach ihn Einer aus dem Haufen. Allgemeines Gelächter. Nun kam Herr Gilmore auf das Antheilsystem zu sprechen, welches gegenwärtig auf der Mehrheit der Pflanzungen des Staates herrscht, und behauptete die Neger würden ohne Ausnahme um ihren Ernteantheil beschwindelt. Die Schwarzen, sagte er, wären ganz und gar in der Gewalt der Pflanzer. Sie könnten nicht schreiben und lesen, und ist das Jahr herum, müssten sie sich, anstatt mit dem verdienten Gelde, mit der Versicherung begnügen, dass sie nichts

zu fordern hätten; dies bewiesen die Ziffern die doch nicht lügen können. Um seiner Behauptung mehr Nachdruck zu verleihen, trug er folgenden Vers vor, den der Neger jederzeit mit lautem Beifall aufnimmt:

„Null ist Null, 'ne Zahl 'ne Zahl,
Alles gehört dem weissen Mann,
Dem Nigger bleibt nur der Arbeit Qual!“

Nach Schluss der Gilmore'schen Rede wurden noch mehrere andere Neger aufgerufen, alle sprachen im nämlichen Sinne, und die Versammlung dauerte bis 2 Uhr Morgens. Während der Nacht ward Schnaps sowohl an Männer wie Weiber in unbeschränktem Maasse vertheilt, und mehrere der Letzteren betranken sich so sehr, dass man sie nach Hause transportiren musste. Am nächsten Morgen war keiner fähig oder geneigt an die Arbeit zu gehen, und die Baumwolle an den Stauden im Felde, musste für diesen Tag ungepflückt bleiben.“[1])

Vorgehende Schilderung gibt auf's Treffendste und Wahrheitsgetreuste den impulsiven, leicht erregten und intoleranten Charakter des Negers wieder, bestätigt aber auch die allgemeine Wahrnehmung, dass der natürliche Racenhass und das Misstrauen gegen den Weissen, von der republikanischen Partei seit Jahren genährt, anfängt seine Frucht bereits in der Weise zu tragen, dass der Neger sogar von den weissen Schnappsäcklern Nichts mehr wissen will. Ja noch mehr, er misstraut selbst allen den ehemals freien und im Norden erzogenen Negern, die er als „aufgeblasen“ und mit Recht von weissen Einflüssen angesteckt ansieht. Die einflussreichsten Leiter der südlichen Neger sind schon jetzt Männer, wie Herr Asa Barber, die selbst nur gewöhnliche ehemaliche Plantagensklaven gewesen, und sich vor ihren Genossen durch eine urwüchsige, in der Regel sowohl physische wie geistige Kraft auszeichnen. Diese Leute sind von dem Einflusse der weissen Bildung ganz und gar unberührt, und gerade hierin liegt ihre Stärke, ein kurioser Commentar zu der humanen Doktrin, dass die niederen, uncivilisirten Racen durch „Belehrung“ in den Kreis der höheren Civilisation als freie und gleiche Mitglieder eingeführt werden. Die nackte Thatsache ist, dass es allen diesen Racen, wenn seitens der Weissen kein Druck auf sie ausgeübt wird, nicht nur nicht einfällt, sich belehren zu lassen, sondern sich auf's Ernstlichste bemühen, alle etwa empfangenen civilisatorischen

1) Eine solche Arbeitseinstellung schädigt die Pflanzer auf das Empfindlichste. Die reifen Baumwollenballen springen nämlich in einem ganzen Felde beinahe immer zu gleicher Zeit auf, und der Werth des ganzen Ernteertrages hängt davon ab, dass die Baumwolle, wenn dieser Zeitpunkt eingetreten, auf der Stelle und so schnell als möglich „gepickt“ werde. In jedem Augenblicke, der verloren wird, treibt der Wind die in den Fruchtballen ganz locker liegende reife Baumwolle und mit ihr den Profit der Pflanzung hinweg.

Einflüsse, möglichst schnell wieder loszuwerden. Erst dann fühlen sie selbst sich frei, d. h. im Stande, den ureigenen Instinkten und Trieben ihrer Natur ungehindert freien Lauf zu lassen. Aus diesem Grunde langweilen sie die Tiraden der weissen Schnappsäckler, sogar wenn sie ihnen in plumpster Weise Honig ums Maul schmieren; desshalb lässt die Aufforderung des in Boston gebildeten d. h. in der europäischen Civilisation abgerichteten Negers sie vollkommen kühl. Denn dieselbe kommt ihnen fremdartig vor, und was jener von „Arbeiten, Pflichtthun und Ehrlichsein" vorredet, verstehen sie entweder gar nicht, oder was sie unter diesen Worten sich denken, erinnert sie nicht an die „Freiheit", sondern an die „Sklaverei" der vergangenen Tage, in der sie, wenn sie arbeiten, ihre Pflicht thun und ehrlich sein wollten, sich ja vollkommen wohl befanden und ein viel sorgloseres Leben führten, als jetzt. „Frei" sein heisst für sie: nicht arbeiten, sich um Nichts kümmern, und dem Herrn vertrauen, der die Lilien auf dem Felde kleidet und die Vögel unter dem Himmel ernährt, die weder säen noch ernten, und der durch Vermittelung der von ihm aufgestellten republikanischen Partei sie schon im süssen Nichtsthun, durch allabendliches Musiciren und Tanzen unterbrochen, erhalten werde. In ihrem Hasse gegen ihre ehemaligen Herrn drückt sich eigentlich nur ihr Abscheu vor der Arbeit, zu der jene sie trieben, aus. Diese ihre innersten Gefühle aber weiss nur der zu erregen, der sie selbst getheilt, wie ein Asa Barber. Ein solcher Redner spricht zu ihrem Herzen, ihn verstehen sie und ihm folgen sie.

Das sich bereits offenbarende Resultat dieser immer vollkommener werdenden Emancipation des afrikanischen Raceninstinktes ist, dass die Schnappsäckler selbst immer mehr bei Seite geworfen und durch echte, von der weissen Bildung nicht einmal übertünchte, ehemalige Plantagenneger ersetzt werden. Aus solchen besteht die Mehrheit der Südcarolina Legislatur, ein grosser Theil derer von Mississippi und Louisiana, und überall wo das Negerelement mächtig genug, seine Candidaten durchzusetzen, haben diese Sorte Leute bei weitem die beste Aussicht, gewählt zu werden.

Dem „Freiheitsgefühle" des Negers ist sogar das „Antheilsystem" zuwider, welches doch in den civilisirtesten Ländern Europa's als die menschenwürdigste und dem freien Arbeiter günstigste Form der Arbeit angesehen wird. Allerdings gehört dazu eine Bevölkerung, die nicht nur zu rechnen, sondern auch hauszuhalten weiss. Der sorglose Neger lebt aber in den Tag hinein und entnimmt was er braucht von seinem Herrn und Arbeitgeber, um das Anschwellen seiner Rechnung kümmert er sich nicht, findet aber freilich am Jahresschlusse, dass das Resultat seiner Jahresarbeit gleich Null ist.

Die Zustände in Texas, Arkansas und Louisiana.

Der sich immer schärfer zuspitzende Racenconflict hatte naturgemäss die Einigung der Weissen unter sich zur Folge. Wohl boten die Republikaner alle Mittel der Ueberredung, Beeinflussung und Einschüchterung auf, es gelang ihnen dennoch nicht, ihre Herrschaft in jenen Staaten aufrecht zu erhalten, wo die Weissen ein unbedingtes numerisches Uebergewicht besassen.

Schon 1872 hatten sie von den unterworfenen und reconstruirten Staaten vier, nämlich Virginia, Nord-Carolina, Tennessee und Georgia an die weisse Partei verloren. In Texas, Arkansas und Louisiana dagegen beanspruchten beide Parteien den Sieg, während in Süd-Carolina, Florida, Alabama und Mississippi die Republikaner sich ohne ernstliche Anfechtung behaupteten.

Die bestrittene Wahlentscheidung regulirte sich am schnellsten und mit der wenigsten Schwierigkeit in dem Staate Texas, der in vielfacher Beziehung eine Ausnahmestellung einnimmt. Der frühere republikanische Gouverneur Davis behauptete seine Wiederwahl und suchte demgemäss im Amte zu verbleiben. Die demokratische Mehrheit in der Legislatur aber erkannte als Wahl-Resultat die Erwählung des demokratischen Candidaten an und forderte Herrn Davis auf, die Amtswohnung zu räumen und die Bureaux seinem Nachfolger zu übergeben. Herr Davis weigerte sich natürlich und appellirte an den Schutz des Bundes. Doch die Gesetzgebung von Texas versammelte ohne Zögern ein *posse Comitatus* (ein Aufgebot von Bürgern), liess dasselbe zum *State house* marschiren, Herrn Davis an die Luft setzen und setzte ihren Candidaten als Gouverneur ein. Herr Davis spie Feuer und Flammen über diese Vergewaltigung und rief Präsidenten Grant und das ganze Volk der Vereinigten Staaten um Hilfe an. Diese hätten sie ihm auch gerne gewährt, aber sie hatten mit Niederhaltung der weissen Partei in Arkansas und Louisiana die Hände so voll, dass sie nicht wagten, gleichzeitig noch mit dem Staate Texas anzubinden, den unter die republikanische Herrschaft gewaltsam zu bringen jedenfalls ein sehr schwieriges Unternehmen gewesen wäre.

Texas erfreut sich nämlich, wie schon erwähnt, einer Ausnahmestellung. Dieser Staat ist nicht nur von den Verheerungen des Krieges so gut wie verschont geblieben, sondern die Kriegszeit brachte ihm in materieller Beziehung eher Nutzen als Schaden.

Ein grosser Theil des Ausfuhrhandels der ganzen Conföderation nahm den Weg nach Texas zu dem mexikanischen Hafen Matamoras am Rio grande, weil von hier aus der Verschiffung kein Hinderniss im Wege stand. Dorthin ging die in Texas selbst gezogene Baumwolle, deren Anbau die hohen, in Folge des Krieges eingetretenen Preise ungemein steigerten. Deshalb genoss Texas schon während des Krieges guter Zeiten, und die Bevölkerung wuchs durch die Einwanderung Vieler, die den Kriegswirren in ihren Heimathstaaten entgehen wollten. Auch nach dem Kriege zogen noch viele ruinirte Weisse nach Texas, um in diesem weiten, noch jungfräulichen Gebiete wieder von vorn anzufangen. Diese Einwanderung wuchs in dem Maasse, als in den verschiedenen Staaten die Negerherrschaft sich festsetzte und beschleunigte die Entwickelung des Landes, dessen Hauptprodukte, Baumwolle in den heissen, feuchten Küstengegenden und Flussniederungen gezogen, und Rindvieh, in den weiten Steppen des Innern in ungeheuren Heerden beinahe wild aufwachsend, stets einen lohnenden Markt fanden. Ueberdies besassen hier die Weissen von Anfang an eine entschiedene Mehrheit. Zwar mussten auch sie nach beendetem Kriege sich die Einrichtung eines republikanischen Schnappsäckler-Regimentes als Friedensbedingung gefallen lassen, doch war von einer Negerherrschaft nie die Rede; auch würden die rücksichtslos verwegenen Sitten der texanischen „Grenz"-Bevölkerung die Anmassungen eines schwarzhäutigen Amtsinhabers noch weniger ruhig hingenommen haben als die Weissen der anderen Südstaaten.

In einem solchen Staate einen republikanischen Gouverneur gegen den beinahe einmüthigen Willen der Weissen im Amte zu behaupten, hätte eine grössere Armee erfordert, als dem Präsidenten Grant und der republikanischen Partei zu Gebote stand; deshalb zog man vor, die Protestationen des Hrn. Davis nicht zu beachten. Dieser Ehrenmann musste sich folglich mit den bisher verdienten Provisionen — er unterzeichnete kein Gesetz über Eisenbahnen, keinen Freibrief, keine Concession, ohne anständigen Lohn für seine Unterschrift — zufrieden geben und sich in den Ruhestand zurückziehen.

Anders verhielt sich die Sache in Arkansas. Hier war nicht nur die Negerbevölkerung stärker, sondern auch durch die dem Staate als Bedingung seiner Zulassung aufgedrungene Verfassung ein grösserer Theil der Weissen als Rebellen gänzlich entrechtet. Unter solchen Umständen wurde unter dem moralischen Drucke der Bundesregierung der Wahlstreit vorläufig dahin erledigt, dass der republikanische Candidat Baxter als Gouverneur anerkannt und eingesetzt, die Ansprüche des Gegencandidaten Brooks dagegen von den zuständigen Gerichtsbehörden rechtlich völlig un-

begründet erklärt wurden. Dabei sollte es jedoch nicht bleiben. Die Republikaner hatten nämlich, was ihnen noch nie passirt war, in der Person ihres Gouverneurs sich gründlich geirrt. Denn als nach seiner Amtseinsetzung sich der landesübliche Ring bildete, stellte sich heraus, dass Gouverneur Baxter den ihm zugemutheten Gesetzesvorlagen seine Unterschrift verweigerte. So etwas war schon so lange nicht mehr dagewesen, dass die würdigen Gesetzgeber und Ringmitglieder, die Vereinigten Staaten-Senatoren von Arkansas, Clayton und Powell an der Spitze, sich zuerst in die Lage der Dinge gar nicht finden konnten. Hätten sie eine Zweidrittel-Mehrheit in der Staatsgesetzgebung gehabt, wäre ihre Verlegenheit nicht gross gewesen. Sie wären dann mit Herrn Baxter einfach so verfahren, wie seinerzeit der Congress mit dem Präsidenten Johnson. Aber eine solche Mehrheit hatten sie sich nicht angeschafft, weil sie sich im Besitze der Gouverneurstelle wähnten und die Anzahl Jener, die am Profit theilnehmen, nicht unnütz vermehren wollten; sie sahen sich also in einem „Fix“; Herrn Baxter zu einer Sinnesänderung zu bewegen, blieb erfolglos und verliessen sie ihn fest überzeugt, derselbe sei entweder ein Narr oder von der Gegenpartei gekauft worden. Aber was thun! Sie konnten doch eines solchen Narren halber die Hände nicht müssig in den Schooss legen, und die Zeit, als sie im Rohre sassen, verstreichen lassen, ohne Pfeifen zu schneiden.

In dieser Verlegenheit gedachten sie des Herrn Brooks, Baxter's Gegencandidaten. Allerdings gehörte dieser nicht zu ihrer Partei, und hatten sie selbst bei der Wahl ihn für rechtmässig geschlagen erklärt, doch solche Entscheidungen liessen sich eben so gut wieder umwerfen, war man nur der Zustimmung der Bundesregierung und des Herrn Brooks gewiss. Letztere war bald gewonnen, denn Herr Brooks zeigte sich vollkommen bereit, auch als verkappter republikanischer Gouverneur dem Vaterlande, seinem Staate und hauptsächlich der Partei d. h. dem Ring zu dienen, wenn er nur in das Amt gelangen und seine Spesen ziehen konnte. Die Senatoren Clayton und Powell unternahmen es, die Sache in Washington zu bereinigen. Dort wollte man zwar den Parteigenossen gern aus der Noth helfen und den Renegaten Baxter, der sich unterstand, im Interesse der weissen Bevölkerung sein Amt zu verwalten, daraus wie sich's gebührt hinauswerfen; aber man musste doch irgendwelchen Grund haben, die rechtsgiltig getroffenen richterlichen Entscheidungen wieder einer Revision zu unterziehen. Die öffentliche Meinung war ja in jüngster Zeit so misstrauisch und ungerecht gegen die grossen Männer der Nation geworden!

Clayton und Genossen zerbrachen sich lange die Köpfe nach einem solchen Grund. Da fiel ihnen plötzlich ein, dass es so

Etwas gäbe, was man ein *fait accompli* nenne. Ein Staatsstreich sollte Herrn Baxter den Laufpass geben. Man rekrutirte alsbald eine Anzahl weisser und farbiger Bummler, bewaffnete sie, und eines schönen Morgens rückte Herr Brooks mit seinem Heere in Little Rock, der Hauptstadt des Staates Arkansas ein, bemächtigte sich des *State house* und Capitol's ohne Kampf und erliess sofort eine Proklamation, worin er seinen getreuen Unterthanen mittheilte, dass er von dem ihm rechtmässiger Weise zustehenden Throne endlich Besitz ergriffen habe, auch, dass alle loyalen Bürger ihm zu gehorchen und, was die Hauptsache, die Steuern sowohl die noch fälligen, als die schon an den Usurpator bezahlten, pünktlich und ohne Verzug in seine Kriegskasse abzuliefern hätten. Wer übrigens dieser Proklamation nicht sofort Folge leiste, der wäre natürlich ein Rebell u. s. w. u. s. w.

Als die guten Bürger von Little Rock erwachten und ihre Läden öffneten, erblickten sie mit Erstaunen die wunderliche Armee ihres neuen Herrn und Gebieters.

Unterdessen hatte Herr Baxter gleichfalls die Märe von dem siegreichen Einzuge seines Gegners vernommen und berathschlagte mit seinen Anhängern, was zu thun sei. Die Hitzigeren wollten sogleich zum Capitol marschiren, dasselbe stürmen, die Brooks'sche Armee in alle Winde jagen, und Jeden, den man erwischte, Herrn Brooks mit eingeschlossen, über die Klinge springen lassen. Die Bedächtigeren dagegen wussten wohl, wer eigentlich hinter der Brooks'schen Armee als Reserve stand und suchten daher die Sache so zu leiten, dass der Regierung in Washington jeder Vorwand genommen werde, im Interesse der Humanität zu Gunsten des republikanischen Ringes einzuschreiten. Man begnügte sich also aus der rasch herbeieilenden weissen und ordnungsliebenden Bevölkerung der Stadt und Umgebung eine Miliz zu bilden und durch Besetzung der Stadt Herrn Brooks auf das Capitol zu beschränken. Etliche zwischen beiden Parteien gewechselte Schüsse hatten keine wesentlichen Verluste zur Folge. Beide Theile suchten nunmehr durch Zuzüge vom Lande sich möglichst zu verstärken, doch zeigte sich bald, dass Baxter weit mehr und kriegstüchtigeren Zuzug erhielt, als Brooks. Dieser drängte deshalb seine Freunde am Sitze der Bundesregierung. Weil aber die Thatsache eines Staatsstreiches wohl geschaffen, aber nicht vollendet, sah sich die republikanische Partei zu ihrem Bedauern nicht in der Lage, den Genossen ihre volle Unterstützung zu gewähren. Indess schickte Herr Grant eine Abtheilung Bundestruppen von Memphis nach Little Rock, die bei ihrer Ankunft Position zwischen den beiden feindlichen Heeren nahmen. Für ein civilisirtes und geordnetes Land gewiss ein hübsches Culturbild!

Die Sache hatte unterdessen die Aufmerksamkeit der Presse im Norden erregt, und die öffentliche Meinung begann sich so stark gegen den Staatsstreich auszusprechen, dass Präsident Grant es für gerathen hielt, seinen Einfluss nicht zu Gunsten des Herrn Brooks geltend zu machen. So sah sich denn dieser schliesslich gezwungen, das eroberte Capitol wieder zu räumen, und seine Armee, soweit dieselbe nicht schon auseinander gelaufen, aufzulösen. Er selbst zog sich vorläufig in's Privatleben zurück, in dem er so lange verblieb, bis er erst vor ganz kurzer Zeit (im März 1875) vom Präsidenten Grant als Belohnung seiner Dienste zum Postmeister in Little Rock, dem Schauplatze seines Feldzuges, ernannt wurde.

Aerger über diese Niederlage erfüllte die Herzen der Republikaner von Arkansas. Und als in der Novemberwahl 1874 das Ticket der weissen Partei Sieger blieb, protestirten sie wiederum einmüthig, dass dieses Resultat nur durch Einschüchterung der farbigen Stimmgeber zu Stande gekommen, und verlangten das Einschreiten der Bundesregierung abermals. Präsident Grant der im Interesse seiner Wiederwahl im Jahre 1876 den Staat republikanisch zu sehen wünschte, war diesmal geneigt ihrem Nothschrei Gehör zu schenken. Er sandte eine Botschaft an den Congress, um dessen Zustimmung zu dem beabsichtigten Einschreiten zu erlangen, wobei er als Vorwand angab, die Legislatur und der neue Gouverneur von Arkansas hätten die bisherige Verfassung geändert und dadurch einer bedeutenden Anzahl weisser Stimmgeber, die bis dahin entrechtet gewesen, das Stimmrecht wieder verliehen, was für die Zukunft allerdings eine Mehrheit der republikanischen Partei ein für allemal unmöglich machen würde. Der Congress sah sich aber nicht in der Lage dem Plane des Präsidenten*)

1) Der gegenwärtige Inhaber der Präsidentenwürde, den ein neuer deutscher Culturhistoriker als „Staatsmann und Gelehrten (? ! !)“ lobpreist, legte bei diesen Arkansaswirren den Beweis seiner Fähigkeit in den folgenden Aktenstücken nieder, die um deswillen merkwürdig, weil er in dem Einen ungefähr das Gegentheil von dem behauptet, was er in dem Anderen sagt:

In May, 1874.

By the President of the United States of America — A Proclamation. — Whereas, Certain turbulent and disorderly persons pretending that Elisha Baxter, the present Executive of Arkansas, was not elected, have combined together with force and arms to resist his authority as such Executive, and other authorities of said State; and,

Whereas, Said Elisha Baxter has been declared duly elected by the General Assembly of said State, as provided in the Constitution thereof, and has for a long

In February, 1875.

To the Senate of the United States:

Herewith I have the honor to send, in accordance with the resolution of the Senate of the 3d inst., all the information in my possession not heretofore furnished relative to affairs in the State of Arkansas.

I will venture to express the opinion that all the testimony shows that in the election of 1872, Joseph Brooks was lawfully elected Governor of that State; that he has been unlawfully deprived of the possession of his office since that time;

beizustimmen, weil der Umschwung der Gesinnung, der sich im Volk des Nordens bei der Herbstwahl 1874 kund gab, einem grossen Theile der republikanischen Politiker den Muth zu einem solchen Vorgehen geraubt hatte.

Zeigt schon die vorhergehende Auseinandersetzung, dass die Verwaltungsbehörden ihre Autorität nicht mehr dem Willen der Stimmgeber, in freier Wahl unter gesetzlicher Form ausgedrückt, verdanken, sondern lediglich der Macht, womit sie ihren Ansprüchen Geltung zu verschaffen vermochten, so gewährt der Staat Louisiana ein Bild chronischer Anarchie, wie es sicher nirgends in der Welt existirt. Eine gehörig gewählte Gesetzgebung besteht seit mehreren Jahren nicht mehr und als Gouverneur herrscht soweit es ihm möglich ein Mensch, der nicht einmal auf Grund einer Stimmenzählung sein Amt erlangt hat. Die Ursache hiefür liegt darin, dass der republikanischen Partei an der Herrschaft in Louisiana mehr als an der irgend eines anderen Staates gelegen ist, denn von allen ist Louisiana die werthvollste Kriegsbeute. Das frucht-

---

period, been exercising the functions of said office, into which he was inducted according to the Constitution and laws of said State, and ought by its citizens to be considered the lawful Executive thereof; and,

Whereas, The said Elisha Baxter under Section 4 of Article IV, of the Constitution of the United States, and the laws passed in pursuance thereof, has heretofore made application to me to protect said State and the citizens thereof against domestic violence; now, therefore,

I, Ulysses S. Grant, President of the United States, do hereby make proclamation and command all turbulent and disorderly persons to disperse and retire peaceably to their respective abodes within ten days from this date, and hereafter submit themselves to the lawful authority of the said Executive and other constituted authorities of said State, and I invoke the aid and cooperation of all good citizens to uphold law and preserve the public peace.

Done at the City of Washington, this 15th day of May, in the year of our Lord 1874, and of the Independence of the United States the 98th. (Signed)

U. S. GRANT.

By the President:
HAMITHON FISH,
Secretary of State.

that in 1874 the Constitution of the State was by violence, intimidation, and revolutionary proceedings overthrown, and a new Constitution adopted, and a new State Government established. These proceedings if permitted to stand practically ignore all the rights of minorities in all the States.

Also, what is there to prevent each of the States recently readmitted to Federal relations on certain conditions from changing their pledges if this action in Arkansas is aquiesced in? I respectfully submit whether a precedent so dangerous to the stability of State Government, if not of the National Government also, should be recognized by Congress.

I earnestly ask that Congress will take definite action in the matter to relieve the Executive from acting upon the questions which should be decided by the legislative branch of the Government.

S. S. GRANT.
Executive Mansion, Feb. 8. 1875.

bare Delta des Mississippi enthält nicht nur die rentabelsten Zucker- und Baumwollenplantagen, es liegt auch hier New-Orleans, der grösste Stapel- und Handelsplatz des unteren Mississippi-Thales, welches den Kaufleuten der ehedem reichen und blühenden Stadt Tribut zahlen muss. Wer hier herrscht und New-Orleans mit Steuern und Auflagen brandschatzen kann, macht seine Procente an den Produkten und dem Handel eines grossen, fruchtbaren Theiles der Vereinigten Staaten. Wie ein mittelalterlicher Raubritter ist der Herrscher von New-Orleans im Stande, von Allem was auf der grossen Wasserstrasse des Mississippi hinauf- und hinabschwimmt, beinahe nach Belieben sich eine Abgabe anzueignen. Desshalb war hier der Kampf um die Herrschaft ganz besonders erbittert. Die unter Johnson vorgenommene Reconstruktion war schon ziemlich weit gediehen und fing an für das Wiederaufblühen des Landes die besten Früchte zu tragen, als der Congress sie im Frühjahre 1867 über den Haufen warf. Darüber herrschte in New-Orleans heftige Erbitterung, welche bei dem reizbaren Blute der theilweise creolischen d. i. französisch-romanischen Bevölkerung zu gewaltthätigen Ausbrüchen führte. Die Convention nämlich, die 1868 die Wünsche des Congresses und der republikanischen Partei ausführte und die rechtlose Unterjochung der Weissen aussprach und feststellte, wurde von Volkshaufen an hellem Tage angegriffen und zersprengt, wobei eine Menge Personen hauptsächlich Farbige, (nach republikanischen Angaben nicht weniger als 360) das Leben einbüssten. Dieser Ausbruch blinder, leidenschaftlicher Wuth veranlasste natürlich die Bundesregierung zu energischem Einschreiten zu Gunsten ihrer Partei, welche ihr Joch um so rücksichtsloser und drückender dem Staate auferlegte.

Präsident Grant, der kurz darauf in's Amt kam, die Augen auf die *main chance* (die beste Gelegenheit Etwas zu machen) stets offen hat und sich durch eine rührende Verwandtenliebe auszeichnet, ernannte seinen theuren Schwager Casey zum Hafenzolleinnehmer in der reichen Stadt New-Orleans, mit der angenehmen Pflicht von jedem einlaufenden Schiffe den gebührenden Waarenzoll zu erheben. Herr Casey erkannte aber sogleich, dass die Einfuhr nicht so wichtig als die Ausfuhr. Da jedoch Ausfuhrzölle nicht so hoch als Einfuhrzölle sind, so bildete Herr Casey sofort aus den Zollhausbeamten Uncle Sam's das Gros eines „Ringes", dem sich die in Louisiana herrschenden Politiker anschliessen mussten. Man beglückte den Staat und die Stadt auf jegliche, für den „Ring" vortheilhafte Weise, wobei die Einwohner keinen anderen Schaden erlitten, als dass Steuern und Unkosten wuchsen. So verbot das Schlachthausgesetz jedem Fleischer, sein Vieh an einem anderen Orte zu tödten, als in dem Schlachthause der betreffenden priviligirten Gesellschaft. Für die Benützung hatte

er per Rind nur die lumpige Summe von 5 Dollars nebst der Haut, dem Kopfe und den übrigen Abfällen des Thieres zu entrichten. Auf gleiche Weise regulirte man was sich sonst reguliren liess, und machte, was gemacht werden konnte. Die weissen Steuerzahler waren zwar nicht damit zufrieden, aber sie mussten schweigen, denn sie waren Rebellen, murrten sie, so war es ja ein klarer Beweis, dass die Pflicht obliege, solchen Trotz zu brechen. So erhielt der Ring seine Herrschaft bis zur Präsidentenwahl des Jahres 1872, bei welchem Anlasse die Weissen die grössten Anstrengungen machten, die Ringherrschaft des Präsidentenschwagers und der verbündeten Neger abzuschütteln. Wer bei der Wahl siegte, ist heutigen Tages noch unaufgeklärt. Denn zu einer Stimmenzählung in gesetzmässiger Form kam es seit jener Zeit noch nicht. Beide Parteien beanspruchten natürlich den Sieg. Das *Returning Board* d. h. die Behörde, an welche die Wahlberichte und die verschlossenen Stimmkästen der einzelnen Distrikte einzuschicken sind, war zufällig nicht vollzählig. Anstatt fünf waren in Folge von Resignationen u. s. w. nur drei Mitglieder vorhanden, und von diesen die Mehrheit den Weissen geneigt. In der behufs Wahlprüfung zusammentretenden Legislatur schienen auf Grund vorläufiger, von den einzelnen Wahlbezirken ausgestellten Wahlbescheinigungen die Weissen die Mehrheit zu erhalten. Organisirte sich nun die Gesetzgebung und ergaben, wie nicht unwahrscheinlich, die Berichte wirklich eine Mehrheit für die Weissen, so hätte diese in die Herrschaft des Staates eingesetzt werden müssen. Mehr als alles Andere spricht für diese Wahrscheinlichkeit, dass die republikanischen Politiker gerade so handelten als ob der Ausfall der Wahlen gegen sie entschieden. Denn wären sie vom Gegentheile überzeugt gewesen, so hätten sie gewiss der Zählung keine Hindernisse in den Weg gelegt, sondern nur auf eine, jede Fälschung ausschliessende Prüfung des Wahlergebnisses gedrungen.

Die Republikaner zogen indess vor, es zu einer Organisation der Gesetzgebung und einer regelrechten Stimmenzählung nicht kommen zu lassen. Obwohl ihnen ein Paar Stimmen zur Mehrheit in der Gesetzgebung fehlten, waren sie doch stark genug um eine Sitzung beschlussunfähig zu machen. Hierauf bauten sie ihren Plan. Der zolleinnehmende Schwager des Präsidenten hatte nämlich ein Vereinigten Staaten Dampfboot unter seinem Commando. Als die gesetzgebende Versammlung sich nun organisiren wollte, erliess Herr Casey eine freundschaftliche Einladung an alle republikanischen Mitglieder, ihm auf den Zollhausdampfboote einen Besuch abzustatten und an einer festlichen Mahlzeit theilzunehmen. Die „ehrenwerthen“ Gesetzgeber beeilten sich, dieser Einladung zu entsprechen, und als sie an Bord waren, fuhr

Schwager Casey mit der ganzen Gesellschaft den Strom hinab, und liess die Louisiana Legislatur in nicht beschlussfähiger Zahl zurück.

Die versammelten Weisen, als sie das Ausbleiben ihrer sämmtlichen republikanischen Collegen merkten, sandten den *Sergeant at arms* aus um dieselben, wie das Gesetz vorschreibt, herbeizuschaffen. Natürlich vergebens. Da unter solchen Umständen keine Aussicht bestand je eine beschlussfähige Anzahl zusammenzubringen, so gebot die Nothwendigkeit offenbar den anwesenden Mitgliedern die Organisation der Legislatur in die Hand zu nehmen. Sie prüften demnach die Wahlberichte und erklärten auf Grund derselben die Candidaten der weissen Partei, nämlich den Gouverneur M. Enery und den Lieutenant- oder Vicegouverneur Penn für rechtsgültig erwählt und in ihr Amt eingesetzt.

Aber bis zur wirklichen Einsetzung durfte man es nicht kommen lassen! Dass sich die Legislatur unterfange in einer nicht beschlussfähigen Anzahl überhaupt Beschlüsse zu fassen, war ja ungesetzlich und eine Vergewaltigung der Partei. — Grund genug zum gesetzlichen Einschreiten der Bundesgewalt. Der Bundesrichter Durell musste die Rechte der republikanischen Partei schützen, indem er um Mitternacht in seiner Privatwohnung kurzer Hand decretirte, dass die Versammlung der weissen Legislaturmitglieder und ihre Beschlüsse durchaus ungesetzlich seien. Die Bundesbehörden erhielten daher den Auftrag, die Ausführung dieser Beschlüsse und fernere Sitzungen nicht zu dulden.

Mittlerweile waren die Republikaner von ihrer Vergnügungspartie zurückgekehrt und gingen als Vertreter des wahren Volkes von Louisiana ihrer Pflicht gemäss an's Werk, das Wahlergebniss festzustellen, die neue Regierung einzusetzen, und sich als die einzig echte und unfehlbare Legislatur des Staates zu organisiren. Zwar hatten sie keine Wahlergebnisse in den Händen, aber sie liessen sich von jedem Wahldistrikt eine Anzahl Zeugnisse einzelner Individuen einschicken, die da beschworen, dass Herr So und So in dem betreffenden Distrikte erwählt worden sei, oder unbedingt hätte erwählt werden müssen, wenn die Weissen nicht die unschuldigen schwarzen Brüder eingeschüchtert hätten. Da in der Meinung der würdigen Versammlung die Wahrhaftigkeit dieser Zeugnisse selbstverständlich war, so erklärte sie alle diese verschiedenen Herrn So und So für gesetzlich erwählt. Nach Beendigung dieses Geschäftes fand sich, dass alle republikanischen Candidaten für die Staatsämter erwählt waren und die Partei über eine bedeutende Mehrheit in beiden Häusern der Gesetzgebung verfüge.

Der solchergestalt erwählte Gouverneur Kellogg und die republikanischen Behörden überhaupt traten also die Verwaltung

ihrer Aemter an. Gouverneur Enery und die Beamten seiner Partei thaten zwar desgleichen, und der Staat Louisiana hätte der Welt das erhebende Schauspiel zweier Regierungen dargeboten, wären nicht die Vereinigten Staaten Behörden dem Befehle des Richters Durell gemäss eingeschritten, um wie sich's gebührt die nichtrepublikanische Gesellschaft an der Ausübung von Amtshandlungen zu verhindern. So war diese Wahlangelegenheit denn vorläufig geschlichtet, das Recht hatte triumphirt, und wer nicht gehorchte, nun der war eben ein Rebell.

Die Gemassregelten appellirten zwar nach Washington. Der Herr Präsident erklärte aber bescheiden, dass es ihm nicht zustehe einen richterlichen Befehl wie den Seiner Ehren des Richters Durell bei Seite zu setzen. Der Congress dagegen brauchte zur reiflichen Erwägung solcher kitzlichen Frage lange Zeit; bis zur endgültigen Entscheidung bleibt natürlich, da man doch eine Regierung haben muss, der *status quo* bestehen, und wird von Herrn Grant und den Bundestruppen aufrecht erhalten. Der Status quo ist aber die Regierung des Gouverneurs Kellogg. Und so regiert derselbe noch heute nach Herzenslust.

Allerdings nicht ohne jede Unterbrechung! Denn die unzufriedenen Weissen meinten die Frage würde blos desshalb nicht erledigt, weil der Status quo die Herrschaft der republikanischen Partei bedeute. Sie machten desshalb den Versuch den Status quo einmal zu ihren Gunsten zu ändern.

Am 14. September 1874 versammelten sich ungefähr 12000 weisse Bürger in den Strassen New-Orleans, ordneten sich mit der den Amerikanern eigenen Leichtigkeit, und marschirten unter der Führung ihres Vicegouverneurs Penn nach dem *State house* und der Gouverneurswohnung. Herr Kellogg von dem bevorstehenden Besuche unterrichtet, gab seiner Polizei Befehl, die Leute auseinander zu treiben. Das Polizeicorps marschirte wohl den Bürgern entgegen, aber das Zersprengen ging in umgekehrter Weise vor sich. Vicegouverneur Penn forderte die Polizei auf der Bürgerdeputation aus dem Wege zu gehen. Als bald darauf Kugel pfiffen erinnerte sich die schwarze Mehrheit des Kellogg'schen Polizeikorps plötzlich an weit wichtigere unaufschiebbare Geschäfte weit im Rücken ihrer gegenwärtigen Stellung, wesshalb sie Gewehre, Patrontaschen u. s. w. wegwarf, und mit unglaublichem Schnellläufertalent davonstürmte.

In dieser fatalen Lage gedachte Herr Kellogg des gastlichen Charakters, den der präsidentliche Schwager schon so oft an den Tag gelegt, und hielt es für angemessen demselben ohne Verzug in dem Bundeszollgebäude einen Besuch abzustatten. Er that dies so eilig, dass er sogar vergass sein Wechselbuch mitzunehmen, die Belege der verschiedenen Anweisungen enthaltend, die er von

Zeit zu Zeit den hervorragenden republikanischen Congressmitgliedern zugesandt hatte. Uebrigens dachten an jenem Tage noch eine Menge anderer hervorragender politischer Grössen gerade so wie Kellogg, und Herr Casey sah sich genöthigt in den Mauern des von den Bundestruppen beschützten Zollhauses beinahe die nämliche Gesellschaft wieder zu bewirthen, die er in dem Ausfluge auf dem Vater der Ströme entführt hatte.

Die ganze Begebenheit wickelte sich übrigens in kaum einer Stunde ab, Vicegouverneur Penn nahm Besitz von der Amtswohnung, und von allen Theilen des Staates langten Zustimmungsadressen an, mit der Meldung dass im Laufe des nämlichen oder folgenden Tages fast überall die von Kellogg eingesetzten Behörden sich ohne Widerstand zurückgezogen hätten, dagegen die im Herbste 1872 von den Weissen gewählten Beamten eingesetzt seien, und dass im ganzen Staat wie auch in der Stadt New-Orleans selbst Alles in bester Ordnung. Zu Blutvergiessen war es nach Zersprengung der Kellogg'schen Polizei in der Stadt sowie im ganzen Staate nicht mehr gekommen.

Die vollendete Thatsache des Umschwunges wurde den Bundesbehörden in Washington als neu bestehender Status quo angezeigt. Diese rieben sich ob der unerwarteten Erscheinung verblüfft die Augen und wussten anfangs nicht wie sie sich verhalten sollten. Aber Herr Grant war nicht der Mann, die Freunde seines Schwagers so ohne Weiteres aus ihren sauer verdienten Stellungen werfen zu lassen. Und die republikanische Partei konnte nicht zugeben, dass jetzt wo die Wahl vor der Thür, die Weissen in Louisiana ihnen das Heft aus den Händen winden, und sich einen beaufsichtigenden oder gar einen massgebenden Einfluss auf die Wahl und — was noch wichtiger — auf die nachherige Stimmenzählung sicherten, was ganz sicher das endgültige Aufhören der republikanischen Herrschaft im Staate zur Folge haben musste.

Demgemäss verweigerte Präsident Grant dem neuen status quo seine Zustimmung, und beorderte sämmtliche in Süden disponible Truppen nach New-Orleans, wo sie Herrn Kellogg aus seinem Zufluchtsorte, dem Zollhause, wieder in die Gouverneurswohnung geleiteten. Penn zog sich ohne Widerstand zurück, die Kellogg'schen Behörden wurden wieder eingesetzt, und unter dem unparteiischen Schutze des über den ganzen Staat zerstreuten Bundesmilitärs erholten sich die Neger wieder von ihrer Angst und rafften sich auf zu dem heldenmüthigen Entschlusse, bei der Novemberwahl gehörig das republikanische Ticket zu stimmen.

Zum grossen Erstaunen und Missbehagen der republikanischen Politiker aber hatten die Weissen sogar jetzt noch die Dreistigkeit, am Stimmkasten zu erscheinen und eine sehr lästige Auf-

sicht auszuüben. Diese Einschränkung ihrer „Rechte auf Freiheit und Glückseligkeit“ wurde von der republikanischen Partei um so schwerer empfunden, als in Folge dessen das Resultat wiederum, wie sie es auffasste, zweifelhaft wurde, d. h. die vorläufige Stimmenzählung in den einzelnen Wahldistrikten ergab abermals für die weisse Partei eine Mehrheit in der Gesetzgebung.

Dieses unangenehme Wahlergebniss nöthigte die Republikaner die Einsetzung einer Verwaltung wiederum unmöglich zu machen. Die republikanischen Mitglieder der Gesetzgebung weigerten sich abermals, an den Sitzungen in Gesellschaft ihrer in der Majorität befindlichen Gegner Theil zu nehmen. Doch brauchten sie diesmal nicht, sich von Schwager Casey entführen zu lassen, stand ihnen doch in der Stadt und im Staate bedeutende Truppenmacht zu Gebote, welche Präsident Grant dem Gouverneur Kellogg zur beliebigen Verfügung gestellt hatte. Sobald demnach sich herausstellte, dass die Weissen eine Mehrheit von fünf Stimmen besassen, organisirten sie auf der Stelle eine eigene Versammlung und erklärten, dass die Mehrheit der Weissen nur Einschüchterung und Wahlbetrug zu danken, dass desshalb jene Versammlung nicht die Gesetzgebung von Louisiana sei, und die fünf Mitglieder, welche die bestrittenen Sitze eingenommen, in der Halle der Gesetzgebung Nichts zu suchen hätten. Gouverneur Kellogg befahl sofort den Bundestruppen einzuschreiten. Diese nahmen jene fünf Mitglieder einfach beim Kragen und warfen sie ohne weitere Ceremonie auf die Strasse. Nach Abgang dieser Fünf war aber das Haus beschlussunfähig. Als der General de Frobriand, der Commandant der Bundestruppen noch obendrein anfing, die Beamten der Gesetzgebung mittelst Militärbefehl zu ernennen, verliessen natürlich alle Weissen die Versammlung. Jetzt kamen die Republikaner, die sich bis dahin im Hintergrunde gehalten, wieder zum Vorschein und organisirten sich, obwohl ebensowenig in beschlussfähiger Anzahl. Doch ihnen machte dies nicht die geringste Schwierigkeit. Sie, die 53 Köpfe stark waren, erklärten einfach, dass sie 55 seien, die zur Beschlussfähigkeit nothwendige Zahl.

So war die Oberherrschaft wieder einmal gerettet. Um übrigens jeden Widerstand im Keime zu ersticken, erschien kurz nach diesen Vorgängen der Oberbefehlshaber der Bundestruppen im Westen auf dem Kriegsschauplatze, schlug in New-Orleans sein Hauptquartier auf und berichtete wenige Tage nach seiner Ankunft in einem höchst denkwürdigen Aktenstück, dass die „Weissen von Louisiana und der Paar angrenzenden Ortschaften, Gegenden und Staaten insgesammt und ohne Ausnahme nichtswürdige Banditen (wörtlicher Ausdruck) seien, denen er, sobald ein Anlass sich dazu biete, mit Vergnügen die Köpfe zurecht setzen würde. Unter dem kräftigen Schutze seiner Bajo-

nette wäre die Herrschaft der Republikaner wohl unangefochten geblieben, hätte nicht die öffentliche Meinung im Norden an diesen Vorgängen Aergerniss genommen. Auf den schweigsamen Herrn Präsidenten machte dies allerdings nicht den mindesten Eindruck. Aber etliche Mitglieder des Congresses wurden bedenklich. Und zwar gerade die Besseren, während jene „Ehrenwerthen", welche das Volk schon bei der Herbstwahl 1874 über Bord geworfen und die dennoch schon wiedererwählt waren, oder auf Wiederwählung hofften, in der Erwartung, dass der Präsident ihnen eine Anstellung verleihe, vollständig bereit waren, mit ihm durch Dick und Dünn zu gehen. Sie sanktionirten demnach das Vorgehen des Präsidenten, und passirten in rascher Folge vor Ende ihrer congressionellen Laufbahn Massregeln, gegen die sich, wie sie wussten, das Volk bei der letzten Herbstwahl unzweideutig ausgesprochen, wie z. B. die sogenannte *Civil Rights Bill,* die jeden Neger berechtigt, seine Gesellschaft jedem anderen freien Bürger ohne Weiteres aufzuzwingen, und Letzterem im Falle des Widerstandes Schadenersatz und Strafe auferlegt, dann eine *Force Bill,* die dem Präsidenten das Recht gibt, ohne Weiteres lediglich seinem persönlichen Ermessen gemäss in irgend einem Staate einzuschreiten, die Habeas Corpus Akte zu suspendiren und eine Militärherrschaft auszuüben. Sie genehmigten diese Gesetze um deswillen in solcher Eile, weil sie wussten, dass das neue Repräsentantenhaus, dessen Dienstzeit am 4. März 1875 begann, allen diesen Gesetzen seine Zustimmung nicht nur nicht geben würde, sondern ihnen geradezu feindlich gesinnt sei. Herr Grant belohnte denn auch seine Getreuen sogleich mit allen erledigten Aemtern. In ihnen können diese Herren sich für das in der Wahl des letzten Herbstes kundgegebene Misstrauen des Volkes trösten.

Uebrigens waren die Weissen der Louisiana-Legislatur durchaus nicht Willens, sich der summarischen Bajonettwahlentscheidung zu unterwerfen. Sie organisirten sich mit den gewaltsam entfernten Mitgliedern als die rechtmässig erwählte Gesetzgebung. Seither hat ein Ausschuss des Congresses von fünf Mitgliedern der zur Untersuchung der ganzen Sachlage nach New-Orleans geschickt worden war, seinen Bericht erstattet. Zugleich hat ein Mitglied dieses Ausschusses, der republikanischen Partei angehörig, Herr Wheeler einen Ausgleich vorgeschlagen, der Herrn Kellogg als Gouverneur im Amte belässt, dagegen Herrn Penn, den Oberbefehlshaber der Weissen in dem Umsturze des 14. September als Vicegouverneur einsetzt, den Republikanern in dem Staatssenate, den Weissen dagegen im Repräsentantenhause und in der *joint session* (der gemeinsamen Sitzung beider Häuser im Falle des Nichtübereinstimmens, wobei einfache Stimmenmehr-

heit entscheidet) eine Mehrheit gibt. Welches immer der momentane praktische Werth eines solches Ausgleichs sein möge, es ist leicht einzusehen, dass derselbe nicht die bestehenden Gesetzes- und Verfassungsformen zur Geltung bringt, sondern die, den gegenwärtigen Machtverhältnissen entsprechenden Erfolge der gesetzlosen Anarchie in einem Waffenstillstande zu versöhnen strebt, der naturgemäss nur so lange von Dauer sein kann, bis sich die Machtverhältnisse eben wieder ändern.

Der Bericht des obenerwähnten congressionellen Ausschusses zeigt die gegenwärtigen Ansichten der beiden grossen Parteien des Landes, und ich führe ihn desshalb auszugsweise als einen wichtigen Beitrag zum Verständniss der gegenwärtigen Verhältnisse der Südstaaten an. Bemerkenswerth ist, dass dieser Ausschuss einstimmig empfahl, die von Sheridan entfernten fünf Mitglieder der Gesetzgebung Louisiana's möchten zu ihren Sitzen berechtigt erklärt werden.

Die Minorität des Ausschusses, die Herren Hoar, Wheeler und Frye, alle der extremen republikanischen Partei angehörig, sagen unter Anderem:

„In verschiedenen Staaten des Südens bestehen gegenwärtig Verhältnisse, die nicht allein die Wohlfahrt dieser Staaten schädigen, sondern die im grossen Maasse den Frieden und die Sicherheit des ganzen Landes mit Gefahren bedrohen. . . . Beide Parteien stimmen darin überein, dass jene Partei, die gegenwärtig nicht regiert, in Wirklichkeit die stärkere ist. Es ist einzig und allein die nationale Bundesregierung, die den Gouverneur, die Gesetzgebung, einen grossen Theil der Gemeindebehörden und sogar die richterlichen Behörden von Louisiana auch nur für eine Stunde im Amte erhält. Ihre Gegner sind bereit und im Stande, von der ganzen Staatsverwaltung auf der Stelle Besitz zu nehmen, sobald die nationale Regierung sich nicht mehr einmischt. [1]) Man behauptet sogar, dass ein ähnlicher Zustand in verschiedenen anderen südlichen Staaten besteht. Unserer Ansicht gemäss birgt eine solche Lage der Dinge die grösste Gefahr für das ganze Land in sich. Dass das Volk irgend eines Staates nicht Willens oder nicht im Stande sein sollte, durch friedliche und gesetzliche Mittel das Ergebniss seiner Wahlen festzustellen, und dass der Präsident gezwungen sein sollte, die Kriegsmacht des Bundes zu gebrauchen, um einem Bürgerkriege vorzubeugen, ist an und für sich ein schreckliches Unglück. Aber das Uebel geht viel weiter. Von

1) Dieses Geständniss illustrirt merkwürdig jene „Volkssouveränität", die angeblich das alleinige Fundament der republikanischen Staatsform bilden soll. *Government depends on the consent of the governed*, „Regierungen hängen von der Zustimmung der Regierten ab", sagt die amerikanische Unabhängigkeits-Erklärung. Das war gut gegen England zu gebrauchen, aber im eigenen Land: „Ja, Bauer, das ist ganz was Anderes!"

den Wahlen in Louisiana, wie in allen anderen Staaten, hängt das Recht von Senatoren und Repräsentanten im Congresse ab, die bei der Abfassung von Gesetzen für das ganze Land beschäftigt sind. Ebenso hängt von ihnen die Wahl von Präsidentenwahlmännern ab, und auf die Stimme dieser mag es bei der Entscheidung über die Ansprüche der Präsidentschaftscandidaten selbst ankommen. Keine Partei in den Vereinigten Staaten würde aber Willens sein, sich dem Ergebniss einer Wahl zu unterwerfen, die durch die Stimmen von auf solche Art gewählten Wahlmännern entschieden wurde. Unserer Ansicht nach befinden wir uns in grösster Gefahr, dass diese störenden Elemente auf die nächste Präsidentenwahl dermassen einwirken, dass der wirkliche Ausdruck des Volkswillens zweifelhaft wird. Tritt dies ein, dann muss ein Appell an die Gewalt, wie in Louisiana geschehen, das ganze Land dem Bürgerkriege preisgeben. . . . Die Bevölkerung der Rebellenstaaten bestand zum grossen Theile aus zwei Klassen, einer herrschenden Race von Sklavenhaltern nebst Solchen, die die Sklaverei billigten und aufrecht erhielten, und einer unterworfenen Race von Sklaven. Die herrschende Klasse steht, was Muth, Feuer und Gastfreundlichkeit betrifft, unter den Nationen der Erde unübertroffen da. Diese Leute passten dazu, über Ihresgleichen zu herrschen. . . . Andererseits waren sie herrschsüchtig, ungeduldig und ungestüm, trotzig gegen jeden Zwang, nicht Willens sich einer Regierung, die sich nicht selbst beherrschen konnten, zu unterwerfen, leicht zu Zorn und Wuth gereizt, und in diesem Zustande sowohl als Individuen wie als Gesammtheit grausam und rücksichtslos. Sie hatten nie gelernt, die Menschenrechte zu achten oder den freien Ausdruck von Ansichten, die ihren eigenen widersprachen, zu dulden. Dieses Volk war es, das an der Rebellion theilnahm und von dem man verlangte, es solle unter einer neuen Ordnung der Dinge leben, welche nicht eine Aenderung im Charakter und Ansichten, sondern die Gewalt der Waffen herbeigeführt hatte. . . . Der Neger war in der Regel unterwürfig, geduldig, lernfähig und dankbar. (?) Sein Zutrauen war leicht gewonnen. Furcht vor den Weissen und Fügsamkeit hatten ihm Jahrhunderte der Sklaverei beigebracht. D i e T u g e n d e n d e r M ä s s i g k e i t, d e r E h r l i c h k e i t, d e r A c h t u n g v o r G e r e c h t i g k e i t s o w o h l i n p r i v a t e n w i e i n ö f f e n t l i c h e n D i n g e n waren ihm von seinen Höherstehenden [1])

[1]) Höherstehend *„superior.“* In diesem Satze offenbart sich eine merkwürdige Logik. So lange von „Rechten“ die Rede, heisst es immer „die Menschen sind gleich, folglich müssen sie gleiche Rechte haben!“ Sind aber Lasten, Bürden und Pflichten zu tragen, so sagen diese Logiker: „Du, Weisser, bist höherstehend *„superior“*, folglich hast du die Pflicht, den Neger zu erziehen und ihm Dienste zu leisten.“ Ist es ein Wunder, wenn der Höherstehende mit einer solchen Gleichheit unzufrieden ist und sich gegen dieselbe zur Wehr setzt?

nie beigebracht worden, und es war nicht wahrscheinlich, dass er in dieser Beziehung als Muster gelten konnte und sehr streng sein würde, sie von denen, die er als seine Freunde ansah, zu verlangen. ... Nach dem Census von 1870 betrug im Staate Louisiana die Anzahl der Männer über 21 Jahre: Weisse 87,066, Farbige 87,121, Summa 174,187. Die ganze farbige Bevölkerung über 21 Jahre, die nicht lesen und schreiben konnte, betrug 157,049. Wenn die Hälfte davon Weiber waren, so hätten wir von den 87,121 farbigen Stimmberechtigten 78,524, die nicht schreiben und lesen konnten. Solche Schaaren ungebildeter Stimmgeber müssen nothwendig in bedeutendem Maasse blinde Werkzeuge in den Händen Anderer sein, die ihre Leidenschaften oder ihre Furcht zu ihren Gunsten zu wenden wissen. . . . Zeugnisse von beiden Seiten weisen unbestreitbar nach, dass Mordthaten so ganz gewöhnliche Begebenheiten waren, dass sie auf intelligente Leute kaum mehr Eindruck machten, und dies nicht nur in den Städten, sondern auch in den Landgemeinden, dass in vielen Theilen des Staates politische Hitze und Hass sich bis zur Gluth gesteigert, dass in der Regel Todtschlag, Mord und Angriffe auf das Leben gar keine gerichtliche Strafe mehr fanden, endlich dass die Weissen gewöhnlich vollständig bewaffnet gingen.

Dem Berichte der Mehrheit dieses Ausschusses entnehme ich Folgendes:

„Die republikanische Partei besass seit lange die Controlle über die gesammte Staatsverwaltung. Das letzte Verzeichniss der Stimmgeber zeigt einen Ueberschuss der farbigen Stimmgeber über die Weissen, 90,781 Farbige gegen 76,823 Weisse. . . . Dieses Register war unrichtig und übertrieb die wahre Anzahl der farbigen Stimmgeber. Es lag ganz und gar in den Händen der Kellogg'schen Beamten. . . . Es gibt nur drei Gemeinden, wo die republikanischen Supervisoren sich über eine falsche Stimmenregistrirung beschweren. Andererseits beweisen die Conservativen, dass in New-Orleans allein 5200 Fälle betrügerischer Registrirung vorgekommen sind. . . . Der Census von 1870 weist 87,076 Weisse und 86,993 Farbige im Alter von über 21 Jahren aus. Nichts berechtigt zur Annahme, dass sich dieses Verhältniss zu Gunsten der Farbigen geändert habe. Trotz alledem übersteigen nach dem Register die Farbigen diese Zahl um beinahe 4000, während die Weissen um mehr als 10,000 dagegen zurückbleiben.

„Die Gesammtzahl der registrirten Wähler betrug 167,604. Von diesen gaben ihre Stimmen ab 146,523. Diess Verhältniss der abgegebenen zu den registrirten Stimmen ist grösser als in irgend einem nördlichen Staate. In einem ackerbautreibenden, nur

dünn besiedelten Staate, wo oft eine bedeutende Wegstrecke bis zum nächsten Stimmplatze zurückzulegen ist, kann man nicht annehmen, dass eine grössere Proportion der registrirten Schwarzen freiwillig zu den Stimmkästen gegangen wäre, als gewöhnlich bei anderen Wahlen im Norden und im Süden, zumal unter der Regierung, für die sie stimmen sollten, die Wohlfahrt des Staates, ihr Lohn und der Werth ihrer Ernteantheile beständig gesunken war. . . . Die Beweisaufnahme zeigt nicht, dass die Farbigen unter einer allgemeinen Einschüchterung zu leiden hatten, und wo eine solche vor sich ging, geschah es eher im Interesse der Republikaner, als der Conservativen. Die Bundestruppen nahmen fortwährend Arretirungen vor bis zur Wahl, aber nicht nachher. Die Aufsicht über die Wahl und die Wahlberichte hatten die Kellogg'schen Beamten. Ihnen zufolge erzielten die Conservativen im Unterhause eine Mehrheit von 29. Und nur aus 3 Gemeinden liefen Proteste ein. . . . Die Kellogg'sche Partei war, um das Vorkommen von Wahlbeeinflussungen darzuthun, nicht im Stande, dem Untersuchungsausschusse im ganzen Staate mehr als ein halbes Dutzend unabhängiger Zeugen vorzuführen, d. h. solche Personen, die nicht Aemterinhaber oder Anhänger von solchen waren.

„Der Ausschuss findet keine Beweise dafür, dass Kellogg jemals gewählt worden. Dass er die Regierung auf Grund eines ungiltigen und betrügerischen (gerichtlichen) Befehls mit Hilfe der Bundestruppen an sich riss, sollte immer gegen ihn zeugen. Als ihm das Volk, angestachelt durch die Missbräuche seiner Verwaltung, das angemasste Amt abgenommen, setzte ihn die Macht des Bundes wieder ein. Hinter gesetzliche Formen sich verschanzend, suchte er bei der letzten Wahl den Willen des Volkes über den Haufen zu werfen und berief zu diesem Zwecke die Bundestruppen, um die gesetzgebende Versammlung auseinanderzutreiben.

„Hiesse der Congress eine solche schmähliche und drückende Usurpation gut, er würde dadurch einen Präcedenzfall schaffen, wonach unter allenthalben leicht auffindbaren Vorwänden jede Staatsregierung gestürzt und der Volkswille bei Seite geschoben werden könnte, während Betrug und Gewalt regieren und die republikanischen Formen bis zur Zerstörung der Freiheit verzerrt werden würden.

„Die Ansicht dieser Mitglieder des Ausschusses ist, dass nichts weiter in Louisiana Noth thue, als die Bundestruppen zurückzuziehen und das Volk des Staates sich selbst zu überlassen."

Diese Ansicht ist jedenfalls richtig, nur ist dabei zu bemerken, dass Ruhe und Frieden in Louisiana die Oberherrschaft der weissen und die Unterordnung der farbigen Race zur Basis hätten. Dies zu dulden oder gar selbst herbeizuführen, kann man

aber den Republikanern nicht zumuthen; diese wollen naturgemäss die Früchte ihres Sieges geniessen, und können dies nur durch ihre Oberherrschaft, welche ihrerseits des Negerelementes nicht entbehren kann. Dass die Negerherrschaft mit ihrer brutalen Gesetzesverachtung die „Gans todtschlägt, die die goldenen Eier legt“, ist unleugbar. Die republikanische Partei beweist durch ihre Verwaltung des Südens schlagend, dass das Princip der „Gleichheit“, in der Theorie die Basis aller Freiheit und Glückseligkeit, in der Praxis zur ärgsten Despotie und Anarchie und zum vollkommenen Ruin Aller führt, der dann allerdings eine gewisse „Gleichheit“ herstellt.

Wie weit der Despotismus sich unter sogenannten republikanischen Gesetzesformen entwickelt hat, zeigt der Vorwand, unter dem alle nicht zu Gunsten der Republikaner lautenden Wahlergebnisse angefochten und womöglich annullirt werden. Dieser Vorwand ist immer die angebliche Einschüchterung der Neger durch die Weissen. Die jetzigen Gesetze der Vereinigten Staaten ermächtigen jeden Bundesmarschall, jeden Weissen, der irgendwie und sei es durch Ueberredungsversuche, also durch Ausübung seines Rechtes der freien Rede, einen Neger der republikanischen Partei abwendig zu machen trachtet, ohne Weiteres zu verhaften und gefesselt vor das nächste oft Hunderte von Meilen entfernte Bundesgericht zu transportiren, wo ihm die Verurtheilung zu ein Paar Jahren Zuchthaus wegen Einschüchterung des Negers, zu dem er gesprochen, als angenehme Aussicht winkt. Solcher Art ist die Freiheit beschaffen, die gegenwärtig in der freien Republik zur besseren Durchführung der Grundsätze der Freiheit besteht.

Nichts ist klarer als dass, wenn wirklich der Neger, dort wo er die Mehrheit bildet, wo alle Behörden und Beamten seiner Partei angehören und an allen Stimmkästen Truppen zu seinem Schutze aufgestellt sind, dennoch nicht wagt nach seinem freien Ermessen zu stimmen, er eben ganz und gar nicht aus dem Stoffe besteht, woraus freie Männer gemacht sind. Ein solcher Feigling wird immer Sklave der Macht sein, die ihn zum Stimmkasten treibt, und im Princip ist es ganz gleichgültig, ob diese Macht die der südlichen Weissen oder die der Republikaner, welche gegenwärtig sich als die allein berechtigten Eigenthümer der Negerstimmen betrachten.

Diesem Eigenthumsrechte über die Negerstimmen, welches die republikanische Partei beansprucht und ausübt, entspringt thatsächlich die ganze Theilnahme für das afrikanische Element, wodurch Letzteres dermalen in politischer Hinsicht zum relativ einflussreichsten Bevölkerungselemente der Vereinigten Staaten geworden. Dieses ignoranteste, roheste, kaum 4 Millionen zählende Negerelement besitzt im Congresse der Vereinigten Staaten eine

direkte Vertretung, gegen die jene der ungefähr doppelt so starken deutschen Bevölkerung gar nicht in Betracht kommt! Seine indirekte Vertretung durch Schnappsäkler und sein indirekter, lediglich und immer zu Gunsten der Corruption ausgeübter Einfluss ist noch ungeheuer viel grösser. Man würde kaum fehlgreifen mit der Behauptung, dass die beiden genannten Elemente auf die allgemeine Verwaltung einen Einfluss ausüben, der im umgekehrten Verhältnisse zu ihrer Anzahl und Bildung steht. Und der Grund ist durchaus nicht verborgen. Gerade weil der Neger unwissend, ein blindes Werkzeug, ohne Ehrlichkeit und Achtung vor Gerechtigkeit ist, besitzt er diesen ungeheuren Einfluss, während der Deutsche, gerade weil er der erwähnten politischen „Tugenden" baar, einen im Verhältniss kaum fühlbaren Einfluss ausübt. Der Erste, das blinde Werkzeug, ist für die Politiker, die sich durch Ehrlichkeit und Gerechtigkeit nicht in ihrer „Freiheit" beschränkt fühlen mögen, zu gebrauchen, mit dem Zweiten wissen sie nichts anzufangen.

Der stärkste und unwiderleglichste Beweis aber, dass nicht der „moralischen Abscheulichkeit" der Weissen, sondern nur der durch die Bundesregierung aufrecht erhaltenen Negerherrschaft die unläugbar vorkommenden Schand- und Gewaltthaten zur Last fallen, liegt darin, dass solche sich beinahe ausschliesslich auf jene Gebiete beschränken, wo die Negerherrschaft besteht. Wo dagegen wie in Georgia, in Virginia und anderen Südstaaten die Weissen regieren sind solche Gräuel seltene Ausnahmen. Und während in den gesetzlosen Negerstaaten solche Verbrechen beinahe nie vor die Gerichte gezogen und bestraft werden, bemüht man sich in den von Weissen regierten Gegenden die Thäter zur Rechenschaft zu ziehen. Damit soll nicht geläugnet werden, dass eine Hauptursache dieser Gewaltthaten in der Auffassung des südlichen Weissen liegt, der es eben als eine brennende Schmach empfindet von Negern regiert zu werden, eine Schmach, die er wo der Anlass sich bietet, gewaltsam rächt.

Bedarf es einer weiteren Ausführung der materiellen Folgen solcher socialen Zustände? Die Zerstörungen des Krieges, die gänzliche Zerrüttung des Arbeitssystems und die unbestreitbare sorglose Faulheit des Negers; die klimatischen Ursachen und der Racenhass, die es unmöglich machen weisse Arbeit in den eigentlichen Baumwollenstaaten einzuführen; die schrankenlose Plünderung des Volkes durch gänzlich unverantwortliche Beamte auf alle und jede Art, und der sich daraus ergebende Steuerdruck, der oft den Ertrag des Eigenthums übersteigt; die allgemeine Unsicherheit und Gesetzlosigkeit konnten keine andere Folge haben als die Zerrüttung aller Geschäfte und die beinahe gänzliche Entwerthung alles Eigenthums.

Die folgende, einem neuerdings in New-York erschienenen amerikanischen Werke „*The great South, a record of journeys in the Southern States by* Edward King“ entnommene Stelle schildert die Zustände in New-Orleans und in Louisiana in nicht im Geringsten übertriebenen Farben:

„Viele Grundbesitzer aus der Nachbarschaft des erzbischöflichen Palastes sind seit dem Kriege nach Frankreich gezogen und thun Nichts zum Besten der Stadt, in der sie ihr Vermögen erwarben. Einst trug ihnen die Miethe ihrer solid gebauten Häuser Summen die in Francs ausgedrückt colossal waren. Jetzt erhalten die Eigenthümer beinahe gar Nichts, und die Häuser stehen zum grössten Theil leer. Mit dem Zusammenbruche der Sklaverei und der Einführung der Reconstruktion wurden die politischen und socialen Verhältnisse so gründlich geändert, dass alle Anhänger des *ancien régime* die überhaupt entfliehen konnten, sich davon machten. Ein angesehener historischer Schriftsteller von alter, höchst anständiger creolischer Abkunft, erzählte mir, dass er unter seiner ganzen, sehr ausgedehnten Bekanntschaft nicht Eine Person wüsste, die dem Staate nicht dem Rücken kehren würde, wenn sie nur die Mittel hätte.

„Die Geleise, in denen sich die Gesellschaft in Louisiana und in New-Orleans früher bewegte, sind derart verschoben dass dem daran Gewöhnten sogar der blosse Aufenthalt im Staate zuwider ist. „Seit dem letzten Kriege“ sagte mir der gedachte Herr, „scheinen 500 Jahre über dieses Gemeinwesen hingegangen zu sein. Das Italien des Augustus ist dem Italien von heute eben so ähnlich, als das Louisiana von heute dem Louisiana vor dem Kriege. Der Geist der früher die den Süden auszeichnende grosse ungemessene Gastfreundschaft aufrecht erhielt, ist gebrochen. Jetzt müssten dieselben Pflanzer von Speck und Welschkorn leben. Die Meisten sind aus ihrer Heimath verschwunden, und ich kenne persönlich gebildete und fein erzogene Damen, die vor dem Kriege ein riesiges Einkommen besassen, jetzt aber ihr tägliches Brod mit Waschen verdienen. Das Elend und die Verzweiflung die in hunderten von Fällen vorhanden, übersteigen jede Vorstellung.

„Viele herrliche Plantagen sind gänzlich verlassen, die Neger bleiben nicht, sondern strömen in die Städte oder (wenn sie ausnahmsweise fleissiger sind) bearbeiten ein Stück Land, das sie selbst erworben.“ Mein Gewährsmann glaubt nicht, dass der freie Neger so viel Arbeit für sich selbst leiste, als früher für seinen Herrn. Er meint, dass das gegenwärtige Arbeitssystem die Pflanzer auf's Schrecklichste zu Boden drücke. Mit Nutzen könne der Neger zur Feldarbeit nur verwendet werden, wenn er für einen Ernteantheil arbeite, in welchem Falle die Pflanzer ihnen das Land, die Werkzeuge, die Pferde und Maulesel liefern und die

Nahrung vorschiessen müssten. Für seine eigene Person würde er keinen Neger verwenden, sogar nicht für ganz geringen Lohn, er glaube nicht, dass mit demselben Gewinn zu erzielen sei. Er denkt, dass die Entmuthigung in Louisiana viel der Schwierigkeit in Beschaffung des nothwendigen Kapitals zuzuschreiben sei. Er kennt Fälle wo zehn- oder zwanzigtausend Dollars genügen, bedeutende Wasserkräfte nutzbar zu machen, oder Ländereien zu cultiviren, die einen Reinertrag von Hunderttausenden abzuwerfen fähig. Er habe selbst wiederholt Leute aus dem Norden zur Kapitalanlage aufgefordert, aber diese zeigten sich dazu nicht geneigt und erklärten dass sie, so lange die bestehenden politischen Zustände sich nicht zum Besseren änderten, sich dazu nicht entschliessen könnten.

Er hob mit grossem Nachdruck hervor, das Volk des Nordens würde seiner Meinung nach einer getreuen Darlegung der gegenwärtigen Zustände Louisiana's keinen Glauben schenken. Sogar die Eingebornen des Südens wären kaum im Stande, sich dieselben klar zu machen, und man könnte dies also nicht von Fremden, die an eine andere Lebens- und Denkweise gewöhnt, erwarten. Er glaubt der Neger sei von Natur freundschaftlich, gemüthlich und generös, aber nur bis zu einem gewissen Grade für die Civilisation geeignet; er besitze gar kein moralisches Bewusstsein, und sei wie natürlich in der Regel unwissend. Nicht einer von hundert könne im Durchschnitt seinen Namen schreiben; und in einer einzigen Gesetzgebung des Staates hätten einmal fünf und fünfzig gesessen, die weder lesen noch schreiben konnten. In der letzten Legislatur sass kaum Ein einziger halbwegs fähiger Farbiger.

Die weisse Bevölkerung Louisiana's sehe auf die Negerherrschaft mit solchem Schreck, dass sie viel lieber irgend einen anderen Despotismus annehmen würde. Ein militärischer Gewalthaber wäre bei weitem vorzuziehen, in jede Lage würden sich die Leute gern begeben um der Schmach zu entrinnen, der sie heute unterworfen. Der jetzige Zustand demoralisire Jedermann. Niemand arbeite mit Energie, jeder stecke in Schulden. Es gebe in der ganzen Stadt New-Orleans nicht ein einziges Stück Eigenthum, in dem er gegenwärtig Kapital anlegen möchte, obgleich man für fünf bis zehntausend Dollars Grundstücke und Gebäude kaufen kann, die in normalen Verhältnissen fünfzigtausend Dollars werth sein müssten. Es würde nicht lohnen jetzt zu kaufen, da die Steuern ganz enorm. Die Mehrheit der grossen Pflanzungen sind nur der maasslossen Besteuerung halber verlassen worden. Nur jene die mit den wirklichen Ursachen der trüben Lage vertraut, können sich einen Begriff von der obwaltenden tiefen Verzweiflung machen.

Dieser traurige Zustand waltet in dem grössten Theile des Südens vor, und nur da ist eine Wendung zum Besseren bemerkbar, wo das weisse Element wieder zur Herrschaft gelangte. Blos Texas bildet, wie schon erwähnt, eine Ausnahme, und dahin wälzt sich desshalb der Strom der Auswanderung, die aus den Negerstaaten den besseren und tüchtigeren Theil der Weissen allmählig hinwegzieht. Dies möchte, falls die Republikaner in gewissen Staaten ihre Oberherrschaft noch lange behaupten, am Ende zu deren vollständigen Afrikanisirung führen. Eine solche colossale Trennung der beiden Racen würde gewiss das Racenproblem auf die beste Weise lösen, stände nicht zu befürchten, dass die Mehrheit der Neger, die denn schliesslich doch gezwungen sind, sich durch Arbeit zu ernähren, die Folgen der Anarchie gerade so fühlen müssen, als die Weissen selbst, und demnach schliesslich gezwungen sein werden, aus den von der Herrschaft ihrer eigenen Race beglückten Gebieten davon zu laufen.

Da übrigens auch Alabama in der Herbstwahl 1874 das Negerregiment abgeworfen, so existiren nur noch vier Staaten, in denen das Element der farbigen Mitbrüder sich der Herrschaft erfreut, nämlich Süd-Carolina und Mississippi, wo das numerische Uebergewicht der Neger am stärksten, Louisiana und das sehr dünn bevölkerte, beinahe tropische Florida. In letzterem Staate ist seit dem Kriege eine Einwanderung nördlicher Weisser eingeströmt, die gegenwärtig schon die Herrschaft mit den Farbigen theilen und dieselbe ohne Zweifel binnen Kurzem vollständig an sich reissen werden. In dem Maasse als es den bereits jetzt von Weissen wieder beherrschten Staaten des Südens und der Baumwollenzone, nämlich Georgia, Alabama, dem Küstenlande von Texas, Arkansas und vielleicht Theilen von Tennessee, Nord-Carolina und Ost-Virginia, gelingen wird die Herrschaft der weissen Race gegen fernere Einmischung des Nordens zu sichern, und in dem Maasse als sie die dem freien Neger fehlende, aber wirthschaftlich unerlässliche Beständigkeit und Zuverlässigkeit durch den Druck der Gesetze zu erzwingen vermögen, gehen diese Staaten einem neuen Aufschwunge entgegen, der ihnen bald gestatten wird durch Verwerthung der natürlichen, unerschöpflichen Bodenreichthümer die Verluste und Folgen des Krieges zu verschmerzen und sich zu neuem Wohlstande emporzuschwingen.

In allen anderen Gegenden der früheren Sklavenstaaten jedoch, in denen Negerarbeit an und für sich nie profitabel gewesen und die Sklaverei grossentheils nur zum Zwecke der Sklavenzucht bestand, wird der Neger allmählig, wie es schon gegenwärtig in grossem Maasse geschehen, der weissen Arbeit das Feld räumen, und entweder in die Baumwollengegenden, die seiner Arbeit bedürfen,

auswandern, oder was wohl bei der Mehrheit der Fall sein dürfte, sich in die grösseren Städte drängen, dort mit der sittenlosen Hefe des Volkes vermengen und nach und nach durch Ueberschuss der Todesfälle über die Geburten aussterben.

Denn das ist wesentlich das Ziel, dem die ganze freie Negerbevölkerung in den nördlichen Staaten zustrebt. Nur äusserst Wenige halten sich in den Landgemeinden auf oder sind in den Städten mit wirklicher nutzbringender Arbeit beschäftigt, die Meisten suchen möglichst wenig anstrengende Beschäftigung. Halb Schmarotzer halb Bummler stehen sie meist in Verbindung und vertrautem Verkehr mit der Prostitution und der Verbrecherklasse, mit der sie gemeinschaftlich in fast jeder Stadt ein bestimmtes, moralisch und materiell schmutziges und stinkendes Quartier bewohnen. Es lässt sich ohne Umschweife behaupten, dass die Kosten, die sie überall den Stadtgemeinden und der Zuchthausverwaltung verursachen, weitaus beträchtlicher sind, als der Nutzen den sie sogar nach der Schätzung ihrer humansten Freunde dem Gemeindewohl zu bringen vermögen. Je schneller sie dahinsterben, desto eher hat der Norden Aussicht auf Befreiung von einem moralischen Schmutzfleck.

Es erübrigt noch kurz anzudeuten, dass ein Zustand, wie der im Süden bestehende, nicht ohne materielle und moralische Rückwirkung auf den Norden bleiben kann. Der Ruin und das Darniederliegen eines grossen, blühenden Theiles des Landes muss selbstverständlich den Handelsinteressen bedeutenden Schaden zufügen, der sich darin auf's Sprechendste ausdrückt, dass seit 1860 diejenigen grösseren Städte des Nordens, die wie St. Louis, Cincinnati, Louisville u. s. w. an der Grenzscheide liegen und deren Geschäftsverbindungen zum grossen Theil sich nach dem Süden hin ausdehnen, auffallend in ihrem Fortschreiten gegen nördlicher gelegene Städte, deren Verkehr mit dem Süden unwesentlich, wie namentlich Chicago, zurückgeblieben sind.

Vor dem Kriege gingen, sobald der Winter anbrach, Tausende von Handwerkern und Arbeitern, namentlich solcher Geschäftszweige, welche der Frost zum Stillliegen verdammt, den Mississippi hinunter und fanden in den Städten und auf den Pflanzungen des Südens lohnende Beschäftigung; sie deckte nicht nur die Unkosten der Reise, sondern erlaubte ihnen sogar im beginnenden Frühjahre mit einem hübschen Sümmchen ersparten Geldes in ihre nördliche Heimath wieder zurückzukehren. Seit der Herrschaft der republikanischen Menschenfreunde im Süden hat diese Wanderung gänzlich aufgehört, und jene Tausende schwellen die jeden Winter beschäftigungslosen Haufen der nördlichen Städte in gefahrdrohenden Dimensionen an.

Aber noch viel schädlicher als die materiellen Verluste sind die moralischen Folgen des Schnappsäcklerregimentes. Denn alle

von den Negern in den Congress gewählten Repräsentanten weisser und schwarzer Hautfarbe sind sich vollkommen der Thatsache bewusst, dass die Dauer ihrer Herrschaft einzig und allein von der Unterstützung der jetzigen Verwaltung abhängt. Sie sind daher gezwungen servile und stets bereite Diener der Administration zu sein, und müssen jede, auch die corrupteste Parteimaassregel rücksichtslos unterstützen. Es ist nicht anzunehmen, dass diese Dienstbarkeit einer solchen Sorte Volksvertreter, wie sie die republikanische Partei des Südens nach Washington entsendet, besonders schwer fällt. Wenigstens haben sie stets eifrigst zu Gunsten jeglicher Art Corruption gearbeitet. Alle Fälle von grossartigen Betrügereien, die ich in früheren Kapiteln angedeutet, und die ungezählte Menge anderer, fanden ihre eifrigsten Fürsprecher, aber nie einen Gegner in den Reihen dieser südlichen Schnappsäckler. Es lässt sich kühnlich behaupten, dass viele von diesen Schwindeleien nie möglich gewesen, ja manche nie versucht worden wären, hätte nicht die lauernde Brigade der Schnappsäckler, die nahezu ein Drittel sämmtlicher Mitglieder der beiden Häuser des Congresses umfasste, mit Freuden jedem nahenden Lobbyagenten die beutegierigen Hände entgegengestreckt. Das Volk des Nordens erntet den Lohn seiner Begeisterung für die Gleichberechtigung der schwarzen Brüder, indem die von den Schwarzen gewählten Volksvertreter bereit sind, mit Jedem zu theilen, dessen Gehirn irgend einen Plan zur Beraubung des Volkes in gesetzlicher Form ausgeheckt hat.

Welche unmittelbare Gefahr eines allgemeinen Bürgerkrieges darin liegt, dass bei einer nationalen Wahl die Stimme dieser corrupten Negerstaaten als entscheidend in's Gewicht fallen würde, brauche ich nicht anzuführen, da selbst die republikanischen Mitglieder des Louisiana Unterstützungsausschusses in ihrem Berichte diese Gefahr hervorgehoben haben.

Der Wahlmechanismus.

Wie Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit in den Vereinigten Staaten sich in Theorie und in Praxis zu einander verhalten, lässt sich am deutlichsten an den Wahlumtrieben studiren, wie sie von der durchgebildeten Partei-Organisation in Scene gesetzt werden. Letztere ist es, welche im Laufe weniger Generationen zur Alles beherrschenden Macht herangewachsen ist.

Die Spiegelfechterei mit der angeblichen Herrschaft der Majorität, wie sie sich aus dem allgemeinen Stimmrecht ergeben soll, dient nur dazu die schrankenlose Tyrannei einer völlig verantwortungslosen, sehr geringen Minderheit fest zu begründen.

Wo immer Regierungsformen auf der Grundlage eines mehr oder minder allgemeinen Stimmrechtes bestehen, ist eine Organisation der widerstrebende Interessen vertretenden Parteien unvermeidlich, denn sie gewährt den Parteien, organisationslosen Gegnern gegenüber, die Uebermacht eines wohl disciplinirten und organisirten Heeres.

Die Abgabe seiner Stimme oder des Stimmzettels am Wahltage ist die einzige thatsächliche Verbindung zwischen dem freien Wahlbürger und der ganzen Verwaltung des Landes. Um welches Amt es sich auch handle, niemals wird die Stimme des Einzelnen die Besetzung entscheiden, sondern nur eine Anzahl von Stimmen wird überhaupt zur Geltung kommen, wenn sie sich auf eine gewisse Person concentrirt. Hieraus ergiebt sich die Nothwendigkeit Candidaten aufzustellen. Damit aber ein Candidat Aussicht auf Erwählung habe, muss er nicht nur auftreten, sondern gleich bei seinem Auftreten der Unterstützung einer gewichtigen Anzahl Stimmen sicher sein. Denn nur dann ist es wahrscheinlich, dass auch Andere sich bewogen fühlen werden, ihm ihre Stimmen zu geben und dadurch vielleicht die Mehrheit zu sichern.

Geht nun die Wahl in einem kleinen Wahlbezirke unter einer nur geringen Anzahl von Wählern vor sich, so genügt in der Regel persönliche Bekanntschaft und der darauf begründete Einfluss, um den Candidaten wie die einzelnen Stimmgeber von dem Grad der Wahrscheinlichkeit für die Erwählung des Betreffenden zu unterrichten. Ist diese Wahrscheinlichkeit gering, so werden sich nur Wenige geneigt finden, ihre Stimmen zu seinen Gunsten wirkungslos wegzuwerfen. Denn thäten sie dies, so könnten sie sich damit wesentlich schaden, weil möglicherweise gerade jener Candidat eine Mehrheit erhalten könnte, der ihren Interessen am feindlichsten gegenübersteht, während die Anzahl der ihrem Liebling zugewendeten Stimmen vielleicht genügt hätte, einen anderen, minder feindlichen Candidaten zu erwählen. Es ergiebt sich also als Regel, dass die Stimmgeber ihre Stimmen jenem Candidaten zuwenden werden, der zugleich ihre Ansichten und Interessen am besten vertritt **und** dessen Erwählung am wahrscheinlichsten ist.

Innerhalb eines Verkehrskreises, worin persönliche Bekanntschaft allgemein, wird die Beurtheilung, die Erwählung welches Candidaten wahrscheinlich sei, auch dem persönlichen Ermessen überlassen bleiben. Ueberschreitet aber der Wahldistrikt diese Grenzen, so ändert sich die Sache wesentlich. Jeder Candidat wird der grossen Mehrheit der Wähler unbekannt sein, und Letz-

tere können demnach auf Grund ihrer eigenen persönlichen Kenntniss eben so wenig eine Meinung über ihn selbst haben, wie über die Wahrscheinlichkeit seiner Erwählung. Eine Meinung hierüber sich zu bilden, sind sie aber gezwungen, wenn sie überhaupt ihre Stimme zweckmässig abgeben wollen; in Folge dessen müssen sie aus zweiter Hand Erkundigungen einziehen, um sich ihre Meinung zu bilden.

Die Aussichten eines Candidaten bessern sich aber in dem Maasse, als den Wählern vollständigere Gelegenheit geboten wird, Erkundigungen über ihn einzuziehen, und sich eine günstige Meinung über ihn zu bilden. Es wird demnach im Interesse des Candidaten sowohl als der Ideenrichtung, die er vertritt, liegen, ihn dem Publikum in so vortheilhaftem Lichte als nur möglich zu zeigen. Dieser Zweck wird durch die Wahlbearbeitung erreicht.

Sobald es so weit gekommen, kann die Entdeckung nicht mehr lange ausbleiben, dass jede der beiden Hauptparteien im Wahlkampfe dann die besten Sieges-Aussichten hat, wenn sie nur Einen Candidaten in's Feld stellt. Vertheilt sich die Stimmenzahl der Gegenpartei auf Mehrere, so ist der einigen Partei der Sieg beinahe sicher. Dies zwingt die Gegenpartei sofort zum gleichen Manöver. Und hiermit wären wir bei dem angelangt, was man im Parteigetriebe „reguläre“ Candidaten nennt.

Soweit liesse sich gegen die ganze Entwickelung vom Standpunkte des Grundsatzes, „dass die Mehrheit herrschen müsse“, durchaus nichts einwenden. Zwar ist die Freiheit des einzelnen Bürgers sich nach Belieben seine Beamten zu wählen, schon wesentlich beschränkt, da derselbe den Candidaten, der seine Interessen nur in geringerem Maasse vertritt, wählen muss, doch dem Candidaten, der die Ansichten der Mehrheit, wenn auch nur annäherungsweise vertritt, ist der Sieg gesichert. Nun aber entwickelt sich eine Phase, die systematisch die Minderheit zum Siege führt, nämlich die Bestimmung des „regulären“ Candidaten bei jeder der beiden Hauptparteien, die allein in Betracht kommen. Denn kleinere Parteien sind gänzlich ohnmächtig, finden keine Vertretung ihrer Interessen und müssen sich daher der einen oder der anderen grösseren Partei anschliessen. Eine billige und gerechte Lösung der Frage, wie dieser Parteicandidat zu ernennen sei? ist es gewiss, wenn er von den stimmberechtigten Wählern der Partei selbst ausgewählt wird. Aber wie dies thun?

Hier stehen wir genau vor der nämlichen Schwierigkeit, wie zuvor. Die einzelnen Wähler sind ebensowenig persönlich mit den Leuten, die Candidaten werden wollen, bekannt, und wissen ebensowenig, welcher von ihnen Aussicht hat, der Mehrheit der Partei als Candidat genehm zu sein, als sie wussten,

wer die meiste Chance besitze, gewählt zu werden. Und diese Schwierigkeit in einer Weise zu heben, dass die vielgerühmte theoretische Freiheit des Bürgers, sich selbst zu regieren, seine Beamten selbst zu wählen, seine Gesetze sich durch selbstgewählte Vertreter selbst zu geben, zur Wahrheit werde, ist bis jetzt praktisch noch nicht gelungen. Der freie Bürger befindet sich da gleich beim ersten Schritte in Ausübung seines Selbstbestimmungsrechtes in einem unlösbaren Dilemma, das seine freie Wahl zu Nichte macht. Sobald es über den Kreis seiner persönlichen Bekanntschaft hinausgeht, weiss er schlechterdings nicht, wen er wählen soll. Er sieht sich also gezwungen, da er eben nicht anders kann, schliesslich Jemanden auf's Gerathewohl ein blindes Vertrauen zu schenken, und seinen Souveränitätsantheil an denselben als Vertreter zu übertragen. Dieser Zustand hat eine nicht zu unterschätzende wichtige Folge. Die grosse Mehrheit nämlich die von den beabsichtigten Candidaten insgesammt nur vom Hörensagen weiss, verhält sich ihrer Auswahl gegenüber ganz gleichgültig und erlahmt in ihrem Interesse für dieselbe. Eine weitere Folge ist dann, dass sich nur die Candidaten *in spe* selbst nebst ihren persönlichen Anhängern um die Ernennung des regulären Parteicandidaten bekümmern.

Es lässt sich nun durchaus nicht behaupten, der in den Vereinigten Staaten gegenwärtig beliebte Modus, die Candidaten auszuwählen, sei an und für sich schlecht. Seine Früchte sind wohl nicht ausgezeichneter Art, doch möchte dies weniger an der Form der Aufstellung von Candidaten liegen, denn diese gewährt den Bürgern wirklich die vollkommene Möglichkeit, ihre Vorliebe für Diesen oder Jenen, frei auszusprechen; sondern der Fehler liegt unzweifelhaft tiefer und hauptsächlich in Einklang mit dem eben Vorhergesagten darin, dass wer keine Meinung hat, eben keine abgeben kann.

Die Auswahl der Candidaten geschieht nämlich durch sogenannte Primärwahlen und Parteiconventionen.

Zur Primärwahl werden alle Bürger der betreffenden Partei eingeladen. In jedem kleineren Wahldistrikte wird der Stärke seiner Stimmenzahl entsprechend, eine gewisse Anzahl Abgeordneter zur Parteiconvention erwählt, die dort die Candidaten für die bevorstehende Wahl festzustellen haben.

Gegen diese Einrichtung lässt sich vom theoretischen Standpunkte gewiss nicht das Mindeste einwenden. Wie aber gestaltet sich die Sache in der Praxis?

Von vornherein nimmt die Mehrheit an den Primär- oder Urwahlen gar nicht Antheil, weil sie eben keinen der Candidaten vorzieht oder auch nur kennt, und weil sie wähnt, falls wirklich ihre Partei einen missliebigen Candidaten aufstellt, bei der wirk-

lichen Wahl gegen oder doch wenigstens nicht für ihn stimmen zu können. Sie bedenken nicht, dass, ist es wirklich zur Aufstellung eines ihnen missliebigen Candidaten gekommen, sie durch den Ausdruck ihrer Missbilligung entweder direkt oder indirekt den Candidaten der Gegenpartei erwählen helfen, der ihnen am Ende noch weit weniger zusagt, wie Jener.

Die Minderheit aber betheiligt sich an den Primärwahlen, und eine gewisse Anzahl dieser Urwähler möchte sicherlich mit bestem Willen die besten Candidaten auserwählen. Sie haben vielleicht einen oder den anderen ehrlichen Mann und passenden Delegaten im Sinne. Sie kommen zum Stimmkasten. Hier eilen ihnen eine Anzahl Leute sogleich mit gedruckten Delegatenlisten entgegen, stecken ihnen dieselben in die Hand und lassen sich die wärmste Empfehlung der Leute ihrer Liste angelegen sein. Der Urwähler überfliegt die überreichten Listen und findet darauf eine Anzahl Namen; manche darunter kennt er überhaupt nicht, andere gehören in ihrer Sphäre ganz braven, brauchbaren Menschen an, die sich aber weder durch Verstandesschärfe noch durch Willenskraft auszeichnen; endlich umfasst eine dritte Kategorie Namen von Leuten, die zwar viel gewitzter und energischer als Jene, deren Ehrlichkeit und Charakter aber ziemlich zweifelhaft anrüchig sind. Was thun? Gern möchten die Urwähler für die wirklich guten, tüchtigen und auch nicht leicht hinter's Licht zu führenden Mitbürger stimmen, an die sie *in petto* gedacht, und sie schicken sich desshalb an, einige Namen der Liste zu streichen. Noch damit beschäftigt sehen sie andere souveräne Bürger an den Stimmkasten gehen und dort stimmen. Da sind Arbeiter die von Anderen hereingeschleppt, beinahe ausnahmslos den empfohlenen Wahlzettel fast ohne Prüfung, sicher aber ohne Aenderung der Namensliste in den Stimmkasten stecken. Dann kommen Herumlungerer, Strolche und Vagabunden, die in der Kneipe aufgesucht und nach Bezahlung eines freien Trunkes für Alle hierhergeschleppt wurden, um einen bestimmten Wahlzettel in den Kasten zu stecken. Wohl sieht der Urwähler auch hier und da einen ehrlichen Menschen, der wie er den Wahlzettel prüft und dessen Miene nicht völlige Zufriedenheit mit demselben ausdrückt. Aber dies sind nur ganz vereinzelte Ausnahmen; und sollte er wirklich mit ihnen sich zu verständigen versuchen, so ist doch das Erzielen eines Einverständnisses sehr zweifelhaft. Ueberdies ist es klar, dass selbst dann an einen Erfolg doch nicht zu denken, da die grosse Mehrzahl aller Wahlzettel unverändert in die Urne wandern, und die vollständige Liste des Einen oder des Andern demnach gewählt werden muss. Um schliesslich ein Ende zu machen und den ununterbrochenen Belästigungen der Zettelvertreiber zu entgehen, steckt er seinen Wahlzettel auch in den Kasten und geht mit dem

Bewusstsein nach Hause, das Beste gethan zu haben, was die Umstände zu thun gestatteten. Wie er, handeln alle ehrlichen Leute, die überhaupt den Primärwahlen sich nähern; die Mehrheit aber ergreift ein geheimer Ekel an der Gesellschaft, der sie dort ausgesetzt waren, und ein gewisser Aerger über die Freiheit, einen fertiggemachten Wahlzettel in die Urne zu stecken; sie kommen daher gewöhnlich zu dem Entschlusse sich in Zukunft nicht mehr um die Wahl zu kümmern, und auf sie passt das Wort des Culturhistorikers Kolb: „Die ruhigen Bürger denken nur an sich, und wähnen in ihrer Kurzsichtigkeit am besten durchzukommen, wenn sie sich von Politik und überhaupt von allem demjenigen fernhalten, was den jeweiligen professionellen Politikern zu thun beliebt. Sie ahnen nicht, diese guten Bürger, dass gerade darin ein Verzicht liegt auf jede persönliche wie sachliche Sicherheit.“ (Culturgeschichte B. II. S. 546 zweite Auflage.)

Aber je weniger sich die ruhigen und guten Bürger für die Urwahlen interessiren, desto mehr thun dies die sein wollenden Candidaten mit ihrem persönlichen Anhange. Diese Leute sind bei den Primärwahlen beschäftigt wie die Bienen, sie sind es, welche die gedruckten Wahlzettel bereit halten und an jeden Herannahenden vertheilen lassen; sie sind es, die in allen Kneipen, in allen Strassen und in allen Schlupfwinkeln des Gesindels herumstreifen, die dem von der Arbeit müde heimkehrenden Arbeiter sich in den Weg stellen, ihn in das nächste Bierhaus zerren, dort Bruderschaft mit ihm trinken, ihn schliesslich zum Stimmkasten schleppen oder — wenn's sein muss — fahren, und ihn bewegen ihren Wahlzettel, den ganzen Zettel wie er gedruckt ist, zu stimmen. Sie scheuen weder Kosten noch Mühe, und sie sind es, sie allein, die bei dieser Wahl wirklich arbeiten. Sie sind es, die nicht blindlings wie die ruhigen Bürger darauf vertrauen, dass das „Recht“ und die „gute Sache“ siegen müssen; nein, dieser Naivität sind sie schon längst entwachsen; sie wissen, dass die Mehrheit der im Stimmkasten befindlichen Wahlzettel die beste Aussicht hat zu siegen, und setzen desshalb Alles daran, so viel von ihren Zetteln als nur immer möglich in die Urne hineinstopfen zu lassen.

Ihre Mühe, Arbeit und Anstrengung wird vom Siege belohnt. Ihre Abgeordnetenlisten sind erwählt, und fort geht es zur Parteiconvention.

Diese tritt zusammen. Sie besteht beinahe ausschliesslich aus zwei Klassen Abgeordneter. Die erste Klasse, die wohl die Mehrheit bilden mag, sind jene ehrsamen Spiessbürger, d. h. Leute die innerhalb ihres engen Verkehrskreises durch die hausbackenen Tugenden, alltäglichen Fleiss, beständige Gewohnheiten, Verstandesgaben, die zum Betriebe ihres Geschäftes und Handwerkes

gerade ausreichen, und die durchschnittliche, landesübliche Moral sich eine gewisse Geltung als gute Bürger erworben haben, die aber mit dem Leben und Treiben der Welt über ihren engern Gesichtskreis hinaus ganz und gar unbekannt und demzufolge geneigt sind, den Schein für Wahrheit, Redensarten und Versprechungen für baare Münze zu nehmen. Leute dieser Art und aus gleichem Wahlbezirk kennen sich wohl untereinander, aber sind den Spiessbürgern der anderen Bezirke gänzlich fremd; sie drängen sich desshalb im Sitzungssaale gewöhnlich, scheuen Schafen gleich, in so viele Gruppen zusammen, als Originalwahlbezirke sind, und betrachten das Treiben und Drängen vor ihnen halb mit ängstlichem Misstrauen, halb mit Erstaunen und Verwunderung, harrend der Dinge die da kommen sollen. Denn sie sind ganz unfähig selbst die Initiative zu ergreifen, müssen demnach nothgedrungen sich schieben lassen. Und die Leute, die das Schieben als ihre Aufgabe ansehen, sind in voller Zahl anwesend. Sie stehen nicht in ängstlichen Gruppen zusammengedrängt und sperren den Mund auf; nein, sie bringen Leben und Bewegung in die ganze Versammlung, fliegen von einer Gruppe zur andern, schütteln Jedem auf's Freundlichste die Hände und erkundigen sich theilnehmend nach dem Wohlergehen ihres Freundes, seiner lieben Frau Gemahlin und seiner hoffnungsvollen Kinderschaar, bewundern sein Geschäftstalent, preisen seinen Scharfsinn und seine Ehrlichkeit, warnen ihn gewissen Drahtziehern, die im Saale herumlaufen und für ihre anrüchigen Candidaten Stimmen zu werben suchen, bei Leibe nicht zu trauen, und empfehlen ihm schliesslich dringend, wenn er wirklich ganz sicher und mit gutem Gewissen nach Hause gehen wolle, den Candidaten, die auf d i e s e r Liste ständen, die ganz ausgezeichnete Männer seien und deren Freundschaft und Gunst sogar einem biederen Geschäftsmanne nicht ohne Werth sei, seine Stimme zu geben.

Der ehrliche Spiessbürger, auf diese Weise binnen Kurzem von einer ganzen Menge Herrn begrüsst und in fliessender Rede unterrichtet und belehrt, weiss zuletzt nicht mehr wo ihm der Kopf steht. Die Candidaten der verschiedenen Listen kennt er der überwiegenden Mehrzahl nach nur vom Hörensagen oder von ganz oberflächlicher Berührung, meistens nur von der so eben erfolgten mit höflichen und vertraulichen Komplimenten gespickten persönlichen Vorstellung.

Unterdessen wird die Sitzung eröffnet und die Versammlung zur Ordnung gerufen. Man wählt einen Vorsitzer, Secretär, mehrere Stimmenzähler und verschiedene andere Beamte, die bei der Sitzung Functionen zu erfüllen haben; dem ehrlichen Bürger bleibt dabei weiter Nichts übrig als sich bei den ihm zunächst Sitzenden zu erkundigen, ob er auf die vorgeschlagenen Namen mit Ja oder

Nein antworten solle. Endlich ist die Versammlung organisirt, der erwählte Vorsitzer übernimmt sein Amt und hält sogleich eine Rede, worin er von dem allgemeinen Wohle der Menschheit, der Nation und des Vaterlandes, von Freiheit und Recht, von der Wichtigkeit der bevorstehenden Wahl und von dem Patriotismus und der Intelligenz der anwesenden Abgeordneten, die ihm die Ehre angethan ihn zum Vorsitzer zu wählen, so Manches zu sagen hat, das die Herzen der ehrlichen Bürger abwechselnd mit Stolz erfüllt und windelweich stimmt. Mehrere andere Reden in derselben Tonart werden gehalten und ein Comité gewählt, das binnen Kurzem eine lange Reihe Beschlüsse vorlegt, die ungefähr dasselbe enthalten, wie die Reden. Diese werden meist ohne Widerspruch angenommen und man gelangt endlich zum eigentlichen Zwecke der Convention, zur Ernennung der Candidaten. Für jedes zu besetzende Amt wird eine Reihe Namen vorgeschlagen und die Abstimmung vorgenommen. Dieselbe geschieht mittelst Wahlzettel, welche die erwählten Stimmenzähler einzusammeln haben.

Jetzt erhebt sich wohl hier und da aus den verschiedenen Gruppen der ehrsam bürgerlichen Abgeordneten der Eine oder der Andere und schlägt einen ihm und seiner Gruppe wohlbekannten zuverlässigen und vielleicht auch tüchtigen und intelligenten Mann zum Candidaten vor. Aber dieser ist den Abgeordneten der anderen Gruppen ebenso unbekannt als der Mann der ihn vorschlägt, und das Ergebniss ist, dass der auf solche Weise Vorgeschlagene bei der ersten Wahl wohl das halbe Dutzend Stimmen der betreffenden Gruppe erhält, aber durchaus keine weiteren, während andere Candidaten die schon früher den einzelnen Abgeordneten privatim empfohlen, eine viel grössere Stimmenzahl erhalten. Denn eine Menge Mitglieder der Convention sehen sich eben ausser Stande, eine persönliche Meinung über den Werth und Unwerth der vorgeschlagenen Candidaten zu gewinnen und sind demnach gezwungen ihre Stimme jenem zu geben, der ihnen auf die eindrucksvollste Weise empfohlen wurde. Hat die erste Abstimmung keine Mehrheit ergeben, so schreitet man zu den folgenden und in diesen werden jene Candidaten, zu deren Gunsten nicht vorher „gearbeitet“ worden ist, nach und nach von ihren wenigen Freunden in Stich gelassen. Letztere geben dann ihre Stimmen gewöhnlich dem Candidaten der die beste Aussicht nominirt zu werden zu haben scheint. So kommt es schliesslich zur Entscheidung, ein bestimmter Name hat den Sieg davongetragen, der Betreffende wird auf Antrag von der Versammlung einstimmig als der „reguläre“ Candidat aufgestellt, und jedem Abgeordneten wird es als Gewissenspflicht an's Herz gelegt, nur für seine Erwählung sich zu bemühen.

Die so aufgestellten „regulären“ Candidaten gehen sonst ohne

Ausnahme nicht aus den Reihen Solcher hervor, die von den ehrsamen Bürgern ausgewählt worden wären, sondern gehören zu der Gesellschaft derer, die mit ihrer Anhängerschaar bei den Primärwahlen, wie vor Zusammentritt der Conventionen eifrig mit Stimmenwerbung beschäftigt gewesen sind.

Sind die Candidaten von beiden Parteien aufgestellt, so beginnt erst der eigentliche Wahlkampf. Sein Zweck ist, das Interesse der trägen Volksmassen, der ruhigen Bürger zu erregen, sie für die aufgestellten Candidaten zu begeistern und an den Stimmkasten zu bringen. Soweit das allgemeine Publikum betroffen ist, gibt es nur zwei Mittel diesen Zweck zu erreichen: öffentliche Volksversammlungen und die Presse. Davon erreicht das Erstere hauptsächlich die ungebildeteren, roheren Massen, das Zweite die Klassen der ruhigen Bürger, die sich nicht in öffentlichen Versammlungen drängen und stossen lassen wollen, sondern sich darauf beschränken, zwischen den vier Wänden ihrer comfortablen Wohnung die Tagesneuigkeiten aus ihrer Zeitung zu erfahren.

Ehe die Parteiconvention sich vertagt, ernennt sie einen Parteiausschuss, dem die Führung des Wahlkampfes obliegt. Mit diesem setzen sich die aufgestellten Candidaten in Verbindung und ein systematischer Arbeits- und Feldzugsplan wird entworfen, dessen allgemeiner Grundsatz ist, mit kleinen Versammlungen, worin man die einzelnen Bürger persönlich beeinflussen kann, anzufangen, und mit grossen begeisterten Massenversammlungen zu schliessen.

Man beginnt also zunächst die kleinen Wahlbezirke in den Städten, *Wards* genannt, zu bearbeiten. Zu diesem Behufe setzt man sich zuerst mit einer Anzahl Leuten in Verbindung, die in den betreffenden Bezirken unter der gewöhnlichen Klasse wohlbekannt sind oder doch das Geschick haben, mit derselben umzuspringen und sie zu beeinflussen, und welche Willens sind, ihre Zeit während des Wahlkampfes zu Gunsten der Partei zu verwenden. Aus letzterem Bedürfnisse geht schon hervor, dass dies keine Menschen sein können, deren Zeit eine regelmässige Beschäftigung in Anspruch nimmt, sondern solche, die entweder gänzlich müssig gehen, oder doch nur dann und wann von den Sorgen ihrer Geschäfte geplagt werden. Es dürfen aber nicht etwa behäbige, in Zurückgezogenheit lebende Rentiers sein, denn diese gehören gewöhnlich zu der Klasse der ruhigen Bürger, und es fällt ihnen nicht im Geringsten ein, sich den Unbequemlichkeiten der Wahlarbeit zu unterziehen. Uebrigens stehen sie nicht im innigen Verkehre mit dem niederen Volke und geniessen desshalb nicht dessen Vertrauen, welches es in der Regel nur mit ihm auf einem gewissen Fusse der Gleichheit stehenden Personen zu

schenken liebt. Kurz: die einzig passenden Leute für die Wahlarbeit sind solche, die dem Arbeiterstande selbst angehören, die aber die regelmässige Beschäftigung an den Nagel gehängt und in ihren Mussestunden ihr Umgangstalent ausgebildet haben, eine Klasse also, die zwischen dem soliden Arbeiter und dem regulären Bummler und Eckensteher eine Mittelstellung einnimmt, wobei sie den schlechten Ruf dieser Letzteren, der ihren Einfluss zu Nichte machen würde, noch glücklich vermieden hat.

Eine Anzahl solcher Leute rekrutirt man also in jedem Wahlbezirke und organisirt sie in eine Art Stab, um die gewöhnliche Bevölkerung der Wards systematisch zu überreden und zu bearbeiten. Dass dieselben nicht aus blossem Patriotismus „arbeiten“ versteht sich von selbst, da sie zu ihrem Lebensunterhalte ebenso wie andere Menschen, soliderer Artikel bedürfen. Es wird demnach ein *Campaign fund*, eine Feldzugskasse gebildet, deren Löwenantheil die Candidaten selbst oder solche Bürger beisteuern, die aus irgend welchen Gründen, die gewöhnlich mit dem Worte „Patriotismus“ umwickelt und zusammengefasst werden, freigebige Anwandlungen haben. Aus dieser Kasse werden jene „Arbeiter“ für ihren Zeitverlust entschädigt, falls sie es nicht vorziehen, Entschädigung nach der Wahl in Gestalt einer von den gewählten Beamten zu vergebenden Stelle zu suchen.

Eine grössere Geldausgabe aber erwächst den Candidaten in den kleinen Wardversammlungen selbst, wobei sie dem Volke gewissermassen vorgestellt werden. Sie entspringt der in Amerika allgemein verbreiteten Sitte des „Trietens“ (*to treat* traktiren.) So nennt man nämlich die Gewohnheit, bei jedem denkbaren Anlasse, der ein Paar Bekannte oder auch solche, die erst einander vorgestellt werden zusammenführt, in ausgedehntester Weise Bruderschaft zu trinken. Diese Unsitte, die einen wesentlichen Antheil an der Kostspieligkeit des amerikanischen Lebens hat, erfordert z. B. von Jedem, wenn er in einem Trinklokale einen Bekannten antrifft, nicht nur für diesen, sondern auch für jeden anderen, wenn auch ihm selbst gänzlich unbekannten von dessen Begleitern nach dem Belieben der Gesellschaft zu trinken einschenken zu lassen. Natürlich legt dies allen Andern wiederum die Pflicht auf, sich durch einen „Triet“ ihrerseits mit dem Ersten auf gleichen Fuss zu stellen. Da es nun als unschicklich, wenn nicht gar als beleidigend gilt, einen dergestalt angebotenen „Triet“ abzulehnen, so ist der Einzelne, der sich vielleicht einen Augenblick von seinen Geschäften wegstahl, um seinen Durst mit e i n e m Glase Bier zu löschen, gezwungen, nicht nur zwei, drei, vier, oder noch mehr *drinks* d. h. einzelne Gläser irgend eines Getränkes zu bezahlen, sondern eine eben so grosse Anzahl selbst hinunterzuschütten, ehe ihm erlaubt ist wieder seines Weges zu gehen.

Einem Manne, dessen Geschäft ihn nöthigt, jeden Tag an verschiedenen Orten mit verschiedenen Leuten zu verkehren, kann es in Folge dieses Gebrauches sehr wohl begegnen, Dutzende von Malen in einem Tage „getrietet“ zu werden und wieder „trieten“ zu müssen. Nicht nur verursacht diese Unsitte sehr grosse Ausgaben, die sich wohl durchschnittlich auf mehrere Dollars im Tag belaufen mögen, sondern was noch viel nachtheiliger, es wirkt darauf hin, die Leute zu gewohnheitsmässigen Säufern zu machen. Die allgemeine Verbreitung der Trunksucht in Amerika nicht nur unter den hart arbeitenden Klassen, die derselben allerorts fröhnen, sondern beinahe in noch höherem Maasse, unter den Geschäftsleuten aller Art ist wesentlich diesem Gebrauche zuzuschreiben, der, anfänglich der Tugend der gastfreundlichen Freigebigkeit und dem selbstbewussten Gleichheitsstolze entsprungen, die Ausdehnung eines nationalen Lasters gewonnen hat.

Eine Folge der allgemeinen Verbreitung dieser Sitte ist der ungeheure Verbrauch an geistigen Getränken aller Art. Man schätzt die Gesammtausgabe in einem Jahre für solche Getränke durchschnittlich auf 1500 Millionen Dollars, mehr als das Vierfache der Ausgabe für Brodstoffe im gleichen Zeitraume. Mag auch diese Schätzung die von den Mässigkeitsvereinen ausgeht, übertrieben sein, da sie für jeden Erwachsenen eine Ausgabe von 150 Dollars im Jahre ergäbe, eine Summe, die mindestens zwei Drittel des Volkes gar nicht erübrigen, sicher ist dass es wirklich Hunderttausende gibt, denen diese Durchschnittsumme nicht einmal annähernd genügen würde, dass beinahe ein Jeder, der nicht vom Verkehr mit seinen Mitmenschen abgeschnitten lebt, für geistige Getränke bedeutend mehr ausgibt, als für irgend einen anderen einzelnen Artikel gewöhnlichen Bedarfes, und dass in den Städten wohl sogar beim Arbeiter die Summe von ungefähr 50 Dollars im Jahre dafür entfallen möchte.

Die enorme Verbreitung dieses Uebels verursacht, dass in jeder amerikanischen Stadt die Anzahl der *saloons* genannten Schenkstätten unverhältnissmässig bedeutender ist, als in irgend einem Theile Europa's. In vielen Städten existirt ein solches Lokal auf je 50 Einwohner und 100 Einwohner für jeden Saloon dürfte wohl das günstigste, in grösseren verkehrsreichen Plätzen bestehende Verhältniss sein. Ich habe in den westlichen Gegenden an den Eisenbahnen mehr als ein „Stadt“ genanntes Plätzchen gesehen, worin jedes zweite Haus, oder um mich der europäischen Auffassung verständlicher zu machen, jede ein- bis anderthalbstöckige Hütte, eine Schnapskneipe enthielt; die Eigenthümlichkeit aller gewöhnlichen, besonders von den Irländern besuchten Kneipen, ist dabei ein hochtrabender Titel, auf den Schildern und Schaufenstern

prangend, wie z. B. *star of the west* „der Stern des Westens“, *gem of the plaine* „der Edelstein der Prairien“ u. a. m.

Aber trotz der allgemeinen Ausdehnung der Sitte des Trinkens im Privatverkehr würden viele Saloon- und Kneipenwirthe doch nicht im Stande sein, ihr „Leben zu machen“, wäre nicht die Politik. Und hier ist gerade die Bearbeitung der Wards ganz besonders ihr eigentliches Feld. Denn sie besitzen von vornherein schon die hiezu erforderlichen Eigenschaften im höchsten Maasse. Sie stehen mit der Mehrzahl der Stimmberechtigten ihres Bezirks in vertrautem Verhältnisse, wie es zu deren Beeinflussung nicht besser gedacht werden kann; sie kennen deren Umstände, Fehler und Schwächen; viele davon sind ihre täglichen, viele ihre stündlichen Kunden und ihnen oft sogar verschuldet; überdies ist das Bierhaus, die Schnapskneipe ja der Platz, in dem Zeitungen gehalten, die Tagesneuigkeiten gelesen und besprochen werden, sogar wenn kein Wahlkampf im Gange. Der Wirth kennt demnach auf's Genaueste die politischen Ansichten und Parteineigungen der Wähler seiner Gegend und ist offenbar der wirksamste Bundesgenosse, dessen sich die Candidaten und die Partei versichern können.

In Folge dieser Umstände spielen denn auch die Bier- und Schnapswirthe und Wirthschaften im Wahlkampfe nicht nur eine hervorragende, sondern wie man füglich behaupten kann, — in den Städten zumal — eine entscheidende Rolle. Alle Wardversammlungen, die den Wahlkampf eröffnen und das Volk allmählig in Bewegung setzen, werden in den Kneipen abgehalten. Die zu erwählenden Candidaten werden den souveränen Bürgern vorgestellt und müssen natürlich, der üblichen Landessitte gemäss, alle ihre neuen Freunde und Bekannten, die sie mit Händeschütteln und Betheuerungen der tiefsten persönlichen Theilnahme begrüssen, ganz gehörig trieten. Phrasenreiche Reden in kräftiger, urwüchsiger, so recht volksthümlicher Sprache werden gehalten, wobei die eigentlichen, sachlichen Punkte, auf die es in dem Wahlkampfe ankommt, zwar gar nicht berührt, desto mehr aber der höhere Patriotismus, das heilige und unüberwindliche Freiheits- und Rechtsgefühl, und die erhabene Weisheit der braven, stimmberechtigten, ihre „triets“ hinter die Binde giessenden Bürger bis in's Aschgraue gepriesen werden, so dass sie am Ende aus purer Erkenntlichkeit für den Mann, der so viele gute Eigenschaften an ihnen entdeckt, von denen sie bis dahin Nichts gewusst, und im Stolze ihres gesteigerten Selbstbewusstseins gar nicht anders können, als denselben mit günstigen Augen und als einen recht gescheidten und gar prächtigen Kerl zu betrachten, der sich für das zu besetzende Amt ganz ausgezeichnet eignen müsse. Dabei werden Neigungen, Gefühle — und ich möchte sagen — Instinkte der

Zuhörer auf's Genaueste studirt und in jeder Weise gegen die feindliche Partei ausgebeutet.

Dies währt mehrere Wochen; jeden Tag werden Wardversammlungen abgehalten; jeden Tag werden die freien Bürger belobt und getrietet; jeden Tag nimmt die Begeisterung zu und ergreift nach und nach sogar die ruhigen Bürger, welche die Wardversammlungen nicht besuchen; jeden Tag wächst der Wardverein, ursprünglich nur aus den „arbeitenden" Bummlern, Eckenstehern und Kneipenwirthen bestehend, durch Hinzutritt von begeisterten Individuen; jeden Tag verliert die eine Partei immermehr die Achtung der Anhänger der anderen, ihre Mitglieder hören binnen Kurzem auf Mitmenschen zu sein, und sinken zu ganz verkommenen moralischen Ungeheuern hinab; und jeden Tag oder richtiger jeden Morgen suchen die Candidaten und Redner beider Parteien von dem vielen Bruderschafttrinken überwältigt mit einem gewaltigen Rausche ihre Lagerstätte auf und eignen sich die Gewohnheit an, welche die Mehrheit aller Staatsmänner und Politiker der Nation zu unverbesserlichen Trunkenbolden macht.

Endlich ist man so weit, dass man die Inscenirung der Schlusseffecte des Wahlkampfes, die Massenversammlungen wagen kann. Dazu schreitet man erst dann, wenn man sicher ist, eine imponirende Menge Volkes versammeln zu können. Denn zu imponiren ist ihr eigentlicher Zweck. Trotz aller Wahlbearbeitung gibt es eine grosse Menge Bürger, zu träge, zu bequem und zu gleichgültig, um an Wahlversammlungen Theil zu nehmen. An ihnen ist die ganze bis jetzt geleistete „Arbeit" spurlos vorübergegangen, und sie haben sich noch nicht einmal eine Meinung gebildet. Sehr viele sind übrigens auch zu denkfaul und stimmen gewöhnlich, falls sie sich überhaupt zum Stimmen bewegen lassen, mit der Partei von der sie glauben, dass sie die beste Aussicht auf den Sieg habe. Denn auf diese billige und sehr gescheidte Weise verschaffen sie sich dass stolze Bewusstsein „Recht" gehabt und dem „Rechte" den gebührenden Sieg verschafft zu haben. Auf diese Klasse von Wählern einzuwirken, ihnen zu imponiren, ist der specielle Zweck der grossen Demonstrationen und Massenversammlungen, die den Wahlkampf beschliessen.

Von vornherein werden dieselben darauf angelegt, das möglichst grösste Aufsehen zu erregen. Alle nur disponiblen Musikchöre und Musikanten, wären sie auch blos ehemalige Kuhhirten, werden gemiethet und auf grosse Wägen mit gewaltigen Leinwandplakaten, die Zeit und Ort der Versammlung angeben, gesetzt, von fahnengeschmückten Pferden gezogen, durch die Strassen gefahren. Auf Trommeln, Trompeten, Hörnern und sonstigen tönenden Geräthen wird von Morgen bis Abend ein Höllenlärm verübt, die ruhigen Bürger meilenweit in Bewegung zu setzen

geeignet, um Jeden, der nicht taub und blind, von den bevorstehenden grossen Ereignisse zu unterrichten.

Ist der festgesetzte Abend endlich angebrochen, so versammelt sich in jedem Ward die Schaar der Begeisterten, um sich dem Wardverein anzuschliessen und bei den Klängen kriegerischer Musik, mit wehenden Fahnen, Transparenten, nach dem Principien der chinesischen Laternen angefertigten Feldzeichen, mit Mottos versehen, worin die Gegenpartei verhöhnt und die eigene verherrlicht wird, unter dem Aufsteigen der Raketen, dem Krachen der Bündel von Feuerschwärmern und beim Fackelscheine zum Versammlungsplatz zu marschiren. Die Jugend schliesst sich mit Lärmen und Hurrahgeschrei dem Zuge an und sogar der ruhige Bürger wird von der Neugier angesteckt, beschliesst, sich die Geschichte einmal anzusehen, und begiebt sich, von den Ermahnungen seiner Ehehälfte begleitet, die ihn warnt, sich in keine Prügelei einzulassen und nicht zu spät und nüchtern nach Hause zu kommen, zur grossen Massenversammlung.

Abgesehen von einem gewaltigen Menschengedränge und dem entsprechenden Spektakel aller Art ist bei dieser sehr Wenig des Neuen zu erfahren. Die Reden unterscheiden sich von den früheren höchstens dadurch, dass sie ohne Ausnahme die grösste Siegeszuversicht athmen. Aber den schwankenden Charakteren, imponirt dies sowohl, als auch der grosse Menschenhaufen, in dessen Mitte sie einen Anflug von Heldenmuth empfinden. Und, wenn dieser Eindruck die wenigen Tage oder Stunden bis zur Wahl überdauert, ist der Zweck der Massenversammlung erreicht, die Stimmen dieser Leute sind gewonnen, und Alles was Versammlungen bearbeiten konnten, ist bearbeitet worden.

Um aber jene Bürger zu gewinnen, die an Wardversammlungen nicht Theil nehmen und durch Bruderschafttrinken allein nicht zu überzeugen sind, muss die Presse ihre Schuldigkeit thun.

Die grosse Mehrheit aller in den Vereinigten Staaten erscheinenden Tages- oder Wochenzeitungen sind strenge Parteiblätter, in Allem was sie veröffentlichen das Interesse der Partei immer im Auge behaltend. Unliebsame Nachrichten werden nur in verstümmelter Form oder gar nicht dem Publikum mitgetheilt, kurz es wird aus Parteirücksichten von der Redaktion selbst die allerschärfste Censur über den Lesestoff ausgeübt. Diese weicht von der in Europa üblichen Regierungscensur nur insofern ab, als Angriffe, Schmähungen und Nachrichten, auch wenn offenbar lügenhafte, die der Gegenpartei und deren Candidaten schaden können, an hervorragender Stelle abgedruckt und in ausgedehnten, begleitenden Bemerkungen dem Publikum mundgerecht gemacht werden. Berichtigungen seitens der angegriffenen Personen oder hinsichtlich des Thatbestandes aufzunehmen, fällt der

Parteipresse nicht im Traume ein. Zwischen den verschiedenen Zeitungen besteht gewöhnlich jedoch der Unterschied, dass die grösseren und angeseheneren sich mehr an die sachlichen Erörterungen halten, während die kleinen Winkelblätter persönliche Verläumdungen vorzüglich behandeln.

Es leuchtet ein, dass unter solchen Umständen, die übrigens, da sie der Natur des Parteikampfes entspringen, in allen Ländern wesentlich dieselben sein müssen, nur Ein Mittel übrig bleibt, der Wahrheit auf den Grund zu kommen, nämlich die angeseheneren Blätter beider Hauptparteien zu lesen, und ihre Angaben kritisch zu vergleichen.

Die grosse Mehrheit des zeitungslesenden Publikums jedoch, insbesondere die ruhigen, ehrsamen und in ihrer Sphäre ehrlichen und tüchtigen Bürger haben nicht nur in Amerika, sondern auch anderwärts die Gewohnheit, eben nur die eine Zeitung zu halten, deren Richtung einmal ihnen zusagt, den Angaben derselben blindlings zu vertrauen, gegentheilige Angaben einer anderen Zeitung aber von vornherein und ohne viele Prüfung zu verwerfen. So lange allerdings noch eine Zeitung neu und jung, ist sie der kritischen Beurtheilung ihrer Leser unterworfen; ist sie aber erst älter geworden und wird sie nur halbwegs geschickt redigirt, so gewinnt sie im Laufe der Zeit über ihr Publikum den nämlichen geistigen Einfluss, den in vergangenen Jahrhunderten, als die Priesterschaft allmächtig, die Lehren der verschiedenen Religionen über ihre Gläubigen hatten.

Nun ist dieser Einfluss sowohl der Zeitungen heutigen Tages, als der Religionen nur anscheinend unbeschränkt. In Wahrheit gründet sich seine Allmacht eben nur darauf, dass dieselben mit dem ureigenen Volksinstinkte ihrer Gläubigen in inniger Verbindung bleiben, und ihre Herrschaft ist demnach auf gewisse, durch diesen Instinkt vorgeschriebene Grenzen beschränkt. Ueberschreiten sie diese, so sinkt ihr Ansehen auf der Stelle, ihr bislang so geduldiges, ihnen blind ergebenes Publikum wird auf einmal ungeberdig, und lenken sie nicht sogleich wieder in die verlassene Bahn ein, wirft es ihre Herrschaft ganz und gar ab. Die solchergestalt wirkende Ursouveränität des Volkes ist in der That allmächtig und erlaubt keinen Ungehorsam. Aber sie wirkt gerade so gut unter den Formen der absolutesten Despotie, als unter jenen der freiheitlichsten Demokratie und Republik.

Gerade die letzerwähnte Thatsache zeigt aber wie gross der Spielraum, der den Vertretern der öffentlichen Meinung zu Gebote steht, so lange sie nur die allgemeine, dem Volksinstinkte entsprechende Richtung innehalten. Er genügt vollständig einer altbegründeten, ein festvertrauendes Lesepublikum besitzenden Zeitung eine Macht zu geben, die ihr erlaubt die Interessen der Allgemein-

heit auf's Tiefste zu schädigen. Es ist ihr ein Leichtes, ihr Publikum lange Jahre hindurch durch fortgesetzte einseitige Behandlung einer Frage irre zu führen.

Diese Macht nun wird von der Parteipresse bis zu den äussersten Grenzen ausgebeutet. Der ehrsame Bürger, das hauptsächlichste Lesepublikum der grösseren Blätter, wird zu einer entstellten Auffassung der Verhältnisse, zu einem solchen moralischen Abscheu gegen die feindliche Partei angeleitet, dass er darüber persönliche Rücksichten ganz vergisst und für die Candidaten seiner Partei, mag deren persönlicher Charakter ihm noch so sehr missfallen, auch dann noch stimmt, wenn der gegnerische Candidat für ein Amt, das an und für sich nicht im geringsten Zusammenhange mit politischen Fragen steht, ein in jeder Beziehung untadelhafter und fähiger Mann ist.

Aeussert sich so der Einfluss der anständigeren Zeitungen im Wahlkampfe, so beschäftigen sich die kleineren Winkelblätter beinahe ausschliesslich mit persönlichen Schmähungen und Verläumdungen der Gegenpartei, die sich im weiteren Fortschritte des Wahlkampfes fortwährend steigern. Am Morgen des Wahltages aber starren sie von Enthüllungen, die jeden Einzelnen der Gegencandidaten derartig mit Mistjauche überschütten, dass der hartgesottenste Zuchthaussträfling dagegen vom wohlriechenden Dufte lilienreiner Unschuld umflossen erscheint. Solche persönliche Berichtigungen der Beschimpften, die sie annehmen müssen, um bei Verleumdungsklagen einer sicheren Verurtheilung zu entgehen, bringen sie, nachdem die Wahl vorüber und ihre Mittheilungen die Wirkungen gehabt haben, um derentwillen sie gedruckt wurden.

Endlich ist die letzte Massenversammlung am Vorabende der Wahl abgehalten, der Wahltag selbst angebrochen. Unter der ganzen ungeheuren Menge freier Bürger, die an die Stimmkästen sich drängen, sind es nur die sehr Wenigen, die mit kritischem Urtheile die besten Zeitungen beider Parteien lesen, und überdies Zeit und Gelegenheit haben, sich persönlich von dem Werth oder Unwerth des Gesagten zu überzeugen, welche einen wirklichen Begriff von der vergleichsweisen Würdigkeit der Candidaten besitzen. Ihre Zahl ist so verschwindend klein, dass sie gar nicht in Betracht kommt, und ihre Ohnmacht gegenüber den parteigläubigen, fanatischen Haufen so grenzenlos, dass sie es gar nicht wagen dürfen, ihre Ansichten anders als im Privatkreise auszusprechen.

So kommt es, dass wohl hier und da etliche Namen von der Candidatenliste gestrichen werden, im Ganzen und Grossen aber die Stimmgeber die Wahlzettel gerade so, wie sie dieselben erhalten, in die Urne stecken. Jede Partei stellt nämlich in der

Nachbarschaft des Abstimmungsplatzes eine ausreichende Anzahl von Wahlzettelaustheilern auf, deren Aufgabe es ist, jeden des Weges kommenden Bürger festzuhalten, ihm das „Ticket“ in die Hand zu stecken und angelegentlichst zu empfehlen, das ganze „Ticket“ ohne Streichung irgendeines Namens in den Stimmkasten zu stecken.

Uebrigens sind überall Wägen beschäftigt, aus allen Ecken und Enden des Wahlbezirks alle Stimmgeber, die zum Laufen zu faul oder sonst unfähig sind, herbeizuschaffen. Andere Wägen mit Musikchören fahren fortwährend durch die Strassen, um Jeden, der es noch nicht wissen sollte, daran zu erinnern, dass heute der grosse Tag sei, an dem das Volk der Republik sein erhabenes Freiheitsrecht der Auswahl seiner Beamten ausübt. Pferde sowie Wägen sind mit grossen Plakaten behängt, auf denen die Namen der verschiedenen Candidaten prangen, wie dieselben auch schon seit dem Tage ihrer Aufstellung auf Dutzenden, quer über die Hauptstrassen gehängten Bannern in riesengrosser Schrift meilenweit zu lesen waren.

Der Stimmkasten selbst befindet sich gewöhnlich im Fenster eines an der Strasse gelegenen Gebäudes. Vor ihm, auf dem Seitenwege ist ein roher Vorschlag angebracht, der das souveräne Volk zwingt, im Gänsemarsch an dem Stimmkasten vorbei zu defiliren. Um den Stimmkasten sitzen die drei Wahlrichter, in der Regel von den Supervisoren des County, d. h. dem Kreistage, ernannt. Zwei davon gehören gewöhnlich der im County herrschenden, Einer der Gegenpartei an. Ein Schreiber hat die Registrirungslisten des betreffenden Wahlbezirkes vor sich.

Diese erst seit ungefähr zehn Jahren eingeführten Listen, welche der wiederholten Stimmenabgabe einzelner Individuen vorbeugen sollen, enthalten nun nicht etwa, wie es in einem wohlgeordneten Gemeinwesen der Fall sein sollte, die Namen sämmtlicher im Bezirke anwesenden Bürger, sondern nur jener Personen, die sich an den mehrere Wochen vor der Wahl festgesetzten Tagen vor dem Wahlrichter-Collegium einfanden und ihre Namen mit Angabe ihrer derzeitigen Wohnung im Bezirke eintragen liessen. Eine Controle über die Richtigkeit dieser Angaben wird beinahe nie ausgeübt, es müsste denn Jemand ein beschworenes Zeugniss einreichen, dass die Angaben des betreffenden Individuums falsch seien. Solcher Mühe unterzieht sich kaum Einer unter Hunderttausend. So steht bei dieser Einrichtung die Möglichkeit offen, sich sowohl in verschiedenen Wahlbezirken, als auch in demselben Wahlbezirke, falls man den Wahlrichtern nicht persönlich bekannt ist, mehrmals unter verschiedenen Namen einschreiben zu lassen. Eine grosse Anzahl ruhiger Bürger dagegen, die es unterliessen oder vergassen, sich registriren zu lassen, sind dadurch ihres

Zeit zu Zeit an einen Nachbar und guten Freund als Delegaten und Abgeordneten, und Uebertragung der nämlichen Gewalt an einen hervorragenden Mann auf Lebens- d. h. auf längere Zeitdauer, an einen Mann, dessen Handlungen der Oeffentlichkeit und dem Urtheile des ganzen Volkes ausgesetzt sind, nicht mehr ein Unterschied der Wesenheit, sondern lediglich der Form. Ueber die Zweckmässigkeit der blossen Form lässt sich aber mit gutem Rechte nicht nur streiten, sondern sogar behaupten, dass der grössere Werth der Einen oder der Anderen wesentlich von äusseren Umständen abhängen müsse.

Die Thatsache, dass die Verbindungen der professionellen Politiker in den Vereinigten Staaten schon heutigen Tages in Wirklichkeit monarchische Formen anzunehmen beginnen, ist sehr geeignet, den Schleier jenes Mysteriums noch mehr zu heben. Denn ihr Grund liegt einzig und allein in der gemachten Erfahrung, dass die Organisation, welche unter der einheitlichen Oberleitung eines Mannes steht, im Kampfe um die Erreichung des vorgesteckten Zieles, der Beherrschung des Ganzen, bessere Sieges-Aussicht hat, als jene, die einer solchen einheitlichen „monarchischen" Leitung entbehrt.

Zweck der Partei-Organisation ist, wie erwähnt, Beherrschung und Ausbeutung des Staatsganzen. Daher das Bestreben, den Profit dieser Ausbeutung so gross als möglich zu gestalten. Wesentlich dient hierzu die Beschränkung der Theilnehmerzahl. Je kleiner die Anzahl derer, die den Sieg gewannen, desto grösser der Antheil der Einzelnen an der erworbenen Beute. Eine möglichst vollständige Organisation, um was ihr an Zahlen abgeht durch zweckmässige Tüchtigkeit der Einzelnen zu ersetzen, ist hierzu das geeignete Mittel. Man legt also den ganzen Wahlfeldzug planmässig an, überlässt auch nicht das Geringste dem Zufall, und arbeitet. Jene Leute, welche die grösste Anzahl Stimmgeber beeinflussen können, meist, wie schon bemerkt, Kneipenwirthe oder redegewandte, energische, mit der gewöhnlichen Volksmasse innige Fühlung besitzende Männer, sind die unentbehrlichen Bundesgenossen. Unter ihrer Leitung stehen alle Eckensteher, Bummler und ein Theil der Arbeiterklasse als blindes, wenig kostspieliges Gefolge. Damit beherrscht man die Primärwahlen vollständig. Und gerade die Widrigkeit dieses Trosses trägt hauptsächlich dazu bei, die anständigeren Bürger, die man nicht leiten und ziehen kann, vom Besuche der Wahlen abzuschrecken.

Was in der Convention vorzugehen hat, wer vorgeschlagen werden soll, ist schon vorher abgemacht. Die guten Bürger, die man anstandshalber wählen lässt, stehen gänzlich vereinzelt da, sind ohnmächtig und müssen zu allen programmmässigen Vor-

schlägen der Politiker „Ja" sagen, da ihr „Nein" eben nur die Verhandlungen in die Länge ziehen aber Nichts ausrichten kann.

Der Sieg der Politiker ist demnach vollständig. Denn es gibt absolut kein Mittel, die Uebermacht ihrer Organisation zu brechen, als die vereinzelten Kräfte der Gegner selbst zu organisiren. Greifen diese nun zu diesem Auswege, so schaffen sie in der Gegenorganisation eben eine neue Organisation von Politikern, die gezwungen ist, um sich in Amt und Würde zu behaupten, genau denselben Weg einzuschlagen und dieselbe Kampfweise anzunehmen. Denn gerade das, was als der eigentliche Vorzug der Republik gepriesen wird, nämlich die periodische Wählbarkeit der Beamten, die sie dem Principe nach vom Volke abhängig erhalten soll, schafft den Gegensatz, der den Beamten zum Sachwalter nicht der Volks- sondern seiner eigenen Interessen macht. Gerade weil die Fortdauer seines Amtes von dem jeweiligen Ergebnisse der Wahl abhängt, ist der Beamte, den mit vollstem Rechte seine Existenz und Zukunft mehr interessirt als alles Andere, wäre es selbst die Wohlfahrt des Staates, gezwungen, sein Augenmerk und seine Anstrengungen auf die Sicherung seiner zukünftigen Existenz zu richten. Weil aber weder Fähigkeit noch Ehrlichkeit in Verwaltung seines Amtes ihm dessen Fortbesitz garantiren, sondern allein die in den Wahlen ausgedrückte Volksgunst, so muss er mit allen Mitteln eine ihm günstige Entscheidung herbeizuführen suchen.

Diese Unsicherheit der Lebensstellung aller ihrer Beamten ist eines der Grundübel in der gegenwärtigen Organisation der Republik. Sie schafft das colossale Heer von Stellenjägern; dazu gehören nicht nur alle im Amte befindlichen Beamten selbst, welche über die Behauptung ihrer Stellung ihre eigentlichen Amtspflichten ausser Acht zu lassen beinahe genöthigt sind, sondern die noch viel grössere Anzahl jener, die sich in ein Amt hineinzuarbeiten hoffen. Letztere ganz enorme Klasse wendet sich in Verfolgung dieses Zieles der nutzbringenden Arbeit ab, und da nur Wenige dasselbe erreichen können, wird die weitaus grösste Mehrheit zu Schmarotzern, die nothgedrungen stets bereit sind, in den politischen Kämpfen Handlangerdienste zu leisten.

Alle Beamten, sowohl der Vereinigten Staaten (mit der alleinigen Ausnahme weniger Richterstellen) als der einzelnen Staaten, Counties und Gemeinden sind entweder wählbar oder werden von den gewählten Behörden nach Belieben angestellt. Letztere stehen zu den Anstellungsbehörden allein, und nicht zu dem Staate in einem Dienstverhältniss, aus dem sie nach dem Belieben der Ersteren jederzeit entlassen werden können. Sie befinden sich daher ihren Vorgesetzten gegenüber in schmählichster Abhängig-

keit, und ihre Zukunft sowohl als ihre Lebensstellung überhaupt ist noch viel unsicherer als die der erwählten Beamten, die doch wenigstens während einer gewissen, festen Amtszeit Inhaber ihrer Stellung sind. In vielen Fällen sind sie geradezu von der persönlichen Laune und Gunst eines einzigen Mannes abhängig, der als Bureauchef u. dgl. sie ohne jedwede Kündigung auf die Strasse setzen kann. In anderen Fällen ist ihre Lage etwas gesicherter, indem sie von der Uebereinstimmung mehrerer Vorgesetzten oder einer berathenden Körperschaft abhängt. Immer aber können sie, sobald diese Uebereinstimmung vorhanden, ohne Weiteres, ohne Angabe eines Grundes summarisch aus ihrer Stellung entlassen werden. In letzterem Verhältnisse befinden sich beinahe alle Beamten der Bundesregierung selbst. Sie werden vom Präsidenten ernannt und vom Senate bestätigt. Aber der Erstere kann sie jeden Augenblick nach Laune und Belieben entlassen. Irgend Etwas, das einer Beförderung für getreue Pflichterfüllung oder für im Amt erworbene Verdienste gleich sähe, existirt gar nicht oder doch nur unter der momentanen Laune eines persönlich billig denkenden Vorgesetzten, worauf natürlich nicht der geringste Verlass ist. Dass unter diesen Umständen das ganze gewaltige Heer der solchergestalt Angestellten sich nicht sowohl bemüht, seine Amtspflicht getreulich zu erfüllen, als die Gunst derjenigen, von denen ihre amtliche Fortexistenz abhängt, zu erringen und zu erhalten, ist unvermeidlich.

Jene aber, welche über die Besetzung aller dieser Stellen zu verfügen haben, sind die aus der Wahlurne hervorgegangenen Volksvertreter und eigentlichen Beamten. Und da ihr Zweck, seitdem sie die Laufbahn des öffentlichen Lebens einmal eingeschlagen, nothwendig der sein muss, sich darin zu erhalten, da sie diesen Zweck durch ihre Verbindung unter einander, sowie durch Beherrschung der Wahlen zu erreichen suchen, und da sie hierzu nur einer gewissen beschränkten Anzahl zuverlässiger Anhänger bedürfen, so ist es wiederum kein Wunder, sondern blos eine unvermeidliche Folge des bestehenden Beamtenwesens, nicht nur dass sie sämmtliche von ihnen angestellte Unterbeamte als gefügige, willenlose, durchaus abhängige Handlanger und Werkzeuge im Wahlkampfe gebrauchen, sondern auch dass sie die Stellen der Schaar von Aemtersuchern als Belohnung für die besten und erfolgreichsten Dienste, für die wirksamste Wahlarbeit versprechen und nach gewonnenem Siege an die zuverlässigsten und tüchtigsten Wahlarbeiter vertheilen.

So hat sich denn in dem Beamtenwesen der Vereinigten Staaten der Grundsatz eingebürgert, dass nicht die zur gehörigen Verwaltung des Amtes nothwendige Fähigkeit und Tüchtigkeit Aussicht auf Erlangung oder Fortbesitz einer amtlichen Stellung

gewähren, sondern jene Eigenschaften welche im Wahlkampfe den Politikern die besten Dienste leisten. Mit anderen Worten: sämmtliche Aemter werden nicht den Interessen des Volkes entsprechend verwaltet, sondern zum Besten der herrschenden „Ringe", d. h. der Verbrüderung von Politikern zum Zwecke möglichster Ausnützung ihrer Amtsgewalt in ihrem Privatinteresse.

In dem Maasse aber, als der Ring seine Vortheile mehr und mehr allein im Auge behält und auf Kosten der Allgemeinheit fördert, entfremdet er sich allerdings eine je nach dem grössere oder geringere Anzahl eigener Parteigenossen. Um nicht die Herrschaft einzubüssen, muss er trachten diesen Verlust auszugleichen. Aber nicht etwa durch bessere Amtsführung, nein, — dies bleibt das letzte Mittel. Eine bessere Amtsführung wäre ja für seine Interessen eine schlechtere, da sie seine Profite schmälern würde. An der Herrschaft selbst, ohne die zugehörige Plünderung, ist ihm sehr wenig gelegen. Er muss demnach versuchen, seine Herrschaft und sein Plünderungssystem aufrecht zu erhalten und greift, um der sehr unbequemen, aber glücklicherweise nur sehr geringen Anzahl ehrlicher und zugleich einsichtsvoller Parteigenossen entbehren zu können, zu künstlichen Mitteln, die Mehrheit in der Wahl zu erringen.

Solcher künstlichen Mittel gibt es zwei: das eine gründet sich auf die oben ausgeführte mathematische Möglichkeit, mit einer Minderheit der Wähler dennoch eine Mehrheit in den vertretenden Körperschaften zu erringen; man hat dafür in den Vereinigten Staaten den Kunstausdruck *Gerrymander* (Wahlkreis-Geometrie) erfunden. Das Zweite aber ist die einfache Wahlfälschung.

Der Gerrymander ist eine solche Eintheilung der Wahldistrikte, dass die der Partei angehörige Minderheit der Volksstimmen dennoch eine Mehrheit in der Vertretung ergeben muss. Sein Princip lässt sich durch ein Zahlenbeispiel leicht und klar verdeutlichen:

Gesetzt ein Staat habe 100,000 Wähler, davon gehören 60,000 der einen, 40,000 der anderen Partei an, so würde wohl Jedermann meinen, dass in einer freien Republik wie die Vereinigten Staaten, jene 60,000 Stimmgeber herrschen müssten. Zahlen beweisen, dass diese Meinung unbegründet ist. Denn angenommen die herrschende Regierung gehört der Minoritätspartei an, und die Wahl stehe bevor, so geht dieselbe einfach zu Werke und theilt den betreffenden Staat in die, wir wollen annehmen, 100 Wahldistrikte, die je einen Vertreter in die Gesetzgebende Versammlung schicken, folgendermaassen ein:

In 70 Wahldistrikte, von denen jeder 1000 Wähler hat, theilt sie je 550 Wähler ihrer Partei und 450 der Gegenpartei

ein, macht zusammen 38500 Wähler ihrer Partei und 31500 Wähler der Gegenpartei. Die noch übrigen 30000 Wähler theilt sie in die anderen 30 Wahlbezirke ein.

Die Gegenpartei erwählt allerdings den Gouverneur mit einer Mehrheit von 20,000 Stimmen. Aber die Minoritätspartei erwählt 70 Abgeordnete von 100, d. h. mehr als ein Zwei-Drittel Majorität in die Gesetzgebung, was sie in den Stand setzt, sich über den Willen des ihr im Wege stehenden Gouverneurs ohne Weiteres hinweg zu setzen.

Allerdings möchte nun die räumliche Vertheilung der Bevölkerung in der Praxis nur selten eine solche ausgedehnte Nutzbarmachung des Gerrymander gestatten. Aber soweit dessen Anwendung möglich, geschieht sie in ausgiebigster Weise, und die Abgrenzung der einzelnen Wahldistrikte streift oft an das Wunderbare. Im Staate Indiana, der 13 Congresswahlbezirke hat, existirte vor Kurzem oder vielleicht noch jetzt ein Wahlbezirk, der sich in Schlangen-Windungen über die grössere Hälfte des Staates hinzog und Counties vereinigte, die nicht den geringsten Verkehr mit einander hatten. Aehnliche, wenn nicht ganz so auffällige Beispiele lassen sich überall in Menge finden, und jede Gesetzgebung, worin eine bisher in der Minderheit befindlich gewesene Partei die Oberhand gewinnt, lässt es sich sofort angelegen sein, nach dem Principe: „Wie du mir, so ich dir!“ den Staat mit einem zu ihren Gunsten angelegten Gerrymander-Netze zu überziehen.

Ist das Princip des Gerrymander in der Praxis nicht so weit anwendbar, wie in der Theorie, so wird dieser Mangel theilweise ersetzt, indem man in der Abgrenzung der Wahlbezirke sich bedeutende Abweichungen von einer durchschnittlich gleichen Bevölkerungszahl erlaubt, die natürlich beinahe immer der am Ruder befindlichen Partei zu gute kommen.

Jene Körperschaft worin die letzterwähnte Ungleichheit zum Principe erhoben zur Geltung gelangt, ist der Vereinigte Staaten Senat. In ihm hat bekanntlich jeder Staat der Union zwei Vertreter, d. h. Staaten wie New-York mit beinahe vier Millionen, Pennsylvanien mit über 3 Millionen, und Illinois mit Ohio mit nahezu je 3 Millionen Einwohner haben im Senate nicht mehr Einfluss als das kleine Rhode Island mit ungefähr 200,000, die Steppenländer Nevada und das neuerdings als Staat zugelassene Colorado mit je ungefähr 50,000 Einwohner. Die vier obengenannten volkreichsten und mächtigsten Staaten der Union mit beinahe einem Drittel der Gesammtbevölkerung, haben nur ungefähr den neunten Theil der Anzahl der Senatoren als Vertreter.

Dass diese Einrichtung nur zu Parteizwecken ausgebeutet wird und zum Theil geschaffen worden ist, zeigt das Beispiel der

eben erwähnten Staaten Colorado und Nevada. Diese Gebiete wurden nur desshalb als Staaten zugelassen, weil sie die Stimmenzahl der republikanischen Partei im Congresse zu vermehren versprachen, während das zwischen beiden gelegene Utah, mit einer grösseren Bevölkerungszahl als jene beiden Staaten zusammen, immer noch im Territorialzustande gehalten wird, weil man weiss dass die dortigen Mormonen der republikanischen Partei nicht freundlich gesinnt sind.

Welchen wichtigen Einfluss das hier auseinandergesetzte Princip ausübt, verdeutlicht die Erwählung des Präsidenten Lincoln im Herbste 1860. Obwohl sich die republikanische Partei in bedeutender Minderheit befand, fiel ihr dennoch die Präsidentenwürde sowie der Congress in die Hände, und zwar in Folge eines — allerdings nicht durch vorhergehende künstliche Abgrenzung der Bezirke, sondern aus der natürlichen, geographischen Verbreitung der Bevölkerung sich von selbst herausbildenden Gerrymander's; dieser bestand darin, dass die südlichen Staaten einmüthig das demokratische Ticket wählten, während im Norden die Republikaner die Demokraten beinahe überall nur mit geringen Majoritäten besiegten. Man hat guten Grund zu zweifeln, ob der Süden, wenn die republikanische Partei wirklich eine Mehrheit der Volksabstimmung gehabt hätte, so geneigt gewesen wäre, das Schwert zu ziehen, als er es unter Umständen war die ihm den Sieg zu versprechen schienen.

Noch ein anderes Mittel dem Gerrymanderprincipe zu weiterer Anwendung zu verhelfen, besteht in der Colonisirung der Stimmgeber. Finden sich nämlich Wahlbezirke, worin die Stärke beider Parteien nahezu gleich, so sucht man der einen eine Mehrheit zu verschaffen, indem man eine Anzahl Wähler aus einem Bezirke wo der Sieg unzweifelhaft ist, in den zweifelhaften Distrikt übersiedeln lässt. Entweder man miethet sie geradezu auf Kosten der Partei dort ein oder besser, falls Gelegenheit vorhanden, man nimmt irgend eine öffentliche Arbeit, z. B. Strassenreparaturen u. dgl. vor, wobei man eine bedeutende Anzahl Arbeiter, natürlich Angehörige der eigenen Partei anstellt und die Arbeit so eintheilt, dass sie bis zum Wahltage ausreicht. Diese Methode wird bei allen öffentlichen Arbeiten der Centralregierung im grössten Maassstabe angewandt. Namentlich sind es die Schiffsbauhöfe, in denen, sobald eine Wahl herannaht, die ausgedehntesten, Tausende von Arbeitern beschäftigenden Reparaturen vorgenommen werden.

Während die Bundesregierung auf diese Weise, die vor längeren Jahren sehr gebräuchlich gewesen, auch heute noch colonisirt, haben indess die politischen Ringe im Allgemeinen diese Methode aufgegeben, weil sie zu kostspielig und in den letzten Jahren solche Fortschritte und Verbesserungen in der Herrichtung

eines günstigen Wahlresultates gemacht worden sind, dass man ihrer nicht mehr bedarf. Diese Verbesserungen sind überdies viel billiger und verursachen weniger Mühe, als das Colonisiren. Während man bei diesem eine Anzahl Menschen füttern muss und ihnen am Ende doch nicht ganz trauen kann, benöthigt man gegenwärtig nur noch einiger Bestechungen, eines Haufens falscher Eide und eines noch grösseren Haufens Wahlzettel. Obendrein wird die ganze Sache zwischen einem geringeren Personenkreise, also mit mehr Garantie der Verschwiegenheit abgemacht. Dieses praktische und billige Mittel sind die direkten Wahlfälschungen.

Schon seit lange war es in grossen Städten eine beliebte Manier, wenn immer thunlich, eine Menge von Wählern nicht einmal, sondern mehrere Mal an demselben Tag abstimmen zu lassen. Namentlich die fanatisirten Irländer, damals in Masse zur alten demokratischen Partei gehörig, liessen sich hiezu besonders gern gebrauchen, und das zum Sprüchwort gewordene: *Vote early and vote often* „Fangt früh an zu stimmen und stimmt oft“ galt Vielen als Gesetz. Um diesem Lieblingsgebrauche der Söhne der grünen Insel ein Ende zu machen, führte die republikanische Partei, als sie vor 15 Jahren ungefähr zur Herrschaft gelangte, allenthalben das Registrirungsgesetz ein, dessen Wirksamkeit ich schon beschrieben. Aber dieses verhindert nicht, dass die nämlichen Leute sich in verschiedenen Wahlbezirken einschreiben lassen und in jedem eine Stimme abgeben. Ebensowenig dass von den Handlangern des herrschenden Ringes eine Fülle von Namen registrirt werden könne, deren Träger überhaupt nicht vorhanden, in deren Namen man aber am Wahltage Wahlzettel in den Stimmkasten steckt. Es verhindert nicht, dass am Wahltage selbst die Handlanger der Partei die Identität und das Bürgerrecht jedes hergelaufenen Burschen gerichtlich beschwören, was diesen in den Stand setzt, der Partei durch Deponirung eines Wahlzettels zu dienen; es verhindert nicht, dass die herrschende Partei durch ihre Handlanger eine beliebige Anzahl Bürgerbriefe auf fingirte Namen entnehmen lässt, wozu ja blos ein Paar Meineide und eine kleine Geldausgabe von Nöthen, und dieselben auf Grund dieser Bürgerbriefe abermals registrirt werden und stimmen. Es verhindert endlich nicht, dass man die zurückgezogen lebenden, sich um die Wahlen schlechterdings nicht kümmernden Bürger in jedem Wahlbezirke in die Listen eintragen und an ihrer Stelle die Handlanger des Ringes stimmen lässt, wobei es schon oft vorgekommen, dass, wenn solch ein friedlicher Bürger sich am schönen sonnigen Nachmittage eines Wahltages doch noch entschloss, einen Spaziergang zu machen und bei der Gelegenheit seine Stimme abzugeben, demselben von den Wahlrichtern zu seinem grösster Erstaunen mitgetheilt wurde, dass er, Herr So und So, wohnhaft

da und da, schon am Vormittag gestimmt habe, wie die Wahlliste bewiese, und dass man ihn wegen versuchten Wahlbetruges einstecken lassen würde. Um Unannehmlichkeiten zu entgehen, zahlt der ruhige Bürger, dem die Geschichte nicht recht geheuer vorkommt, an den begleitenden Polizisten im Schatten der nächsten Ecke ein kleines Trinkgeld und wandert alsdann schleunigst nach Hause, — zur grossen Genugthuung der Partei, der an einer Untersuchung des Falles nicht das Mindeste gelegen.

Aber selbst diese Art eine Mehrheit herzustellen, ist immer noch zu kostspielig und umständlich, da man dazu einer grösseren Anzahl stimmender Handlanger und obendrein eines Wahlrichtercollegiums bedarf, das die Augen zudrückt. Denn bei der vorwärts drängenden Entwickelung des Kampfes um die Oberherrschaft zwischen den concurrirenden Ringen, konnte am Ende die Entdeckung der letzten Consequenz dieses Wahlmodus nicht ausbleiben, die Entdeckung nämlich, dass wenn man ein gefügiges Wahlrichtercollegium habe, man der stimmenden Bürger überhaupt entbehren könne. Diese Entdeckung vereinfacht die ganze Procedur. Anstatt hundert, zu jedem Meineid bereite Handlanger als Stimmgeber arbeiten zu lassen, stellt man nur die drei Gewandtesten und Pfiffigsten dieser Schaar als Wahlrichter an, und kann der anderen 97 nicht nur gänzlich entbehren, sondern hat auch die Herstellung einer Mehrheit, so gross als man sie nur haben will, mit vollkommener Sicherheit in Händen.

Die geheime Abstimmung macht dies nicht nur möglich, sondern für die Betheiligten so lange sie unter sich einig sind, vollkommen ungefährlich. Denn Niemand ist im Stande, sich eine zuverlässige Meinung über das Ergebniss der Abstimmung zu bilden und das von den Wahlrichtern einstimmig verkündete Resultat muss als unanfechtbar gelten. Das wirklich Entscheidende ist also nicht, wie naiver Weise angenommen wird, die Abstimmung der freien, souveränen Bürger selbst, sondern die nachherige Zählung der Wahlzettel. Ergibt nur diese Zählung eine Mehrheit für die Partei, so kann es ihr im Grunde höchst gleichgiltig sein, wie die Wähler in Wirklichkeit und Wahrheit gestimmt haben.

So rächt sich der Versuch, Leute durch Formen zu dem zu machen, was sie thatsächlich nicht sind, dadurch, dass diese Formen selbst das beste Mittel abgeben, den beabsichtigten Zweck thatsächlich zu Nichte zu machen. Die naturgemässe, im Laufe der Entwickelung unvermeidliche Folge davon, dass man Leute, die in Wirklichkeit nicht „Unabhängigkeit“ genug besitzen, ihre Meinung frei und offen auszusprechen, für „freie“ Männer erklärt, und ihre Freiheit „beschützt“, weil diese höchst merkwürdige Sorte Freiheit nur unter der Abhängigkeit des Schutzes existiren kann, den ihr die geheime Wahlabstimmung gewährt, ist die dass die

Wahlen dieser papierfreien Männer zu einer papiernen Form geworden sind, worin nicht Männer, sondern Papierzettel das entscheidende Urtheil sprechen, und der den Sieg davonträgt, der die Geschicklichkeit besitzt, die grösste Anzahl der ihm günstigen Papierzettel aus dem Wahlkasten herauszuzählen. Meineide und Taschenspielerkünste bestimmen, wer die geschützten freien Männer regieren soll. Und sie können nur in den Landgemeinden nicht zur Anwendung gelangen, wo die Männer wirklich so frei sind, ihre Meinung offen zu bekennen und zu verfechten, und des Schutzes der geheimen Abstimmung also nicht bedürfen.

Die einzige Garantie, dass es mit dem Stimmkasten und mit der Abstimmung ordnungsmässig zugehe, besteht in der Anwesenheit eines Wahlrichters, der der anderen Partei angehört, und gewöhnlich in der einer Anzahl Bürger beider Parteien bei der Zählung. Was die letzteren Zeugen betrifft, so sind sie auf leichte Weise dadurch zu beseitigen, dass man den betreffenden Raum gleich beim Anfange der Zählung mit einer Heerde wüster, tabakkauender, streitsüchtiger Klopffechter füllt, die jedem anständigen Menschen die Lust verleiden, zum Besten der Allgemeinheit in ihrer Mitte zu verweilen und die Zählung zu überwachen. Sollte dennoch Jemand kühn genug sein, dies zu wagen, so hat man nur nöthig ihn durch Jene in eine entfernte Ecke drängen zu lassen. Damit ist man diese Zeugen losgeworden, und man hat nur den Einen, den Wahlrichter der Gegenpartei, blind zu machen. Dieser ist entweder ein Politiker oder ein ehrlicher, naiver, ruhiger Spiessbürger. Den Ersteren blind und verschwiegen zu machen, ist in den meisten Fällen gerade so leicht als den Letzteren, der Taschenspielerkünste nur vom Hörensagen und das Alphabet nur oberflächlich kennt, hinter's Licht zu führen. So zählt man denn aus dem Wahlkasten gerade so viele Stimmzettel heraus, als man braucht, um der eignen Partei die benöthigte Mehrheit zu sichern.

Folgendes Beispiel wird zeigen, wie dieser Wahlbetrug im Jahre 1868 bei der Herbstwahl, in der Präsident Grant erwählt wurde, im Staate New-York ausgeübt wurde. In den Landdistrikten dieses Staates hatten, wie allgemein bekannt war, die Republikaner die unzweifelhafte Majorität, während in der Stadt New-York und Umgegend die Demokratie, deren Candidaten in jenem Wahlkampfe Seymour als Präsident und Hoffmann als Gouverneur waren, von jeher die Mehrheit besass.

Um ein der letzteren Partei günstiges Wahlergebniss herzustellen, schickte der Vorsitzende des demokratischen Staatsausschusses, der die Oberleitung der Partei in Händen hat, folgendes Rundschreiben an die Vorsitzer der demokratischen Parteiausschüsse der einzelnen Counties:

Privatangelegenheit. Unter strengster Verschwiegenheit. Aus dem Hauptquartier des demokratischen Staats-Ausschusses, den 27. Oktober 1868.

Werther Herr!

Haben Sie die Güte, und setzen Sie sich ohne Verzug mit einer verlässigen Person in drei oder vier der hauptsächlichsten Landgemeinden und in jeder Stadt, die in Ihrem County liegt, in Verbindung, und ersuchen Sie dieselben (für die Kosten ist gebührende Sorge getragen worden) an Herrn William M. Tweed, in Tammany Hall, zu telegraphiren, sobald die Stimmkästen geschlossen sind und ohne auf die Zählung zu warten, was der Schätzung des Betreffenden nach, in jedem dieser Wahlbezirke das Wahlergebniss sein mag . . . Wir hoffen dadurch natürlich einen wichtigen Zweck zu erreichen. Durch eine gleichzeitige Uebersendung der Nachrichten bis zur Stunde, in welcher die Stimmkästen geschlossen werden, aber ohne länger zu warten, machen wir Gebrauch von dem gewöhnlichen halbstündigen Stillstande im telegraphischen Verkehre, der zu dieser Zeit einzutreten pflegt und so lange dauert, bis die wirklichen Resultate der Zählungen bekannt zu werden anfangen und bis die „Vereinigte Zeitungspresse" die Telegrafenlinien mit ihren Berichten vollständig in Anspruch nimmt, die Möglichkeit abschneidend, Botschaften an Privatpersonen abzuschicken. Treffen Sie Anstalten, dass die Zählung sorgfältig überwacht werde. Sehr aufrichtig der Ihrige

Samuel J. Tilden, Vorsitzer.

In allen Landdistrikten gewann die republikanische Partei einen entschiedenen Wahlsieg, und die der Presse zugehenden Zählungsberichte berechtigten zu der Meinung, dass der ganze Staat sich für die republikanische Partei entschieden habe. Aber aus der Stadt New-York selbst liefen keine Berichte ein. Die Wahlrichter verzögerten nämlich die Zählung der Stimmzettel absichtlich so lange als möglich, bis weit nach Mitternacht hinaus. Unterdessen waren in Beantwortung des obigen Cirkulars über 200 Privattelegramme an Tammany Hall, dem Hauptquartier des New-Yorker Ringes eingelaufen, und schon um halb 8 Uhr Abends hatte man dort Berichte von einem vollen Drittel des Staates, aus denen man, da die Stadt New-York und Umgegend ungefähr das zweite Drittel bildet, auf das letzte Drittel mit beinahe vollkommener Sicherheit schliessen durfte. Man wusste demnach welche Majorität man in den unter der Obhut demokratischer Wahlrichter stehenden Wahlbezirken der Stadt herauszählen musste, um die republikanische Mehrheit der Landdistrikte zu überflügeln. Und

man zählte sie heraus. Allein in vier Wards, der 4. 6. 7. und 14., die ihrer Bevölkerung nach im Ganzen ungefähr 12,000 gesetzliche Stimmgeber enthalten mögen, ergab die Zählung eine demokratische Mehrheit von nicht weniger als 17,443 Stimmen. Der Bericht des Untersuchungsausschusses, den der Congress in dieser Sache ernannte, schliesst folgendermassen:

„Zieht man alle Thatsachen zusammen, so gelangt man zu der sicheren Schätzung, das die ganze Anzahl falscher und betrügerischer Stimmen bei der Novemberwahl 1868 im Staate New-York nicht weniger betrug, als 50,000, wahrscheinlich aber diese Zahl weit überschritt."

Aber was that's? Die demokratische Partei hatte gewonnen und regierte den Staat, die freien Männer aber mussten sich entweder unterwerfen oder gewaltsam rebelliren. Die ganze Sache wäre übrigens kaum an's Tageslicht gekommen, wäre nicht einige Monate später unter den Häuptern des Tammany-Ringes ein Streit um die Vertheilung der Beute ausgebrochen, in dessen Verlauf das Sprüchwort: Wenn die Spitzbuben sich zanken, erfahren die ehrlichen Leute wie es zugegangen! sich bewahrheitete. Was in New-York zu Gunsten der Demokraten geschieht, davon macht man in Philadelphia zu Gunsten der republikanischen Partei Gebrauch, und die Wahlbetrügereien, die in dieser Stadt im Herbste 1872 in der grossartigsten Weise ausgeübt wurden, trugen nicht wenig zur Wiederwahl des Präsidenten Grant bei.

Dieselben Erfahrungen und Kenntnisse werden von den politischen Ringen allerorten zur Anwendung gebracht, soweit dieselbe eben zulässig. Zulässig ist sie aber mit geringen Unterschieden in allen grösseren Städten und Wahlbezirken, und überall wo man eine blind fanatische, mit der Partei durch Dick und Dünn gehende Masse von Wählern, wie es z. B. die unwissenden Neger des Südens sind, zur Verfügung hat, vermöge deren man eine ausreichende Controlle der Wahl und der Stimmkästen seitens der ehrlichen und ruhigen Bürger unmöglich macht oder doch sehr beschränkt.

Wo dagegen diese Klasse entweder gar nicht oder nur sehr schwach vorhanden, wo durch persönlichen Verkehr die Bewohner eines Wahlbezirkes ihre Gesinnungen gegenseitig austauschen und untereinander bekannt geworden sind, wo die einzelnen Wähler in einem Zustande gewisser Unabhängigkeit — ich meine nicht Wohlstandes — von einander leben, und in Folge dessen ihre Ansichten frei und offen aussprechen, wie es in den ackerbautreibenden Landgemeinden der Fall ist, da sind alle diese Wahlbetrügereien unmöglich, die Ringe der Politiker haben keine Gewalt oder können sich nicht bilden, und sogar die Primärwahlen soweit solche überhaupt vor sich gehen und nicht durch die

Aufstellung von Candidaten in offener Volksversammlung oder durch das gänzlich unabhängige Auftreten derselben ersetzt werden, geben dem Volkswillen noch ehrlichen und unverfälschten Ausdruck.

Wenn aber auch die Politiker die Gemeindeverwaltung der Landgemeinden selbst nicht zu beherrschen im Stande sind, so macht sich ihr Einfluss doch auch in den ländlichen Gegenden auf der Stelle wieder geltend, bei der Erwählung aller Beamten und Volksvertreter, deren Bezirke die Grösse des durchschnittlichen Gesichtskreises der ländlichen Bevölkerung überschreiten. Sobald der einzelne Wähler eines Mittelmannes bedarf, dem er sein Vertrauen übertragen muss, hat der Politiker die Pforte gefunden, wodurch er sich Eingang verschafft zu dem Platze den er bald mit Ausschluss aller nicht zu seiner Zunft Gehörigen allein behauptet. Er beherrscht demnach in geringerem Maasse die Countyverwaltungen der Landdistrikte, und führt beinahe die unbestrittene Herrschaft in der Staatsverwaltung und den Gesetzgebungen sogar der Staaten mit fast ausschliesslich ackerbautreibender Bevölkerung. Um diese Beherrschung so vollständig und sicher als möglich zu befestigen, sind zwei Einrichtungen getroffen, wovon die Erste besonders in allen Staatsgesetzgebungen zur Geltung gelangt, während die Zweite ein wesentlicher Bestandtheil der Parteiorganisation ist.

Die Erste besteht darin, dass die Gesetzgebung beinahe sämmtlicher Staaten nur aus einer verhältnissmässig sehr geringen Anzahl Mitglieder besteht. Vorgeblich aus Sparsamkeit, in Wahrheit aber zunächst um die grösseren Wahlbezirke zu erhalten, die den Politikern Gelegenheit bieten, sich als Volksvertreter einzudrängen und die unbequemen ehrlichen Bürger fern zu halten. Dann aber ist es ungemein viel leichter rentirende Unternehmungen einer kleinen Anzahl Gesetzgeber plausibel zu machen, und endlich ist der Verdienst jedes einzelnen bedeutender. Eine kleinere Anzahl kann mit anderen Worten den Staat nicht nur ungenirter ausbeuten, sondern es wird ihr auch leichter, durch den grösseren Antheil an der Beute, etwaige ehrliche Mitglieder, die der Zufall in ihre Mitte führt, zum Eintritte in die Ringbrüderschaft zu bewegen.

Um Gesetzgeber, die der zünftigen Politik nicht angehören, dennoch zu zwingen, sich der Entscheidung der Politiker zu fügen, hat man die Einrichtung des „Caucus“ erfunden, und sie zu einem unzertrennlichen Bestandtheile der Parteiorganisation gemacht. Der Caucus ist in einer gesetzgebenden Versammlung genau dasselbe, was in einer allgemeinen Volkswahl die Primärwahl und die Parteiconvention ist. Er besteht in einer Versammlung sämmtlicher der Partei angehörigen Mitglieder, welche die zur Vorlage kommenden Gesetzesentwürfe in Berathung zieht,

und Beschlüsse über die von der Partei einzunehmende Stellung fasst, welche für jedes einzelne Mitglied als bindend angesehen werden. In den Caucus-Versammlungen nun ist es beinahe unausbleiblich, dass die unter sich verbundenen, zünftigen Politiker über die vereinzelten, ehrlichen und in sehr vielen Fällen ländlich-naiven Mitglieder der Partei, sogar wenn Letztere in entschiedener Mehrheit sich befinden sollten, den Sieg davontragen. Und da sich diese, gerade weil sie in gewissem Maasse ehrlich und naiv sind, durch die Caucusbeschlüsse weit mehr gebunden fühlen, als geriebene und bewanderte Leute, ist es möglich geworden, in den Caucusverhandlungen sogar solche legislative Maassnahmen voraus festzustellen und deren Durchführung zu sichern, die ihrem Inhalt und Wesen nach mit der Parteipolitik gar Nichts zu schaffen haben, aber grade um deswillen den sich ihrethalben bemühenden Politikern die besten Sporteln abwerfen. Weitaus der grösste Theil aller Gesetzesentwürfe, die den Staatsgesetzgebungen vorgelegt werden, gehört dieser Gattung an. Und das thatsächliche Ergebniss des Systems ist das, dass in jeder Staatsgesetzgebung eine geringe Anzahl zünftiger Politiker, meist den corrupten Ringen der grossen Städte angehörig, den Caucus ihrer Partei und damit die ganze Gesetzgebung beeinflussen. Diesen maassgebenden Einfluss verwerthen sie dann wieder in den Vorhallen der Sitzungssäle, der Lobby, an die dort sich aufhaltenden Vertreter aller Arten von Unternehmern. *Come down* ist der Kunstausdruck, der so viel heisst, als: „Zahlt, wenn ihr Etwas erreichen wollt."

Das System des Caucus, in der Unentbehrlichkeit einer Organisation der sich gegenüberstehenden Parteien begründet, gelangt in allen vertretenden Körperschaften grösserer Bevölkerungsbezirke, mögen dieselben Counties, Städte, Staaten oder endlich die gesammte Republik sein, zur Geltung, die besonders da, wo, wie im Congresse, nur zünftige Politiker sitzen, unbestritten ist, und über die einzelnen Mitglieder eine despotische Gewalt ausübt. Denn wagt es Einer, von den Beschlüssen des Caucus abzuweichen, so wird er sofort mit der Entziehung seines Antheils an der Beute bestraft und überdies aus der Partei ausgeschlossen. Bei der nächsten Wahl wird selbstverständlich an Stelle des Abtrünnigen ein der Partei unter allen Umständen Getreuer aufgestellt, und — wahrscheinlich — gewählt.

Die Beute, welche der Partei bei einem nationalen Siege aber in die Hände fällt, besteht nicht nur in der Disposition über die Verwendung der öffentlichen Gelder, sondern namentlich auch in der Besetzung sämmtlicher Beamtenstellen. Wie schon früher erwähnt, sind nämlich sämmtliche Bundesbeamte, etwa 50,000 an der Zahl, der sofortigen Entlassung unterworfen. Schon der

Präsident allein hat das Recht, sie zu entlassen, und desshalb tritt bei jeder neuen Präsidentenwahl ein ausgedehnter Wechsel in der Besetzung namentlich aller gut rentirenden Stellen ein, indem der neue Präsident die Patrioten, die sich im Wahlkampfe auszeichneten, damit belohnt. Allerdings bedarf er hierzu der Zustimmung des Bundessenats, und hieraus hat sich ein gewisser Gebrauch betreffs der Vertheilung dieser Beute herausgebildet.

Es wird nämlich allen der Partei angehörigen Senatoren und Congress-Repräsentanten das Recht zugestanden, für die in ihrem Wahldistrikte zu besetzenden Bundesämter die geeigneten Candidaten vorzuschlagen. Der Präsident behält also im Grunde genommen nur das Besetzungsrecht in solchen Gegenden, deren Vertreter der Gegenpartei angehören, sowie in den im Auslande zu besetzenden consularischen und Gesandten-Stellungen. Dies hat zwei wichtige Folgen. Erstens nimmt dadurch der Congress-Repräsentant, von dem die Inhaber der meist ziemlich einträglichen Beamtenstellen seines Distriktes betreffs Fortdauer ihrer Stellung abhängen, gewissermassen die Stelle eines Häuptlings der Partei in demselben ein, wodurch die Organisation der zünftigen Politiker jene monarchische Spitze erhält, die im Kampfe um die Herrschaft ihr die so überaus werthvolle einheitliche Leitung gewährt. Mitunter freilich und besonders in grösseren Städten, die mehrere Congressdistrikte enthalten, sind die Congressrepräsentanten untergeordnete Politiker; die Oberleitung — und thatsächlich die monarchische Gewalt — in solchen Städten fällt einem Manne zu, der sich gewöhnlich durch organisatorisches Talent, eine rücksichtslose, brutale Energie, namentlich aber auch durch die Fähigkeit mit den untersten Volksschichten, aus denen er in der Regel hervorgegangen, auf populärem Fusse zu verkehren und ihnen doch zu imponiren, hervorthut. Solch' ein Mann, der in der That in den Städten der freien Republik der Vereinigten Staaten heutzutage ganz dieselbe Rolle spielt, wie der Tyrann einer freien griechischen Stadt im Alterthume, und der in Amerika *Boss* (Meister) genannt wird, ist William Tweed, der, zeitweilig im Zuchthause gewesene Boss der Weltstadt New-York. Seinesgleichen findet sich fast in jeder grösseren Stadt in den Vereinigten Staaten, natürlich mit dem Unterschiede, dass nicht ein Jeder von ihnen im Zuchthause sitzt, und bei Vielen man sich kaum der Hoffnung hingeben darf, dass es jemals gelingen werde, sie hineinzubringen.

Die zweite Folge des erwähnten Gebrauches ist die sehr wichtige, dass man sich damit der Parteitreue der einzelnen Mitglieder des Congresses versichert. Denn da diese Herren keine ehrlich naiven Bauern, sondern gewitzte und geschulte Politiker sind, so kann man von ihnen Parteitreue aus blosser Ueber-

zeugung nicht erwarten. Der Beuteantheil, der ihnen in der Verfügung über die Aemter ihres Distriktes zusteht, ist ein viel festeres Band. Sobald nun Einer dieser Herren sich erdreistet von den Caucusbeschlüssen abzuweichen und trotz Ermahnungen nicht sofort wieder einlenkt, vollzieht der Präsident sogleich die Pflicht, die er der Parteiorganisation schuldet, und entlässt alle dem Renegaten freundlich gesinnten Bundesbeamten des betreffenden Distriktes, insoweit dieselben nicht sofort ihren Abfall von Jenem, dem sie ihre Anstellung zu verdanken haben, und ihre unverbrüchliche Parteitreue unzweifelhaft beweisen. Die leergewordenen Stellen werden mit getreuen Anhängern der Partei besetzt, und die erste Pflicht aller Bundesbeamten des Distriktes besteht darin, den betreffenden Renegaten auch in seiner Heimath aus der Partei-Organisation hinauszuwerfen, seine Macht und seinen Einfluss zu vernichten und einen Andern an seine Stelle zu bringen. So wurde z. B. der Bundessenator von Missouri, der Deutsche Karl Schurz, vor nunmehr drei Jahren gezüchtigt, weil er sich unterfing, einigen Maassregeln der Partei und des Präsidenten, z. B. dem San Domingo Annexions-Plane zu opponiren. Es lässt sich behaupten, dass eine grosse Anzahl der gegenwärtigen Mitglieder der republikanischen Partei nur aus Furcht vor solcher Züchtigung den Gewaltmaassregeln und den Umtrieben zu Gunsten der Wiedererwählung Grant's beistimmten.

Namentlich dem Präsidenten selbst aber verleiht die abhängige Stellung der Bundesbeamten eine solche ungeheure Gewalt, dass er, besonders wenn er ein rücksichtsloser energischer Mann, dadurch im Stande ist, die Parteiorganisation beinahe unbedingt seinen Zwecken dienstbar zu machen. Ein Heer von 50,000 Beamten und ein viel grösseres Solcher, die gern ein Amt haben möchten, stehen ihm als blinde Werkzeuge zu Gebote, sammt und sonders erfahrene Zunftpolitiker, die die Bearbeitung des Volkes und die Herrichtung passender Wahlergebnisse auf's Gründlichste verstehen. Setzt er dieses Heer zum Zwecke seiner Wiedererwählung, bei der Jeder von ihnen obendrein persönlich mit der Fortdauer seines Amtes interessirt ist, in Bewegung, so dürfte eine wirksame Opposition jedenfalls nicht aus der republikanischen Partei selbst hervorgehen, wie denn auch die Wiedererwählung des derzeitigen Inhabers der Präsidentenwürde im Jahre 1872 einzig und allein der Beherrschung der Parteiorganisation durch dieses Beamtenheer zuzuschreiben ist.

Ich will an dieser Stelle nicht unterlassen, zu erwähnen, dass es einen Zweig des öffentlichen Dienstes in den Vereinigten Staaten gibt, in welchem eine Anstellung und Beförderung nach regelmässigen Principien stattfindet. Es sind dies die Offizierstellen in der Armee und der Marine, zu welchen nur jene

ernannt werden, welche aus der Militär-Akademie zu Westpoint, im Staate New-York, oder der Marineschule in Annapolis, im Staate Maryland, hervorgehen. Unzweifelhaft sind diese Armee- und Seeoffiziere von allen Beamten der Vereinigten Staaten weitaus die ehrlichsten und fähigsten, womit übrigens nicht behauptet werden soll, dass sie in beiden Beziehungen als Muster aufgestellt zu werden verdienten.

Unter der Freiwilligenarmee des Secessionskrieges dagegen kam, auf nördlicher Seite wenigstens, das amerikanische Princip: *Every body is fit for every thing.* (Es passt ein Jeder für Alles!) in der Ernennung der Offiziere zur allgemeinen Anwendung; diese Stellen wurden als Belohnung für politische und Rekrutirungs-Dienste allgemein ausgetheilt. Rechtsanwälte, die nie einen Soldaten gesehen, avancirten über Nacht zu General-Majoren, und liessen die ihnen unterstellten Freiwilligen auf's Gerathewohl dem Feinde entgegenmarschiren, während sie auf beinahe ununterbrochenem Urlaub in der Bundeshauptstadt im Glanze der Epauletten herumstolzirten und zu Gunsten ihrer weiteren Beförderung Drahtzieherei trieben. Sogar hervorragende Redner und Staatsmänner und fremde Abenteurer verschafften sich mittelst ihres politischen Einflusses oder des „Lobbytalentes“ ihrer Frau Gemahlin Generals- und Oberstenstellen. Fortwährend wurden neue Regimenter gebildet, um neue Offiziersstellen für diese Sorte Patrioten zu schaffen, während die älteren Regimenter oft nicht mehr genug Gemeine besassen, um die nöthigen Lagerschildwachen aufzustellen. Noch im letzten Jahre des Krieges, als die ersten Freiwilligen bereits drei Jahre Kriegserfahrung hinter sich hatten und Veteranen geworden waren, rückten ganz neue Regimenter mit grasgrünen Offizieren in's Feld, und die epaulettirten Rekruten unterfingen sich, den Veteranen Befehle zu geben. Der Versuch gelang freilich nicht oft, war aber nicht sehr geeignet, die Disciplin zu befestigen.

Noch will ich hinzufügen, dass man wirklich vor einigen Jahren einen Versuch gemacht hat, das Beamtenwesen der Vereinigten Staaten umzugestalten. Man wollte, als Vorbedingung der Anstellung Fähigkeits-Prüfungen einführen. Das gänzliche Misslingen des Versuches zeigt nicht nur die überwältigende Macht der Parteiorganisation, sondern auch die Schwierigkeit unter Verhältnissen, wie sie gegenwärtig in den Vereinigten Staaten bestehen, einen geeigneten und sich Anerkennung erwerbenden Maassstab der Fähigkeit und Tüchtigkeit aufzustellen. Die letztere Schwierigkeit war die Handhabe, die sich den Politikern bot, um die unbequeme Civildienst-Reform, die der Parteidisciplin einen Schlag zu versetzen drohte, indem sie die freie Vertheilung der allgemeinen Beute an die Parteihandlanger einschränken wollte,

bei Seite zu setzen. Sie stellten nicht mit Unrecht die Frage: Warum ein Mensch, der in einem Examen den Besitz gewisser Kenntnisse nachzuweisen im Stande sei, gerade für dieses und jenes Amt der geeignetste sein müsse? Sie verlangten, dass der nothwendige Zusammenhang zwischen der Fähigkeit, die vorgeschriebenen Prüfungsfragen zu beantworten und der Tüchtigkeit desselben Individuums ein Amt zu verwalten erst ausser alle Zweifel gestellt werden müsste, ehe das Volk an ein System der Prüfungen glauben würde. Sie wiesen mit vollem Rechte darauf hin, dass die Gesammttüchtigkeit eines Mannes viel weniger von seiner — häufig nur ganz formellen — Schulbildung, als von seiner Lebensbildung abhinge. Ihre Einwände genügten vorerst, die vorgeschlagene Civildienst-Reform gänzlich wirkungslos zu machen, und sie allmählig einschlafen zu lassen. Und es unterliegt keinem Zweifel, dass ein System von Prüfungen sich in den Vereinigten Staaten nur dann Anerkennung zu erwerben im Stande sein würde, wenn es die obigen Einwürfe wirklich zur vollkommenen Befriedigung des Publikums beseitigen könnte.

Die Irländer.

Wir haben im Vorgehenden gezeigt, wie vermöge der Partei-Organisation eine geringe Minderheit zünftiger Politiker mit ihrem Anhange, die zehn Procent aller Wähler nicht zu übersteigen braucht und in Wirklichkeit wohl noch bedeutend hinter dieser Zahl zurückbleibt, vollständig genügt, die Herrschaft über das Volk zu behaupten.

Allerdings ist diese Herrschaft eben so wenig unbeschränkt, als es jemals die Herrschaft eines Despoten über sein eigenes Volkswesen, die Autorität einer Religion über ihre Gläubigen oder einer alten Zeitung über ihre treuen Leser ist. Die Partei-Organisation und die politischen Ringe, die sie beherrschen, müssen sich vielmehr dem Urinstinkte der Volksmassen ihrer Partei und seiner allgemeinen Richtung anpassen. Alle jene Autoritäten gleichen gewissermassen einer Person in einem ruder- und steuerlosen Floss, das auf der wind- und sturmbewegten Oberfläche eines weiten, tiefen und in stetiger Ruhe dahinfliessenden ufer-

losen Stromes dahintreibt. Diese mag wohl versuchen, in dieser oder in jener Richtung hin, ihr Fahrzeug mit den Händen zu bewegen; wenn der Wind günstig, mag sie scheinbare Fortschritte machen, aber der Wind dreht sich, sie treibt wieder in entgegengesetzter Richtung, und hierhin und dorthin, und doch wird sie während dieser ganzen Zeit mit der Strömung fortgeführt, ohne es auch nur zu ahnen.

Nun sollte man allerdings meinen, dass in der Nebenbuhlerschaft zweier Parteien eine Gewähr gegen den Missbrauch der Partei-Organisation läge. Denn die Bevölkerung habe ja nur nöthig, wenn die Politiker der herrschenden Partei es zu arg trieben, sich der anderen Partei anzuschliessen, die sie jederzeit gern aufnehmen würde. Träte diese wieder in die Fusstapfen der alten, was doch immerhin längere Zeit dauern dürfte, so wäre unterdessen schon wieder eine andere Partei vorhanden, die gern die Zügel der Regierung in die Hand nehmen würde. In dieser Ansicht liegt allerdings etwas Wahres, und es mag auch unter Umständen diese Nebenbuhlerschaft die gewünschte Wirkung üben. Aber in den Vereinigten Staaten ist dies nur in sehr geringem Maasse der Fall. Denn in der grossen Masse des Volkes waltet ein Parteifanatismus vor, der eher alle Sünden und Missbräuche der eigenen Partei erträgt, als sich der anderen Partei anschliesst.

Von diesem Fanatismus sind mehr oder minder alle Theile der Bevölkerung ergriffen. Jedoch existirt er bei den verschiedenen Elementen in sehr verschiedener Stärke. Abgesehen von der Negerbevölkerung, sind es vor allem die Irländer, die davon beherrscht werden.

Während bei den anderen weissen Bevölkerungselementen es — als Ausnahme zwar — aber doch fortwährend sich zuträgt, dass Manche von der Partei sich abwenden, kommt Solches bei den Irländern nie vor. Dieses Element stimmt vielmehr immer und jederzeit als eine unzertrennliche, blinde Masse für jene Partei oder Organisation, welcher sich ihre Führer angeschlossen haben und es ist beinahe unerhört, dass auch nur Einzelne es jemals wagten, von der Masse in irgend einer Beziehung abzuweichen. Was immer die Betrügereien und Missbräuche seien, deren sich seine Führer schuldig gemacht, wie klar diese auch erwiesen sein mögen, der Irländer wird in seiner Anhänglichkeit und Treue nie wankend und stimmt für die Candidaten der Partei, ganz besonders, wenn sie seiner Nationalität angehören, mit eben so grosser Einmüthigkeit und Begeisterung, ob sie offenbare Verbrecher oder die ehrlichsten Leute sind.

Ich muss hier bemerken, dass ich als Irländer nur diejenigen Eingeborne der Insel betrachte, die von wirklich altirischem d. h. keltischem Stamme sind. Die Nachkommen der

hauptsächlich seit Cromwell in Irland eingewanderten Engländer und Schotten, zwischen welchen und den keltischen Iren ein erbitterter National- und Religionshass besteht, die von jenen als „sächsische Eindringlinge“ verabscheut werden, haben mit denselben nichts gemein, als die zufällige Geburt auf der grünen Insel. Sie sind sammt und sonders streng protestantisch, während der keltische Irländer ein der römischen Kirche blind ergebener, fanatischer Katholik ist, der während eines mehrhundertjährigen, von Seiten Englands zu Gunsten des Protestantismus ausgeübten Druckes nie in seiner Anhänglichkeit an die katholische Kirche gewankt und ihre Priester durch freiwillige Spenden erhalten hat, obwohl ihn zu gleicher Zeit die vom Staate auferlegte Besteuerung zwang, den Unterhalt der Priester der englischen Hochkirche zu bestreiten, die in jeder ausschliesslich irischen Gemeinde vor leeren Bänken predigten.

Schon allein dieser fanatische Katholicismus würde genügen, das irische Element der Masse der amerikanischen Bevölkerung gegenüber in gegnerische Stellung zu bringen, deren Unversöhnlichkeit sich über alle anderen Rücksichten hinwegsetzt. Denn der Amerikaner, speciell der echte Eingeborne der sogenannten Neu-England-Staaten, der „Yankee“ war vor Kurzem noch ein nahezu ebenso fanatischer Protestant, als der Irländer Katholik. Er hasst ganz besonders den Katholicismus, den er nur „Papismus“ nennt und für eine ärgere Abscheulichkeit als Heidenthum hält. Man kann sogar heute noch in fast allen englischen Blättern des Landes Anzeigen dutzendweise finden, welche selbst die so überaus seltenen Dienstmädchen nur mit der Bemerkung suchen: *No Catholics need apply!* Keine Katholiken brauchen sich zu melden! [1])

So fanatisch, wie die Masse der Irländer in ihrem religiösen Bekenntnisse ebenso fanatisch sind sie in der Politik. Gegen alle Versuche, sie durch Ueberredungen und Argumente zu beeinflussen, verhalten sie sich gänzlich unzugänglich, und trauen einzig und allein den Führern, die sich zur Autorität über sie emporgeschwungen haben, die fortan die Stellung einnehmen, welche in der keltischen Stammesorganisation die Häuptlinge der alten „Clans“ besassen. Zweifellos lebt diese Clanorganisation im Herzen des irischen Volkes immer noch fort. Nichts ist einem Politiker dieser Nation günstiger, nichts verschafft ihm schneller eine hervorragende Stellung, als wenn er ein Abkömmling einer altirischen Königsfamilie ist — (sie selbst nennen ihre ehemaligen Stammeshäuptlinge „Könige“ und die mythischen Heldenthaten dieser „Könige“ werden von ihnen immer noch mit grenzenlosem

1) Illustration zu der so oft und gern gerühmten Duldsamkeit des Protestantismus!

Stolze hervorgehoben) — oder, wenn er auch nur den Namen einer solchen trägt. Ein O'Brien, ein O'Neill ist von vornherein ein Häuptling unter seinem Stamme. Und wenn er obendrein ihrer speciellen Heimath angehört, wenn seine Familie sich dort durch besondere Feindschaft gegen die „Sachsen" hervorgethan und der katholischen Kirche treu ergeben gewesen ist, wenn er endlich ein Kerl von brutaler, physischer Kraft und immer bereit ist, Jeden, der ihm in den Weg kommt, mit der Faust niederzuschlagen, so geniesst er eine unbegrenzte, beinahe religiöse Verehrung und ist ein unumschränkter Herr und Herrscher seiner treu ergebenen Stammesangehörigen.

Dieser Clangeist äussert sich sogar im stärksten Maasse in ihrem gegenseitigen Verkehr. Der einer anderen Gegend ihrer Heimath entsprossene Königssohn, Faustkämpfer und Politiker mag der unbegrenzten Anhänglichkeit seines eigenen Clan's, d. h. der Leute aus seiner heimathlichen Gegend vollkommen sicher sein, es wird ihm aber nicht gelingen, die einem anderen irischen Clan entsprossene Bevölkerung soweit für sich zu gewinnen, dass sie nicht bei dem geringsten Zwiste ohne jede Untersuchung des Streitfalles sofort einmüthig ihren eigenen Führern folgen würde.

Aber welche Feindschaft, uralter Stammeshass und Streitigkeiten zwischen den einzelnen Clan's auch bestehen mögen, dem Fremden, und speciell dem protestantischen grimmig gehassten Sachsen gegenüber sind sie stets einig, und immer bereit für ihre Häuptlinge in's Feuer zu gehen, gleichviel wie dieselben sich benommen. Nicht nur stimmen sie oder, wenn nöthig, schlagen sie sich (im rohen Faustkampfe vorzugsweise) soviel und soweit es das Interesse ihrer unskrupulösen Führer diktirt ohne jedes Bedauern, nein, sie thun dies sogar mit grösster, unverhüllter Genugthuung. Der Ursprung des sie hierbei leitenden Gefühles ist für unsere Betrachtung ganz gleichgiltig. Sicher ist, dass der durchschnittliche Irländer Gesetzesverletzungen Angehöriger seines weiteren oder engeren Stammes, gegen Fremde begangen, nicht nur nicht verabscheut, sondern sogar vom Herzensgrunde aus entweder begünstigt oder doch entschuldigt. Er empfindet über den Nachtheil, den Jene dadurch erleiden, eine gewisse Schadenfreude. Werden solche Gesetzesverletzungen auf staatlichem Felde und zum Nachtheile der protestantischen Sachsen ausgeübt, so betrachtet er sie geradezu als Heldenthaten eines irisch-nationalen, sich in Racheakten äussernden Patriotismus, und seine Genugthuung ist so gross, dass sie ihn sogar Nachtheile, die solche Handlungen seinem eigenen Interesse zufügen, vollständig vergessen lässt.

Sogar ganz gewöhnliche Verbrechen erfreuen sich im höchsten Maasse dieser bewundernden Beurtheilung und es dürften in der

That nur wenige Verbrechen aufzufinden sein, die dem Thäter nicht die geheime und innige Sympathie der irländischen Bevölkerung einbrächten. Im Grunde genommen scheint die Masse dieses Volkes beinahe instinktiv die Meinung zu hegen, dass alle Gesetze nicht zum Schutze der Gesellschaft, sondern lédiglich zum Zwecke der Unterdrückung — besonders ihrer Nation — beständen, dass demnach jede Auflehnung dagegen gewissermaassen ein „Freiheitskampf", ein Akt der Vergeltung gegen die Unterdrücker sei, als welche der Irländer alle, die nicht seinem Blute oder seiner Sippe angehören so wie alle wohlhabenden Leute, die nicht in der patriarchalisch-familiären Weise eines Clanhäuptlings mit ihm verkehren, ansieht. Desshalb verleiht dieser Akt dem Verbrecher in seinen Augen den Nimbus eines sich für seine Race aufopfernden Freiheitshelden.

Welchen Einfluss eine Bevölkerung dieses Charakters, sobald dieselbe massenhaft in das politische Leben des Staates eingreift, äussern muss, lässt sich an den Fingern abzählen. Ein Element, geeigneter als dieses, den zukünftigen Politikern als Mittel zur Beherrschung der Parteiorganisation zu dienen, liess sich kaum denken. Aber es gab nur einen Weg, um die Stimmen der Irländer nutzbar zu machen: ihre Clanhäupter gewinnen. Man musste ihnen einen Einfluss und Antheil an der Beute zugestehen, der nicht der verhältnissmässigen Bevölkerungszahl, sondern dem viel höheren Werthe, den ihr blinder Anhang im Wahlkampfe für die Politiker besass, entsprach. So begann denn der Einfluss der Iren sich schon zu einer Zeit zu äussern und von grosser Wichtigkeit zu werden, als von einer Einwirkung des beinahe eben so zahlreichen deutschen Elementes noch keine Spur sich zeigte. In allen grösseren Städten wurde er binnen Kurzem von entscheidender Wucht.

Die Folge dieses Einflusses blieb nicht aus. Die Politiker überzeugten sich bald, dass sie im sicheren Besitze einer ihnen blindlings folgenden, geschlossenen Phalanx von Stimmgebern, wie die Irländer, von der öffentlichen Meinung der anderen Volkselemente in allen den Distrikten wenigstens, wo Jene zahlreich wohnhaft, beinahe unabhängig wurden. Demnach konnten sie sich in der Ausbeutung der Herrschaft einen viel grösseren Spielraum gönnen als bisher. Was sie sich dadurch von den bisherigen nichtirischen Bestandtheilen ihrer Partei entfremdeten, ersetzten sie durch das wiederholte Stimmen ihrer Getreuen.

Aber wie jeder Druck Gegendruck erzeugt, so hatte das fanatisch-intolerante Gebahren der irischen Schaaren, die man mit keinem passenderen Namen als „Stimmvieh" bezeichnen kann, zur Folge, dass die Gegenpartei sich allmählig auch enger zusammenschloss, und auch in ihr ein Parteifanatismus sich heraus-

bildete, der sie zwar zum Siege führte, zu gleicher Zeit aber den Boden schuf, woraus die rücksichtslose Herrschaft der zünftigen Politiker emporwachsen musste. Denn indem dieser Fanatismus den Uebertritt von einer Partei zur anderen unmöglich machte, legte er auch den ehrlichen Bürgern die Nothwendigkeit auf, sich der unumschränkten Herrschaft der Parteiorganisation soweit zu fügen, wie es sonst nie geschehen wäre.

Die irischen Häuptlinge machten übrigens von der überlegenen Macht, welche ihnen die blinde Ergebung ihrer Clan's in die Hände legte, den ausgedehntesten Gebrauch. Sie beanspruchten nicht nur überall den Löwenantheil von der Beute, sondern warfen sogar in allen Städten, wo sie sich stark genug fühlten, auch ohne Beihilfe Anderer zu siegen, ihre Bundesgenossen, die amerikanischen zünftigen Politiker, denen sie ursprünglich ihre Erhebung verdankten, ohne Weiteres über Bord und nahmen die Zügel der Regierung selbst in die Hände. Nur den anderen katholischen Elementen liessen sie, dem Einflusse der römischen Kirche nachgebend, einen gewissen, immer nur sehr untergeordneten Antheil an der Beute zukommen. So beherrschten sie namentlich die Weltstadt New-York mit nahezu schrankenloser Gewalt.

Verbrecherthum und Rechtspflege.

Wie aus dieser Schilderung der Parteiverhältnisse hervorgeht, ist der Zusammenhang zwischen den herrschenden Gewalten und der Verbrecherklasse in den Vereinigten Staaten durchaus kein blosser Zufall, vielmehr der Ausdruck wirklicher Bundes-Genossenschaft. Den zünftigen Politikern, denen daran liegt, die Partei-Organisationen und die Wahlen mit möglichst geringer Anzahl arbeitender Anhänger vollkommen zu beherrschen, ist ein Meineide und Gewaltstreiche nicht scheuender Mann ein viel nützlicherer Genosse, als ein Solcher, den noch Gewissensskrupel oder Achtung vor den Rechten Anderer quälen. Noch werthvoller werden solche Helfershelfer, wenn ein wesentlicher, und was die Wahlen betrifft, der numerisch einflussreichste Theil der ganzen Bevölkerung einen Klopffechter und Verbrecher nicht nur nicht verachtet, sondern sogar als Helden und grossen Mann mit einer gewissen Verehrung betrachtet.

So ist es denn kein Wunder, wenn diese Verbrecherklasse sich in den Vereinigten Staaten einer gewissen privilegirten Stellung erfreut und ihre etwaige Bestrafung sehr unsicher, ihre baldige Pardonirung nach erfolgter Bestrafung dagegen sehr sicher geworden. Alle Kerle, die z. B. durch Gewaltthaten oder Fälschungen in den Parteiumtrieben besonders werthvolle Talente an den Tag legen, finden, sobald sie öffentlich vor Gericht gebracht und dadurch bekannt werden, sogleich eine so wohlwollende Freundschaft an einflussreicher Stelle, dass sie sich einer baldigen, ihre werthvollen Talente ausnützenden Verbesserung ihrer Lage gewärtigen dürfen. Seit Jahren läuft in New-York ein Mensch herum unter dem Namen „Reddy, der Grobschmied“ bekannt, der nicht einen, sondern eine ganze Reihe der kaltblütigsten und brutalsten Morde und Gewaltthaten begangen. Es fällt der Gerechtigkeit gar nicht ein, diesen Burschen zur Verantwortung zu ziehen, denn er ist ein irischer Häuptling und geniesst ob seiner Heldenthaten die ungetheilte und ehrfurchtsvolle Bewunderung seines Clans. Kerle desselben Charakters, die sich von diesem Vorbilde nur durch geringeres Talent unterscheiden, sind überall zu finden, und die Gerechtigkeit lässt sie unbehelligt.

Die aus einem geheimen Hass gegen alle Gesetze hervorgehende Sympathie der Irländer ist übrigens nicht ohne Einfluss auf die amerikanische Bevölkerung selbst geblieben. Hier waltet jene Idee der „Humanität“, die da verlangt, dass man den Verbrecher als „irrenden Bruder“ betrachten müsse und ihn folgerecht nicht „bestrafen“ dürfe, sondern „aufzuklären und zu bessern“ verpflichtet sei. Daraus ist eine krankhafte Sentimentalität in Behandlung der Verbrecher hervorgegangen, welche deren Bestrafung in vielen Fällen bereits unmöglich macht und einen gesellschaftlichen Zustand schafft, der naturgemäss in der Wiederaufnahme der Blutrache gipfeln muss. Die tonangebende öffentliche Meinung in den Vereinigten Staaten huldigt der Theorie, wonach der Verbrecher die betreffende Handlung im Zustande der Unzurechnungsfähigkeit begangen haben müsse. Gegen diese Auffassung liesse sich Nichts einwenden, würde sie nur zur folgerichtigen Consequenz durchgeführt und das betreffende, unzurechnungsfähige, seiner selbst nicht mächtige Individuum je nach dem Grade seiner Gefährlichkeit für die Zukunft unschädlich gemacht. Aber diese Folgerung zieht man nicht. Die öffentliche Meinung begnügt sich vielmehr den irrenden Bruder von jeder bösen Absicht frei zu sprechen, und erklärt damit die Sache für erledigt, ja als Verfechterin des unveräusserlichen Menschenrechtes der Freiheit, verlangt sie dessen Anwendung auf den, eben auf Grund seiner Unzurechnungsfähigkeit für „unschuldig“ erklärten „Menschen“ und lässt ihn laufen. Der unzurechnungsfähige freie Mensch geht

von dannen, freut sich bald seines freien Lebens, bald seiner unzurechnungsfähigen Existenz, und kommt schliesslich zur Ueberzeugung, dass er das unveräusserliche Menschenrecht besitze, zu thun was ihm beliebe.

Aber schon ehe ihm dieses Privilegium feierlichst durch richterlichen Spruch zugestanden wird, huldigt ihm die öffentliche Meinung mit ihrer Heldenverehrung der Verbrecher. Namentlich Morden oder recht auffällig brutalen Verbrechen wird diese im vollsten Maasse zu Theil. Beweise der Sympathie in Gestalt von Trostbriefen, von Besuchen namentlich des gefühlvollen und der Heldenbewunderung instinktiv ergebenen schönen Geschlechtes überwältigen ihn förmlich. Seine Gefängnisszelle gleicht bald dem Audienzsaale eines berühmten Mannes. Die Prediger der verschiedenen Religionssekten zerreissen sich um ihn, um die Gelegenheit nicht zu verlieren, durch Bekehrung dieses einen Sünders dem Himmel die Freude zu bereiten, die demselben — in schnöder Verletzung des Principes der Menschengleichheit — ein ganzes Hundert Gerechter nicht machen können. War der Gerichtshof ausnahmsweise so inhuman, den Mörder zum Tode zu verurtheilen, so lässt sich der Sünder auch in der Regel herab, sich zu bekehren. Sofort beeilt sich die ganze Christenheit der Nachbarschaft, ihm einen Pardon auszuwirken, der gewöhnlich nach kurzer Zeit mit gänzlicher Freilassung des Bekehrten endigt. Sobald er frei, hat der um seine Himmelfahrt, die der eigentliche Zweck seiner Bekehrung gewesen, Betrogene in der Regel nichts Eiligeres zu thun, als sofort wieder seinen Werth zu verhundertfachen, indem er sich aus einem Gerechten abermals in einen Sünder verwandelt, wodurch er, sobald ihm wieder ein menschlicher Irrthum passirt, zur neuerlichen Bekehrung geeignet wird.

Kennt man nicht die Zustände in den Vereinigten Staaten, so möchte man glauben dass diese Schilderung übertrieben. Und doch ist sie buchstäblich wahr. Schon vor 18 Jahren erinnere ich mich eines Falles, der sich in meinem damaligen Aufenthaltsorte Chicago zutrug. Ein deutscher Barbier Namens Jumpertz, hatte seine Zuhälterin in Stücke zerschnitten, in ein Fass gepackt und dieses der Eisenbahn übergeben, die es nach Oswego, im Staate New-York beförderte. Die Nachforschungen führten unzweifelhaft auf Jumpertz, dessen Frau um eben diese Zeit verschwunden war. Man machte ihm den Process und die Damen der besten Gesellschaft drängten sich so um den Helden, entdeckten so viele christliche Tugenden an ihm, dass sie ihn mit Hülfe der Geistlichen schliesslich bekehrten, und die Geschwornen die im ersten Processe nicht übereinstimmten, sahen sich gezwungen, im zweiten Processe der öffentlichen Meinung Gehör zu geben, und den lieben, guten Herrn Jumpertz, der wahrscheinlich nur im

unzurechnungsfähigen Wahne, er sei ein Professor der Anatomie, geirrt haben müsse, freizusprechen.

Was zur Zeit, als der Jumpertzfall sich zutrug, noch als Ausnahme gelten konnte, ist schon seit Jahren allgemeine Regel. Bei jedem Mordprocesse, namentlich wenn ein geschniegelter, junger Mann der Held und die Umstände von besonders auffälliger Brutalität waren, drängen sich die Damen und die Geistlichen um ihn, entdecken dass er ein ganz netter Mann sei, der nur in einem Augenblicke unbegreiflicher Verblendung vom Teufel hingerissen worden, und dass es eine — inhumane Schändlichkeit wäre, diesen tugendhaften Musterhelden eines Irrthums halber bestrafen zu wollen. Das Resultat ist, entweder dass die Geschwornen ihn freisprechen, oder dass ihm so lange fortwährend ein neuer Process bewilligt wird, bis dies geschieht, oder endlich dass er doch mit einer sehr geringen Strafe davonkommt.

Der erst kürzlich im Staate Massachusetts vorgekommene Fall des Knaben Jesse Pomeroy ist besonders lehrreich. Dieser Unhold mordete schon als Knabe von 12 Jahren systematisch kleinere Kinder. Er wurde endlich gepackt, vor Gericht gestellt, und freigesprochen, weil er offenbar unter einer Monomanie litt. Das Letztere war auch unzweifelhaft richtig. Aber anstatt diesen Burschen, der gerade desshalb der menschlichen Gesellschaft gefährlicher war als ein wildes Thier, wenigstens in sicherem Gewahrsam zu halten, liess man ihn wieder laufen. Es währte nicht lange, so fand man wieder wie früher Kinder ermordet in Wäldern und hinter Zäunen liegen, und wieder war es derselbe mordsüchtige Bursche, auf den die Spuren hinzielten. Man stellte ihn abermals vor Gericht, und verurtheilte ihn diesmal zu Tode, womit allerdings noch nicht sicher ist, dass er auch wirklich unschädlich gemacht werden wird.

Ihren Höhepunkt erreicht die krankhafte Sentimentalität aber in allen Fällen, die ein pikantes oder geschlechtliches Interesse erregen. Bei ihnen ist jede Spur einer rationell rechtlichen Entscheidung abhanden gekommen. Ganz besonders ist die Bestrafung eines Frauenzimmers wegen derartiger Verbrechen vollkommen zur Mythe geworden.

Einer der lehrreichsten Fälle ist der Laura Fair Fall, der sich vor mehreren Jahren in San Francisco zutrug. Die Heldin, ein Weib von aussergewöhnlicher Schönheit und Talent, hielt um die Mitte der sechziger Jahre in Virginia City, der berühmten Silberbergwerkstadt im Staate Nevada, ein Kosthaus. Unter ihren Kunden befand sich ein Advokat Namens Crittenden, dessen Familie zu den hervorragendsten der Vereinigten Staaten gehörte.

Besagter Crittenden hatte zwar Gemahlin und Kinder in San Francisco, liess sich aber in seinem zeitweiligen Aufenthaltsorte Nevada von den Reizen der schönen Laura bestricken, die, obwohl noch jung, doch schon Lebenserfahrungen als gewesene Ehegattin zweier Männer gesammelt hatte. Er trat in ein jahrelanges zartes Verhältniss zu ihr, welches für die schöne Laura durchaus nicht unprofitabel war, indem Crittenden, der als bekannter und angesehener Mann viel Geld erwarb, seine Freundin in den Stand setzte, nach und nach ein Vermögen von 70,000 Dollars zu sammeln. Endlich aber fasste Herr Crittenden im Jahre 1869 den Entschluss, das rauhe Virginia City zu verlassen und wieder in den Schoss seiner Familie nach San Francisco zurückzukehren. Er entwand sich demnach den Armen seiner schönen Wittwe, einen längeren Besuch im Osten vorschützend. Als er jedoch nach längerer Zeit sich nicht wieder erblicken liess, zog Laura Erkundigungen ein, erfuhr, dass er wirklich seine Heimath in Kentucky besucht hatte, seine Rückkehr nach San Francisco aber binnen Kurzem zu erwarten sei, und begab sich flugs nach dieser Stadt, um ihren kostbaren Geliebten entweder in ihre Arme zurückzuführen oder sich zu rächen.

San Francisco liegt an der Westseite der gleichnamigen Bucht, auf einer schmalen, nur an ihrem Südende mit dem Lande zusammenhängenden bergigen Halbinsel. Ihr gegenüber an der Ostseite der Bucht liegt Oakland, eine Stadt von ungefähr 6000 bis 8000 Einwohner, Endpunkt der Ueberlandeisenbahn, und mit San Francisco durch grosse Dampffahrboote in fortwährender Verbindung. Eines dieser Fahrboote ward der Schauplatz der Begebenheit, welche Laura Fair einen berühmten Namen erwarb. Am Tage als Herr Crittenden von Osten eintreffen musste, fuhr nämlich Frau Crittenden mit ihrer Familie auf diesem Boote über die Bucht, um ihren Gatten und Vater bei Ankunft des östlichen Bahnzuges in Oakland zu empfangen. Auf demselben Boote befand sich eine schwarzgekleidete, verschleierte Dame. Der Zug traf ein, Herr Crittenden stieg aus, begrüsste seine Familie, begab sich in ihrer Gesellschaft in den Salon des Fahrbootes und liess sich dort nieder. Das Boot fuhr gerade ab, als jene verschleierte Dame sich von ihrem Sitze erhob, durch die Reihen der Passagiere sich drängte, bis sie Herrn Crittenden gegenüberstand, dort ein Pistol aus der Tasche zog und Herrn Crittenden niederschoss. Allgemeine Aufregung, Ohnmacht der Damen und Entrüstung der Männerwelt, die sich unzweifelhaft in einem Akte der Lynchjustiz Luft gemacht hätte, wäre das Verbrechen eben von einem Manne verübt worden. Aber das Lynchgesetz an einem Weibe zu vollziehen, und noch dazu an einem schönen, mit stolzem Selbstbewusstsein um sich schauenden Weibe,

ging nicht an. Also begnügte man sich, die schöne Laura Fair in Gewahrsam zu nehmen und der Behörde zu überliefern.

Jetzt begann sogleich das Walten dessen, was man in Amerika Gerechtigkeit nennt. Nachdem man sich eine Reihe von Monaten hindurch gestritten, ob die Verbrecherin in San Francisco oder in Oakland processirt werden müsse, und während der Zeit die erste Entrüstung des grossen Publikums sich gelegt hatte, (dies ist nämlich die Art, in welcher jede Vertheidigung in einem solchen Falle vorgeht) gelangte man endlich zum ersten Processe, in welchem die Mörderin allerdings für schuldig erklärt wurde. Aber für einen solchen Ausgang ist man immer vorbereitet. Ein neuer Process wurde beantragt, und als Grund angegeben, dass Einer der Geschwornen gegen die Angeklagte eingenommen gewesen sei, was man dadurch bewies, dass derselbe vor Jahren, als er ebenfalls in Virginia City wohnte, sich geäussert habe Frau Laura Fair sei nicht ganz so keusch wie eine Nonne, *or words to that effect.* Dies liess sich nicht widerlegen, weil diese Ansicht unter dem Publikum jener Stadt eben gang und gäbe war. Aber es genügte, um dem Obergericht zu beweisen, dass der betreffende Mann sich eine Meinung gebildet habe.

Ich muss daran erinnern, dass wie schon einmal kurz erwähnt, in den Vereinigten Staaten Niemand als Geschworner zulässig ist, der sich, im weitesten Sinne des Wortes, über den zu verhandelnden Fall eine Meinung gebildet. Diese Bestimmung des englischen Rechtes, in früheren Zeiten erfunden um ein unparteiisches Urtheil su sichern, hat gegenwärtig, wo Jedermann Zeitungen liest, die jede wichtige Begebenheit mit allen Einzelheiten melden und commentiren, praktisch zur Folge, dass alle intelligenten Leute, die sich über die Tagesereignisse unterrichten von dem Geschwornendienste in jedem erheblicheren Falle gänzlich ausgeschlossen sind. Um die nöthige Anzahl von Geschwornen zu beschaffen, muss man demnach aus verborgenen und entlegenen Winkeln eine Sorte Bürger aufstöbern, die sich um das, was um sie vorgeht, nicht kümmern und in gänzlicher Unwissenheit dahinleben, oder man muss die Geschwornenbank mit einer noch schlimmeren Sorte Leute anfüllen.

Diese sind die p r o f e s s i o n e l l e n G e s c h w o r e n e n, Leute, die so lange die Gerichte tagen in der Nachbarschaft an den Strassenecken und in den Kneipen herumlungern, jederzeit zu Geschwornendiensten bereit, um Tagegelder und wenn möglich noch mehr zu verdienen. Sie gehören der unteren Sorte von professionellen Politikern an, die während der Wahl Handlangerdienste für die Partei verrichten und die Zwischenzeit auf diese Weise nutzbringend zu verwerthen suchen. Sie sind natürlich dem Sheriff und seinen Hülfsbeamten als Genossen in der Politiker-

zunft wohl bekannt, ebenso allen Advokaten, die in Amerika so zahlreich wie die Heuschrecken, und werden von Letzteren in allen Fällen wo es um die Beweiskraft der gewöhnlichen Zeugenaussagen nicht am Besten steht, sehr gern auf den Geschwornensitzen gesehen. Denn sie besitzen ein inniges und schnelles Verständniss der Beweiskraft zarter Andeutungen und Winke, die nur von ihnen wahrgenommen werden, wie sie auch nur für sie bestimmt sind. So trifft es sich denn sehr häufig in Folge dieses Verständnisses, dass die Geschwornenbank Wahrsprüche abgibt, die der gesunde Menschenverstand, der nur die Zeugenaussagen und regelmässigen Beweise vernommen, nicht begreifen kann, die aber dennoch „Recht" sein müssen. Es wird daher die Besetzung der Geschwornenbank in jedem zu verhandelnden Falle zu einem Punkte von grösster Wichtigkeit, und gibt den Anwälten beider Parteien oft Ursache zu tage- und wochenlangen Streitigkeiten. Denn da der Wahrspruch einstimmig abgegeben werden muss, hat ein einziger hartnäckiger oder interessirter Geschworner es in seiner Macht, dies einstimmige Urtheil der eilf Anderen entweder zu Nichte zu machen, indem er es zu keiner Entscheidung kommen lässt, oder sogar, wenn diese nicht auch hartnäckig auf ihrem Rechte bestehen, ihnen seine vereinzelte Meinung aufzuzwingen.

Ueber dass Erforderniss, sich keine Meinung gebildet zu haben, setzen sich die professionellen Geschwornen auf bündige Weise durch die Ablegung eines Eides hinweg, womit sie beschwören, rein gar Nichts von der Sache zu wissen.

Im Laura Fair Falle entschied also das Obergericht, dass ein neuer Process stattfinden solle. Diesmal ward die Heldin glänzend freigesprochen, zog von dannen und hielt später in San Francisco, Sacramento und anderen Plätzen öffentliche Vorlesungen, worin sie dem Publicum bewies, wie sie nach den Grundsätzen des unveräusserlichen, ewigen Rechtes gehandelt habe, als sie, die freie Bürgerin den Mann zusammenschoss, der ein so freventliches Spiel mit ihren heiligsten Gefühlen getrieben. Uebrigens unterliess sie die Anwälte, die ihr in dem zweiten Processe bei Seite gestanden, zu bezahlen, vermuthlich weil ihr Vermögen bedeutend zusammengeschmolzen und sie den Rest als heiliges, unantastbares Eigenthum für sich behalten wollte.

Aehnliche Fälle der Straflosigkeit von Weibern, besonders reizender Weiber, tragen sich allenthalben zu. Wie schwer es ist, ihre Verurtheilung und Bestrafung zu erzwingen, zeigt der Fall einer Ms. Clem in Indianapolis, der Hauptstadt des Staates Indiana. Hier war die Anklage wegen Vergiftung ihres Ehemannes unwiderleglich und die Umstände waren so erschwerender Natur, dass in einer Reihe von Processen die Geschwornen jedesmal das „Schuldig" aussprachen. Aber nach jeder Verurtheilung gelang

es den Advokaten, auf Grund irgend eines Formfehlers vom Obergericht den Umsturz des Urtheils zu erlangen, und ein neuer Process begann. Als dies sich zum vierten oder fünften Male wiederholte, verweigerte endlich die Stadt Indianopolis die Gelder zur ferneren Führung des Processes, dessen Kosten schon bedeutend über hunderttausend Dollars betrugen, und die Angeklagte musste in Freiheit gesetzt werden, da man kein Recht hatte, sie in Gewahrsam zu halten, ohne sie zu processiren.

In demselben Indianapolis trug sich im vorigen Jahre ein Fall zu, in welchem ein Zeitungsredakteur einen Handelsmann auf der Strasse niederschoss, weil derselbe ein Liebesverhältniss mit seiner Tochter unterhielt. Jener war verheiratet und Familienvater, diese ein mündiges Mädchen, demnach für ihre Handlungen wohl verantwortlich. Aber in allen solchen Fällen betrachtet die amerikanische Anschauung heutigen Tages das Weib als vollkommen unverantwortlich und legt dem Manne die ganze Schuld bei, die jeder männliche Anverwandte zu rächen berechtigt ist. In diesen Fällen erfolgt nie eine Strafe. Wohl steht dies bis zu einem gewissen Grade unleugbar im Einklange mit dem Rechtsgefühle wenigstens der germanischen Völkerschaften. Aber in Amerika wird der Charakter des Weibes gar nicht in Betracht gezogen, und dadurch liederlichen, verführerischen Frauenzimmern in Verbindung mit Strolchen, die sich eine Gatten- oder Verwandtenrolle beilegen, eine Gelegenheit zur vollständigen Ausplünderung Anderer unter Todesdrohungen gegeben, wie sie besser nicht gedacht werden kann.

Wie vollständig Frauenzimmer straflos sind, zeigt auch ein kürzlich in Oregon vorgekommener Fall, wobei eine Frau einen Schullehrer, einen durchaus tüchtigen und ehrenwerthen Mann, ohne Weiteres zusammenschoss, weil ihr aus der Schule heimkommendes Söhnchen sich über empfangene Prügel beklagte. Sie ward freigesprochen, weil sie ein Weib.

Aus dieser Straflosigkeit des weiblichen Geschlechtes erklärt sich der so geringe Procentsatz von Frauenzimmern in den Zuchthäusern der Vereinigten Staaten. Es sind dies beinahe ausnahmslos gänzlich verkommene ehemalige Prostituirte, welche das Verblühen ihrer Reize zwang, ihr Leben durch professionelle Verbindung mit Diebsbanden zu fristen. Kleine Vergehen wider das Eigenthum sind aber jenes Verbrechen, welches heute in Amerika relativ weitaus am strengsten und mit kurzem Processe bestraft wird. Dieses Verbrechen entbehrt eben gänzlich des sensationellen Reizes, und die es verüben, sind gewöhnlich so arm, dass sie eines vertheidigenden Rechtsschutzes ebenfalls entbehren müssen. Jene Frauenzimmer haben eben aufgehört, in Aussehen und Auftreten einer *Lady* zu gleichen, haben ihren persönlichen Reiz

und in Folge dessen den Anspruch auf Straflosigkeit eingebüsst, den jede Lady in unbegrenzter Ausdehnung geniesst.

Ueberhaupt beruht der weitaus grösste Theil der äusserlichen Achtung, deren sich das weibliche Geschlecht in Amerika allerdings in bedeutendem Maasse erfreut, auf dem pikant-sensationellen geschlechtlichen Interesse, welches es erregt, und nur ein kleiner Theil entspringt der Auffassung, dass die Reinheit des Weibes, worauf besonders die germanischen Völker so grosses Gewicht legen, nur dann sich recht erhalten und gedeihen könne, wenn sie in der häuslichen Sphäre gehegt und gegen jede Berührung der allgemeinen Aussenwelt geschützt werde. In diesem Sinne ist die Achtung des Weibes eine Achtung der Schranken, die diese ihre Sphäre begrenzen, und der Mann, der dieser Sphäre angehört, hat ein Recht zur Ahndung jedes unbefugten Eingriffes. Wo aber diese Schranken gefallen, das Weib dem Verkehre mit der Oeffentlichkeit ausgesetzt ist, hört auch die Achtung auf. Desshalb betrachtet die amerikanische Auffassung Frauenzimmer, die z. B. in öffentlichen Lokalen die Bedienung versehen oder deren sonstige Beschäftigung sie mit Jedermann in unvermeidliche Berührung bringt als nicht länger *respectable.* Die Klage der amerikanischen Damen über die Beschränkungen, welche sie hindert, mit den Männern zu concurriren und ihre Erwerbsfähigkeit schmälert, hat lediglich in diesen von der Sitte gezogenen Schranken ihren Grund.

Sowohl in der Tagespresse wie in der Literatur des Landes findet die krankhafte Sentimentalität, die in dem Verbrecher einen Helden erblickt und einen wahren Heisshunger nach pikant-aufregenden Neuigkeiten äussert, in höchstem Maasse ihren Ausdruck. Sie rentirt eben am besten, weil sie der Geschmack des Publikums verlangt. Verleger und Zeitungsherausgeber betrachten die Sache nur vom geschäftlichen Standpunkte, beuten den Geschmack zu ihrem Vortheile aus und liefern dem Volke die Unterhaltung, wonach es dürstet. Die verbreitetsten Zeitungen des Landes, der „New-York Herald“ und die „Chicago Times“ verdanken ihre grosse Abonnentenzahl lediglich der Aufmerksamkeit, womit sie jede Begebenheit dieser Gattung in den Vereinigten Staaten oder in noch weiteren Grenzen ihren Lesern mit Aufführung aller Einzelnheiten in schlüpfriger Schilderung brühwarm vorlegen. Beinahe sämmtliche unterhaltenden periodischen Schriften, die oft ihre Abonnenten nach Hunderttausenden zählen, bieten ihrem Publikum ausschliesslich eine Gattung Romane oder Novellen, welche der Name „Mordgeschichten“ in sehr gelinder Weise bezeichnen würde. Dieser literarische Schund wird in Buchform (der in Deutschland gebräuchlichen Pamphletform) in ungezählten Millionen Exemplaren als *25 Cents* oder als *Dime* (ein Zehntel Dollar) *Novels* über

das Land verbreitet, findet überall Käufer, und wird unzweifelhaft weit mehr gelesen, als die gesammte übrige Literatur des Landes, die politische Presse mit eingeschlossen. Namentlich die Jugend verschlingt diese romantisch-pikanten Schilderungen des gesetzlosen Verbrecherheldenthums mit dem ehrgeizigen Verlangen, es dem Dick Turpin oder sonst einem Schinderhannes gleichzuthun, der so und so viele Menschen todtgeschlagen oder Jungfrauen entführt und geliebt hat, der schliesslich vielleicht gar das Glück hatte, einen ruhmvollen Heldentod am Galgen zu finden und damit die ewige Verehrung der Nachwelt sich zu erwerben.

Wie weit dieser Geschmack verbreitet ist, und wie er alle Kreise durchdrungen, ihr Rechtsgefühl und ihre Moral zerfressen hat, zeigt der überaus lehrreiche Skandalprocess des Pastors Beecher in Brooklyn, der Schwesterstadt New-York's. Besagter Pastor Beecher, der Bruder der Verfasserin des ebenfalls zur Sensationsliteratur, aber zur frömmelnd-human-rührenden Species gehörigen Romans *Uncle Toms Cabin*, ragt unzweifelhaft an genialer Begabung und gewaltigem Rednertalent weit über seine Amtsgenossen empor und geniesst demnach auch ein ganz ausserordentliches Ansehen unter sämmtlichen christlichen Sekten des Landes, wie denn auch seine Predigten schon vor Jahren sogar in's Deutsche übertragen worden sind. Sein Gehalt beträgt 25,000 Dollars jährlich, doch bringt ihn Herr Beecher durch mit Gold aufgewogene Arbeiten für religiöse Zeitungen und durch Vorlesungen zum Preise von Tausend Dollars den Abend bis auf ungefähr 75,000 Dollars im Jahre. Seine Gemeinde gehört zu den reichsten des Landes und ihre Mitglieder, hochangesehene Geschäftsleute, zählen sämmtlich zu den Kreisen der auserlesenen *upper ten thousand* „der oberen Zehntausend". Zur Gemeinde dieses würdigen Seelsorgers gehörte auch der als Dichter, Schriftsteller und Zeitungsredakteur sich eines nicht unbedeutenden Rufes erfreuende Theodor Tilton nebst Gemahlin. Er stand als literarischer Genosse mit Herrn Beecher in besonders vertrauter Beziehung, und dieser besuchte sowohl in seiner Eigenschaft als Pastor, wie als Freund und Arbeiter in gleichem Felde häufig die Tilton'sche Familie. Bei dieser Gelegenheit schloss er einen zarten Seelenbund inniger christlicher Liebe mit Tilton's Gemahlin. Letzterer behauptet nun schon seit mehreren Jahren, dass diese Liebe in fleischlichem Umgange ihren naturgemässen Ausdruck gefunden habe, und beruft sich auf vorgebliche schriftliche und mündliche Geständnisse seiner Frau, sowie des Herrn Beecher selbst, die diese Thatsache privatim offen eingestanden hätten. Herr Beecher dagegen behauptet, dass die unwiderstehliche christliche Liebe, die ihn mit Frau Tilton verband und noch verbindet — denn dieselbe hat seit der Einleitung des Processes

sich von ihrem Manne getrennt und dem Beecher'schen Umgangskreise angeschlossen — immer nur im Einklang mit den Grundsätzen des alten Heiden Plato und jene Eingeständnisse nur die Ergebnisse unbewachter Augenblicke eines gefühlvollen Irrthums seitens der christlich Liebenden gewesen seien. Herr Tilton will darauf entgegnen, dass Herr Beecher schon seit Jahren die Gewohnheit habe, die trostbedürftigen Seelen der gefühlvollen Damen seiner Gemeinde liebend zu stärken, dass er aber dabei als christlicher Pastor die heidnischen Grundsätze Plato's vollständig über Bord geworfen habe.

Dies die Grundlage des Skandalprocesses, der ein Jahr lang die gesammte christliche und nichtchristliche Welt Amerika's in fieberartiger Aufregung erhielt. Die Einzelnheiten dieser frommen Liebesgeschichte, die im buchstäblichen Sinne, wie G. Asmus sich ausdrückt „dem Publicum ein Leibgerichte, doch für die Kinder ungesund“ sind, füllten seitdem Theodor Tilton mit seinen Enthüllungen vor die Oeffentlichkeit getreten, die Spalten jeder Zeitung, auch des kleinsten Winkelblattes im ganzen Lande, und schlossen dann und wann anderen Lesestoff beinahe gänzlich aus. Alle bedeutenderen Journale fanden sich bewogen, stenographische Berichte über die Verhandlung zu bringen, und spaltenlange telegraphische Berichte gingen der Presse in den entferntesten Städten über dieselben zu. Die „Chicago Tribune“, die in einem Formate von ungefähr 24 bei 18 englischen Zoll erscheint, brachte einmal ein Telegramm, das in der enggedruckten Schrift, der sich die englischen Zeitungen bedienen, nicht weniger als 28 Spalten, die gegen 400,000 Buchstaben enthalten, füllte. Dieses ganze Telegramm bestand aus — Liebesbriefen, in dem bekannten weinerlich-frommen und ekstatisch-überspanntem Tone geschrieben, die, während sie den Ekel jedes gesunden Mannes erregten, gewiss von allen gefühlvollen Jungfrauen und Backfischen mit Gier verschlungen wurden.

So sehr die Umstände zu Gunsten Tilton's sprachen, gab ihm die öffentliche Meinung indess doch nur mit Achselzucken eine sehr flaue Unterstützung, lediglich weil die Enthüllungen Herrn Beecher mit dem Nimbus des entführenden und verführenden Helden umgeben, dem die Sympathie des Publicums sicher ist, während Tilton das Recht auf Sympathie von vornherein verscherzt hat. Wollte er dieselbe in grösstem Maasse erwerben, so musste er, nach der geheimen Anschauung des Publikums, eine Pistole in die Hand nehmen, und mit möglichst theatralischem Auftreten Herrn Beecher auf offener Strasse beim hellen Tageslichte oder noch besser, vielleicht in der Kirche inmitten seiner Gemeinde niederschiessen. Hätte er dies gethan, so unterliegt es nicht dem geringsten Zweifel, dass er in dem darauffolgenden

Processe mit Glanz freigesprochen und von der ganzen Volksmasse als Held gefeiert worden wäre. Indem er verfehlte es zu thun, setzte er sich in den Augen der letzteren herab, die ihn kühl mit den Worten aburtheilt: *He is no man!* „Er ist kein Mann!"

Solches ist der gegenwärtige Stand der öffentlichen Meinung in Bezug auf Verbrechen. Der Schutz und die Sympathie, die sie dem Verbrecher entgegenbringt, muss natürlich nicht nur zur ungeheuren Vermehrung aller Thaten führen, die mit grosser Wahrscheinlichkeit von Straflosigkeit begangen werden dürfen, sondern erzeugt auch naturgemäss eine Reaktion, die sich in gesetzlosen Racheakten den Schutz zu verschaffen sucht, den die Rechtspflege nicht mehr zu gewähren vermag. Dies geschieht entweder indem das Volk in einem besonders aufregenden Falle die vergeltende Gerechtigkeit durch einen Akt der Lynchjustiz selbst übt, oder indem die Geschädigten am Verbrecher Privatrache nehmen.

Die Lynchjustiz ist seit langer Zeit der Popanz, der dem ruhigen Bürger einer geordneten Gesellschaft, ein haarsträubendes Grauen einflösst. Die sentimentale krankhafte Humanität des Jahrhunderts weiss nicht Worte genug zu finden, um ihren Abscheu vor der Barbarei und Ungerechtigkeit auszudrücken, die darin liegen soll, dass man dem möglicherweise unschuldig Angeklagten keine ausreichende Gelegenheit zur Vertheidigung gewähre. Ich wage zu behaupten, dass diese Sentimentalität gänzlich weggeworfen ist, und die Opfer der Lynchjustiz viel seltener den Tod nicht verdienten, als die von der in regelrechten Formen sich bewegenden Justiz Hingerichteten. Es mag allerdings häufig vorgekommen sein, dass den von der Lynchjustiz Gerichteten in dem speciellen Falle, der zu seiner Ergreifung Anlass gab, keine Schuld traf. Aber ohne alle Ausnahme sind die von der Lynchjustiz angeklagten Kerle solch unzweifelhaft anrüchigen Charakters, dass Alle schon seit längerer Zeit zu dem einmüthigen Urtheil gelangt waren, es sei Pflicht, sich und die menschliche Gesellschaft überhaupt von der verderblichen Gegenwart des betreffenden Desperado's und Strolches zu befreien. Noch nie hat die Lynchjustiz ein nützliches Mitglied der Gesellschaft in Anklagezustand versetzt, wenn es ruhig seinen Geschäften nach oder seiner Wege ging. Die Lynchjustiz, wie sie heute viel zu selten in den Vereinigten Staaten ausgeübt wird, ist weiter Nichts, als ein Akt der direkten Ausübung der Volkssouveränität, veranlasst durch die Unfähigkeit oder den Mangel an gutem Willen der zu diesem Zwecke eingesetzten Behörden, die Gesetze zu vollziehen; stets wird er nur gegen solche Personen ausgeübt, über deren Gemeingefährlichkeit in der betreffenden Gegend keine getheilte Meinung besteht. In einer geordneten Gesellschaft freilich ist Lynchjustiz nicht am Platze, eine Gesellschaft ist aber nur dann geordnet, wenn sie eine

gesicherte Rechtspflege besitzt und damit das Volk gegen die Verbrecherklasse schützt.

Die Akte der Lynchjustiz ereignen sich übrigens viel zu selten, als dass sie die Einzelnen gegen die üblen Folgen der humanen Sympathie und krankhaften Bewunderung der Verbrecher zu schützen im Stande wären. Die Einzelnen sind daher gezwungen, sich selbst zu schützen. Die folgerechte Entwickelung führt zu persönlichen Racheakten, die ganz und gar den Charakter der Blutrache an sich tragen, und in einzelnen Gegenden der Vereinigten Staaten schon sehr häufig geworden sind.

Der in das öffentliche Bewusstsein eingedrungene Begriff der Freiheit begünstigt diese Entwickelung. Denn in Folge jener krankhaften Auffassung des Verbrechens ist die Sippe jedes Verbrechers geneigt, seine etwaige Verurtheilung für eine ihr absichtlich zugefügte Unbill zu halten. Und jene, die ihr diese Ungerechtfertigkeit zugefügt, die diese inhumane Barbarei begangen, sind natürlich die Geschwornen, die den Wahrspruch „Schuldig“ abgaben. In Folge dieser, unter den Irländern im Norden, wie unter den Negern des Südens schon ganz allgemeinen und mit grösster Schnelligkeit über alle Kreise verbreiteten Auffassung der Geschwornen-Verantwortlichkeit ist jeder der Letzteren dem Hasse und der Rache der ganzen Sippe des verurtheilten Verbrechers ausgesetzt. Zwölf einzelne Männer sind jedoch durchaus nicht besonders geneigt, sich der Gefahr einer privativen Vergeltung für ihre Wahrsprüche auszusetzen, zumal im Grunde genommen die Bestrafung des Verbrechers sie persönlich nichts angeht. Sie ziehen desshalb vor, diesen Fatalitäten zu entgehen in allen Fällen, wo der Druck der öffentlichen Meinung nicht ihre Furcht überwiegt. Die öffentliche Meinung aber, wenigstens jene, die ihnen im Gerichtssaale vor Augen kommt — und eine andere kennen sie nicht, weil sie zu der Klasse von Menschen gehören, die „eine Meinung sich noch nicht gebildet“ also über den Fall noch nichts vernommen hatten — ist wenigstens die des krankhaft sentimentalen Interesses am Verbrechen. Sie ziehen es also vor, ein „Nichtschuldig“ auszusprechen oder sich nicht zu einigen, und überlassen die Ahndung der begangenen That nach den Grundsätzen *It's none of my business!* „Es geht mich nichts an!“ und *Help yourself!* „Hilf dir selbst!“ denjenigen Personen, die in dem vorliegenden Falle speciell geschädigt worden sind.

Ueberhaupt wird der Geschwornendienst ganz allgemein als eine sehr lästige Pflicht angesehen, der zu entziehen sich Jedermann bestrebt. Der Geschäftsmann gibt lieber dem vorladenden Gerichtsbeamten ein anständiges Trinkgeld, um von ihm nicht aufgefunden zu werden. Und wenn dieser von seinem vergeblichen Gange zurückkehrt, findet er den professionellen Geschworenen,

der ihn mit warmem Händedrucke in die nächste Kneipe zerrt und ihn dort mit einem Trunke „trictet“ um eine Gelegenheit zu erhalten, auf der Geschwornenbank Tagegelder und vielleicht noch Extra's zu verdienen.

Ganz besonders erschwert wird die Verwaltung der Rechtspflege dadurch, dass unter den Verbrechen, die sich einer beinahe vollkommenen Straflosigkeit erfreuen, der Meineid obenan steht. Während die Zahl der Meineide in's Unglaubliche geht, ist eine Verurtheilung wegen dieses Verbrechens beinahe unerhört, einfach, weil Meineide einen unentbehrlichen Bestandtheil der Wahlbetrügereien bilden. Da aber keine Partei sich diese Chance abschneiden will, sind sämmtliche Politiker — und alle Gerichtsbeamte gehören der Zunft an — an der Straflosigkeit des Meineides direkt interessirt. Mittel aber, die Gerichtsbeamten zur Vollziehung ihrer Pflichten zu zwingen, scheinen, soweit mir bekannt, gar nicht vorhanden zu sein. Dies geht so weit, dass es ganz dem Belieben des öffentlichen Anklägers anheimgestellt ist, ob er gegen einen Uebelthäter Klage erheben will oder nicht. Unterlässt er es oder lässt e die schon erhobene Klage fallen, so geht der Verbrecher von vornherein straflos aus. Fälle letzterer Art sind ausserordentlich häufig, und ich habe nie gehört, dass auch nur einmal der humane Staatsanwalt, der sich bewogen fand, die Klage gegen einen Verbrecher fallen zu lassen, für seine Nächstenliebe zur Verantwortung gezogen worden wäre.

Soweit die Privatrechtspflege durch die vom Volke direkt gewählten Friedensrichter besorgt wird, ist es in den grösseren Städten beinahe Regel, dass die Entscheidungen dieser Herren im Hinterzimmer oder in der regelmässig in der Nachbarschaft gelegenen Kneipe gekauft werden. Wer diesen Weg nicht betreten will, muss sich von vornherein auf eine Appellation an die grösseren Gerichte vorbereiten. Natürlich verliert unter solchen Umständen der kleine Mann, der die Kosten für eine weitere Verfolgung seines nur einen kleineren Betrag in Frage stellenden Processes nicht aufzubringen vermag, beinahe jeden Rechtsschutz. In den höheren Gerichten aber sind die Kosten bedeutend, und die Verschleppung der Processe fängt an lebhaft an das ehemalige Kammergericht des heiligen römischen Reiches deutscher Nation zu erinnern. Das Bestreben der Advokaten und Gerichtsbeamten scheint mit grösster Einmüthigkeit nur das eine Ziel im Auge zu haben: zu machen, was gemacht werden kann. Solange vom Streitobjekt noch Etwas vorhanden und solange beide Parteien die Kosten bezahlen können, hält man demnach den Process im Gange. Hört endlich eine Partei auf, sich weiter ausbeuten zu lassen, nun, so ist der Process von selbst entschieden und die noch zahlende Partei hat gewonnen. Nur durch dieses System kann

die Unzahl von Advokaten, die in jedem Städtchen von zwei- bis dreitausend Einwohner nach Dutzenden, in grösseren Städten nur nach Hunderten oder gar nach Tausenden zu zählen sind, ihr „Leben machen.“ Diese Herren sind übrigens sammt und sonders auch zünftige Politiker.

Die Steigerung der häuslichen Bedürfnisse und Lebensansprüche.

Trotz Raubwirthschaft und Corruption der Parteiherrschaft ist dennoch zweifellos der Reingewinn der beiläufig vierzig Millionen Menschen, welche gegenwärtig das Gebiet der Vereinigten Staaten bewohnen, noch immer um ein Bedeutendes grösser, als der einer gleich grossen Anzahl sogar in den reichsten und civilisirtesten Ländern Europa's. Man möchte demnach geneigt sein, die Klage über schlechte Zeiten in Amerika für unbegründet zu halten. Denn mit einem höheren Reingewinne, als in Europa erzielt wird, muss die Bevölkerung der Vereinigten Staaten doch eines besseren Aus- und Vorankommens sich erfreuen und sich also in einer verhältnissmässig günstigeren Lage befinden.

Der Schluss ist aber nur scheinbar richtig. So wenig als unter Einzelnen derjenige nothwendig besser daran ist, der das grössere Einkommen hat, so wenig gilt dies von den Völkern. Vielmehr hängt die Lage der Einen sowie der Andern nicht sowohl von der Höhe des Einkommens an sich ab, als von dem Verhältnisse, in welchem ihre Einnahmen und Ausgaben zu einander stehen. Der an eine kostspielige Lebensart gewöhnte Mann wird trotz seines absolut höheren Einkommens schlechter situirt sein, als der Mann von geringerem Einkommen mit sparsamer und einfacher Lebensweise. Genau in dieser Lage befinden sich heute die Bewohner der Vereinigten Staaten. Seit ungefähr zwei Generationen, d. h. seit der Einführung des Dampfes warf ihnen die rasche Besitznahme und Entfaltung der natürlichen Reichthümer des Landes einen unerhörten Reinertrag ab. Ihr Einkommen stieg während einer langen Reihe von Jahren in noch nie dagewesener Progression. Aber in dem nämlichen Maasse veränderte sich ihre Lebensweise. Die alten, einfachen, frugalen Sitten, deren man nicht mehr bedurfte, schwanden dahin, durch

neue ersetzt, die ohne Rücksicht auf Kostspieligkeit nur den immer steigenden Ansprüchen der Bequemlichkeit Genüge leisteten. Mochten das alte Haus, die alte Einrichtung, die alten Geräthe auch noch ganz gut ihrem Zwecke genügen, sie wurden dennoch, sobald nur etwas Besseres oder auch nur besser Aussehendes erfunden und zu haben war, als werthlos bei Seite geworfen und abgerissen, um dem Neuen und gewöhnlich viel Kostspieligeren Platz zu machen. Die alte einfache Küche, welche kräftige, naturreine Nahrungsmittel in leicht verdaulicher Form darbot, ward verdrängt durch Einführung allerlei künstlicher Fabrikate, die der Zuckerbäcker, der Pastetenkoch und die chemisch-technische Industrie fertig auf den Tisch liefern, wodurch die Hausfrau ein gut' Theil Arbeit ersparte. Sie waren freilich mitunter schwer verdaulich, meist ohne allen Nahrungswerth, und kosteten viel Geld, aber sie waren delikat, sahen äusserst appetitlich und reinlich aus und hatten sogar eine höchst gleichmässige, brillantschöne Farbe, wie sie die häusliche Zubereitung nie herstellen konnte. Alles das war so nett, so handlich, ein so grosser Fortschritt gegen früher, ersparte den jungen Damen die Mühe, die Zubereitung aller dieser Sachen zu erlernen, und kostete weiter nichts als Geld, viel Geld, beinahe so viel Geld, als der Hausherr und Familienvater verdiente.

Unbequeme Hantierungen, wie Spinnen, Weben, Stricken, wurden binnen Kurzem als zu viel Zeit raubend gänzlich aufgegeben: auch sahen ja ihre Produkte doch nicht so fein und gut aus wie die Erzeugnisse der Fabriken, und am Ende hätten die Nachbarn gar geglaubt, man wäre nicht eben so gut wie sie im Stande, Fabrikstoffe zu kaufen. Ueberdies hielt das selbstgemachte Zeug so ausserordentlich lange und man konnte nicht mit jeder neuen Mode wechseln, wollte man nicht ganz solide und brauchbare Kleider jedesmal wegwerfen, was dann noch theuerer zu stehen gekommen wäre. Zudem schillerte das gekaufte Fabrikat obendrein in allen Farben des Pfaues, wogegen sich das selbstgewebte Kleid sehr bescheiden ausnahm.

Ueberdies hatte man keine Zeit mehr zu solcher Arbeit. Denn im Hause des Gouverneurs und anderer Leute waren vor einiger Zeit aus Europa seltsame, noch nie gesehene Kasten angekommen, die im Prachtzimmer aufgestellt waren. Darauf machte ein ausländischer Professor Musik und die jungen Damen der Familie wurden von ihm im Klimpern unterrichtet, was eine ganz besonders vornehme Beschäftigung sein sollte, der sich in Europa nur die Damen der höheren Stände hingaben. Man war ja aber in der freien Republik, daher vollkommen so gut wie die Töchter des Gouverneurs und konnte nicht nur, sondern hoffte auch einmal Gouverneurs- wenn nicht gar Präsidentenfrau zu werden.

So musste man denn auch die nöthige Bildung erwerben, um der Aristokratie der alten Welt zu beweisen, dass die Töchter der Republik ihr nicht nur ebenbürtig, sondern sogar — trotz der Gleichheit aller Menschen — sehr überlegen seien. So liess man denn den Klimperkasten kommen, fand auch nach vielem Suchen unter der Schaar der fremden Eingewanderten einen aus seiner Heimath verschlagenen Kunstjünger, der den Unterricht übernehmen konnte, und die Töchter der Familie bildeten sich zu Präsidenten- und Millionärsfrauen aus. Die Geschichte kostete zwar Geld, aber der Profit eines glücklichen Landhandels deckte die Ausgabe.

Mit der Zeit fand sich noch manches Andere, was man haben musste, weil andere Leute es hatten und weil man ja eben so gut war wie jene, daher nicht zurückstehen durfte. So gelangte man Schritt für Schritt zu einer Lebensweise, von der die alte Generation keine Ahnung hatte. Was diese als Tugenden betrachtet: häuslicher Fleiss, Sparsamkeit und Einfachheit, waren verschwunden, Bequemlichkeit, Manieren und Anstand grosser Damen, und jene Künste und Schnurrpfeifereien, die man bei dem weiblichen Geschlechte als „Bildung“ zusammenfasst, nahmen die verlassenen Plätze ein. Was die Kosten betraf, so kümmerte man sich überhaupt nicht darum, da es Sitte geworden, dass der Gatte und Vater die Rechnungen der Geschäftsleute bezahlt, bei denen Frau und Kinder ihre Einkäufe besorgen.

Eine alte, immer wahre Erfahrung lehrt aber, dass je bequemere Gewohnheiten sich der Mensch aneignet, desto mehr fühlt er das Drückende der noch auf ihm liegenden Lasten und sucht sich derselben immer mehr zu entledigen. Der amerikanische Haushalt bildet keine Ausnahme dieser Regel. Stand man auch in Einrichtung und Ausstattung vollkommen auf der Höhe der Zeit, hatte man auch das Beste von Allem, was nur zu haben war, in einer Hinsicht gab es keinen Fortschritt. Die Wissenschaft hatte leider kein Mittel gefunden, die Last und Anstrengung, welche das Aufbringen der Kinder erheischte, irgendwie zu verringern. Sie mussten immer noch, ganz wie früher, geboren, gesäugt, gepäppelt, gewickelt, gehegt und gepflegt werden. Und dies strengte nicht nur von vornherein an, bannte an's Haus und heilt die Dame dadurch ab, sich umzusehen und aufzupassen, um auf der Höhe der Zeit zu bleiben und nicht überboten zu werden, sondern nahm auch die schönen, festen, reizenden Formen hinweg und machte aus der jungen Dame eine mittelalterliche Matrone, die den Schönheiten der Nachbarschaft nicht mehr gleich, geschweige denn überlegen war, was zu sein man doch vor Ehrgeiz brannte. Zudem waren die Kosten der Kindererziehung bedeutend gestiegen, und die alte Generation hatte ihre je acht oder zehn Kinder viel billiger aufgebracht, als die neue zwei zu er-

ziehen vermochte. Denn man konnte die Kinder nicht mehr so erziehen, wie früher. Die neue Zeit stellte andere Ansprüche, und die Söhne und Töchter, welche früher arbeiten gelernt und zu Hauswirthinnen ausgebildet worden waren, mussten jetzt zu hervorragenden Geschäftsleuten und feinen Damen erzogen werden. Letztere konnten sich auch erst dann verheirathen, wenn sich eine passende Partie gefunden, während früher eine gewöhnliche Hauswirthin einen Mann fand, beinahe noch ehe sie mannbar geworden.

Ueberdies wuchs immer mehr die Schwierigkeit, es allen Anderen gleich zu thun. Verdiente der Familienvater auch viel Geld, die Kosten des Lebensunterhaltes stiegen doch noch schneller. Denn es kamen jetzt so manche neue Dinge in's Land, die nicht mehr blos höherer Bequemlichkeit, sondern lediglich der Prachtentfaltung dienten, und es war unerlässlich geworden, an Stelle der früheren Kattun- und Wollenkleider, seidene Gewänder zu tragen und prachtvollen Goldschmuck zu besitzen. Ja, Frau So und So und Fräulein So und So hatten am letzten Sonntag in der Kirche sogar Juwelen getragen, und man hatte die heilige Pflicht es allen diesen Leuten gleich zu thun. Also musste man die Einnahmen hierzu verwenden und sich nach einer Richtung einschränken, die Niemand gewahren konnte. Man sparte aber nicht nur Kosten, sondern auch Anstrengung und Unannehmlichkeit, wenn man diese Einschränkung in dem Aufbringen der Kinder walten liess.

So schränkte man denn die Zahl der Kinder allmählig bis auf zwei ein, an welcher Zahl man desshalb festhielt, um doch nach dem Verblühen der eigenen Reize in den Kindern noch ein Band zu besitzen, welches den Ehemann festhalten konnte.

Leider ist die Wissenschaft noch nicht weit genug vorgeschritten, um eine Beschränkung der Zahl der Kinder zu gestatten, ohne durch die hiezu nothwendigen Mittel die Gesundheit der Mutter zu untergraben. Diese Folge stellte sich auch bei der amerikanischen Bevölkerung binnen Kurzem ein und steigerte sich noch durch die Sitte, welche das weibliche Geschlecht von jeder Beschäftigung ausser dem Hause abschneidet und ihm dadurch die zur Erhaltung der Gesundheit nöthige Bewegung entzieht. Das Ergebniss ist, dass bei der amerikanischen Stadtbevölkerung beinahe ohne Ausnahme und sogar bei einem grossen Theile der Landbevölkerung, ein wirklich kräftiges, gesundes Frauenzimmer gar nicht mehr zu finden ist. Fast Alle sind schwächlich, leiden an allen möglichen, insbesondere aber nervösen und weiblichen Krankheiten, und, was das Auffallendste, haben sogar die Ausbildung der weiblichen Formen eingebüsst; so dass ein gerundeter voller Busen nur noch höchst selten vorkommt und

der Schein dieses weiblichen Reizes durch bekannte Nachahmungen, die in die Geheimnisse der Toilette gehören, hergestellt werden muss.

Eine Folge dieser allgemeinen Kränklichkeit und des Mangels an Kraft des weiblichen Geschlechtes ist wiederum eine wesentliche Erhöhung der Ausgaben im Haushalte. Denn jener Theil der häuslichen Verrichtungen, den nicht die bequemen Verbesserungen der Neuzeit der Frau abgenommen, kann jetzt sogar beim besten Willen von so schwächlichen Personen nicht mehr besorgt werden. Man ist desshalb gezwungen, sich Dienstmädchen anzuschaffen, zumal die immer luxuriöser werdende Einrichtung die häusliche Arbeit in solchem Maasse wieder vermehrt, dass sie die durch praktisch-bequeme Erfindungen gewährte Erleichterung in den anständigeren Haushaltungen — und Alles will im Lande der Gleichheit anständig (*respectable*) sein oder wenigstens den Schein wahren — mehr als aufwiegt.

Natürlich lassen sich unter den Amerikanerinnen selbst keine Dienstmädchen auftreiben; diese gehören sämmtlich der eingewanderten Klasse an. Thatsache ist aber, dass unter der Einwanderung die Anzahl der heirathsfähigen Männer wohl beinahe doppelt so gross, als die der Frauen. Es sind daher von Letzteren jene, die wirklich eine Haushaltung zu führen im Stande, als Eheweiber so begehrt, dass nur Wenige und diese meist nur auf kurze Zeit nöthig haben, eine dienstliche Beschäftigung zu suchen. Was als Dienstmädchen übrig bleibt, gehört demnach ausschliesslich der in Europa untersten Schicht des Volkes an, welche dort bei Feldarbeit und als Kuhmägde aufwächst. Besonders in der Kochkunst ist diese Klasse ganz und gar unerfahren.

Ihnen wird die Haushaltung und vorzugsweise die Küche übergeben, die sie unter der höchst dürftigen Anleitung der Hausfrau nach amerikanischer Weise besorgen sollen. Das Ergebniss ist natürlich eine Pfuscharbeit, die an Stelle der früheren guten Gerichte, schlecht gekochte, halbgebackene und schwerverdauliche Produkte auf den Tisch liefert, dessen elegantes und anständiges Gleichgewicht man durch erhöhten Aufwand von künstlichen, fertig gemachten Fabrikaten herzustellen sucht. Das weitere Ergebniss ist nicht nur ein schlechterer Tisch zu bedeutend erhöhten Preisen, sondern auch eine unsinnige Verschwendung von Material in der Küche. Eine moderne amerikanische Haushaltung verschleudert und verschwendet darin beinahe so viel, als eine gute deutsche Haushaltung gleichen Ranges überhaupt braucht. Letztere liefert gesunde verdauliche, Erstere eine Kost, welche die Verdauungsorgane übermässig anstrengt und verschuldet, dass fast alle Amerikaner chronisch an Verdauungsbeschwerden leiden.

So hat sich eine Lebensweise herausgebildet und wird sogar als die einzig „respectable“ betrachtet, die zwar in Ausnützung aller „modernen Bequemlichkeiten“ das Höchste leistet, die nicht nur den äusseren Anschein der Eleganz wahrt, sondern sich wirklich durch skrupulöse Reinlichkeit hervorthut, aber trotz dieser Vorzüge weniger im Stande ist, kräftige und gesunde Menschen zu erziehen, als die europäische, welche schliesslich die Begriffe des Sparens und Haus- (d. i. Schranken-) haltens gar nicht mehr kennt und sich durch eine, europäischen Verhältnissen enorm erscheinende Kostspieligkeit auszeichnet.

Der Durchschnitts-Amerikaner, etwa ein gewöhnlicher Krämer, Geschäftsmann oder vielleicht Buchhalter in einem grösseren Geschäfte, verlangt vor Allem ein eigenes, mit allen modernen Bequemlichkeiten ausgestattetes Wohnhaus im *residence quarter* d. h. im (anständigen) Privatwohnungs-Viertel der Stadt. Eine Wohnung in Verbindung mit seinem Geschäftslokal zu haben, kommt ihm gar nicht im Sinn, wäre auch desshalb unthunlich, weil die ganze Bauart der Häuser in den Geschäftsvierteln der Städte lediglich Geschäftsräume herstellt, nämlich im ersten Stockwerke Läden, in den oberen Waarenräume oder *Offices* d. h. Geschäftszimmer für Doctoren, Advokaten, alle möglichen Arten Agenten, und für solche Fabrikgeschäfte, die nicht im Geschäftstheile der Stadt selbst gelegen. Einzelne „ansdändige“ Wohnungen, die nur Theile eines Hauses sind, existiren aber überhaupt nicht. Denn alle Häuser sind nach englischer Manier gebaut, wo das ganze Haus von oben bis unten, in allen Stockwerken nur Eine Wohnung enthält. Ein solches Haus von durchschnittlicher Anständigkeit, das eine Breite von 18 bis 25 Fuss besitzt, enthält im Erdgeschoss, welches zur halben Höhe über die Erdoberfläche sich erhebt, vorn ein Speisezimmer, dahinter die Küche, im ersten Stocke, zu dem eine breite, elegante Treppe von der Strasse aus emporführt, die Pracht- und Empfangszimmer (*Parlours*) das Eine nach Vorne, das Andere nach Hinten, deren Scheidewand eine die Hälfte ihrer Gesammtbreite ausfüllende doppelte Schiebethür enthält, welche wenn geöffnet beide Räume zu einem einzigen verbindet. Im zweiten Stockwerke befinden sich die eigentlichen Wohn- und Schlafzimmer des Hausherrn, der Hausfrau und der jungen Damen, während die etwa noch vorhandenen oberen Stockwerke die Schlafzimmer der Söhne, etwaiger Gäste, besonders wenn sie Junggesellen sind, und des Dienstpersonals enthalten.

In der Küche befindet sich in einem Feuerplatze stehend, welcher allen Dunst auf die wirksamste Weise abführt, ein grosser Kochofen, in seiner Art unstreitig das Bequemste, was in dieser Gattung bis jetzt erfunden ward. Derselbe ist übrigens, wie auch

alle gewöhnlichen Heizöfen, nicht Bestandtheil des Hauses, sondern gehört zum Mobiliar der Insassen. Dagegen gehört der grosse, in einem an die Küche anstossenden, kleineren Raume befindliche Heizapparat, wodurch das ganze Haus mit warmer Luft (ausnahmsweise in sehr eleganten Häusern mit Dampf) geheizt wird, zum Gebäude. Ebenso ist in der Küche ein, *sink* genanntes Bassin, über welchem Krähne für heisses und kaltes Wasser angebracht sind, das zum Abspülen u. s. w. gebraucht wird, und mit dem Abzugsrohre in Verbindung steht. Diese Einrichtung erspart alle Arbeit des Wasserholens und Spülichthinaustragens. Alle Schlafzimmer besitzen in einer Ecke Waschbassins, ebenfalls mit kaltem und warmem Wasser, und der zweite Flur enthält immer ein ebenso ausgestattetes Badezimmer mit vollständiger Einrichtung, gleichfalls ein Bestandtheil des Hauses.

An die Küche anstossend liegen Vorrathskammern und *Closets*, d. h. kleine, schrankähnliche Räume zum Aufbewahren der Geschirre und anderer kleinerer Sachen. Dergleichen Closets sind auch in Verbindung mit jedem Schlafzimmer angebracht. Vor dem Hause, unter dem ausgehöhlten Seitenwege ist der Kohlenkeller, in welchen die Kohlen gleich vom Wagen des Verkäufers mit dem geringsten Aufwande von Arbeit durch ein mit einer eisernen Platte bedecktes Loch in dem Seitenwege, dicht am Rande der Strasse, hineingeworfen werden. Diese Einrichtung setzt die Damen der Küche in Stand, sich die nöthigen Kohlen selbst zu holen, indem sie dazu nicht unter freiem Himmel zu treten brauchen. Denn über einen freien, unbedeckten Raum, wo sie fremden Blicken ausgesetzt, Etwas zu tragen, sei es auch nur ein Arm voll Holz, ein Eimer Wasser oder Kohlen, verbietet dem weiblichen Geschlecht die anständige Sitte.

Unter der Küche befindet sich dann und wann noch ein Keller, zur Bewahrung von Sachen die kühl stehen müssen. In der Regel aber ersetzt ihn ein grosses Eisspind. Denn Eis ist ein unentbehrliches Bedürfniss der amerikanischen Haushaltung.

Dieser Artikel, wie alle anderen Bedürfnisse der Haushaltung, werden von den betreffenden Händlern tagtäglich frei in's Haus und in die Küche geliefert. Jeder Fleischer, Bäcker, Gewürz- und Materialwaarenhändler, sowie der Eis- und Kohlenhändler, hat, je nach der Grösse seines Geschäftes, sein Gefährt, womit er seine Kunden regelmässig bedient, und ihnen Alles was Hausfrau oder Hausherr im Vorbeigehen oder brieflich bestellt oder eingekauft liefert und zwar reell und pünktlich abliefert. Denn so sehr auch die Ehrlichkeit in vieler Beziehung unter den Amerikanern wankend geworden, so muss ihnen im vollstem Maasse das Lob zugesprochen werden, dass der kleine Geschäftsbetrug, der in Europa und ganz besonders in

Deutschland ein heiliger Gebrauch, vielleicht gar ein Recht zu sein scheint, in Amerika bis zur Stunde gänzlich unbekannt ist. Die amerikanische Hausfrau braucht nicht persönlich zu allen diesen Handelsleuten zu gehen, dort die Artikel deren sie bedarf, auszuwählen, stundenlang um den Preis zu feilschen, um nicht bei jedem einzelnen Gegenstande um ein Paar Pfennige übertheuert oder betrogen zu werden, und schliesslich die eingekauften Artikel fortwährend im Auge zu behalten, damit der gute, spiessbürgerlich ehrliche Handelsmann nicht die erste Gelegenheit wahrnehme, die bessere Waare gegen eine geringere umzutauschen, wie es ihm als Geschäftsregel von seinem ehr- und tugendsamen Herrn Papa eingebläut worden ist. Sie ist vielmehr sicher, wenn sie ihrem Händler brieflich eine Liste der benöthigten Gegenstände überschickt, dieselben in gerade so guter Qualität und zu genau denselben Preisen in das Haus geliefert zu bekommen als wenn sie selbst sie ausgesucht hätte. Das widerwärtige Gezänk um den Preis, das die deutschen Hausfrauen mit dem Namen Handeln belegen und als eine ihrer Hauptpflichten betrachten, kennt sie überhaupt nicht.

Vor jedem Hause, oder wenn Raum genug vorhanden und bei den kostspieligeren Wohnungen, um dasselbe herum, ist ein Gartenplätzchen oder parkähnliche Gartenanlage, welch letztere allerdings besondere Bedienung erfordert, falls nicht der Hausherr Zeit und Musse genug hat, um sie persönlich zu pflegen. Denn anständig muss jederzeit Alles aussehen, was vom Hause und der Haushaltung sich den Blicken der Besucher und Vorbeigehenden darbietet.

Wo man keine Wasserleitung besitzt, wird unter dem Dache ein Wasserbehälter angebracht, der mit einer Druckpumpe in der Küche in Verbindung stehend, so oft es Noth thut, vollgepumpt wird, und alle verschiedenen Waschbassins, das Badezimmer u. s. w. speist.

Ein solches Haus zu bewohnen und darin im entsprechenden Style zu leben, ist die Existenz welche der Amerikaner allein als menschenwürdig betrachtet. Wenn immer er gezwungen ist, mit geringeren Bequemlichkeiten vorlieb zu nehmen, sucht er sich nicht etwa im Einklang damit auf die Dauer einzurichten, sondern er betrachtet sich als zeitweilig in seinem Rechte auf eine anständige Lebensweise beeinträchtigt. Sobald er demnach über genügende Mittel verfügt, nimmt er dieselbe wieder auf. Aber sogar zu Zeiten, die ihm Sparsamkeit auferlegen, muss das Anständige in der Lebensart gewahrt bleiben. Er fängt desshalb nicht etwa eine Haushaltung auf geringerem Fusse an, sondern boardet mit seiner Familie.

Boarding heisst aber so viel, als im Gasthause leben. Gasthäuser spielen nun in den Vereinigten Staaten eine ganz andere, viel wichtigere Rolle, als in Europa. Hier beinahe durchaus nur auf die zeitweilige Unterbringung von Fremden und Reisenden berechnet, sind sie dort eine Art in grossartigem Style gehaltener Herbergen, deren Insassen Monate, Jahrelang ihre Heimath darin aufschlagen. Was hier unerhört wäre, dass ortsangesessene Geschäftsleute auf die Dauer in Gasthöfen wohnen und leben, ist in Amerika alltäglich und erregt nicht das geringste Aufsehen.

Das Boardinghausleben hat nun Vieles für sich. Es enthebt die betreffende Familie absolut aller Sorgen um die Haushaltung; stellt der Frau ihre ganze Zeit zur Verfügung, bietet alle Bequemlichkeiten, die der Fortschritt des Jahrhunderts nur erfunden hat, im vollkommensten Maasse dar; erspart allen Aerger mit Dienstboten, und gewährt eine nicht nur ausreichende, sondern in der Regel reichliche Kost, die in angenehmen Unterschied zur häuslichen steht, indem sie nicht nur von professionellen Köchen geschmackvoll und gut zubereitet, das Beste liefert was die Kochkunst aller Länder und Völker zu erzeugen versteht, sondern auch alle „Delikatessen der Jahreszeit" in fortwährender Abwechselung auf die Tafel bringt. Allerdings muss die Familie ihr Privatleben auf ein oder zwei Zimmer beschränken. Aber die grossen, elegant ausgestatteten Unterhaltungsräume des Hauses, mit ihrer steten Gesellschaft, stehen den Insassen fortwährend zu Gebote. Man hat also Alles, was man wünschen kann, hat es sogar in höchst anständigem „Style", und die ganze Hausarbeit der Familie reduzirt sich auf den einen Akt der allwöchentlichen oder allmonatlichen Bezahlung der ebenfalls höchst anständigen Rechnung seitens des Familienvaters.

Nur ein Uebelstand ist vorhanden. Waren Kinder schon im häuslichen Leben so lästig, dass man deren Anzahl auf zwei beschränkte, so werden sie im Boardinghause zur vollkommenen *nuisance* (höchst unangenehmen Gemeinschädlichkeit) denn der gefühllose Gastwirth berechnet, nach dem Principe der Gleichheit aller Menschen, für Kinder gewöhnlich ebenso viel, wie für Erwachsene, und verbietet obendrein auf's Strengste das der lieben Jugend eigenthümliche Toben und Herumtummeln. Man gelangt also endlich dahin, soweit es gehen will, die Nachkommenschaft gänzlich abzuschaffen.

Auf's Vortheilhafteste unterscheidet sich übrigens die Geschäftsführung der amerikanischen Gasthäuser von jener der europäischen, indem die Kleinigkeitskrämerei und die freche, betrügerische Uebertheuerung der Einzelnen, sowie das unter dem Namen „Trinkgeld" bekannte, bettelhafte Plünderungssystem in Amerika ganz unbekannt ist. So reell und pünktlich, wie der amerikani-

sche Kleinhändler seine Kunden, bedient der Gasthausbesitzer seine Gäste. Für die per Tag, Woche oder Monat bedungene Summe fühlt er sich verpflichtet, allen nur denkbaren Bedürfnissen, die ein anständiger Mensch in Bezug auf Wohnung und Lebensunterhalt haben mag, von selbst, ohne Aufforderung und Drängen der Insassen abzuwarten, Befriedigung zu verschaffen. Theils aus Ehrgeiz, theils aus Geschäftsberechnung trachtet er sein Haus an Bequemlichkeiten von keinem anderen gleichen Ranges übertreffen zu lassen, und eine Mehrforderung für diese oder jene Kleinigkeit zu stellen, oder einen gänzlich unbekannten oder unbeholfenen Fremden ausnahmsweise zu übertheuern, dünkt ihm eine viel zu ruppige und kleinliche Manier, Geld zu machen.

Bei den drei regelmässigen Mahlzeiten z. B. hat jeder Gast das Recht, von Allem was die Speisekarte anführt, sich auftragen zu lassen, so viel ihm beliebt. Mag sein Appetit gross oder gering sein, mag er sich an theueren Delikatessen oder an einfachen, billigen Speisen laben, seine Rechnung wird desshalb weder kleiner noch grösser. Er bezahlt genau so viel wie jeder Andere, d. h. den Normalsatz des Hauses.

Dem Reisenden wird auf's Bereitwilligste und Zuvorkommendste jede Auskunft ertheilt und jeder Dienst geleistet, der in den Kräften des Hauses steht. Man holt ihn und sein Gepäck von den Eisenbahnen ab, und befördert ihn nach denselben, ohne ihm mehr als den billigsten, angemessenen Preis dafür zu berechnen man besorgt seine Briefe und liefert ihm sogar Schreibmaterialien umsonst, man nimmt endlich seine Gelder und Kostbarkeiten unter gesetzlicher Garantie in sichere Verwahrung, kurz man thut alles Mögliche, ihm den Aufenthalt angenehm zu machen, und thut es prompt und in geschäftsmässiger Weise.

Unter solchen Umständen ist es kein Wunder, dass die Gasthäuser in jeder amerikanischen Stadt Hunderte von Insassen und Gästen haben, und Tausende und Zehntausende von Familien und Hunderttausende von Junggesellen in ihnen ihre beständige Heimath aufschlagen. Beinahe die Gesammtheit aller unverheiratheten Männer der Handwerker- und Arbeiterklasse sogar lebt in den billigeren gewöhnlichen Kosthäusern, die allerdings nicht in ebenso anständigem Style, aber doch nach gleichen Grundsätzen geführt werden.

Es lässt sich nicht bestreiten, dass die Verpflegung der eingewanderten Handwerker- und Arbeiterklasse in solchen Kosthäusern ihre Durchschnittsbeköstigung in Europa sogar heutigen Tages noch weit übertrifft. Die Ernährung des Arbeiterstandes in den Vereinigten Staaten steht der des kleinen Geschäftsmannes u. s. w. vollständig gleich, und ist gerade so gut wie die des gesicherten Mittelstandes in Europa. Sogar in den gewöhnlichsten

Kosthäusern besteht die Verpflegung immer noch aus drei Mahlzeiten, die im Allgemeinen folgendermaassen zusammengesetzt sind:

Des Morgens Kaffee mit Milch und Zucker, geröstetes Fleisch (in der Regel Beefsteak), warme Pfannkuchen, Bratkartoffeln und Weiss- oder Schwarzbrod mit Butter, Alles in beliebiger Quantität.

Des Mittags Suppe, gewöhnlich Fleischbrühe mit Reis, Maccaroni, Erbsen, Bohnen und dgl., gekochtes Suppenfleisch mit passender Sauce, gebratenes Fleisch mit Zugemüse, Kartoffeln, Brod. Endlich als Nachtisch *Pie* eine Art dünner Fruchtpastete. Als Getränk wird häufig noch Kaffee, im Sommer aber Eiswasser beigegeben.

Des Abends giebt es eine ähnliche Mahlzeit, wie am Morgen, nur ist gewöhnlich noch eine Schüssel Gemüse dabei, und an Stelle des Kaffee's tritt häufig Thee; ebenso vermehrt noch eine Schüssel kaltes Fleisch oder Käse die Auswahl.

An den Wochentagen giebt es von dieser Durchschnittsregel in den Kosthäusern kaum eine Abwechslung. Am Sonntage aber wird gewöhnlich etwas Besseres geliefert in Gestalt von Eierspeisen, gebratenem Geflügel und kuchenähnlichen Gebäcken (*Cakes*).

Man sieht aus diesen Angaben, dass der Arbeiter in Amerika durchaus noch keinen Grund hat, sich über seine Beköstigung zu beklagen. Wenn er dennoch im Vereine mit allen anderen Ständen sich über den Druck der schlechten Zeiten beschwert, so ist die Ursache eben die, dass die Verringerung des Einkommens es allen Klassen von Tag zu Tag schwieriger macht, die Kosten der zu Gewohnheit und Bedürfniss gewordenen Lebensweise zu bestreiten. Es ist nun allerdings leicht, den wohlfeilen Rath zu geben, sie brauchten nur mit einer geringeren Lebensweise vorlieb zu nehmen, um das Gleichgewicht zwischen ihren Ausgaben und Einnahmen wieder herzustellen. Die Erfahrung lehrt, dass dieser Weg leider der letzte ist, den die menschliche Natur einzuschlagen pflegt, und beinahe ausnahmslos setzen die Leute lieber Alles zu, was sie überhaupt noch haben. Die unerlässliche, grössere Sparsamkeit wird in Wirklichkeit eben nur durch die zwingende Gewalt der Umstände eingeführt. Diese wirkt aber auf die Menge einzig durch den unnachgiebigen Druck schlechter Zeiten, welche Verschwendung durch Entbehrung kuriren.

Aeusserst wohlthuend ist in allen amerikanischen Haushaltungen die skrupulöse Reinlichkeit, die nicht oberflächlich nur die in's Auge fallenden Theile des Hauses betrifft, die verborgenen Schubfächer, Schränke und Winkel aber vernachlässigt, so dass darin der Schmutz und Staub von Jahren zu finden ist. Auch die alten Lumpen- und Gerümpelsammlungen, welche die deutsche Hausfrau zum stets fertigen Beweise ihrer Wirthschaftlichkeit und

Sparsamkeit mit Vorliebe pflegt und hegt, existiren im amerikanischen Hause nicht. Allerdings befasst man sich dort auch nur sehr wenig mit dem Flicken alter Kleider, sondern nimmt gern die durch einen Riss gebotene Gelegenheit wahr auf Kosten des Alles bezahlenden Hausherrn sich ein Kleid nach der neuesten Mode anzuschaffen.

Ebensowenig kennt man die in Deutschland gebräuchliche Sitte, die unreine Wäsche der Familie so lange in einem dunklen Winkel der Wohnung anzusammeln, bis die Wagenladung dieser übelriechenden Masse in eine dumpfe Gährung geräth, um welche Zeit man endlich den Entschluss fasst, zu dem heroischen Werke der grossen Wäsche zu schreiten. Man wäscht vielmehr am Anfange jeder Woche und trocknet und bügelt das Gewaschene, ehe der Sonntag herannaht. Dadurch vermeidet man es nicht nur, gährenden Schmutz länger denn nöthig aufzubewahren, sondern bedarf auch nicht des Vorrathes an Leinen und Unterkleidern, worauf die deutsche Hausfrau ihren besonderen Stolz setzt, während ihn der Amerikaner als todte Capitalanlage betrachtet.

Ueberhaupt gilt der Grundsatz der Reinlichkeit nicht nur in Bezug auf die Häuslichkeit, sondern auch auf die Person, d. h. nicht sowohl, was das männliche Geschlecht betrifft, auf die Oberfläche des Anzugs — die Mühe, die sich ein Deutscher giebt, diesen rein und sauber zu bürsten, macht sich kein Amerikaner — sondern vielmehr auf die Reinlichkeit des Körpers selbst und der Unterkleider. Nicht nur hat, wie schon erwähnt, jedes anständige Haus — von Grosshäusern gar nicht zu sprechen — ein Badezimmer, welches tagtäglich in Anspruch genommen wird, sondern es giebt in Verbindung mit den Barbierstuben noch eine Menge Badezimmer, die von der gewöhnlicheren Klasse bedeutend benützt werden. Der Preis eines Warmwasserbades ist allenthalben in den amerikanischen Städten nicht höher als eine deutsche Reichsmark. Ebenso wird strenge auf reine Unterkleider gehalten. Ein fleckenlos reines weisses Hemd gilt für das Kennzeichen jedes anständigen Menschen, und der allergewöhnlichste Arbeiter wechselt seine wollenen Unterkleider wenigstens allwöchentlich einmal.

Wie man jede Woche wäscht, scheuert man die auf alle Fälle benützten Räume des Hauses, welche die blanken Dielen zeigen, sobald es nöthig, mindestens aber allwöchentlich einmal. Da dies die unangenehmste Arbeit im Haushalte ist, so trachtet jede Hausfrau, auch im gewöhnlichen Arbeiterstande, alle ihre Zimmer, mit alleiniger Ausnahme der Küche, mit Teppichen zu belegen, die denn auch beinahe allgemein im Gebrauche sind. Die wohlhabenderen Häuser treiben in diesem Artikel, sowie auch in den ebenfalls allgemeinen Wandtapeten einen kostspieligen Luxus. Um aber die Farben der theuren Teppiche nicht verbleichen zu

lassen, wird das Sonnenlicht aus allen anständigen amerikanischen Wohnungen sorgfältig ausgeschlossen. Dieser Umstand sowie der, dass im Winter die Heizung dieser Häuser mit erwärmter Luft geschieht, trägt wahrscheinlich dazu bei, die schwächliche Gesundheit der Frauen, die ihre Zeit fast ohne Unterbrechung im Hause zubringen, noch mehr zu untergraben.

Denn die anständige Sitte verbietet ihnen, sich irgendwelche Erholung und Bewegung im Freien zu gönnen. Sogar einfache Spaziergänge sind ihnen nicht gestattet und kaum wagen sie in die öffentlichen Parks sich zu begeben. Der Grund dieser Abgeschlossenheit und Zurückhaltung ist in dem krankhaften Bestreben, es allen Anderen gleich zu thun zu suchen. Weil also viele ihrer glücklicheren Schwestern im Stande sind, sich einer Kutsche zu bedienen, hält es die ärmere Frau, die sich Jenen gegenüber nichts vergeben will, unter ihrer Würde, zu Fusse zu gehen. Ueberdies ist sie an öffentlichen Plätzen der Berührung der fremden Bevölkerung ausgesetzt, die sie — trotz aller Principien der Menschengleichheit — doch nicht für so ganz ihres Gleichen hält. Endlich aber „schickt" es sich für eine Frau überhaupt nicht allein auszugehen, weil sie dadurch gewissermaassen die Schranken der weiblichen Sphäre überschreitet und sich üble Nachrede zuziehen könnte. Der Herr Gemahl aber kann sie nicht begleiten, denn dieser ist von Morgens bis Abends abwesend in seinem Geschäfte und geht überhaupt nie zur blossen Erholung spazieren, da er genug zu laufen hat, will er das Glück einholen dem er nachjagt. Also ist sie gezwungen, in ihrer *ladylike* Zurückgezogenheit zu bleiben und nur dann auszugehen, wenn sie Geschäfte hat.

Die einzigen Geschäfte aber, um derentwillen sie sich aus dem Hause begeben muss, ist die Auswahl der Stoffe zu ihren Kleidern. Denn in dieser Hinsicht ist es eine Hauptsache, dass sie das Modernste, Schönste und Beste sich anschaffe, um nicht von Anderen überboten zu werden. Folglich ist es ihre Pflicht und grösste Sorge, sich alle „Novitäten der Saison" mit eigenen Augen anzusehen und ihre Kenntnisse auf der Höhe der Zeit zu erhalten. Sobald demnach ein schöner Tag erscheint, wirft sie sich in vollen Staat und geht *shopping*, d. h. sie durchwandert alle Modewaaren-Geschäfte und lässt sich von den jederzeit dienstbereiten Ladendienern alles Sehenswerthe vorlegen. Sie mustert dabei auch den Putz aller anderen Damen, die sich schaarenweise in diesen Läden herumdrängen, unterhält sich mit ihren Bekannten über die letzten Neuigkeiten wie z. B. die Enthüllungen des Beecher-Processes, kurz geniesst im Wirrwarr und umgeben von Sammt und Seide ein Paar selige Stunden, die ihr

in ihrem sonst eintönigen Leben eine sehr nothwendige Abwechslung sind.

Die Modewaaren-Geschäfte sind also gewissermaassen die einzigen öffentlichen Unterhaltungs-Lokale, welche dem schönen Geschlechte offenstehen. Sie sind denn auch für den Besuch ihres Publikums viel besser eingerichtet und haben viel ausgedehntere Räumlichkeiten als in Europa. Prachtvolle Läden, die oft 50 bis 150 Fuss und darüber in Einem zusammenhängenden Raume umfassen, und deren ganze Strassenfront, wie bei den meisten Läden in Amerika, nur aus grossen Spiegelscheiben besteht, die eine Fülle von Licht zulassen, erlauben die eindruckvollste Zurschaustellung der reichen Gewebe. Reihen von Stühlen und Sopha's laden die elegant-müden Damen ein, in gemüthlicher Ruhe einen allgemeinen Ueberblick über die ausgestellten Schätze zu gewinnen, und von der Mitte des Lokales erheben sich reichgeschmückte, breite, mit den kostbarsten türkischen Teppichen belegte Treppen nach den oberen Stockwerken, um dort die anderen Abtheilungen des Geschäftes z. B. die Weisswaaren, die Teppiche u. s. w. huldvollst in Augenschein nehmen zu können.

Der Umsatz der grösseren dieser Geschäfte ist ungeheuer, und gestattet einen Schluss auf die Ausdehnung des Kleiderluxus des schönen Geschlechtes. Allein Stewart in New-York, dessen Detail-Geschäft am oberen Broadway ein ganzes Strassengeviert einnimmt, hat einen jährlichen Umsatz von ungefähr 50 Millionen Dollars. Claflie & Co. stehen nur um ein Weniges hinter ihm zurück. Field & Leiter in Chicago setzen über 20 Mill. Doll. jährlich um, und zwei andere Geschäfte in derselben Stadt kommen ihnen beinahe gleich.

Eine Eigenthümlichkeit ist, dass alle in diesen Geschäften angestellten Verkäufer beinahe ohne Ausnahme männlichen Geschlechtes sind, und zwar müssen sie nicht nur Männer sondern *nice young men*, hübsche Jünglinge sein. [1]) So will es der Geschmack des weiblichen Geschlechtes, das jeden Laden, der es wagen möchte, dieses Gesetz nicht zu beachten, sogleich mit Ungnade bestrafen, und ihm die Kundschaft entziehen würde.

Ist der geschilderte Haushalt wesentlich der städtische, so ist doch die gesammte Landbevölkerung, so weit sie nicht als echte Hinterwäldler vom allgemeinen Verkehre fast ganz abgeschnitten lebt, einig in dem Bestreben, es der Stadtbevölkerung so viel als möglich gleich zu thun. Auf dem Lande ist dies freilich nur innerhalb gewisser Grenzen durchführbar, da sie vielfache Bequemlichkeiten der Städte entbehren müssen. Die Haushaltungsarbeit lässt sich nicht so vereinfachen wie in der Stadt;

1) Ein Gleiches ist übrigens auch in Wien der Fall.

man lebt viel einsamer und abgeschlossener, und man kann nicht *shopping* gehen, sich nicht über die neuesten Moden unterrichten, auch können die jungen Damen nicht die gleich gute Gelegenheit finden, sich das Pianospielen und die anderen Elemente weiblicher Bildung anzueignen, kurz: man bleibt desshalb im Fortschritte hinter den Städten zurück. Da man aber gerade so gut ist wie Jene, so muss man eben suchen — sofern sich eine Gelegenheit darbietet — dieser Schicksaltücke ein Schnippchen zu schlagen, und sich der gleichen Begünstigungen, deren sich die Städter erfreuen, zu versichern. Ist demnach Papa Willens, sich aus einem Bauern in einen Landagenten zu verwandeln, so verkauft man sein altes unmodernes Gerümpel, und zieht ebenfalls in die Stadt; binnen Kurzem hat man sich dann zur Höhe der modernen Civilisation aufgeschwungen, und ist glücklich in dem Bewusstsein, es allen Anderen gleich zu thun, wenn darüber auch Papa's Geldbeutel sichtbar zusammenschrumpft.

Ganz oberflächlich wäre es, wollte man aus der vorhergehenden Schilderung den Schluss ziehen, dass trotz der schlechten Zeiten eigentliche Noth nicht existire, sondern nur eine unbequeme Nothwendigkeit, für All und Jedermann, sich in seinen Ausgaben einzuschränken. Denn man würde dabei ausser Acht lassen, dass Einschränkung im Verbrauche eben vorzugsweise gewisse, entbehrliche Gegenstände betrifft, und daher sämmtliche Geschäfte, welche gerade diese Gegenstände erzeugen, brach legt, ihre Arbeiter aber zu gänzlichem Stillliegen verurtheilt. Die hiervon betroffenen Klassen der Fabrikbevölkerung leiden demnach wirkliche Noth, während der Bauer z. B. allerdings nur gezwungen ist, sich einzuschränken.

Hätte nun die Sparsamkeit zur allgemeinen Folge den Verbrauch solcher Luxusartikel zu beschränken, die lediglich dem eitlen Wahne und der Prachtentfaltung dienen, so wäre der sich ergebende Vortheil für die Gesellschaft im Allgemeinen wohl hinreichend, um darüber die zeitweilige Noth übersehen zu können. Leider aber tritt dieses Ergebniss nur im geringen Maasse ein. Denn gerade jene Klasse, die sich am meisten der luxuriösen Prachtentfaltung hingibt, fühlt den Druck der schlechten Zeiten am wenigsten, während umgekehrt die Klassen, deren Lebensbedürfnisse kaum das Gebiet des eigentlichen Luxus berühren, sich am meisten einschränken müssen, und gezwungen sind auf manche wirklich werthvolle Bequemlichkeit Verzicht zu leisten. Die zu üppigem Reichthume emporgeschnellten glücklichen Speculanten dagegen suchen nach wie vor, es einander in Pracht und Prunk nicht nur gleich, sondern zuvorzuthun. Die Verschwendung dieser Klasse, welche ihre Millionen im Handumdrehen gewonnen hat, lässt die der Aristokratie Europa's, die gewöhnt ist innerhalb

der Grenzen ihres Einkommens zu leben, weit hinter sich. Und zwar steckt sie sich dies absichtlich als Ziel. Denn sie will ihren Anspruch, Jedermann mindestens gleich zu sein, d. h. gegen Niemand zurückstehen, dem altaristokratischen Stolze gegenüber dadurch zur Geltung bringen, dass sie denselben durch grösseren Aufwand zu demüthigen sucht. Desshalb kommt es ihr weniger auf das wirklich Geschmackvolle und Schöne, als vielmehr darauf an, Kostspieliges zur Schau zu stellen. Letzteres kann eben nur haben, wer Geld im Ueberflusse hat, während Schönheit und Geschmack auch von weniger Bemittelten entfaltet werden können. Kunstverständniss aber können diese Leute nicht besitzen, da dasselbe nur das Produkt einer allmähligen, mehrere Generationen hindurch währenden Erziehung ist. Ihnen gefällt vielmehr die grelle, blendende Pracht am besten, weil sie am meisten in die Augen fällt und das meiste Geld kostet.

Desshalb zeichnet sich alle Kunst in Amerika durch überladene Dekorationen aus. Einfache Flächen sind ihr ein Gräuel, und jedes Fleckchen einer architektonischen Façade z. B. oder der Wandfläche eines Prachtzimmers, das Raum genug bietet um irgend eine beliebige, kostspielige Dekoration anzubringen, wird sogleich damit versehen, beklebt oder behängt. Auf das Verhältniss dieses Stückes zu der schon vorhandenen Dekoration kommt es dabei nicht nur nicht an, ja es scheint sogar der Grundsatz vorzuwalten, dass es um so besser, je mehr es absticht. Denn Contrast wird eher wahrgenommen, als Harmonie, deren Schönheit zu begreifen eben ein gebildetes Verständniss erfordert. Von Einheit des Styles ist desshalb nirgends in Amerika eine Spur vorhanden, und der darnach strebende Künstler würde nur eine sehr flaue Anerkennung finden. Die Architektur wirft alle möglichen Style durcheinander, und ist im Stande, dorische Säulen mit gothischen Thurmspitzchen zu vollenden. Die Musik macht so viel Spektakel als möglich, und nicht nur Trommeln und Posaunen, sondern auch Ambosse und Kanonen spielen darin die vielbewunderte Heldenrolle. Die Produkte der Malerei zeichnen sich durch grelle Farben aus, und werden in ausserordentlich breite, schwere Goldrahmen eingefasst, über deren Kostspieligkeit man das Bild ganz ausser Augen lässt. Die Bildhauerei spielt die allerkläglichste Rolle, und wenn die Helden der Nation wirklich den Figuren geglichen, die man in Parks und an öffentlichen Orten ausgestellt findet, so müssen sie fürwahr auserlesene Jammergestalten gewesen sein, denn jene Statuen sehen fast ohne Ausnahme wie schwindsüchtige, durch vieles Hocken krumm gewordene Schneider aus.

Das Theater combinirt diese vier Künste und vervollständigt dieselben durch Mode gewordene *stars* (Sterne), Bühnengrössen, die entweder in Europa oder durch sonst ganz auffällige Eigen-

schaften zu einem berühmten oder berüchtigten Rufe gekommen sind. Diese Stars machen systematisch geplante Gastreisen von einem Theater zum anderen, und ziehen das Publikum an. Das Gros der Schauspieler dagegen spielt eine ganz untergeordnete Rolle für höchst geringen Lohn, während jene Sensation machenden Stars, die man der Mode halber sehen und hören muss, ganz enorme Bezahlung erhalten, ein Umstand den alle zu einem Weltrufe gelangten europäischen Bühnengrössen gehörig ausbeuten. Uebrigens fängt ihr Ansehen in den letzteren Jahren allgemach zu sinken an. Als Curiosität hat man sie genugsam gesehen, und für die eigentliche Kunst ihrer Leistung hat man doch kein Verständniss. Desshalb beginnt man sich in diesem Felde von dem Einflusse Europas mehr zu emancipiren, und jene Kunst wofür man Geschmack hat, an deren Stelle zu setzen. Und dies ist das sensationelle *spectacular* Drama, d. h. Vorstellungen, die auf der Bühne hauptsächlich blendende Pracht und allgemein verständliche sinnreizende Ueppigkeit vorführen, dagegen das Publikum mit tieferen, geistige Thätigkeit und Auffassung erfordernden Scenen verschonen.

In dieser Kunstgattung spielt die möglichst grösste Zurschaustellung der Formenreize üppig-schöner Weiber die Hauptrolle. Man sieht dort Sängerinnen, deren Gesang von der Art, dass er des Hörens nicht werth ist, die sich aber durch prachtvolle Costümirung, die das was sie bedeckt errathen lässt, und durch aussergewöhnliche Schönheit auszeichnen. Ebenso sieht man Schauspielerinnen, die auch noch nicht die ersten Elemente des Deklamirens gelernt, was übrigens ganz gleichgültig, da die Handlung des Stückes aufgehört hat, Interesse zu erregen. Die Männerrollen werden fast ausnahmslos von prächtig gewachsenen Damen mit vollen gerundeten Formen im eng anliegenden Pagenkostüme gegeben, das sich überhaupt der vorzugsweisen Gunst erfreut und jede andere Bekleidung von der Bühne gänzlich zu verdrängen scheint. Lebende Bilder, immer mehr in das Gebiet der unverhüllt griechischen Skulptur hinübergreifend, finden in fortwährend sich erhöhendem Maasse Geltung und Anerkennung.

Endlich spielt der Tanz die wesentlichste Rolle, und zwar vornehmlich der keck herausfordernde, üppig-reizende Tanz. Ohne ihn ist schlechterdings mit dem Theater kein Geschäft mehr zu machen, und desshalb sehen sich sogar die Bühnen, die noch das reguläre Schauspiel aufzuführen wagen, gezwungen, sich ihr Publikum dadurch zu sichern, dass sie, wenn möglich in jedem Akte ein Ballet einschieben. Man geht aber noch weiter. Der Lieblingstanz des Jardin Mabille, der berühmt-berüchtigte, sinnlich reizende Cancan wird in einer Weise vorgeführt, die selbst der sehr liberalen Pariser Polizei Gelegenheit zum Einschreiten geben

dass in Folge dieses verschwenderischen Kostenaufwandes für eine Klasse, die niemals einen Dollar verdient hat, andere Zehntausende ausser Arbeit sind, und an Nahrung, Kleidung und Brennmaterial Mangel leiden!"

Die weitaus schlimmste Folge der Zurschaustellung dieses Luxus und der ausführlichen Berichterstattung über denselben durch die Zeitungen, die lediglich vom Geschäftsstandpunkte dem Geschmacke und Begehren ihres Lesepublikums Genüge leisten, ist die, dass Alle das Aeusserste dran setzen, es diesen vom Glück begünstigten Wenigen gleich zu thun. Die praktische Wirkung der Doktrin der Gleichheit wird in dieser Hinsicht gerade zur tyrannischen Herrschaft der Mode. Während es in Deutschland sogar von den Eitelsten noch in gewissem Maasse beinahe als Schande empfunden wird, als Modedame zu gelten, setzt die Amerikanerin ohne Ausnahme ihren Stolz darein, es als *fashionable lady* jeder Anderen gleich zu thun. Gleichviel was ihre persönlichen Ansichten, Gefühle und Neigungen, mag es ihr noch so unbequem und unlieb sein, und mag sie nur mit dem grössten Bedauern die, wie sie wohl einsieht, unnützen Ausgaben machen, von denen sie weiss, dass ihr Mann sie nur mit grösster Mühe zu bezahlen im Stande, sie muss in allen ihren Handlungen, in ihrem ganzen Auftreten und in jedem einzelnen Zuge ihrer Erscheinung sich auf's Strengste der Mode unterwerfen, denn *fashion is supreme* d. h. die Mode geht über Alles, und was sich ihr nicht fügt, ist aus der Gesellschaft ausgestossen (*read out of society*) Nach Asmus:

„Hat eine auch nur mal ein Zöpfchen
Nicht angeheft', wie ausgemacht,
Dreht jede zierlich gleich das Köpfchen
Und guckt ihr höhnisch nach und lacht."

Die Erziehung der Kinder in Haus und Schule.

Die im vorigen Abschnitte geschilderte allgemeine Auffassung kann natürlich nicht verfehlen, auch ihren Einfluss auf die Erziehung der Kinder auszuüben. Systematisch werden diese desshalb nicht zur praktischen, erzeuger [illegible] halten und

dafür erzogen, sondern letztere gilt von vornherein als unter ihrer Würde, und die Knaben werden zu Gentlemen, die durch glückliche Spekulation oder sonstigen Zufall Geld machen sollen, die Mädchen dagegen zu Ladies erzogen. Es ist ganz erstaunlich, welches Vertrauen der Amerikaner darein setzt, dass schon „etwas sich darbieten werde“, *something will turn up*, das seinen Kindern die Mittel gewähren werde, das Leben eines Gentleman zu führen.

Soweit diese Erziehung im Hause vor sich geht, zeichnet sie sich dadurch aus, dass den Kindern keine Arbeit zugemuthet wird, welche die *fashion* verbietet. Da nun die Fashion insbesondere den Ladies jede nutzbringende Arbeit untersagt, die nur im Geringsten physische Anstrengung erfordert, so ist die Folge davon die, dass sogar in den Häusern, wo die Mutter sich noch der Hausarbeit unterzieht, die Töchter in gänzlicher Unthätigkeit aufgebracht und von ihrer Mutter bedient werden. Es bedarf der Erwähnung, dass es immer noch Tausende und Zehntausende amerikanischer Frauen gibt, denen es weder an Fleiss noch an Lust, noch an Geschick mangelt, ihre Hausarbeit zu thun, und die vollkommen Willens sind, ihrem Gatten durch Besorgung des Haushaltes, ja sogar durch Sparsamkeit helfend zur Seite zu stehen. Aber auch sie stehen unter der Tyrannei der Fashion. Und sie können und dürfen sich dieser Arbeit nur insoweit unterziehen, als die Aussenwelt es nicht bemerkt. Dies geschieht denn auch in vielen Tausenden von Fällen, und diese, die einzigen wirklichen Hausfrauen, die die amerikanische Bevölkerung noch in ihrer Mitte zählt, ziehen sich bald, weil ihnen ihre Beschäftigung nicht die Zeit übrig lässt, sich, wie es die Fashion vorschreibt, auf dem *ladylike* Standpunkt zu halten, gänzlich von der Welt und dem Umgange mit der Gesellschaft zurück, und sind nur noch in der Küche und den fremden Besuchern nicht zugänglichen Zimmern des Hauses zu finden, deren Grenzen sie kaum jemals überschreiten. Es sind dies meistens noch im wahren Sinne des Wortes „Familienmütter“, deren Kinderzahl noch nicht durch die fashionable Zwei begrenzt wird. Aber gerade diese haben die Schwäche, den Ehrgeiz es allen Anderen gleich zu thun, auf den sie für ihre Person Verzicht geleistet, in ihren Kinder verwirklichen zu wollen. „Unsere Kinder sollen es besser haben wie wir!“ sind Worte, die der mit dem amerikanischen Leben wirklich Vertraute allenthalben gerade aus dem Munde der besten, tüchtigsten und fleissigsten Hausfrauen vernimmt, die nicht nur der amerikanischen, sondern beinahe im gleichen Maasse der eingewanderten Bevölkerung angehören. Und damit es die Kinder besser haben, fängt man damit an, sie zu gänzlich untüchtigen und nichtsnutzigen Menschen heran zu bilden. Damit das Töchterlein

in ihrem Aussehen, ihrem Auftreten und ihrer Bildung als Lady nicht zurückbleibe oder zurückstehe, reiben sich diese Mütter im buchstäblichsten Sinne des Wortes auf. Für diese Aufopferung werden sie nur in höchst seltenen Fällen mit der Liebe und Achtung der Kinder belohnt. Im Gegentheile saugen diese die Anschauungen, nach welchen es nicht *ladylike* und nicht *respectable* ist, solche Arbeit zu thun, wie sie in ihrem eigenen Hause ihre Mutter thut, im vollsten Maasse ein, und das unvermeidliche Ergebniss ist, dass sie ihre Mutter verachten. Sie, welche die *drudgery,* die schmutzige, mühsame Arbeit des Haushaltes thut, ist in ihren Augen eine untergeordnete Person, die sie bald mit keinem anderen Namen mehr belegen, als dem wegwerfenden *the old woman* „das alte Weib!" Während die jungen Ladies im Parlour, dem Prachtzimmer, sitzen und sich mit dem Piano und den anderen Elementen ihrer Bildung, oder mit ihren Besuchern kurzweilen, halten sie es für ganz in der Ordnung, dass jene im Hinterzimmer und der Küche diejenige dienstliche Arbeit verrichte, welche durch ihre Besuche nothwendig gemacht wird. Als die grösste Kränkung ihres *ladylike* Selbstgefühls würden sie es auffassen, wollte das *old woman* sich erdreisten, vor den Besuchern im Parlour ebenfalls zu erscheinen, was denn auch beinahe nie sich ereignet.

In der häuslichen Erziehung der Knaben waltet nur der Unterschied, dass während die Mädchen sich fast gar nicht in freier Luft tummeln dürfen, weil es nicht *respectable,* die Knaben beinahe fortwährend auf den Strassen herumliegen, und die moralischen Ansichten der Strassenjugend schon in frühem Alter in sich aufnehmen. Sich mit Jedem raufen, der ihnen in den Weg kommt, der ganzen Welt nichtsnutzigen und durchaus nicht innerhalb der Grenzen der Mässigkeit gehaltenen Schabernak spielen; Niemanden, absolut gar Niemanden achten, da sie ja mindestens gerade so gut, wie Jeder; sich von Niemand Etwas verbieten lassen, oder auch nur eine Ermahnung hinnehmen, da sie ja „freie unabhängige" Bürger sind oder sein werden, was in ihren Augen gleich viel; und endlich sich als eine Art Schinderhannes und Raufbold vor allen ihren Genossen auszeichnen und den Heldenruhm erwerben, der ihrer Meinung nach diese Auszeichnung begleitet, das ist die Moral der Strassenjugend, die mehr oder minder, ganz besonders aber dort wo das irische Element zahlreich vertreten, von der ganzen Knabenwelt getheilt wird. Nimmt man hinzu, dass es in jeder grösseren Stadt Hunderte von Knaben, kaum dem zartesten Kindesalter entwachsen, gibt, um die sich Niemand kümmert, die sich als Stiefelwichser, Zeitungsverkäufer, und in zeitweiligen Geschäften durch das Leben zu bringen haben, und daher mit einem gewissen neiderregenden Unabhängigkeits-

stolze erfüllt sind, so wird man begreifen, wie schwer es ist, einer solchen Jugend gegenüber die elterliche Disciplin aufrecht zu erhalten. Die Mehrheit der Kinder nennt denn auch den Vater nicht anders als *the old man* „der alte Mann" oder gar *the old fellow* „der alte Bursche". Letzteres ist überhaupt älteren Leuten gegenüber ihr Lieblingsausdruck.

Das Beste was die häusliche Erziehung noch erreicht, ist den Knaben einen oberflächlichen äusseren *gentlemanlike* Anstand einzuprägen. Gelingt dies bei ihnen nur unvollkommen, so wird es dagegen bei den Mädchen im höchsten Grade erzielt. Die amerikanische Miss von 17 Sommern oder noch weniger steht in ihrem ganzen Benehmen, namentlich aber in der ruhigen Sicherheit ihres Auftretens, die alle etwa existirenden Mängel an Bildung, Auffassungsgabe und Talenten unter dem undurchdringlichen Schleier kalter Unzugänglichkeit auf's Beste zu verhüllen versteht, den Damen der europäischen guten und grossen Gesellschaft vollkommen gleich. Uebrigens lässt sich auch nicht bestreiten, dass die Schulbildung der Frauenzimmer besser ist, als die der Männer. Während der Knabe die Schule als eine lässige Beschränkung seiner Freiheit ansieht, deren Zweck er überhaupt nicht begreift, da er ja an und für sich schon ein freier und gleicher Bürger zu werden berechtigt ist, sieht das im elterlichen Hause gewissermaassen eingesperrte junge Mädchen die Schule eher als einen Platz der Erholung und Abwechslung an. Ueberdies brennt sie vor Ehrgeiz, es an Bildung jeder Lady gleich zu thun. Um sich Auszeichnung in dieser Beziehung zu verschaffen, studirt sie demnach zu Hause mit demselben Eifer, womit ihr Bruder auf die Strasse stürzt, um dort an den Kämpfen der Strassenjugend theilzunehmen, und sich Ehre und Heldenruhm als erfolgreicher Klopffechter zu erwerben.

Dieser Tendenz der männlichen Jugend entgegen zu arbeiten, reicht die Disciplin der Schule nicht aus. In Folge der krankhaften Sentimentalität, die Strafen nicht mehr als dem Geiste des Zeitalters angemessen ansieht, ist nämlich jede empfindliche Strafe aus den amerikanischen Schulen verschwunden, und man beschränkt sich vielfach lediglich darauf, den widerspenstigen Zögling zu suspendiren d. h. ihn den Rest der jährlichen oder halbjährlichen Schulzeit vom Besuche der Klasse auszuschliessen. Dies thut dem hoffnungsvollen Sprössling natürlich nur dann wehe, wenn er etwa daheim einen ganz ungewöhnlich barbarischen Herrn Papa haben sollte, der ihn für diese seine Errungenschaft tagtäglich durchbläut.

Die Mehrheit der Lehrer besteht überdies aus jungen, kaum der Schule entwachsenen, unerfahrenen Fräuleins, die den wilden Bengeln gegenüber ihre Autorität nicht behaupten können.

Endlich aber beruht das ganze Lehrsystem auf Grundsätzen, die soweit sie überhaupt Werth haben, der Anlage des weiblichen Geistes jedenfalls besser entsprechen, als dem männlichen. Das mechanische Auswendiglernen nämlich wird fast ausschliesslich geübt. Sämmtliche Schulbücher bestehen aus Reihen von Fragen, bei denen in der Regel auch gleich die Antwort steht, und diese werden unter der Aufsicht der Lehrerin, die gar keine oder nur die nothdürftigsten Aufklärungen gibt, — ihre eigenen Kenntnisse. würden ihr nicht erlauben, den in der Frage beregten Gegenstand ausführlich zu behandeln, — in der Schule laut durchgelesen, und nach mehrfachen Wiederholen zum Auswendiglernen aufgegeben. Von irgend einer planmässigen Entwickelung oder Anregung der selbstständigen Denkkraft ist gar nicht die Rede. Ist ein Buch durchgenommen, so geht man an's Nächste, und das Resultat ist in der Regel, dass der Zögling, der das Eine auswendig gelernt hat, von dem Inhalte des Vorhergehenden, der in keiner Weise mit dem Folgenden logisch verknüpft ist, auch nicht das Geringste mehr weiss.

Die Lehrmethode stützt sich demnach ausschliesslich auf blinde Autoritätsgläubigkeit und ein gutes Gedächtniss, lässt dagegen die Urtheilsfähigkeit und Folgerichtigkeit ganz unbeachtet. Da aber anscheinend die letzteren Seiten der Verstandesthätigkeit den Anlagen des männlichen Geistes am meisten entsprechen, während die ersteren dem weiblichen Geiste mehr zuzusagen scheinen, so erklärt sich daraus, dass die amerikanische Lehrmethode bei dem männlichen nur sehr mittelmässige, bei dem weiblichen Geschlechte dagegen etwas bessere Früchte bringt. Die Amerikanerin dürfte an Bildung der Dame der gebildeten Stände Europa's gleich stehen, während bei dem Manne Solches entschieden nicht der Fall ist.

Dieselbe Lehrmethode erstreckt sich sogar auf die höheren Schulen (*Colleges* und *Universities*). Die Mehrzahl dieser ist übrigens von Religionssekten gegründet, alle Lehrstühle werden von ihnen besetzt, gewöhnlich mit solchen Geistlichen ihrer Sekte, die keine gutzahlende Predigerstelle haben und als Lehrer Willens sind, nur unbedingt christliche, (d. h. was die betreffende Sekte als christlich auffasst) Wissenschaft [1]) zu lehren. Die wenigen Universities aber, die nicht unter dem direkten Einflusse einer Sekte stehen, sind dem Andrängen sämmtlicher Sekten oder gar den Einflüssen der Politiker ausgesetzt, die fortwährend um die Oberherrschaft ringen. Jene versuchen natürlich bei jeder Gelegenheit ihre speciellen Schrullen zur Geltung zu bringen.

1) Die Errichtung katholischer Universitäten in Frankreich findet also ihr schönstes Vorbild im — freien Amerika.

Letztere dagegen betrachten die Lehrerstellen auch noch als Ruhekissen für gute Freunde.

In allen diesen höheren Lehranstalten werden die Zöglinge ohne Rücksicht auf den Grad ihrer Vorbildung aufgenommen. Meist wohnen dieselben in einer Art Kaserne, die mit der Schule in unmittelbarer Verbindung steht, und dort werden die wilden, ungeberdigen, bis dahin noch gar keiner Disciplin unterworfenen Burschen mechanisch d. h. äusserlich disciplinirt, ein Process, der sie meist zu Heuchlern macht. Freie Vorlesungen existiren sogar in den besten Universitäten nicht, sondern der Student ist überall gezwungen, den regelmässigen Klassensitzungen beizuwohnen und dort die regelmässigen Vorträge zu hören und zu memoriren. Etwas wie Privatdocenten, wodurch talentvollen Lehrkräften Gelegenheit gegeben würde, sich in unabhängiger Weise hervorzuthun, kennt man gar nicht, will es auch nicht kennen, da die Richtung, die jede einzelne Schule beherrscht, in derselben eine unabhängige Wissenschaft nicht gestatten würde.

Unter allen Lehrern, die an der grossen Menge dieser Hochschulen angestellt sind, existiren sehr Wenige, die sich im Gebiete der freien Forschung einen Namen gemacht hätten. Sie sind vielmehr sammt und sonders Grössen unbekannten Ranges, die sich damit begnügen, die Forschungen der Gelehrten Europa's in einer, den Ansichten ihrer Sekte entsprechend, verstümmelten Form ihren Schülern vorzulegen.

Laboratorien, worin unter Anleitung von Professoren Experimente gemacht werden, sind entweder nicht vorhanden oder werden, wo sie vorhanden — dies ist der bezeichnendste Umstand für den Stand der höheren Bildung — nicht benützt. In der grossen Stadt Chicago besteht eine Universität mit einem guten astronomischen Observatorium, aber keinem Menschen, der sich darum kümmert oder auch nur im Stande wäre, dies zu thun. Nichts desto weniger sind die guten Bürger von Chicago stolz auf ihre Verdienste um die Astronomie.

Wird mitunter und nur ganz ausnahmsweise ein Mann von europäischem Rufe als Professor an einer dieser Lehranstalten angestellt, so kann dies nur ein solcher sein, der wie der verstorbene Agassiz es sich zum Berufe macht den Riss, der zwischen Bibelgläubigkeit und Wissenschaft besteht, zu überschmieren und übertünchen. Keine amerikanische Universität würde es wagen, einen unabhängigen Forscher zu berufen und ihm die Freiheit lassen, die wirklichen Resultate seiner Forschungen auch dann noch vorzutragen, wenn sie mit den religiösen Doktrinen der Sekte nicht mehr im Einklange zu stehen scheinen.

Uebrigens ist der untergeordnete Stand des höheren Unterrichtswesens in den Vereinigten Staaten durchaus kein Wunder.

Denn in Folge der ganzen politischen und socialen Organisation geht beinahe jedes Motiv, welches die Leute zu ernstem, unabhängigem Studium bewegen könnte, verloren. Auch der originellste Forscher und der gebildete Mann geniesst keine höhere Achtung, als ein anderer Mensch, es müsste denn sein, dass es ihm gelänge, auf irgend eine auffallende Weise sich Berühmtheit zu erwerben. Ebenso wenig gewährt die Absolvirung einer höheren Schule, Lehranstalt und Universität besondere Privilegien, wie es — dies muss nicht vergessen werden, da es, meiner Ansicht nach, eine der hauptsächlichsten Triebfedern des höheren Studiums ist — in Deutschland der Fall, wo diese Klasse das alleinige und ausschliessliche Recht zur Besetzung aller höheren Aemter und Stellungen in Besitz genommen hat und ausübt. Bei den politischen Verhältnissen in den Vereinigten Staaten ist — neuerdings immer mehr und mehr — der Besitz einer höheren Bildung für den, der eine analoge Stellung zu erlangen wünscht, gradezu ein Element der Schwäche, da sie die Kluft zwischen dem Candidaten und den Volksmassen, deren Gunst die Aemter verleiht, erweitert und seinen Ekel vor dem Parteigetriebe nur erhöhen kann. Die höheren Lehranstalten haben desshalb kaum einen anderen Zweck, als den, den Söhnen der reicheren Leute während ihrer Jünglingsjahre ein Unterkommen zu bieten und ihnen etwas Schliff beizubringen, sowie die Prediger der verschiedenen Sekten und die Unzahl der Aerzte auszubilden. Was die Arzneiwissenschaft betrifft, so leisten darin die Amerikaner verhältnissmässig noch das Meiste, wahrscheinlich, weil diese Wissenschaft ihren eigentlichen Werth erst durch die persönliche Erfahrung des Ausübenden erhält.

Will man sich einen Begriff von dem Stande der amerikanischen, unabhängigen, höheren Wissenschaft machen, so braucht man sich nur vorzustellen, wie es mit derselben sogar in Deutschland aussehen würde, wenn alle Gelehrten, welche durch Staats- oder sichere Anstellungen versorgt, in ihren Mussestunden sich unabhängigen Forschungen zuzuwenden im Stande sind, nie existirt hätten und nur solche übrig geblieben wären, die wirklich aus wissenschaftlichem Triebe ihrer praktischen Beschäftigung unter materieller Einbusse an ihrem vielleicht sehr geringen Einkommen die zu gelehrten Studien nöthigen Stunden abstehlen müssten. Wahrscheinlich gelänge dann bald auch nur die Bildung zur Pflege, die unmittelbare praktische Resultate ergiebt; nur Einzelne würden abstrakte Kenntnisse fördern und zum Lohne dafür ihrer vorläufigen Erfolglosigkeit halber als unpraktische Sonderlinge oder gar als Narren vom grossen Publikum betrachtet werden. Denn dies ist die Lage der höheren Bildung und Gelehrsamkeit in Amerika. Was dieser in Deutschland die Achtung

der Volksmasse verschafft, ist wesentlich der Umstand, dass diese Klasse durch ihre Organisation den Löwenantheil der politischen Macht an sich gerissen und die Herrschaft in den Händen hat. Der gebildete Mann geniesst die Achtung des grossen Haufens nicht seiner Bildung halber, deren Werth zu ermessen der Ungebildete nicht vermag, sondern seiner Stellung als Mitglied der herrschenden Klasse halber. Beweis dessen, dass der Amerikaner an sich grade so geneigt ist, die Bildung zu achten, als der Europäer, ist der Umstand, dass Alle, die sich einen unzweifelhaften europäischen Ruf als Gelehrte erworben haben, das grösste Ansehen geniessen. In den Vereinigten Staaten selbst aber besteht für den Gelehrten heutigen Tages gar keine Möglichkeit, sich einen solchen Ruf zu erwerben, weil eben anerkannte, urtheilsfähige Autoritäten, deren Zeugniss allein denselben zu ertheilen im Stande ist, nicht vorhanden sind.

Aus diesem Grunde bietet die höhere Bildung dem Ehrgeize auch nicht das geringste Feld, und es wirft sich Alles nur auf jene Studien, die direkt rentirende Resultate abwerfen. Dass dies nur sehr oberflächlich gebildete Menschen erzeugen kann und in längerer Zeitdauer beinahe zum gänzlichen Stillstande sogar auf dem Felde der praktischen Erfindungen führen muss, ist offenbar. Denn sogar letztere erfordern ein gewisses Studium, dessen lohnender Erfolg immer erst in weiterer Ferne steht. Thatsache ist daher, dass die Mehrheit aller praktischen Erfindungen durchaus nicht von schulgebildeten Menschen, sondern von lediglich praktischen Originaldenkern, denen häufig der Zufall den Anstoss dazu gab, gemacht ward. Dass z. B. in Amerika so viele arbeitsparende Maschinen erfunden worden, ist wesentlich dem Umstande zuzuschreiben, dass Arbeitskräfte daselbst selten und theuer gewesen, und demnach sowohl der Anstoss für solche Verbesserungen, als auch die nöthige Bereitwilligkeit zu deren schneller Annahme und Verbreitung bestand, die zur weiteren Vervollkommnung führen musste.

Ich kann nicht unterlassen, hier noch zu erwähnen, dass, was immer der Charakter der erworbenen Bildung sein mag, die amerikanische Bevölkerung doch streng auf die Erwerbung von Schulbildung seitens der Kinder hält. Wenn demnach der jüngste Census angiebt, dass im Jahre 1870 nicht weniger als in runder Summe zwei Millionen, d. h. ungefähr zehn Procent der eingebornen weissen Bevölkerung im Alter von über zehn Jahren nicht lesen und schreiben können, so sind diese zwei Millionen theils unter den armen weissen Sandhüglern und Hinterwäldlern des Südens zu suchen, die vom Verkehr mit der Welt und den Schulen schon von jeher, in Folge des Krieges aber noch mehr als vorher abgeschnitten sind, zum anderen und wahrscheinlich allergrössten

Theile entstammt diese Ziffer den zahlreichen Kindern der eingewanderten irischen Bevölkerung, die nicht nur sich nicht bewogen fühlt, ihre Nachkommenschaft zum Schulbesuche anzuhalten, sondern sogar noch von den katholischen Priestern beeinflusst wird, ihre Kinder nicht in die gewöhnlichen Freischulen des Landes zu senden, sondern nur in die katholischen Kirchenschulen. Da letztere aber nicht überall vorhanden, erhalten die Kinder der katholischen Bevölkerung häufig gar keinen Unterricht. Nur auf solche Weise erklärt sich die auffallende Zunahme der Zahl der gänzlich Ununterrichteten im letzten Jahrzehnt, die der wirklichen amerikanischen Bevölkerung und deren Abkömmlingen nicht zur Last gelegt werden kann.

Die höhere Bildung des weiblichen Geschlechtes wird ebenfalls in *Colleges* oder *Seminaries* ertheilt. Diese stehen ohne Ausnahme in Verbindung mit dem Sektenwesen. Ebenso wohnen die Zöglinge in den Schulgebäuden als *Boarders,* und entwöhnen sich dadurch vollständig dem häuslichen Leben.

Die höheren Töchterschulen, worin die jungen Mädchen schaarenweise ohne jede Spur einer physischen Thätigkeit in klösterlicher Abgeschlossenheit gerade zu der Zeit gehalten werden, wo sich bei ihnen das geschlechtliche Interesse zu regen beginnt, lenken ihren von den unaufhörlichen Memorirübungen ermüdeten und überreizten Geist nicht nur auf das Fashionable, sondern erzeugen als Reaktion eine übertriebene geschlechtliche Reizbarkeit. Wie diese sich Luft macht, zeigt die ganz ausserordentliche Verbreitung einer über alle Begriffe schmutzig-obscönen Literatur. Bei einzelnen New-Yorker Buchhändlern hat die Polizei, die sich dann und wann, aber nur sehr ausnahmsweise, zu einem Schlage aufrafft, ganze Wagenladungen solcher Bücher gefunden. Die Anzeigen und Empfehlungen dieser Literatur sind in einer ganzen Menge von Blättern, sogar häufig in solchen, die sich in ein religiöses Gewand hüllen, in verblümter Sprache, zu finden. Amtliche Untersuchungen aber haben festgestellt, dass diese Waare ihr bestes Publikum an den jungen Damen der höheren Schulanstalten findet. Dass dabei unnatürliche Gewohnheiten in der weitesten Ausdehnung vorwalten, gleichsam an Stelle anderer, unterdrückter, physischer Thätigkeit treten und bis zur Zerstörung der Gesundheit getrieben werden, ist eine unvermeidliche Thatsache, die in dem schlaffen, hinfälligen, nervösen, ätherisch-transparenten, hysterischen Aussehen und Wesen der jungen Damen, die im Alter von ungefähr siebenzehn Jahren aus diesen Collegien in die „Gesellschaft“ treten, ihre Bestätigung findet.

Das eheliche Leben und die gegenseitige Stellung der Geschlechter.

Mit dem Augenblicke, als die junge Dame in die Gesellschaft eingeführt ist, beginnt ohne jeden Uebergang die freieste Periode ihres Lebens. Das Schulmädchen von ehegestern ist heute zur bewunderten und umschwärmten *Belle of the season,* der Königin des laufenden Jahres geworden, die zu bevormunden oder deren Willen Schranken anzulegen, Niemand mehr, selbst ihre Eltern nicht, versuchen. Im Gegentheile trachten Letztere alle ihre Launen, Wünsche und fashionablen Bedürfnisse, soweit es in ihren Kräften steht, zu erfüllen, um ihr Gelegenheit zu geben, im vollsten Maasse zu glänzen und werthvolle Eroberungen zu machen. Ohne jegliche Ueberwachung nimmt sie Besuche an, unterhält dieselben im Prachtzimmer, ohne durch die Eltern im Geringsten genirt zu werden, nach Belieben, macht selbst Besuche, und nimmt *Buggy-rides* mit ihren Beaux vor, d. h. sie lässt sich von ihren Courmachern in den leichten, Buggies genannten zierlichen Wägen, eine Specialität Amerika's, hinter schnellen Pferden im Tempo von einer englischen Meile in zwei Minuten vierzig Sekunden, dem *two-forty gait* bei Tage oder des Abends spazieren fahren.

Trotz ihrer krankhaft-sentimentalen Reizbarkeit aber wird sie von der idealen, schwärmerisch-hingebenden Romantik, die Nichts als zwei liebende Herzen, ein Hüttchen und ein Bettchen braucht, um glücklich zu sein, nur höchst selten verführt. Der Gedanke, den sie nie aus den Augen lässt, das stete Ziel ihres Ehrgeizes ist vielmehr der, es als fashionable Lady jeder anderen gleich zu thun und eine respectable Existenz zu führen. Und sie hat genug vom Leben gesehen und gelernt, um die Ueberzeugung zu hegen, dass Geld dazu unentbehrlich sei. Während sie demnach zur Befriedigung ihrer Eitelkeit gern bereit ist, mit jedem beliebigen Beau zu coquettiren, *(to flirt)*, zieht sie doch nur die ernstgemeinten Anträge derjenigen in Erwägung, deren Auftreten sie berechnen lässt, dass sie auch ihre Bedürfnisse bestreiten können. Dass diess so weit gehe, dass die junge Dame selbst sich von dem Bewerber einen detaillirten Nachweis seiner Vermögensumstände liefern lasse, ist um deswillen nicht richtig, weil ein solcher Nachweis in den Vereinigten Staaten nur von sehr Wenigen ge-

liefert werden könnte. Denn gesicherte Kapitalien sowohl als gesichertes Einkommen sind dort in Folge des fortwährenden Wechsels viel seltener vorhanden, als in Europa; die vorhandenen aber gehören älteren Leuten, nicht den zum Heirathen geneigten jungen Männern. Die Eltern aber haben bis heute noch nicht die Sitte angenommen, ihren Kindern, sowohl Söhnen als Töchtern, eine ihrem Vermögen entsprechende Kapitalausstattung in die Ehe mitzugeben, und Aussichten auf eine zukünftige Erbschaft beim Ableben Jener liegen in einer Ferne, die der Amerikaner bislang gar nicht gewöhnt ist in Betracht zu ziehen, da bis dahin sich Vieles geändert haben und das elterliche Vermögen verschwunden sein kann. Die junge Dame beurtheilt demnach den Vermögensstand ihrer Freier, oder richtiger ausgedrückt, deren Fähigkeit, sie als Lady, wie sich's gebürt, zu unterhalten, lediglich nach seinem Auftreten und durchschnittlichen Geldverbrauche. Dass sie sich dabei sehr oft täuschen lässt, ist unausbleiblich. Da man sich aber den unbequemen Luxus der Kinder nur in sehr geringem Maasse gestattet, und die Möglichkeit der Scheidung immer offen steht, ist ein Irrthum in dieser Beziehung durchaus nicht unheilbar. So ergreift sie denn schliesslich eine ihr günstig erscheinende Gelegenheit, theilt ihren Eltern und ihrer Familie mit, dass sie ihre Wahl getroffen habe, und heirathet.

Allzu scrupulös darf sie in ihrer Auswahl eben nicht sein. Denn die Heirathsanträge zeigen namentlich in den letzteren Jahren, und ganz besonders in den respectablen Kreisen eine erschreckende Abnahme. Die Unterhaltungskosten eines anständigen Haushaltes und einer fashionablen Lady sind eben seit fünfzehn Jahren mindestens um das Dreifache gestiegen, während die Einnahme der jungen Männer eine entsprechende Zunahme nicht nur nicht zeigt, sondern im Gegentheile, immer weniger gesichert geworden ist. So ist es denn kein Wunder, wenn im Staate Ohio, der in der Mitte zwischen den Fabrikstaaten des Ostens und den Ackerbaugegenden des Westens gelegen, als passendes Durchschnittsbeispiel gelten kann, während der zehn Jahre von 1863 bis 1873 die Anzahl der jährlich abgeschlossenen Ehen, trotz der stattgehabten Bevölkerungszunahme von 31,000 bis 21,000, also im umgekehrten Verhältnisse von 3 zu 2 gesunken ist.

Die unmittelbare Folge aller dieser Umstände, welche die eingeborne Bevölkerung ganz besonders betreffen, zeigt sich darin, dass in den Fabrikdistrikten der Neu-Englandstaaten, die ein bedeutendes eingewandertes Element meist keltisch-katholischen Blutes besitzen, das Verhältniss der jährlichen Geburten zur Gesammtbevölkerung unter Letzterem Elemente sich stellt wie 1 : 14, während es bei der eingeborenen Bevölkerung gleich 1 : 54 ist. Im Uebrigen muss ich entschieden der Annahme widersprechen,

als ob aus diesem Grunde die amerikanische Bevölkerung aussterben und den Kindern der Eingebornen den Platz räumen müsse. In gewissen Distrikten, wie dem eben angeführten, mag dies wohl zur Wahrheit werden. Aber zur allgemeinen Geltung kann es desshalb nicht kommen, weil in allen Städten und Fabrikdistrikten die Kinder der Eingewanderten schon in der ersten Generation dieselben Wege wandeln, welche die amerikanische Bevölkerung vor ihnen eingeschlagen hat, und weil ein sehr grosser Theil der Letzteren Landbevölkerung ist und bleiben wird. Diese aber wird nicht in Folge von Moralpredigten, sondern unter dem Drucke der veränderten Verhältnisse der ausschliesslich auf Luxus und Bequemlichkeit gerichteten Tendenz entsagen und sich von der allzu kostspielig gewordenen Tyrannei der Mode und Respectabilität befreien müssen, und damit auf naturgemässe Bahnen zurückkehren, von denen sie überhaupt noch am wenigsten und nur in Folge aussergewöhnlich günstiger Verhältnisse, nicht etwa in Folge absichtlicher und bewusster moralischer Verderbtheit abgewichen ist.

Vorläufig aber nimmt die Sache ihren unaufhaltsamen Gang, der zu immer grösserer geschlechtlicher Demoralisation führt. Die Abnahme der Ehe führt zu einer ungeheuren Zunahme der Unverheiratheten beiderlei Geschlechtes. Vergegenwärtigt man sich nun die geschilderten Sitten, die nervöse Reizbarkeit der zur Hysterie geneigten Frauen, die freie Unabhängigkeit der jungen Damen in der Wahl ihres Umganges, den sensationell reizenden, häufig obscönen Lesestoff, der die hauptsächliche Unterhaltung ihrer nie endenden langweilig-eintönigen Mussestunden bildet, endlich die ganz allgemeine Kenntniss der Mittel der Fruchtabtreibung u. s. w. die obendrein beinahe in jeder Zeitung fortwährend angezeigt werden, dazu die ruhige, Alles verbergende Sicherheit des Auftretens, die der Amerikanerin eigen, so kann man sich vorstellen, in welchem Maasse natürliche krankhaft gesteigerte Triebe ausser der Ehe Befriedigung suchen, die sie in ihr nicht erreichen können. Umsomehr als die Gesetzgebung dem Mädchen die Möglichkeit gewährt, ihr Ziel, die Versorgung durch die Ehe, durch aussergewöhnliche Hingabe zu erreichen, diese also gewissermaassen prämiirt, und um so mehr endlich als die herrschende Sitte den Mann zum unverbrüchlichen Stillschweigen zwingt, weil irgend ein Skandal, der dem Rufe eines Weibes nahe tritt, ihren männlichen Anverwandten das Recht gibt, durch Tödtung des Mannes die geschädigte Ehre des unverantwortlichen Weibes wieder herzustellen.

Das amerikanische Gesetz erlaubt nämlich nicht nur die Vaterschaftsklage, sondern zwingt den Verklagten sogar, das Mädchen, die ihn als Vater ihres Kindes oder auch nur als ihren

„Verführer“ vor Gericht zieht, zu heirathen, oder ihr doch falls sie auf dieses Recht verzichtet, eine bedeutende Entschädigung zu zahlen. Die blosse eidliche Behauptung, dass der Mann ihr die Ehe versprochen habe oder der Vater ihres Kindes sei, gilt von vornherein als Beweis, den nur der offenbare Nachweis ihrer anderweitigen Unkeuschheit erschüttern könnte. Diesen Nachweis zu liefern, ist aber der eben erwähnten Sitte halber unmöglich. Sogar wenn die Betreffende notorisch vielen Männern zu Willen gewesen, würde dennoch nicht Einer sich bereit finden lassen, dies gerichtlich zu beeidigen, weil er dadurch nicht nur gegen sich selbst Zeugniss ablegt, sondern sich auch wehrlos der Rache der männlichen Angehörigen des Dämchens oder dieser selbst blossstellt. Ueberdies würde er in der öffentlichen Achtung sinken, weil er das Vertrauen, das die Betreffende in ihn als Gentleman setzt, dessen Ehrenpflicht in solchen Sachen Verschwiegenheit ist, getäuscht hat, und demnach auch in anderen Beziehungen unzuverlässig sein mag. Aus allen diesen Gründen gelingt eine Vertheidigung in den seltensten Fällen und der Angeklagte wird in der Regel — zur geheimen schadenfrohen Genugthuung aller anderen Liebhaber — verurtheilt, die Klägerin auf der Stelle zu ehelichen, oder falls sie es vorzieht, Entschädigung zu zahlen. Hat er Vermögen, so ist häufig Letzteres der Fall.

Natürlich beutet die gewöhnlichste Speculation dieses gesetzliche Verhältniss aus. Kürzlich kam in Brooklyn, der Schwesterstadt New-York's, ein Fall vor Gericht, in welchem ein junges Mädchen von 15 Jahren den Stadtvermessungsbeamten, einen alten reichen Junggesellen, wegen Bruchs eines Heirathsversprechens, dass er ihr als sie 14 Jahre alt war, gegeben, auf eine Entschädigung von nur 100,000 Dollars verklagte. Klagen, welche aus den trivialsten Beziehungen eines gegenseitigen Verkehrs ein Heirathsversprechen ableiten, sind alltäglich, und nur ganz ausnahmsweise gelingt es dem Verklagten, einen derartigen Process zu gewinnen.

Dass solche gewaltsam zusammengeschmiedete Paare nicht mit besonderer Liebe an einander hängen, lässt sich denken. Häufig trägt es sich zu, dass der eben gerichtlich angetraute Ehemann seine nunmehrige Frau schon an der Ausgangsthüre des Gerichtssaales verlässt. Bei den ungesicherten und schwankenden Verhältnissen kommt ein Verlassen der Frauen seitens der Männer, was die Kosten einer Scheidung spart, überhaupt sehr häufig vor, und die Anzahl der Strohwittwen ist ganz enorm. Der leichtsinnige, rücksichtslose junge Mann, der während einer kurzen Zeit guten Verdienstes ein Mädchen geheirathet und die Süssigkeiten der Flitterwochen genossen hat, schnürt, wenn die Zeiten flau werden und sein Verdienst nicht mehr ausreicht, einfach sein Bündel und reist in einen anderen Staat. Dasselbe thut der ruinirte

Speculant, der sich zum Arbeiten für den Lebensunterhalt seiner Familie nicht entschliessen kann. Und ausserordentlich häufig sind die Fälle, in denen namentlich jene hübschen jungen Männer in ihrer neuen Heimath dasselbe Spiel wiederholen. Desshalb haben Fälle von Bigamie oder Polygamie längst aufgehört, eine Seltenheit zu sein, und obwohl sogar die Anzahl derselben, die vor die Gerichte gelangen, schon ganz bedeutend, darf man kühnlich behaupten, dass sie nur einen kleinen Procentsatz der Gesammtheit bildet. Denn weitaus die meisten Strohwittwen schicken sich in die Lage, und erwirken, wenn sie wieder Gelegenheit zum Heirathen finden, entweder eine Scheidung oder machen es wie ihre Männer und heirathen auch ohne dieselbe.

Die Anzahl der Scheidungen beträgt überdies nicht weniger als ein volles Sechstel der abgeschlossenen Ehen. Alle diese Klassen nun, unverheirathet gebliebene Jungfern, Strohwittwen, geschiedene Frauen und endlich wirkliche Wittwen bilden ein immer mehr anschwellendes Heer, das nur in den wenigen Fällen wo die Eltern wirklich der reichen Klasse angehören, im Stande ist die Lebensweise, die ihnen nach ihren Ueberzeugungen gebührt, als respectable und fashionable Ladies zu führen. Die Folge ist natürlich Missstimmung und Unzufriedenheit mit der gesammten Weltordnung und ein wüthender Drang nach Reformen, die alle Ungerechtigkeit, besonders die woran diese Frauen leiden, alle Unterdrückung, allen Mangel (an den nöthigen Mitteln, der Fashion zu folgen) und alle nicht respectable Arbeit für immer beseitigen sollen. Wahrhaft wunderbar sind die Pläne die das weibliche Gehirn in dieser Richtung ausheckt. Nach den Einen würden vor der Einführung des Weiberstimmrechtes alle Uebel dahinschmelzen, wie Schnee unter der Tropensonne, und ewiger Frieden, immerwährender Ueberfluss und gegenseitige christliche Liebe das Weltall erfüllen; nach den Anderen ist es die Abschaffung der Ehe, die der Gesellschaft unbedingt Noth thue, wobei sie unterlassen uns zu sagen, was sie eigentlich mit den Kindern anzufangen gedenken. Wieder Andere beklagen sich in unendlichen Tiraden in den Zeitungen darüber, dass die Männer gar nicht heirathen wollen, und schlagen vor, dass ein gesetzlicher Druck auf widerwillige Junggesellen ausgeübt werde, womit denn auch wie berichtet wird, der Staat Tennessee durch Auflegung einer Kopfsteuer von 10 Dollars jährlich auf ledige Männer den Anfang gemacht haben soll. Noch Andere und diese sind wohl die Mehrzahl, beschweren sich darüber, dass sie respectable Arbeit, d. h. Arbeit die ihnen erlaubt, die fashionable Lady zu spielen, und von welcher ihnen die Finger nicht rauh werden, gar nicht finden könnten, was sehr wahrscheinlich, da es Hunderttausenden von Männern gerade so geht. Letztere sind in solchen Fällen eben schliesslich gezwungen,

weniger respectable, d. h. wirklich producirende Arbeit zu thun, und es wird wohl den Weibern am Ende nichts weiter übrig bleiben, als diesem Beispiel zu folgen, und sich zu erinnern, dass in den Vereinigten Staaten keine Klasse von Arbeitern so gesucht und verhältnissmässig so gut bezahlt wird, als Frauenzimmer, die Küche und Haus besorgen und in Ordnung halten können.

Einzelne Versuche, vermöge solcher Reformen das Oberste zu Unterst zu kehren, sind dann und wann gemacht worden. Die *Shakers'*, eine Religions-Genossenschaft, haben die Ehe und die Kinder ganz und gar abgeschafft, ersetzen aber bis jetzt immer noch ihren Bedarf von neuen Mitgliedern aus den sündigen Erzeugnissen jenes Theiles der menschlichen Gesellschaft, der ihrem Beispiele nicht gefolgt ist. Dagegen verwirklicht die *Oneida Community*, eine religiöse Gemeinde in Oneida County im Staate New-York, die kühnsten Hoffnungen des Communismus, und hat wie sich nicht bestreiten lässt, einen vorläufigen Erfolg. Alles ist hier gemeinsam, nicht nur das Eigenthum und die Arbeitserzeugnisse, sondern ebensowohl die Personen der zugehörigen Männer, Weiber und Kinder. Ob damit die allgemeine Stichhaltigkeit der, dem Geschmacke der germanischen Race widerstrebenden Lehren des Communismus erwiesen ist, bleibt dahingestellt.

Der Mormonismus dagegen, der sich in dem entlegenen abgesonderten Utah einen Staat im Staate zu gründen versucht, und in der Cultivirung dieser Oase unbestreibare Verdienste sich erworben hat, strebt durch die Vielweiberei dem Ueberschusse unbeschäftigter Frauen ein Ende zu machen. Da es aber offenbar ist, dass ein Mann noch viel weniger vermag eine Mehrzahl von Frauen respectable zu erhalten, als nur Eine, und da der Grund der Abnahme der Heirathen eben der ist, dass diese Eine schon zu kostspielig ist, so findet die Lehre der Mormonen unter den Amerikanerinnen keinen besonderen Anklang, und der Hohepriester Brigham Young sieht sich genöthigt, die Reihen seiner Gläubigen durch Rekrutirung aus den untersten Klassen der Bevölkerung von England, namentlich von Wales, dann von Schweden und Dänemark zu verstärken.

Alle verschiedenen Weltreformpläne, von dieser unzufriedenen Klasse von Weibern und ihrem männlichen Anhange in Zeitungen die den Weiberrechten, der Emancipation der Frauen u. s. w. gewidmet sind, sowie in Büchern und sehr besuchten, weil sensationell-pikanten Vorlesungen unter dem Publikum verbreitet, haben nur den Einen Erfolg, die moralischen Begriffe der Amerikaner immer noch mehr zu verwirren, und die geschlechtliche Entsittlichung in immer weitere Kreise zu tragen. Wie weit dieselbe vorgeschritten, zeigt der schon einmal erwähnte Fall des Pastor

Beecher in Brooklyn, aus dessen Enthüllungen ziemlich klar hervorgeht, wie unter der hocharistokratischen, streng christlich-religiösen Gemeinde dieses Herrn in geschlechtlicher Beziehung ein Zustand der Dinge bestand, der der freien Liebe so ähnlich, wie ein Ei dem Anderen. Die berühmte oder berüchtigte Vorkämpferin der freien Liebe, Victoria Woodhull, welche den ersten Anstoss zu dieser Untersuchung schon vor mehr als drei Jahren gegeben, und die damals wegen Verläumdung, Missbrauchs der Presse und obscönen Veröffentlichungen, worunter ihre Erzählung des angeblichen Sachverhalts zu verstehen, processirt wurde, erscheint in dem Lichte der umfangreichen Untersuchungen als die einzige in diesen Fall verwickelte Person, welche offen und ehrlich die Wahrheit gesprochen hat. Alle anderen Theilnehmer dagegen, sämmtlich der respectabelsten Gesellschaft angehörig, entpuppten sich als systematische Lügner und Heuchler.

Eine der Reformparteien die ihr Entstehen der Abnahme der Heirathen und der Verschlechterung in der Lage der Frau verdanken, findet unter der weiblichen Bevölkerung Amerikas beinahe allgemeinen Anklang: jene nämlich die alle Uebel den geistigen Getränken zur Last legt und von einem allgemeinen Verbote der Spirituosen die Wiederherstellung der Sittenreinheit, der Ehrlichkeit, der Religiösität, der Heirathslust der Männer und — *last not least* — ihrer Fähigkeit die Ausgaben einer fashionablen Lady auch fernerhin zu bezahlen, erwartet. Diese Prohibitions- oder Temperanz-Partei steht in engster Verbindung mit den Kirchen, wodurch sie ihre eigentliche Organisation und Stärke erhält.

Wie schon einmal bemerkt, ist der Verbrauch geistiger Getränke in den Vereinigten Staaten wirklich sehr bedeutend, und ein Uebel von colossalen Dimensionen, das unzweifelhaft dem Familienleben die empfindlichsten Wunden schlägt. Trotzdem ist es nicht sowohl die Ursache, als vielmehr nur eine Erscheinungsphase der sittlichen Zerrüttung.

Ein wesentlicher Grund dieses Uebels liegt in der — ich möchte sagen — socialen Kluft, die beide Geschlechter in Amerika viel schärfer von einander trennt, als dies in Europa der Fall. Schon von Jugend auf ist das Mädchen an's Haus gebannt, während der Knabe sich auf der Strasse herumtummelt. Jene wird auf ihre Weise gebildet, dabei nervös, krankhaft-sentimental, ist nichts weniger als praktisch und ihr ganzes Sinnen und Trachten richtet sich auf Befriedigung ihrer Sucht, es allen Anderen im Modeputz gleich zu thun. Mit allen den Charakterzügen, die sich hieraus entwickeln, hat der Mann nicht die geringste Sympathie, ja es fehlt ihm gänzlich an Verständniss dafür. Er hat als Knabe in der Schule nur so viel gelernt, als unumgänglich für das praktische Leben nöthig und nützlich war, ward dann

gleich in das öffentliche Leben geworfen, und hat seine eigentliche Bildung erst in diesem erhalten. Er besitzt demnach keine Spur von Sentimentalität, dagegen eine bedeutende Portion Rohheit und Rücksichtslosigkeit. Jedes Verhältniss fasst er nur von der unmittelbar praktischen Seite auf, und ist gar nicht im Stande, eine andere Auffassung auch nur zu begreifen. Was die Mode betrifft, so ist ihm dieselbe ein ganz unverständlicher Flitterkram, um den er sich für seine eigene Person auch nicht im Geringsten kümmert. Seine Geschäfte besorgt er ganz allein, und nie fällt es ihm ein, seine Frau irgendwie zu Rathe zu ziehen oder auch nur mit ihr darüber zu sprechen, da er sie doch für total unfähig hält, dieselben zu begreifen. Dies ist auch unzweifelhaft richtig, die Frau selbst ist mit dieser Einrichtung vollkommen einverstanden, und kümmert sich gar nicht, wie und ob ihr Mann Geld verdient, so lange nur eben was sie bestellt in's Haus geschickt, und ihren Modebedürfnissen Genüge geleistet wird. Sie steht nur in Verkehr mit ihresgleichen, hört Nichts als den gebräuchlichen Weiberklatsch, und liest Nichts als sentimentale, pikante oder Schauderromane. Er dagegen hat das Lesen der Räubergeschichten seit der Knabenzeit an den Nagel gehängt, ihm bleibt höchstens die Zeit, die telegraphischen- und Handelsberichte oder einen Leitartikel seiner Zeitungen in Eile zu überfliegen. Er kommt mit All' und Jedermann in fortwährende Berührung, unterhält sich aber kaum jemals von Gegenständen des Kaffeeklatsches, die ihn nicht im Geringsten interessiren, sondern von Geschäften aller Art, und seine Gedanken wenden sich nicht romantischen Gefühlen sondern dem zu, was da gemacht werden kann.

So bestehen zwischen beiden Geschlechtern geistig kaum welche Elemente des Verständnisses, vielmehr eine kühle, beinahe fremde Berührung. Und ein wesentlicher Theil der Achtung, die von den Männern den Weibern gezollt wird, entspringt dieser Quelle.

Die Achtung, die das weibliche Geschlecht geniesst, wird seit lange als eine besondere Charaktereigenthümlichkeit des amerikanischen Lebens gepriesen. Sie hat, wie Alles in dieser Welt, ihre natürlichen Entstehungsgründe. Theils ist sie der germanischen Race überhaupt eigen, theils entspringt sie wie schon früher bemerkt, der Scheu eines Jeden, die Schranken zu verletzen, die die Sphäre des Weibes begrenzen, und sich dadurch der Rache auszusetzen, die nach germanischen Anschauungen den Angehörigen der Frau zusteht. Vielleicht ist dieser Theil mit dem Vorigen identisch und bildete den Grund der Achtung, womit die alten Germanen das Weib behandelten.

Ein anderer Theil aber, und zwar ein sehr beträchtlicher, der Achtung die das Weib in Amerika geniesst, hat seine Quelle

einfach darin, dass in neuen Ländern das männliche Geschlecht immer in viel grösserer Anzahl vertreten ist, als das weibliche. Das Weib wird in Folge dessen zu einem sehr gesuchten und also höchst werthvollen Artikel. Es wird ihr, wie es thatsächlich in den Territorien des fernen Westens der Fall, beinahe Alles nachgesehen. Gemeine Prostituirte sogar haben Aussicht ganz achtungswerthe Männer als Bewerber um ihre Hand auftreten zu sehen. Und schon verheirathete Frauen müssen von ihren Männern sorgfältig gehegt werden. Denn bei der geringsten Unzufriedenheit bieten sich ihnen sogleich dutzendweise die Gelegenheiten, sich dem Schutze anderer Männer anzuvertrauen, die bereit sind alle ihre Wünsche zu erfüllen, um nur in dem so seltenen Genuss ihrer Gesellschaft zu schwelgen. Diese Achtung hat aber eine eigenthümliche Seite. Sie entspringt lediglich dem physischen, geschlechtlichen Bedürfnisse und kann desshalb nur so lange bestehen, als das Weib den Mann in dieser Beziehung zu reizen vermag. Sobald dies vorbei, hat sie aufgehört besonderen Werth zu besitzen, und was ihr an Achtung noch gezollt wird, ist höchstens Angewöhnung.

Dass Solches in Amerika vorwiegend der Fall ist, zeigt die Thatsache, dass in Wirklichkeit die Achtung sich hauptsächlich den jungen, reizenden Weibern zuwendet, während sie sich bedeutend verringert, sobald das Weib in das, so zu sagen, geschlechtlich unnütze Alter eingetreten, und auf ihren eigenen persönlichen Werth angewiesen ist. Die Achtung, die das *old woman,* das alte Weib, bei den Amerikanern geniesst, ist entschieden geringer als in Europa. Im Gegensatze erfreut sich das gänzlich unreife Mädchen, ja beinahe das weibliche Kind schon einer anticipativen Achtung seines geschlechtlichen Zukunftswerthes als *young lady,* wovon in Europa keine Spur zu finden.

Endlich aber rührt ein dritter Theil der Achtung der Frauen in Amerika von der oben geschilderten Entfremdung her. Sie ist gewissermaassen eine Scheu des Mannes bei Wesen, die so gänzlich verschieden in allen ihren Ideen, Anstoss zu erregen. Ihr allein ist die — bei dem dreisten, verwegenen, gar nicht zu verblüffenden Amerikaner höchst seltsam erscheinende — Schüchternheit und Unbeholfenheit zuzuschreiben, die ihn im gesellschaftlichen Umgange mit dem weiblichen Geschlechte charakterisirt, und die zur ergötzlichen Folge hat, dass höflich gebildete Europäer, namentlich aber Franzosen, die von dieser Schüchternheit keine Spur besitzen, in amerikanischen Cirkeln jederzeit die Rolle der Löwen spielen. Während sie in leichter und gewandter Manier mit allen Damen im Saale umzugehen wissen und binnen Kurzem auf bestem Fusse mit ihnen verkehren, stehen die anwesenden Amerikaner, verblüfft über diese unerhörte

Nonchalance im Hintergrunde und in den Ecken, und verwünschen in eifersüchtiger Wuth den fremden Eindringling, der ihnen ihre *belles* vor der Nase wegschnappt. Darum gelingt es auch so vielen europäischen Abenteurern, die sich gewöhnlich als polnische Grafen, französische Barone und italienische Herzöge einführen, Töchter aus der reichsten, amerikanischen Geldaristokratie und mit ihnen eine gehörige Portion des Reichthums des Herrn Papa zu erobern, woran dem betreffenden gewandten Adonis gewöhnlich das Meiste gelegen ist.

Die Folge dieser Entfremdung ist nun die, dass es dem amerikanischem Ehemann, sobald das geschlechtliche Interesse an seiner Frau abgestumpft ist, nicht mehr gelingen will, sich irgendwie mit ihr zu unterhalten. Es herrscht demnach nur bei sehr wenigen Familien ein herzlicher Ton; bei den weitaus meisten dagegen beschränkt sich der gegenseitige Verkehr bald auf die Formen einer kühlen, gemessenen Höflichkeit und Zutraulichkeit würde sogar aufdringlich erscheinen.

Die Temperanz-Bewegung und das religiöse Leben in Amerika.

Der von Geschäften abgespannte Mensch empfindet immer und überall das Bedürfniss nach Unterhaltung, Erholung und Abwechslung. Diese, weil sie ihnen im gegenseitigen Verkehre in der Familie nicht zu Theil wird, sind beide Geschlechter gezwungen anderwärts zu suchen: die Frau im Modeputz und im *shopping,* der Mann in den Trinklokalen, in der nervösen Aufregung des Trunkes selbst, am Spieltisch und bei anderen Frauenzimmern, die ihm einen neuen animalischen Reiz bieten, den seine Frau nicht mehr zu gewähren vermag. In der Regel sind dies Prostituirte oder Personen ähnlichen Kalibers, von denen weder ein längerer Widerstand, noch eine nachherige Schadenersatzklage zu gewärtigen ist. Gleichviel aber, wohin er sich wendet, überall findet er nicht nur die Gelegenheit, sondern sogar die beinahe unabweisliche Anreizung zum Trinken, die das gesuchte Vergnügen wesentlich erhöht. Und ein eigener Charakterzug, der ihn vom Europäer scharf unterscheidet, macht ihn zu jeder Steigerung seines Vergnügens besonders geneigt.

Dieser Charakterzug prägt sich aus in einer hastigen, nervös-energischen Unruhe, welcher das bedächtige Phlegma seiner germanischen Stammesgenossen in Europa völlig abgeht. Der Grund dieser nervösen, unstäten Hast liegt unzweifelhaft im Klima des Landes. Denn sie zeigt sich bereits an allen Eingewanderten, die längere Zeit in den Vereinigten Staaten leben. Ihr gebührt auch ein wesentlicher Antheil an dem Wechselvollen der Geschäftsverhältnisse, sowie des gesellschaftlichen Lebens Amerika's. Sie äussert sich in der geringsten Handlung. Es scheint dem Amerikaner ganz unmöglich, seine Zeit ohne Beschäftigung zu verbringen. Er vermag nicht, ruhig auf einem Stuhle zu sitzen, sondern schaukelt sich darauf hin und her. Ihm ganz unbewusst, beschäftigen sich seine Hände mit irgend Etwas, was sie gerade erfassen, sei es auch nur ein Stück Papier das sie zerknittern. Das in deutschen Städten zu beobachtende bedächtig langsame Schlendern ist in Amerika nie zu sehen. Alles rennt. Doch glaube man nicht, dass alle diese Leute ungeheuer beschäftigt seien. Im Gegentheile, Viele hocken sich urplötzlich auf irgend einen Zaun, einen Pfahl oder sonst wohin, wo sie sich nur durch fortwährendes Balanciren, das die Beine beschäftigt, sitzend erhalten. Binnen Kurzem ziehen sie ein Messer aus der Tasche, und ihre Hände fangen an, was ihnen in den Wurf kommt, sei es der Zaun selbst, zu zerschneiden.

Man beobachte den ehrsamen deutschen Bürger und seinen amerikanischen Genossen beim Zeitungslesen. Ersterer schreitet zum Tische, legt bedächtig Stock und Hut ab, wischt mit dem Taschentuch den Stuhl ab, setzt sich langsam aber sicher in regelrechte Positur und ergreift, nachdem er sich überzeugt, dass auf dem Tische Alles in Ordnung, endlich das Zeitungsblatt, entfaltet es fein säuberlich, legt es gerade vor sich hin und fängt am oberen Ende in der linken Ecke auf der ersten Seite an, den Inhalt zu prüfen. Der Amerikaner thut Nichts von Alledem. Er packt vielmehr ohne Weiteres die Zeitung, wirft, wie es ihm eben in die Hand kommt, einen Blick auf das Blatt und sich zu gleicher Zeit in den nächsten Stuhl, steckt seine Beine ausgestreckt unter oder auf den Tisch um einen Balancirpunkt zu gewinnen, fängt an sich zu schaukeln und zerrt dabei die Zeitung auseinander, um mit dem Blick über jede Seite zu irren, liest hier eine Stelle, dort eine, und wirft endlich den Wisch, halb zusammengeknittert, wieder auf den Tisch, ehe der Deutsche kaum angefangen zu lesen. Bestellt dieser ein Glas Bier, so trinkt er bedächtig einen Zug, dann einen anderen, u. s. w. Der Amerikaner stürzt ohne Weiteres den ganzen Inhalt seines Glases hinunter.

In öffentlichen Lokalen und Theatern müssen alle Sitze viel

breiter sein als in Europa, um den Besuchern mehr Raum zum drehen und wenden zu gewähren. Dessenungeachtet läuft in jedem Zwischenakte die grössere Hälfte des männlichen Publikums hinaus, um ihrem unstäten Charakter eine Abwechslung zu bieten. Diesem ist es auch zum Theile zuzuschreiben, dass der Amerikaner nicht gerne Verpflichtungen eingeht, die ihn in einem gewissen Verhältnisse auf eine festbestimmte Zeit fesseln. Auch der unstäte Wandertrieb, der ihn oft bewegt, ohne jeden ersichtlichen Grund einen beinahe zur Heimath gewordenen Platz zu verlassen, um in die Ferne zu ziehen, rührt davon her.

Einem solchen Charakter ist mit milden, ruhigen, bedächtigen Unterhaltungen nicht gedient. Er muss selbst bei seinen Vergnügungen noch vollauf beschäftigt sein. Je grösser die geistige Aufregung desto besser. Desshalb müssen in seinen Theaterstücken und Romanen einem Kaleidoskope ähnlich, haarsträubende Katastrophen oder ganz unerhörte Neuigkeiten in steter Abwechslung einander jagen. Die Zeitungen dürfen nicht am ersten Tage die kurze Andeutung einer Begebenheit und mehrere Tage später den vollständigen Bericht bringen, sondern gleich das Wesentliche brühwarm im telegraphischen Berichte geben, womit die Sache, wenn nicht weitere sehr interessante Enthüllungen nachfolgen, erledigt ist.

Diese Unstätigkeit, verbunden mit dem Ehrgeize, es allen Andern gleich zu thun oder sie zu übertreffen, äussert sich in sämmtlichen specifisch-amerikanischen Unterhaltungen. Bald ist es dieses, bald jenes neu erfundene oder eingeführte und umgestaltete Spiel, welches in Aufnahme kommt, binnen Kurzem wie ein Sturmwind als Manie über das ganze Land hinwegfegt und von Allen betrieben wird. Wer sich darin auszeichnet, widmet ihm bald seine ganze Zeit; die Uebrigen überlassen Solchen das Feld und bleiben vorläufig Zuschauer. Jene fangen bald an zur Unterhaltung der Anderen das Spiel geschäftsmässig zu betreiben, reisen im Lande herum und geben Vorstellungen, die verschiedenen Truppen fordern sich zum Wettkampfe heraus, das Interesse des Publikums wird, so lange es währt, durch Wetten speculativ ausgebeutet, erlahmt aber schliesslich, die alte Unterhaltung is „ausgespielt“ *played out,* und eine neue wird Mode, nimmt das verlassene Feld ein und geht denselben Gang.

Ihren Abschluss finden alle diese Spiel- und Unterhaltungsmanien, wenn einmal die Wettkämpfe „ausverkauft“ werden. Sobald nämlich das Interesse des Publikums keine vollen Häuser mehr macht, treffen die beiden sich auf der Bühne bekämpfenden Parteien unter der Hand ein Abkommen, wonach jene, worauf das Publikum das Meiste zu wetten geneigt ist, den Kampf verlieren muss. Ihre Agenten nehmen dann möglichst hohe Wetten auf und gewinnen sie natürlich.

So waren es vor mehreren Jahren Faustkämpfe, die das öffentliche Interesse reizten. Darin trug der rohe, brutale, aber physisch-kräftige Irländer oder der ebenfalls kräftige, zähe und hartnäckige Engländer beinahe immer den Sieg davon, was das Missvergnügen der Amerikaner erregte und schliesslich zum gesetzlichen Verbote dieser Unterhaltung führte; dann waren es bald Ballspiele; einmal sogar, als Murphy glänzte, aber nur für kurze Zeit und nicht allgemein, das Schachspiel, ein andermal steigerten Schnellläufe, Dauerläufe, Schlittschuhläufe das Interesse des Publikums, jedes zu seiner Zeit, zur Fieberhitze und ganz neuerdings soll als Winterunterhaltung eine *spelling mania,* eine „Buchstabirsucht“ hereingebrochen sein, worin, wie kaum anders zu erwarten, die Gelehrten und Staatsmänner schmählich unterliegen, und junge, kaum der Schule entwachsene *Misses* den Sieg davon tragen.

Alle diese Unterhaltungen aber vermögen nur dann überhaupt zu fesseln, wenn das Interesse nicht nur durch Wetten, sondern durch Genuss geistiger Getränke bis auf's Höchste gesteigert wird. Die Getränke selbst aber müssen diesem Charakter entsprechen und von scharfer, aufregender Wirkung sein. Der Amerikaner zieht desshalb starken Branntwein dem dünnen Biere vor, weil es seiner Ansicht nach zu umständlich und zeitraubend wäre, die zur gewünschten Aufregung nothwendige Quantität Alkohol in letzterer Form zu sich zu nehmen, wenn man sie, ohne mit Niedersitzen Zeit zu verlieren, auf einen kurzen Zug in praktischer d. h. concentrirter Gestalt geniessen kann. Tritt hierzu die Sitte des „Trietens“ und deren Rolle nicht nur im gewöhnlichen, geschäftlichen Umgange, sondern auch in dem Gebiete der Politik, so ist es nicht mehr zu wundern, dass die Trunksucht ein ganz allgemeines Laster, Säuferwahnsinn eine mit erschreckender Häufigkeit auftretende Erscheinung und Todesursache vieler noch junger Männer ist, und die Befriedigung dieses Geschmackes so bedeutende Kosten verursacht, dass sie das weibliche Geschlecht als eine empfindliche Beeinträchtigung seiner Rechte empfindet und Gegenmaassregeln zu ergreifen sucht.

Da aber, abgesehen vom geschlechtlichen Reize, der Einfluss des Weibes auf den Mann zu gering ist, um eine entscheidende Wirkung zu üben, so muss dieses sich nach Hilfe und Unterstützung umsehen Die einzige Macht aber, womit sie in vertrautem Verkehre steht, die desshalb auch respectable ist, und überdies in vieler Beziehung gleiche Interessen verfolgt, ist die Kirche.

Die auf breitester, demokratischer Basis beruhende Kirche besass nun in den colonialen Zeiten eine geradezu überwältigende Macht. Die ganze staatliche Organisation der einzelnen Colonien war ihr nicht nur untergeordnet, sondern lediglich Mittel zur

Erreichung der höheren Zwecke derjenigen religiösen Auffassung, welche die betreffende Sekte als das wahre Christenthum ansah. Alles war ihrer Herrschaft unterthan, und gegen Andersgläubige übte sie mit unnachsichtlicher Intoleranz einen despotischen Druck, der sich mit den Formen der ausgedehntesten politischen Freiheit nicht nur vollkommen vertrug, sondern sogar als getreuer Ausdruck des unumschränkten Volkswillens gerade diesen Formen eine so unwiderstehliche Kraft entnahm, dass er der Gesetze nur wenig bedurfte und blos durch die fanatische Sitte der souveränen Bürger, deren Wille an und für sich Gesetz, auf's Strengste erzwungen wurde.

Im Vollgefühle dieser Kraft hielt man es, als die verschiedenen Colonien, worin verschiedene Sekten unumschränkt die Genossen beherrschten, sich zur gegenwärtigen Union verbanden, nicht für nöthig, in der gemeinsamen Constitution den gemeinsamen religiösen Ansichten, deren Feststellung bei dem Fanatismus der einzelnen Sekten wahrscheinlich sogleich einen Zwist hervorgerufen hätte, in gesetzlichen Formen Garantien und Schutz zu gewähren, sondern begnügte sich durch einen Passus, der in allgemeinen Ausdrücken die Freiheit der Religion gewährleistete, jeder einzelnen Sekte Sicherheit gegen Unterdrückung seitens einer Anderen zu versprechen. In der Folge aber und namentlich in den neuen Gebieten vermischten sich daher Anhänger der verschiedenen Sekten. Dann kamen Schaaren von Einwanderern in's Land, deren religiöse Auffassungen gänzlich abwichen von denen der puritanischen Sekten. Dies führte den Zweifel in eine Gesellschaft ein, deren einzelne Mitglieder früher fanatisch strenggläubige Anhänger ihres besonderen Sektenglaubens gewesen. Dies bewirkte indess das katholische Element der Irländer, welche, als „Papisten" gründlich verabscheut, wohl nur dazu beitrugen die protestantischen Sekten im gemeinsamen Hasse enger aneinander zu schliessen, viel weniger als die aus Deutschland eingewanderten Protestanten selbst. Denn den Ansichten Letzterer, die aus der Wiege der Reformation kamen und hundertjährige Religionskriege gegen den papistischen Erzfeind und Antichrist durchgekämpft hatten, konnte man eine gewisse Achtung gerade auf religiösem Gebiete nicht versagen, die ihnen auf politischem Gebiete, auf dem man ja in Amerika am Tage der Unabhängigkeitserklärung den Stein der Weisen entdeckt hatte, viel weniger zu Theil ward.

Nun hatten aber gerade diese protestantischen Deutschen in vieler Beziehung Sitten, die den religiösen Auffassungen des Puritanismus schnurstraks zuwider liefen. Mit Verwunderung nahm man wahr, dass sie überall versuchten, soweit es anging, den heiligen Sabbath, an dem Moses' göttliches Gesetz jede andere Thätigkeit als Beten und Singen streng verpönte, grossen Theils

nicht nur geselliger Unterhaltung, sondern sogar öffentlichen und rauschenden Vergnügungen zu widmen. An diesen Vergnügungen nahmen — das war das Schrecklichste und dem weiblichen Geschlechte Amerika's völlig unbegreiflich, da es allen ihren Ideen von Respectabilität und weiblicher Würde geradezu in's Gesicht schlug — sogar die Frauen Theil und genossen dabei nicht etwa *Ice Cream* (gefrornen Rahm, der mit Eiern und Zucker vermischt, eine alltägliche Lieblingsspeise der Amerikanerinnen im Sommer ist) oder andere fashionable Erfrischungen, sondern tranken ein so gemeines Getränk wie Bier. Dabei war von Exklusivität bei diesen Unterhaltungen gar Nichts zu sehen, Alles mischte sich untereinander, gleichviel ob zu Wagen, zu Rosse oder auf Schusters Rappen gekommen. Auch ward ungenirt geraucht, gelacht, gescherzt; das förmliche Ceremoniell, worin sich die Achtung des Amerikaners vor dem weiblichen Geschlechte ausdrückt, fand nicht die geringste Anerkennung. Da diese Fremden bei ihren Vergnügungen nicht nur nie in Zank, Streit und in betrunkene Prügeleien sich verwickelten, wie dies ähnlichenfalls bei Amerikanern unausbleiblich, sondern sogar mit harmloser Naivität Jedem, der des Weges kam, gestatteten daran Theil zu nehmen, so wäre ihnen die ganze Geschichte beinahe komisch vorgekommen, hätte sie nicht so frevelhaft alle ihre religiösen und sittlichen Begriffe verletzt. Und diese Leute wollten auch Protestanten sein und beriefen sich sogar auf Dr. Martin Luther selbst, der da gesagt haben sollte: „Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang, der bleibt ein Narr sein Leben lang." Ein Narr? Unerhört! Schrecklich! Da wären sie ja insgesammt Narren gewesen, wenn die Fremdlinge mit ihrem kuriosen Gebahren Recht haben sollten. Dafür gab es keine andere Erklärung, als dass die schändlichen deutschen Gelehrten, von deren Gottlosigkeit selbst bis nach Amerika das Gerücht gedrungen, dieses ganze Volk verdorben und dem Christenthume abwendig gemacht hatten. Sie waren sammt und sonders *infidels*, Ungläubige, vor denen man sich wahren müsse.

Dies schien um so mehr geboten, als man bald bemerkte, wie das böse Beispiel auf die guten Sitten der amerikanischen männlichen Jugend, der für ihre eigene Person an der Respectabilität sehr wenig lag, einen bedeutenden und unläugbar zunächst keinen wohlthätigen Eindruck mache. Denn die ungestüme, hastige Natur des amerikanischen Jünglings benützte die Gelegenheit und den Anstoss, den ihm die deutschen Vergnügungen gaben, nicht zur ruhigen Erholung und gemüthlichen Unterhaltung, sondern suchte seinem nervös-reizbaren Temperamente, dem die mässige Selbstbeherrschung abgeht, in wüsten Excessen Luft zu machen. Dies führte oft zu Schlägereien und Raufboldheldenthaten, bei denen in früherer Zeit die Deutschen in der Regel den Kürzeren

zogen, da sie weder von Natur so leicht und wild aufgeregt wurden als die Störenfriede, noch auch mit der Kampfesweise dieser, dem beliebten Faustkampfe, vertraut waren und ihm nicht recht zu begegnen wussten. Erst allmählig wurden sie durch die Erfahrung gewitzigt und veranstalteten ihre öffentlichen Gartenunterhaltungen in der Regel unter den Auspicien von Vereinen, die die Aufrechterhaltung der Ruhe systematisch übernahmen, und jeden Krawall durch Hinauswerfen der laut werdenden Individuen im Keime erstickten. Nichtsdestoweniger kam es häufig und kommt es auch heutigen Tages noch vor, dass mitunter ganze Banden von Raufbolden absichtlich die Feste der Deutschen stören und dabei unangenehme Scenen, Gewaltthaten nnd selbst Todtschlag sich zutragen. Diese immer vorhandene Wahrscheinlichkeit raubt allen öffentlichen Unterhaltungen in Amerika, namentlich im Freien, den gemüthlichen und friedlichen Charakter, den sie in Deutschland besitzen.

Jene Vereine, die sich die Leitung solcher öffentlichen Vergnügungen gewissermassen zur Pflicht machen und im Leben der Deutschen in Amerika überhaupt die wichtigste Rolle spielen, sind die Turnvereine. Sie bestehen beinahe in jeder Stadt, wo Deutsche in einigermaassen beträchtlicher Anzahl vorhanden, und ihr Versammlungsplatz, die Turnhalle, bildet das Hauptquartier der deutschen Bevölkerung. Ihr Programm beabsichtigt sogar eine Pflege des geistigen Lebens, mit der es allerdings nicht besser bestellt ist, als in amerikanischen Verhältnissen eben gebräuchlich. Denn die Thatsache, dass die Volksmasse nicht die Bildung an sich achtet, sondern vielmehr den gebildeteren Mann mit einem gewissen argwöhnischen Misstrauen betrachtet, und ihm nur, wenn er eine einflussreiche Stellung einnimmt, die Achtung zuwendet, die sie überhaupt dem Inhaber einer solchen Stelle, d. h. der Macht zollt, gilt ebensowohl bei den Deutschen in Amerika als anderwärts. Da nun die Tendenz des dortigen Lebens dahin geht, weniger den gebildeten als den energisch-rücksichtslosen Mann, der die innige Fühlung mit den Volksmassen besitzt, die der Gebildete gerade wegen seiner Bildung einbüsst, an die Spitze und in angesehene Stellungen zu bringen, so spielen die wenigen gebildeten Deutschen im Ganzen eine klägliche Rolle. Zudem sind sie fast Alle Märtyrer der achtundvierziger Bewegung und halten die Principien, wofür sie gekämpft, geblutet und endlich über's Meer gegangen, für das *Non plus ultra* aller politischen Weisheit, woran Nichts zu verbessern und noch viel weniger etwas auszusetzen sei. Das Ansehen, dessen sie von Deutschland her genossen, benützten sie, um seiner Zeit, soweit es an ihnen lag, das deutsche Element der republikanischen Partei zuzuführen, was ihnen zum Theile Aemter und Würden ein-

brachte und damit einen Rest ihres Ansehens bewahrte. Gegenwärtig stehen sie der Entwickelung der Dinge seit dem Siege dieser Partei gänzlich rathlos gegenüber; haben es übrigens längst aufgegeben, sich über das Geheimniss, warum das Paradies der allgemeinen Bruderliebe noch nicht eingetreten sei, den Kopf zu zerbrechen und beschäftigen sich ausschliesslich damit „zu machen, was gemacht werden kann“, und zur Erholung mit Biertrinken und begleitendem Renommiren über ihre Heldenthaten im denkwürdigen Jahre 1848. Mitunter findet sich unter ihnen noch ein ganz absonderlicher Kauz, wie der weiland grosse Volksmann Herr Hecker, der die Erinnerung an die ruhmwürdige Schlacht bei Kandern, wo er sich seine Lorbeeren verdient, durch grimmiges Schimpfen auf Alles und Jedes, was im neuen deutschen Reiche passirt, immer wieder aufzufrischen versuchte.

Die geistige Bildung, welche die Turnvereine pflegen, beschränkt sich wesentlich auf eine Schule, die sie hier und da unterhalten, auf eine kümmerliche und ebenso spärlich benützte Bibliothek, und auf die Vorlesungen, die Herr Büchner seiner Zeit hielt und die um deswillen wenig Anklang fanden, weil die Lehre von der Affenabstammung den Anhängern der Gleichberechtigung einen gelinden Schauer einflösst, in der Besorgniss, dass bei weiterer Anerkennung dieser Lehre es am Ende sogar den Affen noch einfallen könnte, die ihnen gebührenden „gleichen Rechte“ als Stammesverwandte und Vettern in Anspruch zu nehmen. Da sie jedoch allgemach empfinden, dass die den schwarzen Brüdern gewährten Rechte schon sehr kostspielig sind, haben sie guten Grund, gegen eine nochmalige Erweiterung der Verwandtschaft Bedenken zu hegen.

Dagegen sind die Turnvereine gewissermaassen die Seele des organisirten Widerstandes gegen die Versuche des Puritanerthums, die ihnen anstössigen Sitten der Deutschen zu unterdrücken. Denn der ererbte despotische Fanatismus der puritanischen Sekten konnte dem Umsichgreifen dieser sündigen Missbräuche natürlich nicht ruhig zusehen, und versucht allenthalben, wo immer er Macht und Einfluss besitzt, durch Sonntagsgesetze seinen Ansichten unbedingte Geltung zu verschaffen. In den Landstädtchen und jenen Gegenden, wo das deutsche Element sehr schwach vertreten, setzt er auch seinen Willen, wenigstens formell, durch. Dagegen gelingt ihm dies in den grösseren Städten nur sehr unvollkommen. Denn die Politiker müssen eben mit dem deutschen Elemente, als mit einer Macht von so und so viel Stimmen rechnen, und es ist ihnen durchaus Nichts daran gelegen, sich dessen Feindschaft einer Sache halber zuzuziehen, die ihnen nicht das Geringste einbringt. Sogar wenn sie dem Drucke der puritanischen Einflüsse nachgeben müssen, suchen sie gewöhnlich, — in echt

amerikanisch-politischer Weise, — es beiden Theilen dadurch recht zu machen, dass sie allen Lärm, Musik u. s. w. am Sonntage von den Strassen und öffentlichen Plätzen verbannen und das gesellige Leben der Deutschen hinter verschlossene Thüren und verhängte Fenster verweisen. In diesem Kampfe stehen die Turnvereine, die als Organisation zahlreiche Stimmgeber beeinflussen können und sich desshalb der besonderen Achtung der Politiker erfreuen, in erster Reihe. Sie machen es sich zur Aufgabe, die Sonntage mit Concerten und Theatervorstellungen, denen man, um das Puritanerthum zu beruhigen, auf den Anzeigeplakaten den Titel *Sacred Concerts* „Geheiligte Concerte" beilegt, in deutscher Weise zu beleben. Es wäre ein Mangel meiner Schilderung, würde ich nicht bemerken, dass diese Vorkämpferrolle der Turnvereine weniger durch deren grössere Aufopferung und Begeisterung für deutsche Sitte und Freiheit als dadurch veranlasst wird, dass sie mit der Sonntagsunterhaltung, an vielen Orten ein wirkliches Monopol in ihren Händen, glänzende Geschäfte machen.

So lange übrigens die Deutschen nicht nur der republikanischen Partei angehörten, sondern diese auch ihrer bedurfte, bestand in diesem Kampfe des Puritanismus gegen das Eindringen deutscher Sitten ein stillschweigender Waffenstillstand, der den Deutschen weitgehende Freiheiten einräumte. Seitdem jedoch in den letzten Jahren die republikanische Partei, mit dem durch das Negerelement erhaltenen Machtzuwachse übermächtig und übermüthig geworden, der deutschen Bundesgenossen entbehren zu können glaubte, hat man den Kampf wieder aufgenommen, und zwar in enger Verbindung mit der Temperanzbewegung, die sich auf allgemeine Unterdrückung aller geistigen Getränke richtet.

Der Anfang der Temperanzbewegung liegt schon um mehr als dreissig Jahre hinter uns. Als die rapide Entwicklung des Westens begann und die Yankeebevölkerung sich zuerst aus einfachen Bauern in Speculanten und Geschäftsleute umwandelte, als sich in Folge dessen die geistige und gesellschaftliche Trennung der Geschlechter vollzog, die zu ihrer kühlen, achtungsvollhöflichen Entfremdung führte, und der Mann die Erholung und Abwechslung von dem Druck seiner geistaufreibenden geschäftlichen Glücksjagd nicht mehr im Familienkreise fand, sondern in den Trinklokalen, trat sie zuerst an's Tageslicht mit der bis dahin unbekannten Lehre, dass alle geistigen Getränke unter allen Umständen vom Uebel und gänzlich zu verbieten seien. Da im Grunde genommen kaum ein Mensch im Princip ein Vertheidiger des Schnapsgenusses ist — und Schnaps war zu jener Zeit das einzige Getränk der Amerikaner — so errang sie in der ersten Periode ihrer Bethätigung mehrere glänzende Siege, und die Gesetzgebung einer ganzen Reihe von Staaten führte das unter dem

Namen *Maine liquor law* bekannte strenge Gesetz ein, welches allen und jeden Handel mit geistigen Getränken untersagt. Bald aber zeigte sich, was man bei Gelegenheit der Einführung des Tabaks z. B. in Europa erfahren hatte, dass auch das strengste Gesetz völlig ohnmächtig ist, die Einführung und Verbreitung von Genussartikeln zu hindern, nach denen der Geschmack des Publikums verlangt. Im Geheimen wurde viel mehr Schnaps verkauft als ehedem öffentlich, und die Trunksucht nahm in den Staaten, die mit dem Maine-Gesetz (so benannt vom Staate Maine, der es zuerst einführte) beglückt waren, viel schneller zu, als in den anderen. Die Wirkungslosigkeit des Gesetzes war so offenbar, dass es nach einiger Zeit nur noch ein todter Buchstabe blieb.

Aber die Frauen gaben den Kampf gegen den Nebenbuhler Alkohol nicht auf und verfielen auf die keineswegs unrichtige Idee, dass, um das Gesetz wirksam zu machen, es einer nachdrückenden moralischen Meinung bedürfe. Falsch, aber für ihre Auffassung sehr natürlich, war nur die Ansicht, dass man eine moralische Meinung nach Belieben durch Predigten herstellen könne. In diesem Glauben, der ja noch heute von einer unzählbaren Menge getheilt wird, versuchten sie durch professionelle Mässigkeitsvorleser, durch Mässigkeitsvereine die gewünschte öffentliche Meinung zu erzeugen. Sie übten gleichzeitig einen fortwährenden Druck auf die Geistlichkeit ihrer verschiedenen Sekten, dem diese kräftige Folge leistete. Man predigte und agitirte fortwährend. Aber trotz des grossen Anhanges und Zulaufes der Temperanzvereine, wollte es nicht gelingen, eine wirklich kräftige öffentliche Meinung in's Leben zu rufen. Böswillige behaupten und wohl nicht ganz ohne Grund, dass die jungen Männer, die sich den Mässigkeitsvereinen anschlossen, in der Mehrheit nach einer Periode des Alkoholgenusses ein Bedürfniss nach Abwechslung empfanden, wie sie am besten eine Periode des vertraulichen Umgangs mit den reizenden jungen Damen der Vereine gewähren konnte, dass sie aber, sobald dieses gestillt und wiederum ein neues Bedürfniss nach Abwechslung eintrat, auch diesem wieder bereitwillig folgten. Wie dem auch sei, Thatsache ist, dass es den Mässigkeitsvereinen nicht gelang, ihre Absichten durchzuführen.

Als aber die deutschen Vergnügungen immer mehr um sich griffen, und die Männer immer mehr Geschmack daran fanden, ward die Kirche um ihre Herrschaft besorgt. Und als alle ihre Ermahnungen nicht ausreichten, die unangefochtene Heiligung des Sabbath's wieder herzustellen, als alle Sonntagsgesetze sich beinahe gerade so wirkungslos erwiesen wie das Maine-Gesetz, verfiel man auf den Gedanken, durch Verbindung der Grundsätze Beider ihre Stärke zu erhöhen. War man bis dahin in Zweifel,

ob das neueingeführte Getränk der Deutschen, das Bier, welches weniger Alkohol enthielt, als das unangefochtene eigenthümliche Getränk der alten puritanischen Landbevölkerung, der Cider- oder Aepfelwein unbedingt zu verbieten sei, so musste es jetzt die erste Stelle unter den zu verdammenden Spirituosen einnehmen. Denn mit der Verdrängung des Bieres hoffte man die zur Ungläubigkeit und zum Abfalle vom Christenthum verführenden Unterhaltungen der Deutschen, deren flüssiges Element es bildete, trocken zu machen und zu tödten.

So ward denn allmählig die Doktrin der Temperanzvereine zu einem Dogma der puritanischen Sekten erhoben, das jetzt seit dem Abfalle der Deutschen von der republikanischen Partei allgemein anerkannt und in allen Kirchen gepredigt wird. Der Erfolg der Bewegung bleibt abzuwarten. Ihren ersten Ansturm versuchte sie im Frühjahre 1874 in dem Feldzuge der Weiber, in dem die in den Kirchen organisirten und fanatisirten Frauen in Banden die öffentlichen Trinklokale belagerten und so lange mit Gebeten und Kirchenliedern regalirten, bis sie sich entweder ergaben oder — nicht. In den kleineren Städten hatten sie zeitweiligen Erfolg, der aber dem des Maine-Gesetzes sehr ähnlich zu sein scheint, d. h. es wird mehr durch die Hinterthüren verkauft als vordem durch die Vorderthüren.

Während dieser Bewegung und während gleichzeitig und in gleichem Schritte die Lebensweise der ganzen amerikanischen Bevölkerung sich veränderte, ging auch mit den Kirchen eine entsprechende Wandlung vor sich. In dem Maasse, als aus dem einfachen Block- und Farmhause früherer Generationen sich das elegante, comfortable, mit allen modernen Verbesserungen ausgestattete *Residence*-Haus des Privatmannes entwickelte, verwandelte sich das ehemalige, einfache, nur die vier weissgetünchten Wände und Holzbänke zeigende, gänzlich schmucklose puritanische *Meeting*-(Versammlungs-) Haus zu der mit allen modernen Verbesserungen ausgestatteten Kirche, in die prächtige hohe Spitzbogenfenster von farbigem oder geschliffenem Glase nur ein mattes, träumerisches Licht hineinfallen lassen und deren üppigreiche Polstersitze dem Gläubigen gestatten, sich die Freuden des Himmelreiches in süsser Ruhe auszumalen. In dem Maasse, als die einfache Hausfrau aus dem Anfange des Jahrhundertes, die von einer zahlreichen Kinderschaar umgeben in selbst gewebten Kleidern zur Kirche ging, sich zur eleganten Modedame entwickelte, die aus ihrer Kutsche steigend, in nachlässig-schleppendem Gange unter der Last ihrer seidenen Gewänder und Spitzen langsam und würdevoll zu ihrem Sitze sich begiebt, veränderte sich das Aussehen des Publikums. Denn es ist klar, dass in einem Lande, in dem Jeder und in noch höherem Maasse Jede so gut als irgend eine

Andere, es auch in der Kirche unerlässlich wird, dass die Eine so prächtig und kostspielig gekleidet sei, als die andere. Wer das nicht kann, nun, der oder die muss eben zu Hause bleiben. Und da die Sitze in öffentlicher Auction alljährlich versteigert werden, bei welcher Gelegenheit ein religiöser Enthusiasmus d. h. die Eitelkeit sich nicht überbieten zu lassen, sehr hohe Preise erzielt, die Jeden, der sie nicht bezahlen kann, zwingen, ohne Sitz vorlieb zu nehmen und bei seinem etwaigen Besuche mit einem Gnadensitze bedient zu werden, so sind alle Leute, die einen solchen Aufwand nicht machen können, praktisch von dem Besuche der Kirchen ausgeschlossen.

Thatsächlich sind die Kirchengemeinden in den Vereinigten Staaten überall, wo sie nicht aus rein ackerbautreibender Bevölkerung bestehen, aristokratisch-fashionable geschlossene Gesellschaften geworden. Die nicht reiche Klasse der amerikanischen Stadtbevölkerung, die sich nicht der Demüthigung aussetzen will, in der Kirche mit Gönnemiene betrachtet oder mit Geringschätzung behandelt zu werden, fängt an sich des Kirchenbesuches gänzlich zu entwöhnen.

Die katholische Kirche bildet hiervon eine augenfällige Ausnahme. In ihr herrscht in Amerika, wie überall, das Princip der absoluten Gleichheit aller Gläubigen. Es ist dies nur eine Bestätigung des schon früher ausgesprochenen Grundsatzes: dass Gleichheit nur unter der Herrschaft des unumschränkten Despotismus möglich, während der natürliche Zustand freier Menschen der der Ungleichheit sei. Die katholische Kirche ist desshalb auch wesentlich die Kirche des ärmeren Volkes. Aber unter der armen protestantisch - germanischen Bevölkerung Proselyten zu machen, gelingt ihr trotzdem nicht. Dagegen macht sie seit der Emancipation der Neger unter diesen bessere Fortschritte, als irgend eine der protestantischen Kirchen.

Uebrigens bemerkten die protestantischen Sekten sehr wohl die Gefahr, welche für sie in dem Ausschlusse der immer zahlreicher werdenden ärmeren (worunter nicht geradezu arm zu verstehen) Volksschichten liegt, wodurch diese zur Gleichgiltigkeit gegen specielle Religionsformen und zum endlichen Abfall getrieben werden. Letzteren suchen sie nach Kräften entgegen zu wirken. Sie halten *Camp Meetings,* d. h. Lagerbetversammlungen, in denen nach einer schon älteren Sitte die Bevölkerung aus einer ganzen Umgegend zusammenströmt, in ländlicher Waldeinsamkeit ein Zelt- und Hüttenlager aufschlägt, und während mehrerer Tage oder Wochen das Beten als Geschäft betreibt. Sie setzen *Revivals* d. h. Wiedererweckungen in's Werk, wobei die religiösen Gefühle genau auf dieselbe Weise bearbeitet werden, wie im Wahlkampfe die politischen, und die, den sonstigen

Spielen und Unterhaltungen der Amerikaner gleich, wie eine Manie über das Land hinwegfegen; sie halten Gebetversammlungen bei Tage und des Abends und rekrutiren ihr Publikum an den Strassenecken, sie schicken Missionäre in die Stadttheile, in denen die ärmere Bevölkerung wohnt, um an den Strassenecken zu predigen, ja sogar die Leute in ihren Häusern zu besuchen und namentlich auf das weibliche Geschlecht einzuwirken; sie überschwemmen das Land mit ihren erbaulichen Traktätlein, worin Jedermann haarklein angegeben wird, wie er sich zu verhalten habe, um nicht nur ein guter und Gott und den Menschen wohlgefälliger, sondern nebenbei auch ein wohlhabender Mensch zu werden. Ganz besonders aber suchen sie durch Sonntagschulen und Kindervereine auf die heranwachsende Generation einzuwirken, namentlich auf die zahlreiche Kinderschaar der Eingewanderten. Der Erfolg ihres ganzen Treibens ist aber nicht der angestrebte. Zeitweilig ist ihr Zulauf allerdings gross, denn die ganze Bevölkerung, an die sie sich wenden, hat ja, im Grunde genommen, dasselbe religiöse Bedürfniss wie ihre wirklich gläubigen Kirchenmitglieder. Da aber die eigentlichen Ursachen der Entfremdung, nämlich der aristokratisch-fashionable Geist, der die Kirchen in Besitz genommen, gar nicht berührt werden, so vergeht die künstlich erzeugte und zur Fieberhitze gesteigerte Aufregung fast noch schneller als sie entsteht, und die folgende Gleichgiltigkeit und Abspannung ist um so grösser. Mit ihrer Einwirkung auf die Kinder aber erreichen sie allerdings einen Zweck, nämlich den, die Achtung derselben vor ihren Eltern, den Grundstein aller ernsten Sittlichkeit zu untergraben, indem sie die Letzteren ihren Kindern fortwährend gewissermaassen als abschreckende Beispiele vorhalten, denen zu folgen sie bei dem Heile ihrer Seele vermeiden müssten. Sie tragen damit wesentlich zu der haltlosen Charakterschwäche bei, welche die Jugend in den Vereinigten Staaten im höchsten Maasse besitzt.

Um aber die jungen Männer der Versuchung der Welt d. h. dem Schnapsgenusse oder den deutschen Unterhaltungen zu entziehen, führen sie den stärksten Reiz, über den sie verfügen, in's Feld, nämlich den geschlechtlichen. Sie organisiren Festlichkeiten z. B. Erdbeerenfeste, *Ice Cream* Feste in den Kirchenräumen und religiöse *Pic-nic's* (Landpartien) im Freien, in denen die reizende, junge Damenwelt der Kirche die Rolle des Lockvogels spielt. Dasselbe geschieht in den mannigfachen Vereinen, die zum Zwecke der Beförderung der Mässigkeit und Gottseligkeit allenthalben bestehen. Es ist nicht zu leugnen, dass diese Unterhaltungen und Vereine ein Schritt auf dem richtigen Wege sind, indem sie diese so nöthige gesellschaftliche Vermischung beider Geschlechter befördern, die allein der gegenwärtigen krankhaft-

geschlechtlichen sentimentalen Ueberreizung ein Ende machen könnte. Leider wird ihr Erfolg sehr mangelhaft bleiben, da sie eben auch dem Despotismus, den Respectabilität, Mode und Styl ausüben, vollständig unterworfen sind.

Uebrigens führt die Entwickelung der Dinge vorläufig zu einer immer grösseren Herrschaft des weiblichen Geschlechtes unter der amerikanischen Bevölkerung. Der Grund hierzu liegt gerade in der grösseren Abgeschlossenheit der Frauen, welche sie gegen die Einflüsse der Aussenwelt auf's wirksamste schützt, während die Männer denselben im höchsten Maasse ausgesetzt sind. Daher haben bei den Frauen der alte Puritanismus und seine sittlichen Anschauungen nur diejenige Modification erfahren, die der überhandnehmende Luxus eingeführt, während er in jeder anderen Beziehung, speciell in seiner fanatisch-intoleranten Seite, unangefochten geblieben ist. Bei den Männern dagegen hat sich im Verkehre mit All' und Jeden gerade diese Seite abgeschliffen und abgenützt, und diese sind auf dem Standpunkte wankender Ueberzeugung angelangt. Gegenüber wankenden Ueberzeugungen aber besitzt der Fanatismus, namentlich der überkommene und mit einer gewissen autoritätsgläubig-gewohnheitsmässigen Verehrung betrachtete Fanatismus, immer das Uebergewicht. Die in ihren Meinungen schwankende Männerwelt sucht desshalb im Verkehre mit den unbedingt gläubigen Weibern den eigenen Zweifel zu verbergen und heuchelt ebenfalls Ueberzeugungstreue. So ist die Heuchelei unter dem männlichen Geschlechte in allen Verkehrsdistrikten des Landes ganz allgemein geworden. Ihrem äusseren Bekenntnisse nach sind sie sammt und sonders strenge Gläubige ihrer speciellen Sektendoktrin und sogar strenge Bekenner der Enthaltsamkeit. Jeder, der Verkehr mit diesen Leuten gepflogen hat und bekannt genug geworden, um ihr Vertrauen nicht zu missbrauchen d. h. um sie nicht entweder vor ihren eigenen Damen oder der Aussenwelt bloss zu stellen, weiss von Augenblicken in seinem Leben, wo ihn ein oder der andere Temperanzler, dem alle geistigen Getränke ein Abscheu, mit geheimnissvoller Miene an irgend einen halbverborgenen Wandschrank seines Hauses geführt und ihm dort einen „Tropfen“ von einem Getränk vorgesetzt, das ausserordentlich beruhigend auf die Nerven wirke und gut für den Magen sei, dass man aber in der gemeinen Welt echten, unverfälschten und unverdünnten Branntwein nennt. Die begleitende Frage welche Sorte man vorziehe? sowie die vielen Flaschen und Krüge in besagtem Schranke liessen darauf schliessen, dass es weder an Auswahl noch an der Quantität dieser Medicin mangelte.

Jn Folge des allgemeinen und fortwährenden Verkehrs der Männer mit der Aussenwelt hat sich der Umgang zwischen ihnen

von allem lästigen und zeitraubenden Ceremoniell befreit, und leere Höflichkeitsformen sind auf ein Minimum herabgesunken. Ein einfaches, kurzes Kopfnicken ersetzt alle anderen Grüsse, und Hutabnehmen u. dgl. in öffentlichen Lokalen, in Büreaux u. s. w. hat längst aufgehört, als Sitte betrachtet zu werden. Jeder macht es sich vielmehr überall so bequem als möglich. Ceremoniell und Höflichkeitsformen sind nur noch im privaten Verkehre mit dem weiblichen Geschlechte vorgeschrieben, und bilden die äussere Erscheinungsform der ihm gezollten Achtung. Gering wie die Schulbildung des Amerikaners ist, gibt ihm dieser immerwährende Verkehr mit der Oeffentlichkeit und allen Sorten Menschenkindern eine praktische Lebensbildung und Menschenkenntniss, die sicher bei keinem anderen Volke auch nur annähernd vorhanden. In der That ist sein eigener scharfer Blick und sein klares Urtheil allein im Stande, ihn vor Betrug und Ueberlistung zu schützen.

Wie an Menschenkenntniss zeichnet sich der Amerikaner bis heute an Liberalität vor dem Europäer aus. Ohne diesen Charakterzug wäre es nicht möglich gewesen, die Tausende und Zehntausende gänzlich mittelloser Menschen, die in den letzten Wintern in den grossen Sädten müssig lagen, zu füttern, und bedeutende Krawalle, ja sogar aufrührerische Bewegungen zu vermeiden. Wie lange freilich diese Liberalität, die zum nicht geringen Theile mit dem Mangel an Sparsamkeit identisch, unter dem immer fühlbarer werdenden Drucke der Verschlechterung noch diesem Zwecke genügen wird, bleibt abzuwarten.

Ist, wie aus der vorhergehenden Schilderung sich ergiebt, das Leben in Amerika an unterhaltenden Erholungen überaus arm, und wird es in dieser Beziehung von dem Leben in Europa, sogar dem in England, besonders aber in Deutschland gänzlich in den Schatten gestellt, so gibt es doch eine Seite, wo das Umgekehrte der Fall: die Bequemlichkeit des Reisens. In Europa besteht dasselbe aus einer fortwährenden Kette lästiger Plackereien, die darauf hinauslaufen, verschiedene Klassen von Herumlungerern die von Altersher und durch Gebrauch, Sitte und häufig sogar durch Gesetz mit Privilegien ausgestattet sind, Gelegenheit zu bieten, von den Reisenden in kleinen Raten einen, sich im Ganzen auf bedeutende Summen berechnenden Wegelagererzoll zu erheben. Die verschiedenen Formen dieser Plünderung einzeln zu erwähnen, gehört nicht hierher. Es genügt zu bemerken, dass in Amerika alle diese zu Trinkgeldern und Bezahlung berechtigten Tagediebe nicht vorhanden sind, und der Reisende, der in New-York z. B. ein directes Billet nach San Francisco oder sonst wohin nimmt, mit der Bezahlung der Totalsumme das Recht erlangt, sammt seinem Gepäcke an seinem Bestimmungsorte ohne jede weitere Unkosten,

und ohne alle Paar Meilen einem Wagenwechsel und Zeitverlusten ausgesetzt zu sein, abgesetzt zu werden.

Was den Bau der Eisenbahnwägen anbetrifft, so stehen die bequemsten, die ich in Deutschland (im Königreiche Württemberg) gesehen habe, noch immer weit hinter den amerikanischen zurück. Ein durch die Mitte der Wägen laufender Gang gestattet Jedem zu jeder Zeit aus einem Wagen in einen andern oder in den vordersten, der zugleich der einzige Rauchwagen und Wagen zweiter Klasse ist, sich zu begeben und Mitreisenden Besuche abzustatten. Jeder Wagen hat sein *Water closet* und ist mit Trinkwasser versehen. Am Ende des Zuges sind die äusserst bequemen und luxuriösen Schlafwägen angehängt. Die bevormundende Sorgfalt, womit man durch Einsperren die Leute in Europa gegen Gefahren zu beschützen sucht, existirt nicht, da man in Amerika Jedem das Recht zugesteht, sich entweder selbst gegen Gefahr zu wahren, oder aber nach Belieben seine eigenen Gliedmassen daran zu setzen. Allerdings hat man auch nicht ein solches naivglotzendes, unbeholfenes Reisepublikum, dem das Geschobenwerden zum Bedürfniss geworden zu sein scheint. Der Amerikaner ist gewöhnt und weiss sich selbst zu helfen.

Ich kann dieses Kapitel nicht besser schliessen, als mit den folgenden Stellen aus Georg Asmus's „Amerikanischen Skizzenbüchelche“

„Für Eisenbahnen Wagen bauen
Vernünftig, ist ein eig'ner Kniff!
Jch sag's in's Ohr auch im Vertrauen:
Davon habt ihr gar kein' Begriff.

Hier kann man aufstehen und sich waschen,
Eiskaltes Wasser zapfst du dir;
Verkäufer bringen Zeug zum Waschen,
Auch Zeitungen und sonst Lectür!

Jhr sperrt die Leut, wie wilde Thiere
Zwölf Stunden in 'en Kasten ein
Schwatzt mir nur nicht vom Civilisire'
So lang so was kann möglich sein.

Von Künsten ist noch anzuführen
Und ich thu's wirklich mit Genuss;
Nur hier verstehen sie das Barbieren
Und wie man Stiefel putzen muss!“

Die Ursachen der Corruption.

Everybody for himself, and the devil take the hindmost! (Jeder für sich, und der Teufel hole den Letzten.) Amerikanische Redensart.

Unsere bisherigen Auseinandersetzungen stellen wohl die Thatsache der in den Vereinigten Staaten herrschenden Corruption ganz unzweifelhaft ausser Frage.

Wenn wir nun im Folgenden versuchen, unsere Ansichten über die Ursachen dieser Corruption darzulegen, so sind wir uns bewusst, hiermit bis zu einem gewissen Grade das Gebiet der Hypothese zu betreten, wobei wir selbstverständlich durchaus keinen Anspruch auf Unfehlbarkeit erheben. Zunächst dünkt uns das „Bessermachen“ der Welt durch Einführung eines geträumten Ideals gegenseitiger Liebe unmöglich, so lange die Menschen Bedürfnisse und damit den Trieb haben, diese zu befriedigen. Total verfehlt erscheint uns daher der Versuch die Corruption nur als eine Folge der Böswilligkeit der Menschen zu erklären, die die höheren Grundsätze der Freiheit, Gleichheit, Gerechtigkeit, Billigkeit und Menschlichkeit aus blosser Gier mit Füssen trete. Nicht Böswilligkeit, nicht blosse Gier, sondern der Trieb der Selbsterhaltung, zwingt den Einen zu den Fährlichkeiten des Kampfes, wodurch er dem Anderen das nöthige Brod vor dem Munde wegnimmt.

Ebenso wenig genügt es unserer Meinung nach, zu sagen die Corruption sei gewissermaassen die zu Tage tretende Altersschwäche der Völker. Abgesehen davon, dass das Altern der Nationen vielleicht noch eine streitige Frage sein kann, wiederspricht die Geschichte ganz und gar der Annahme, dass eine Periode der Corruption nothwendig eine Periode der Schwäche sei, die den Untergang der betreffenden Nation nach sich ziehen müsse. Im Gegentheil sehen wir nach Perioden der zerfressendsten Corruption Völker sich wieder auf's Neue in frischer, voller Kraft erheben, während andere gar nicht von Corruption ergriffene Völker doch im Kampfe um's Dasein sogar mit corrupten Völkern erlagen und ihr Ende fanden. Wenn ein Volk Anspruch darauf besitzt, für ein jugendliches zu gelten, ist es sicher das der Vereinigten Staaten; weit entfernt aber die dortige Corruption als Altersschwäche anzusehen, erblicken wir vielmehr darin das Lümmel-

alter der nationalen Existenz, eine jugendlich brausende Gährungsperiode, einen Werdeprocess entstehender Staatenbildung.

Die Presse der Vereinigten Staaten selbst sucht gegenwärtig die Corruption als eine Folge des Krieges darzustellen: „Keine Nation kann sich ungestraft auf grosse Kriege einlassen und das Land mit einer Masse uneinlösbaren Papiergeldes überschwemmen. Eine Zeit der Corruption und der rücksichtslosen Verschwendung folgt solchen Ereignissen so sicher, wie die Nacht dem Tage folgt!" sagt die New-York Tribune, und beinahe sämmtliche Zeitschriften des Landes, so weit sie nicht aus sonstigen Gründen der Thatsache der Corruption gegenüber beharrlich die Augen schliessen, schlagen den nämlichen Ton an. Für uns ist auch diese Erklärung gänzlich ungenügend. Nicht nur wurden sehr häufig Kriege geführt, ohne eine derartige Aera der Corruption zur Folge zu haben, z. B. die Befreiungskriege gegen die napoleonische Herrschaft, die Kriege der Holländer gegen die Spanier, die der Engländer gegen die Franzosen, sondern die Entwickelung der amerikanischen Corruption ist auch vor dem Kriege sehr deutlich nachzuweisen. Eine ihrer wichtigsten Phasen ist die von Jackson ein Menschenalter zuvor durchgeführte Anwendung des Princips „dem Sieger gehört die Beute", auf die Besetzung der Aemter. Im Kriege fand sie also nur Gelegenheit ihre sprossenden Keime und eingewurzelten Schösslinge auf's üppigste zu entfalten.

Mitunter soll auch der Reichthum eines Volkes zur Erklärung der Corruption dienen. Wie damit die Thatsache stimmt, dass Holland und England, die seit längerer Zeit notorisch reichsten Länder der Welt, nicht annähernd so stark von der Corruption ergriffen sind, als Dutzende beinahe bettelarmer Nationen, ist schlechterdings nicht einzusehen. Allerdings kann die Art der Erwerbung des Nationalvermögens ein Element der Corruption sein. Vermögen, ohne die verhältnissmässige Anstrengung der Arbeit oder des Krieges, sondern lediglich Dank der umstäten Laune des Glücks erworben, lässt in der That die zur Anstrengung befähigten Eigenschaften der Kampf- oder Arbeitstüchtigkeit als minder wichtig erscheinen, regt dadurch zu deren Verachtung und Vernachlässigung an und untergräbt somit die Grundsteine wahrer Macht.

Unserer Ansicht nach ist die Corruption der auflösende Verwesungsprocess alter gesellschaftlicher Zustände, in dessen Wärme die Keime neuer socialer Zustände zur Reife gelangen. Als Keime aber wirken die Ursachen, die das gesunde Leben des alten Zustandes zerfressen und ihn damit der Zersetzung entgegen treiben. Sie werden aber nicht durch den alten Gesellschaftszustand selbst her-

vorgebracht; dieser verhält sich vielmehr im Interesse seiner Selbsterhaltung instinctiv jederzeit ablehnend dagegen. Es sind äussere Einflüsse oder das Einwirken von Umständen, die nicht unter der Herrschaft des alten Gesellschaftszustandes stehen, welche diese Keime in den gesunden socialen Organismus hineintragen. Es sind dies solche Einflüsse, die auf die Lebensverhältnisse einen unabweisbaren, verändernden Eindruck ausüben. Eine Erfindung wie die des Steigbügels, die dem Reiter einen bisher nie besessenen Halt und damit eine erhöhte Gewalt im Kampfe gab, veränderte das Kriegswesen, damit sämmtliche bestehenden Machtverhältnisse, zersetzte also in der Corruption des früheren Mittelalters die alten socialen Ordnungen und Rechtsverhältnisse, und schuf endlich die neueren Ordnungen der Ritterszeit. Die Einführung des Schiesspulvers veränderte wiederum die Bedingungen der Kriegsführung, erhöhte die Bedeutung des Fussgängers dem Reiter gegenüber, warf damit die bestehenden Machtverhältnisse über den Haufen, zersetzte dadurch die bestehenden Ordnungen, und der in der Corruption des späteren Mittelalters untergehenden Ritterzeit folgte — als erste Erscheinungsphase der wieder zur Macht gelangten Demokratie — die Epoche monarchischer Alleinherrschaft.

Alle solche Veränderungen, die als zersetzende Keime in eine ordnungsmässig bestehende Gesellschaft eintreten, werden nicht freiwillig oder gar absichtlich aufgenommen, sondern drängen sich durch die Nothwendigkeit der Concurrenz oder des Kampfes um's Dasein ihr auf und in sie ein. Von solchen Beispielen ist nun die Geschichte voll. Sie alle weisen darauf hin, dass jede Culturepoche mit einer Periode der Corruption anhebt, sich durch dieselbe zu einer Periode der Klärung und der gesetzlichen, sittlichen Ordnung emporarbeitet, um schliesslich mit dem Eindringen anderer, die Bedingungen des gesellschaftlichen Lebens wiederum verändernder Umstände abermals in eine Periode der Corruption einzutreten. Besitzt ein Volk Glück oder Widerstandskraft genug um während dieser Zeit, wo Macht der Disciplin, Zucht, Sitte, patriotische Aufopferung und Hingabe, also auch die Widerstandsfähigkeit gegen äussere Feinde tief sinken, nicht überwältigt zu werden, — so gelangt es gewissermaassen durch einen Mauserungsprocess zu einer neuen, den veränderten Verhältnissen angepassten *sittlichen Ordnung*.

Zu einer neuen *sittlichen Ordnung!* hierin liegt der Schlüssel zur Lösung des Räthsels. Freilich, so lange die Auffassung vorwaltet, dass es nur *eine* absolut wahre Sittlichkeit, nur *ein* festbestimmtes und unwandelbares Rechtsgefühl gebe, das zu allen Zeiten, unter allen Umständen und bei allen Völkern ein und dasselbe, kann diese Lösung nimmer gelingen. Völker-

kunde und Geschichte liefern uns aber die überzeugendsten Beweise, dass ein Volk einen ganz anderen Maassstab von Sittlichkeit anlegt, ein ganz anderes Rechtsgefühl als urtheilenden Richter seiner Handlungen anerkennt, mit einem Worte, ein ganz anderes Gewissen besitzt, als ein oder vielmehr als jedes andere, wirklich in verschiedenen Verhältnissen lebende und mit verschiedenen Naturanlagen ausgestattet, dass eines Handlungen preist und ihre Thäter zum Himmel erhebt, die das andere verabscheut; dass dieses nicht den geringsten Anstoss an Sitten und Gebräuchen nimmt, die jenes als ungeheuerlich mit Entrüstung verdammt; dass alle diese verschiedenen Ansichten nicht bösen, nichtswürdigen Beweggründen, d. h. der menschlichen Schlechtigkeit entspringen, sondern mit der ehrlichsten Ueberzeugung und dem festesten Vertrauen an ihre Wahrheit, ja an ihre Heiligkeit geglaubt werden. Damit wird die Schwierigkeit im Erkennen der Ursachen jener dämonisch-geheimnisvollen, Reiche zertrümmernden und Völker vernichtenden Erscheinung, die man Corruption nennt, um ein Beträchtliches verringert. Und auf dieser Basis allein wollen wir den Versuch einer Erklärung der jetzigen Corruption der Vereinigten Staaten wagen.

Die in früheren Kapiteln angeführten Beispiele zeigen das Eigenthümliche der Corruption. Diese liegt nämlich nicht darin, dass einzelne oder eine Reihe von Verbrechen vorkommen, wie die oben angegebenen, sondern vielmehr darin, dass es keine Schande mehr ist ein derartig ertappter und überführter Verbrecher zu sein, dass also das Rechtsgefühl des Volkes nicht mehr über solche Verbrechen in Wallung und Empörung geräth. Denn so lange Letzteres geschieht, ist ein noch so zahlreiches Begehen von Verbrechen durchaus noch keine Gefahr für die gesellschaftlichen Zustände, da binnen Kurzem der Druck der empörten öffentlichen Meinung auf die Behörden so stark wird, dass sie gern oder ungern die Strenge der Gesetze walten lassen müssen. Wird aber der ertappte Verbrecher nicht mehr aus der Gesellschaft gestossen, knüpft sich keine weitere üble Folge an das Begehen einer Spitzbüberei als die einer sehr geringen Wahrscheinlichkeit auf Strafaussicht im Falle des Ertapptwerdens, während beim Erfolge und der höchst wahrscheinlichen Freisprechung (gewöhnlich aus Mangel an zulänglichen Beweisen u. s. w.) eine dem Werthe der Beute entsprechend geachtete sociale Stellung winkt, ist mit einem Wort der moralische Abscheu vor dem Verbrechen geschwunden, dann sind auch alle Schranken der Zurückhaltung gefallen. Man wagt es und trotzt der Wahrscheinlichkeit ertappt, und der viel geringeren überführt zu werden.

Was aber sind die Ursachen einer solchen Erschlaffung des nationalen Gewissens?

Ich halte die folgenden für die wesentlichsten derselben:

1) Die Vermischung verschiedener Volkselemente, deren Wirkung
2) Gesteigert wird durch die bedeutende Anzahl gesetzesflüchtiger oder verbannter Verbrecher und Vagabunden, die mit der Einwanderung in's Land gekommen.
3) Den mühelosen Vermögenserwerb durch blosses Glück.
4) Die gesetzlich und in politischen Formen versuchte Durchführung des Principes der Gleichberechtigung Aller.
5) Die aus den beiden letztgenannten Punkten sich ergebende Unerträglickheit der bestehenden Vermögensverhältnisse, die jeden etwa noch vorhandenen Rest von Achtung vor dem Eigenthum gänzlich zu zerstören droht.

Die ethnischen Verhältnisse.

Die Vermischung verschiedener ethnischer Elemente ist für die erste und — ohne alle Umschweife gesagt — hauptsächlich tiefgreifendste Ursache der Corruptionserscheinungen zu halten. Was mich zu dieser Ansicht bringt, ist eine Vergleichung der Zustände in Ländern mit Bevölkerungen gleichen Stammes, mit solchen, die Bevölkerungen verschiedenen Stammes in sich vereinigen. Ethnisch-reine Völker gibt es nun in der Welt allerdings sehr wenige, in Europa dürften aber die germanischen Stämme speciell in Skandinavien und an der deutsch-holländischen Nordseeküste noch am meisten Anspruch auf Blutreinheit erheben können; alle anderen Culturnationen sind erweislich Mischvölker.

Fassen wir ethnisch reine Gruppen in's Auge, so finden wir zunächst, dass die Volksmassen einer jeden dieser Gruppen ein festbestimmtes, unzweifelhaft anerkanntes sitttiches Gewissen besitzen. Geschlechtliche Beziehungen sowohl als die Begriffe der Ehre und der Ehrlichkeit unterliegen bei ihnen einer bestimmten, durch die öffentlichen Anschauungen über jeden Zweifel erhabenen Beurtheilung. Allerdings sind diese Normen, dem natürlichen Racen-Charakter entsprechend, von einander abweichende, und Manches was der Chinese z. B. als ehrlich, als rühmlich und gar als geschlechtlich rein ansieht, würde der Germane vom Grunde

seines Herzens als schmählich und als ekelhaftes Laster verabscheuen. Aber jeder Germane beurtheilt Handlungen mit demselben germanischen sittlichen Maassstabe, jeder Chinese beurtheilt dieselben Handlungen nach dem chinesischen Sittengesetze. Kein Mann der betreffenden Race würde ein anderes Urtheil fällen, als das solchergestalt anerkannte, und sogar die Verbrecher und einzelnen Individuen, die in ihren Thaten alle Sitte mit Füssen treten, wagen nie Zweifel an der Richtigkeit der betreffenden sittlichen Anschauung selbst zu äussern.

Soweit wir die Geschichte solcher ethnisch-reinen Völker verfolgen können, zeigt sie nie solche tief einschneidenden Perioden der Corruption, wie jene der Mischnationen. Obwohl politische Umwälzungen auch hier stattfanden, obwohl das sociale Leben in verschiedenen Epochen sich verschieden gestaltete, blieben die sittlichen Anschauungen im Grunde genommen unverändert oder erlitten nur eine ganz geringe Modification. Und wenn Corruption in diesen Nationen ersichtlich, so tritt dieselbe beinahe immer in Perioden ein, wo sie einen bedeutenden Verkehr mit der Aussenwelt hatten und durch fremde Sitten und Gebräuche beeinflusst wurden.

Ist diese Wahrnehmung richtig, so geht dieselbe so weit zu beweisen, dass alle anderen Ursachen der Corruption, z. B. die Anhäufung von Reichthümern auf leichte Weise, ja sogar die Aenderung von Glaubensformen von geringerem Einflusse sind, als jener fremder ethnischer Elemente. Das feste Sittensystem einer ethnisch reinen Nation scheint eben die Kraft zu besitzen, die Vertheilung solcher Reichthümer ihren Anschauungen gemäss zu regeln und die in einem Wechsel der Religion repräsentirte Veränderung äusserer Ceremonien unschädlich zu machen. Auffällig tritt uns der Zusammenhang der verschiedenen ethnischen Elemente mit der Corruption vor Augen, wenn wir, wie oben erwähnt, ethnisch-reine mit ethnisch-unreinen Staaten vergleichen, z. B. das Königreich Holland, die frühere Republik der Vereinigten Niederlande mit dem Kaiserreich Oestereich; die skandinavischen Reiche mit dem russischen Staatencolosse; die Türkei mit ihrer bunten Volksmenge, deren Siechthum Kurzsichtige dem Islâm zuschreiben wollen, mit den ethnisch-reinen Stämmen Arabiens die an keiner Corruption leiden. Am lehrreichsten aber bleibt immerhin das Beispiel Hollands, namentlich um desswillen, weil dieser Staat, der unter republikanischen Formen der Corruption eben so wenig Raum gewährte, als unter den jetzigen monarchischen, damit den Beweis liefert, dass es nicht etwa die republikanische Staatsform an sich ist, der die Corruption zur Last gelegt werden kann, und überhaupt die Staatsform von keinem wesentlichen Einfluss darauf zu sein scheint, so lange ein ethnisches Element in solchem

Grade vorwiegt, um sein Sittengesetz zur unbedingten Herrschaft zu bringen. Ist das Letztere jedoch nicht mehr der Fall, dann allerdings will es uns bedünken, als ob „freiheitliche“ d. h. auf demokratischer Basis errichtete Regierungsformen den Process der Corruption beschleunigen, während despotische demselben einen grösseren Widerstand entgegenzustellen im Stande sind, und ihn dadurch verlangsamen. Ein ethnisches Element, welches unter freiheitlichen Formen seine sittlichen Anschauungen nicht mehr zur unbedingten Geltung bringen kann, vermag daher nicht nur möglicher sondern wahrscheinlicherweise seine Herrschaft zu erhalten, wenn es versucht durch die festere Organisation eines despotischen Regierungssystems die widerwärtigen sittlichen Anschauungen der anderen ethnischen Elemente zu bewältigen; es opfert lieber die Formen seiner Freiheit dem viel wichtigeren Wesen seiner Sittlichkeit auf.

Alle diese Beispiele, die ein weites, noch kaum betretenes Feld des historischen Studiums bieten, scheinen uns übereinstimmend zu bestätigen, dass ethnische Vermischung das wichtigste Element der Corruption sei, im Vergleich mit dem alle anderen Ursachen von nur geringer Wirkung. Erst die Zerstörung fester sittlicher Anschauungen in Folge ethnischer Vermischung öffnet der üblen Wirkung der letzteren Ursachen Thür und Thor.

Die Geschichte der Vereinigten Staaten selbst bestätigt diese Auffassung vollkommen. In der colonialen Zeit lässt sich kaum ein Anzeichen von Corruption erblicken. Aber die Bevölkerung der einzelnen Colonien, viel schärfer von einander getrennt, als gegenwärtig die Staaten, bestand auch fast durchgängig nur aus einem einzigen Volkselemente. Soweit in den nördlichen Staaten Ausnahmen von dieser Regel vorkamen z. B. in Pennsylvanien und dem Staate New-York, waren es zunächst protestantisch-germanische Elemente, die in der Gestalt der holländischen Ansiedler von New-York (ehemals Neu-Amsterdam) und der deutsch-pennsylvanischen Ansiedelung sich nicht so sehr von der anglo-protestantischen Bevölkerung unterschieden, dann aber auch grösstentheils, wie namentlich das letztere Element, die Vorfahren der heutigen Deutsch-Pennsylvanier, in gewissen Gegenden zusammenwohnten, dort ihre eigene Lokalverwaltung hatten und ihre eigenen Sitten behielten, so dass ein Durcheinanderleben der verschiedenen Stämme in bedeutenderem Maasse noch nicht vor sich ging. Die sehr geringe katholische Einwanderung dieser Zeit gehörte in Mehrzahl obendrein auch der englischen Nationalität an und siedelte sich beinahe ausschliesslich in den Pflanzungen der von Lord Baltimore, ihrem Glaubensgenossen, gegründeten Colonie Maryland an. Von Irland dagegen wanderte beinahe nur das irländisch-germanische Element nach den Colonien aus, das bekanntermassen nicht nur

protestantisch ist, sondern — ein Beweis wie wenig ethnische Unterschiede sich versöhnen — der keltisch-katholischen Bevölkerung Irlands heute noch in vielleicht ingrimmigeren Hasse gegenübersteht denn je.

Etwas bedeutender waren fremde, aber auch protestantische Beimischungen (Hugenotten, deutsche, mährische Brüder und ähnliche protestantische Sekten) in manchen südlichen Colonien. Aber die Bevölkerung war überhaupt noch so dünn, dass einem Jeden voller „Ellenbogenraum“ blieb und etwelche Aeusserlichkeiten der Sitte, die bei näheren Nachbarn anstössig gewesen wären, weniger auffällig erschienen, zumal die doch nur geringen Unterschiede zwischen den verschiedenen protestantischen, also vorwiegend germanischen Urelementen, vollständig verschwanden im Vergleich mit jenen des einzigen in grösserer Anzahl vorhandenen Elementes ethnischer Disharmonie, der Neger. Dieser aber gelangte als Sklave nie zu irgend welcher Geltung. Die sittlichen Anschauungen der Weissen waren und blieben allein maassgebend. Aber die Unmöglichkeit deren Beobachtung seitens der Neger zu erzwingen hatte eben zur Folge, dass man sie als jedes Sittlichkeitsgefühls baar ansah, und ihre sittlichen Verhältnisse demnach lediglich den Interressen der herrschenden Klasse gemäss im einzig-möglichen Zwangswege ordnete, was übrigens dem Gedeihen der Schwarzen so günstig war, dass sie sich nicht nur ganz ausserordentlich vermehrten, sondern auch in Mehrzahl aus gesunden und physisch kräftigen Individuen bestanden. Die Interessen der Züchtung erlaubten eben nicht die Fortpflanzung der Schwachen und Erbärmlichen, und es wäre zum Wohl künftiger Geschlechter nur zu wünschen, dass gesunde Züchtungsprincipien auch unter den civilisirten Völkern wenigstens der künstlichen Hegung aller Sorten verkrüppelter, idiotischer, erbärmlicher, mit einem Worte n i c h t s n u t z i g e r Exemplare ein Ende machen.

Diese colonialen Ansiedler genossen die ausgedehntesten Rechte der Freiheit; ungehindert konnte ein Jeder die Früchte seines Ringens und Schaffens im Kampfe um's Dasein geniessen. Eine gewisse Gleichberechtigung stellte sich allerdings thatsächlich her weil eben das Ringen und Schaffen der Einzelnen ein annähernd Gleiches war und demnach auch nahezu gleiche Früchte ergab. Beinahe die ganze Bevölkerung beschäftigte sich mit der Urbarmachung des Bodens und Gewinnung der Bodenfrüchte, und der Ertrag dieser Arbeit lieferte ausreichende Nahrungsmittel für grosse Familien denen man auch überall begegnete, weil keine Last, vielmehr eine Hilfe und Unterstützung für die Eltern. Die Mittel des Luxus waren hingegen nur sparsam vorhanden, da fast noch kein Export bestand. Beinahe Alles, wessen man benöthigte, wurde auf der Farm selbst erzeugt und zubereitet. So genoss der Bauer

nicht einer papiernen, sondern einer thatsächlichen Unabhängigkeit, wie sie eben nur in solchen Verhältnissen denkbar. Er war wirklich souveräner Herr auf seinem Besitze, und die Geschicke Anderer übten kaum irgend welchen Einfluss auf die Seinigen. Der Kampf um's Dasein war nicht ein Concurrenzkampf gegen Andere um's tägliche Brod, sondern gegen die noch ungebändigten Naturmächte. Mit einer Ausnahme allerdings! Die alten Eigenthümer des Landes, die Indianer gaben ihren Anspruch auf Grund und Boden erst dann auf, wenn Macht, die allein den Besitztitel dieses Eigenthums zu verleihen im Stande, sie zum Rückzuge gezwungen. Also bestand an der Grenze ein fortwährender, grausamer Kampf um die Güter, die die unparteiische Natur Dem zugedacht, der sie zu erringen und zu behaupten verstand. In diesen Kampf zog Jeder der sich bedroht fühlte, der reifere Ansiedler um sein schon in Besitz genommenes Heim zu vertheidigen, der junge Mann, um sich weiter im Westen ein Eigenthum zu erobern und eine Heimath zu gründen. So war die ganze Bevölkerung ein mannhaftes, im Kampf gestähltes Geschlecht, in dem jeder Herr und Niemand Diener, in dem Jeder arbeitete, weil sich Niemand fand der ihm diese Mühe abnahm, und in dem die Arbeit desshalb der allgemeinsten Achtung genoss, und Jeder der sich derselben nicht unterzog, mit Kopfschütteln als verdächtiges Subject betrachtet wurde, da man überhaupt nicht einsehen konnte, wie er ohne Arbeit zu leben im Stande.

Eine solche Bevölkerung, die in thatsächlicher Gleichheit frei lebte und sich auch gleicher Rechte erfreute, nahm keinen Anstoss an dem Grundsatze der „Gleichberechtigung Aller“, als derselbe von Jefferson, Payne und Genossen von Frankreich, dem Lande der papiernen Freiheitsrechte und des thatsächlichen Despotismus, eingeführt wurde. Denn damals war die Gleichberechtigung Aller ja eben nur der Ausdruck der wirklich bestehenden Verhältnisse. Aber der engere Bund, in den die bisher isolirten Colonien zum Zwecke der gemeinsamen Vertheidigung gegen das Mutterland traten, räumte die Schranken, womit sich bisher jede einzelne Colonie umgeben und die innere Gleichheit ihrer Bevölkerungen erhalten hatte, hinweg und öffnete damit nicht nur den freien Verkehr der colonialen Bevölkerungen unter einander, sondern was für die folgende Entwickelung von Alles überschattender Wichtigkeit, dem ungehinderten Einströmen fremder Elemente Thür und Thor.

Diese liessen nicht lange auf sich warten! In Folge der Unabhängigkeitserklärung und des durch den Krieg erzeugten Hasses wandte sich der bisherige Strom der Auswanderung, nämlich der englisch-loyalen protestantisch-germanischen Bevölkerung der britischen Inseln von der neugeschaffenen feindlichen Republik

ab und anderen englischen Colonien zu. Er wurde ersetzt durch die Auswanderung, die sich alsbald aus dem englandfeindlichen, keltisch-katholischen Elemente in Bewegung setzte und ihrem neuen, durch gleiche Feindschaft gegen Albion sich auszeichnenden Bundesgenossen zueilte, der ihnen, den in ihrer Heimath von den verhassten Sachsen Unterdrückten, Freiheit und Gleichheit versprach. So begann das für die Vereinigten Staaten so verhängnissvolle Einströmen des, dem germanischen Wesen, welches die bestehenden Grundlagen freiheitlicher Ordnungen und Sitte geschaffen, feindlichen keltisch-katholischen Elementes.

In den ersten Jahrzehnten allerdings trat dieser Einfluss noch nicht zu Tage. Die ankommenden Einwanderer zersplitterten sich als einzelne Individuen und diese sahen sich, inmitten einer streng puritanisch-protestantischen Bevölkerung, die wohl an die Gleichheit der Menschen glaubte aber sehr geneigt war, den Katholiken eben nicht als einen Menschen, sondern als ein verabscheuungswürdiges Ungeheuer anzusehen, wohl oder übel gezwungen, ihren katholischen Gefühlen und keltischen Instinkten Zwang anzuthun, sie in ihrem Innern zu verschliessen, und den Sitten und Ansichten ihrer puritanischen Nachbarn sich anzubequemen. Sie konnten nicht einmal umhin, ihre Kinder in die Gemeindeschulen und sogar in die Kirchenversammlungen der Letztern zu schicken. Dies erklärt die für die Beurtheilung religiöser Verhältnisse in den Vereinigten Staaten höchst wichtige Thatsache, dass dort gegenwärtig mehrere Millionen keltisch-katholischen Blutes existiren, die den protestantischen Sekten angehören. Der Löwenantheil an dieser bekehrten Masse fiel der jungen, bekehrungseifrigen (und desshalb, wie immer in solchem Falle, sich dem Geschmacke der zu Bekehrenden am meisten anbequemenden) Sekte der Methodisten zu, und ich glaube nicht zu irren, wenn ich den notorischen, despotischen Hang dieser unduldsamsten aller protestantisch genannten Sekten dem überwuchernden Einflusse ihres bedeutenden, der freien Meinungsäusserung abgeneigten, keltischen Racenelementes zuschreibe. Auch möchte es kein blosser Zufall sein, sondern mit diesem ethnischen Verhältnisse zusammenhängen, dass vor allen „christlichen“ Staatsmännern, gross und klein, die sich im Felde der Corruption ganz besonders auszeichnen, die Methodisten die Palme davontragen.

Allmählig aber bildeten sich zuerst in den grösseren, dann auch in den Mittel- und kleineren Städten des Landes katholische Gemeinden, und um sie sammelte sich bald die nach und nach in bedeutenderer Anzahl, seit dem Hungerjahre 1847 aber geradezu massenhaft in's Land strömende irische Einwanderung. Sobald der katholische Irländer sich inmitten einer Schaar seiner Landsleute und Glaubensgenossen wusste, hörte er sogleich auf, sich

den verhassten Sitten der puritanisch-protestantischen Bevölkerung anzubequemen und seinen katholischen Glauben zu verleugnen oder gar seine Kinder in protestantische Schulen oder Kirchen zu schicken. Seit dieser Zeit gelang es auch der katholischen Kirche, ihre Gläubigen in ihrem Schoosse festzuhalten, sie als feste, schnell wachsende Phalanx den zersplitterten Sekten des Puritanismus gegenüber zu stellen, diesen letzteren das Terrain streitig zu machen und ihrer Unduldsamkeit siegreich zu trotzen. Zu diesem Zwecke war ihr sogar die Unterstützung der protestantischen, aber in Glaubenssachen indifferenten Deutschen willkommen.

Denn die Deutschen waren mittlerweile auch zu einer Macht im Lande angewachsen, mit der man rechnen musste. Die ältere deutsche Einwanderung, die sich vornehmlich nach Pennsylvanien richtete, erreichte um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ihren Abschluss, indem die mit dem siebenjährigen Kriege eingetretene Kriegsperiode den Auswandererverkehr zwischen Deutschland und Amerika beinahe gänzlich in's Stocken brachte. Die Theilnahme der deutschen, von den Fürsten verhandelten Soldatentruppen an dem Unabhängigkeitskriege auf britischer Seite erregte sogar bei dem Amerikaner einen mit Verachtung gepaarten Hass gegen die Deutschen, die er allesammt „Hassen“ benannte, ein Hass, der bis heutigen Tages durchaus noch nicht verklungen ist. So bedurfte es eines nachhaltigen Druckes in Deutschland selbst, um allmählig wieder eine Auswanderung nach Amerika vorzubereiten. Die Demagogenverfolgungen der zwanziger, die revolutionären Bewegungen der dreissiger Jahre trieben eine Anzahl Leute hinüber, die eine gewisse Verbindung zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland herstellten. Als in Folge der Anlage von Eisenbahnen und der Ausdehnung des Eisenbahnnetzes nun die Gefilde des reichen Beckens des oberen Mississippi der Ansiedlung zugänglich gemacht wurden und die materiellen Aussichten der Einwanderer sich erheblich besserten, begann allmählig die grosse deutsche Einwanderung. Das Fehlschlagen der 1848er Revolution namentlich warf Massen hinüber, und der einmal in Fluss gesetzte Strom ergoss sich bis auf den erst im letzten Jahre eingetretenen Rückschlag in beinahe immer gleicher Stärke.

In demselben Maasse, als die Schaaren der Einwanderer sich bemerklich zu machen begannen, und ihre eigenen Ansichten zur Geltung zu bringen versuchten, erhob die Corruption ihr Haupt, schwand die früher bestandene thatsächliche Gleichheit. Denn der grundbesitzende Amerikaner nahm den sich darbietenden Einwanderer zur Arbeit an, entwöhnte sich derselben selbst, begann, sich der Mühe, Kinder aufzubringen, immer mehr und mehr zu entziehen, da er die Arbeitskraft, wodurch sie ihm später die Kosten ihrer Erziehung wiedererstatteten, ja billiger miethen

konnte, und er überdies nicht gern sehen mochte, dass seine Kinder an der Seite des fremden, seltsamen *hirelings* (Heuerlings d. i. Mietharbeiters) arbeiten, und dabei möglicherweise an ihren Sitten oder ihrem Seelenheil Einbusse erleiden sollten. Ueberdies gewährte ihm ja die Verbesserung der Transportwege jetzt die Mittel, seine Ackerbauprodukte, die er früher zur Sättigung des Dutzends Mäuler seiner Familie verwandte, profitabel zu verkaufen; er konnte sich also damit manche Bequemlichkeiten der modernen Civilisation, manche Luxusgenüsse verschaffen, die er früher nicht einmal dem Namen nach kannte. Also erwuchs Verachtung der Arbeit, Abneigung gegen grosse Familie und Hang zu Luxus. Und die unter solchen Umständen erzogenen Kinder sind das corrupte Geschlecht, das heute die Leitung des Staates in den Händen hat.

Zwei Generationen haben genügt, um den durchaus ehrlichen sittenstrengen und sittenreinen Verhältnissen der Republik vom Anfange dieses Jahrhunderts die Corruption der Gegenwart folgen zu lassen. Zwei Generationen, in denen der Strom fremder Bevölkerungselemente erst langsam, dann immer schneller sich in's Land ergoss und dort 7 bis 8 Millionen Individuen fremder Geburt ansiedelte, die mit ihren Abkömmlingen heute wohl ungefähr die Hälfte der Bevölkerung ausmachen. Dieser rasche Verfall der Sitten ist in erster Linie das Ergebniss der eingetretenen Vermischung der verschiedenen ethnischen Elemente.

Dabei denken wir durchaus nicht etwa an die wirkliche geschlechtliche Vermischung, sondern zunächst nur an das Untereinanderleben verschiedener Volkselemente auf demselben Raume, unter derselben staatlichen Organisation und unter denselben Gesetzen, ein Untereinanderkommen, das allerdings früher oder später unvermeidlich zu einer mehr oder minder vollkommenen Blutsvermischung führen muss. Und zwar folgt einer solchen Vermischung die Corruption immer unvermeidlich (wenigstens liegt kein einziges Beispiel des Gegentheils in der Geschichte vor), und um so schneller und heftiger, je grösser der freie Verkehr zwischen den heterogenen Elementen ist, je weniger gesetzliche Schranken sie von einander trennen. In den Vereinigten Staaten, wo die Gesetze für Jeden gleich, derartige Schranken also gar nicht existiren, wo im Gegentheile alle Volkselemente sogar in gleicher Weise im Verhältnisse ihrer numerischen Stärke auf die Gesetzgebung einwirken, geht der Process der Corruption, der in manchen Fällen sich beinahe mit chronischer Langsamkeit vollzieht (in den „Kastenländern") höchst akut und heftig vor sich.

Seit Anbeginn bringen und brachten die Einwanderer aus ihrer europäischen Heimath Sitten, Gebräuche, Rechtsanschauungen und Religion ihres besonderen Volksstammes mit. Alle diese

weichen in vielen Einzelnheiten von einander ab, freilich oft nur in blossen Aeusserlichkeiten, während in den Grundzügen die Sittensysteme der verwandten Volksstämmme je nach dem Grade ihrer Verwandtschaft mehr minder übereinstimmen; dennoch sind es gerade diese Aeusserlichkeiten, die zumeist in die Augen fallen und vollständig genügt haben, zwischen den reineren germanischen Stämmen, trotz der nach mehr als tausendjähriger lokaler und politischer Trennung bewahrten Uebereinstimmung in ihren Grundanschauungen über Moral und Rechtlichkeit, einen heftigen, mit Verachtung gepaarten Stammeshass zu erhalten, der erst in der neuesten Zeit den Erwägungen wichtiger, gemeinsamer Interessen zu weichen beginnt.

Wohl wirft sich jene Ideenrichtung, die sich „kosmopolitisch“ nennt stolz in die Brust und betrachtet Nationalhass und Stammesabneigung als kleinliche Vorurtheile. Es ist aber eine ganz „kleine“ Verdrehung der Wahrheit zu behaupten, ein „Vorurtheil“ sei ein „kleinliches“, welches überall und allerwegen, wo jemals Menschen wohnten, besteht und bestanden hat und solche Macht und Wirkung auszuüben im Stande gewesen, dass alle Seiten der Geschichte davon erfüllt sind. Was immer eine solche Erscheinung sein mag, „kleinlich“ ist sie nicht, sondern von so wuchtiger, ja, von übermächtiger Gewalt und so sehr der höchsten Beachtung des Geschichtsforschers werth, dass nur Blinde und Thoren sie missachten mögen, einem Staatsmanne aber ihre Missachtung füglich als Verbrechen anzurechnen ist. Was nun das „Vorurtheil“ trifft, so hat die moderne Wissenschaft den Satz aufgestellt; keine Wirkung ohne Ursache. Sind Logik und dieser Satz richtig, so muss ein „Vorurtheil“ von solcher Macht und solchem Einfluss Gründe haben von entsprechender Gewalt. Interessant wäre es jedenfalls dieselben kennen zu lernen, zumal es schliesslich noch gar nicht erwiesen ist, dass nationale Abneigung lediglich „Vorurtheil“ ist. Sehr wahrscheinlich ist ein beträchtlicher Theil dieses Vorurtheils das im Instinkt niedergelegte Resultat von Erfahrungen, das unsere Vorfahren in früheren ungezählten Zeitaltern im Kampfe um's Dasein gemacht, und die, weil sie sich den Völkern so tief in diesem Vorurtheil eingeprägt, vielleicht von überwältigender Wichtigkeit in diesem Kampfe um's Dasein sind.

Ehe ich auf eine nähere Untersuchung der weissen Volkselemente in Nordamerika eingehe, möchte ich der Juden gedenken, welche in den Vereinigten Staaten, wie überall, eine Ausnahmestellung einnehmen, deren besondere Eigenthümlichkeit ein nicht zu bestreitender Erfolg im Kampfe um Reichthum ist Unserer Ansicht nach gründet sich dieser Erfolg darauf, dass die Juden die einzige Nationalität sind, die inmitten der weltumfassenden

und Alles unter einen Hut bringen wollenden Anschauungen der grossen monotheistischen Religionssysteme von dem Wahne frei blieben, dass ein bestimmtes Sittensystem sich für alle Nationen Völker und Racen der Erde, für die „Menschheit“ eigne! Und sie blieben es nicht, weil sie „das áuserwählte Volk sind, das allein in das Himmelreich eingehen wird, während alle Anderen verdammt sein werden“, sondern weil sie glauben es zu sein! In Folge dieses Glaubens sind sie, der Wahrheit entsprechend, davon überzeugt, dass sie eine mit besonderen Eigenschaften ausgestattete und von Anderen verschiedene Nation sind, dass sie besondere Anschauungen und Gefühle haben und hegen, die andere Völker nicht theilen. Sie sind nicht von dem Trugbilde der Menschengleichheit angesteckt und suchen desshalb nicht aus anderen Völkern Proselyten zu machen, sondern verfolgen das Ziel der Vermehrung ihrer Zahl auf natürliche Weise durch Erzeugung und Erziehung grosser Familien. Sie sind in Folge ihrer selbstbewussten Ausnahmestellung von vornherein gezwungen, das Leben nicht als eine fortgesetzte Bethätigung brüderlicher Liebe Aller gegen Alle anzusehen, sondern fassen es von Jugend an, der Wahrheit gemäss, als Kampf auf, worin sie ihre Existenz Feinden abtrotzen müssen. Und grade weil sie in Allen, die nicht zu ihrem auserwählten Samen gehören, ihre Feinde erblicken, müssen sie unter sich eng zusammenstehen und durch gegenseitige Unterstützung nach besten Kräften den Kampf gegen den gemeinsamen Feind aller Nachkommen Abrahams siegreich durchführen. Aber sie erwarten nicht, dass ihre Bundesgenossen ihnen diese Unterstützung umsonst gewähren sollen, sondern sie allein inmitten der in ihren Reden von Liebe triefenden, in ihren Thaten nur Rücksichtslosigkeit zeigenden christlichen Welt, anerkennen in ihrem Sittengesetz als maassgebenden Grundsatz der Gerechtigkeit und der Freiheit, die Regel so da heisst: „Auge um Auge, Zahn um Zahn“, einen Grundsatz, den nicht die Religion, wohl aber der gesunde Menschenverstand des germanischen Volkes noch hegt in dem Sprichwort: „Wie du mir, so ich dir!“ Demgemäss halten sie sich für verpflichtet, die von ihren Glaubensgenossen gegebene Unterstützung nach bestem Können zurückzuerstatten und die Strenge, womit sie diese Pflicht erfüllen, ist das Band, das ihre Gesellschaft zusammenhält und jedem Einzelnen von ihnen überall, wo Glaubensgenossen wohnen, Credit und Unterstützung in jedem Nothfalle sichert! In Folge dessen stehen sie im Concurrenzkampfe des Lebens der christlichen Gesellschaft als geschlossene Phalanx gegenüber und erringen den Sieg um so leichter, als sie kämpfen im Besitz einer richtigen Weltanschauung, die dem Feinde immer so viel abnimmt, als die Umstände erlauben.

So haben die Juden immer und jederzeit, wo sie geduldet waren, die Einzelnen besiegt und geplündert. Was ihrem Siege Schranken anlegte, war eben nur der von Zeit zu Zeit empörte Raceninstinkt des ausgeplünderten Volkes, der sich erhob, die Gebote der christlichen Liebe bei Seite warf, in Selbstvertheidigung seine Angehörigen ebenfalls in geschlossene Sturmcolonnen formirte, und im schonungslosen, weil vom Racenhass diktirten Vorgehen jener geschlossenen, auserwählten und Jedermann feindlichen Gesellschaft eine grausige Niederlage beibrachte, in der Verfolgung ihnen die Beute wieder abnahm, und damit zeitweilig das normale Verhältniss wiederherstellte.

Solches war und ist die Stellung des Judenthums überall, wo religiöse Ueberzeugungen fest wurzeln. Wo dagegen die Ideen der Neuzeit ihren glaubenzerstörenden Einfluss geltend gemacht, verwischen sie nicht nur die heut schon ganz unbestimmbar gewordenen Grenzen des Christenthums, sondern werfen auch die festen Schranken des jüdischen Glaubens über den Haufen. Damit ist aber die geschlossene Gesellschaft gesprengt und der einzelne Jude tritt isolirt wie jeder andere Mann in den Kampf Aller gegen Alle ein. Diese Auflösung vollzieht sich in Amerika sehr rasch. Während die eingewanderten Juden, die namentlich aus den früheren polnischen Landestheilen in Masse herüber kamen, noch die Vortheile ihrer besonderen Stellung auszubeuten im Stande sind, ihre richtigere Weltanschauung und ihre Gewöhnung an eine mit grossen Familien immer verbundene einfach-frugale Lebensweise zu ihrem grossen pecuniären Vortheile zu benützen wissen, hat die zweite Generation diese im Kampfe um's Dasein höchst werthvollen Tugenden schon beinahe gänzlich abgelegt und ist unzweifelhaft eines derjenigen Volkselemente, die sich mit dem grössten Behagen im luxuriös-weichen Schlamme der Corruption herumwälzen. Der alle sittlichen Anschauungen zerfressende Process hat eben auch auf das Moralgesetz des Judenthums seine Wirkung geübt, und wie Simson einst mit seinen Locken seine Kraft verloren haben soll, so verliert dasselbe mit der festen Abgeschlossenheit seiner Gesellschaft den bisher besessenen Vortheil im Conkurrenzkampfe.

Was nun die übrige Bevölkerung der Vereinigten Staaten betrifft, so besteht dieselbe, abgesehen von einer Menge anderer von relativ nur geringem Belange, wesentlich aus drei verschiedenen Elementen. Zunächst aus dem älteren Grundstock der weissen Bevölkerung, vorwiegend von englischer Abstammung und mehr oder minder mit dem unduldsamen Religionsfanatismus der „Rundköpfe“ oder Puritaner behaftet. Dieses Element ist jenes, welches seit seinem zweihundertjährigen Aufenthalte in Amerika sich auch physisch zu einem besonderen Typus entwickelt hat, der sich na-

mentlich durch geringere Breite nnd grössere Länge sämmtlicher Körpertheile scharf von dem Europäischen unterscheidet und den man füglich den Yankee-Typus nennen kann. Das zweite wesentliche Element sind die eingewanderten Deutschen, denen sich die germanischen Nebenvölker, wie Holländer, Flamänder, Schweizer, Deutschrussen, Dänen und sogar Scandinavier mehr oder minder anschliessen. Der tiefe ethnische Riss, der in Europa zwischen Nord- und Süddeutschen besteht und sich noch durch den Gegensatz der Religionen, des Protestantismus im Norden und des Katholicismus im Süden verschärft, behält aber auch hier seinen trennenden Charakter bei. Das dritte Hauptelement endlich ist das keltisch-katholische der irländischen Einwanderung. Im Charakter unterscheidet es sich von den beiden erstgenannten auf die markirteste Weise und drückt sich besonders dadurch aus, dass es überall als ein einheitlicher Körper in das öffentliche Leben eingreift. Bis zu einem gewissen Grade lehnen sich die geringen Einwanderungen aus den romanischen Ländern an dieses Element an.

In den Südstaaten dagegen ist die ganze weisse spätere Einwanderung nur von geringerem Belange. Ihre grosse Masse bilden die südlichen Weissen, im Wesentlichen von englischer, doch nicht wie die Yankees von streng puritanischer Abstammung, und schon bei der ersten Einwanderung mehr als jene von anderen Elementen, z. B. von französischen Hugenotten durchsetzt. Auch hier hat sich schon ein gewisser Typus entwickelt, der sich namentlich durch bedeutende Körpergrösse auszeichnet, aber auch noch eine gewisse, dem europäischen ähnliche blühende Farbe beibehalten hat, die bei dem Yankee ganz und gar einer lederartig bleichen Gesichtsfarbe gewichen ist. Ueberhaupt ist der südliche Typus nicht so scharf ausgeprägt, als der des Yankee.

Das zweite numerisch-wichtige Bevölkerungselement der Südstaaten ist das der Farbigen (der Neger und der verschiedenen Abstufungen der Bastarde).

Zwischen diesen vier Hauptelementen der Weissen steht in einer mittleren Stellung eine Menschenmasse, die der Abstammung nach zwar meist dem einen oder dem anderen angehört, aber dennoch gewissermaassen schon als ein Produkt, weniger der geschlechtlichen Vermischung, als vielmehr der durch das Durcheinanderwohnen zu Stande gebrachten Abschleifung der äusseren Charaktere anzusehen ist.

Eine Schätzung der Zahlenverhältnrsse dieser vier Hauptelemente ist nicht leicht, da die statistischen Angaben ethnische Unterscheidungen nicht berücksichtigen. Auf Grund langjähriger persönlicher Beobachtungen aber glaube ich kaum zu irren, wenn ich jedes der vier Elemente annähernd auf ein Viertel der weissen

Gesammtbevölkerung veranschlage, wobei die südlichen Weissen numerisch am stärksten, das irisch-keltisch-romanische Element am nächststärksten, die eigentlichen Yankees aber am schwächsten sind. Die Stärke des charakterlosen *Young America* zu schätzen ist unmöglich, da Jeder individuell dessen Grenzen weiter dehnen oder enger zusammenziehen kann.

Ueber das Verhältniss der ethnischen Elemente zur Corruption lässt sich nun von vornherein Folgendes feststellen:

Die Corruption ist am wenigsten tief in allen Gegenden und Unterabtheilungen der Verwaltung, wo Eines jener Urelemente noch das unbedingte Uebergewicht behauptet und dem entsprechend die Verwaltung der betreffenden Gegend in Händen hat. Am stärksten ist sie dort, wo keines ein solches bestimmtes Uebergewicht besitzt, die verschiedenen Bevölkerungsgruppen sich demnach die Wagschale halten und am stärksten auf einander einwirken. Dort ist dann zugleich das undefinirbare charakterlose Young America am zahlreichsten vertreten.

Einzige Ausnahme dieser Regel bilden jene Stadtgemeinden, wo gleich wie in New-York City, das irisch-keltisch-romanisch-katholische Element die Herrschaft an sich gerissen. Dort ist die Corruption unzweifelhaft am tiefsten eingedrungen.

Die ethnische Mischung ist nun am stärksten in dem Striche der von New-York aus sich nach Westen hinzieht. Darum sind es wiederum die älteren, östlicher gelegenen Staaten, in denen die bunten ethnischen Elemente der Bevölkerung am meisten Zeit hatten, auf einander einzuwirken. Daher denn die Corruption in diesem östlichen Verkehrs- und Handelsgebiet der Stadt New-York am tiefsten, in den westlicheren Distrikten dagegen noch weniger eingefressen.

Von den genannten Elementen behaupten einzig noch die Yankee's in gewissen Gegenden ein solches unbedingtes Uebergewicht, um ihren Willen zur unbestrittenen Geltung zu bringen. Sie wiegen noch ganz und gar vor in jenen Gegenden New-Englands, ihrer Heimath, wo nicht die Fabrikstädte und das davon herangezogene fremde, beinahe durchaus keltisch-katholische Element das Uebergewicht erlangt haben, besonders in den Staaten Vermont, New-Hampshire, Maine und den westlichen Gegenden von Massachusetts. In diesen Staaten herrscht weniger Corruption, als irgendwo in der Union. Die Verwaltung ist im Ganzen noch fähig und ehrlich, und die Gesetze werden im Allgemeinen geachtet. Dagegen ist in den Fabrikgegenden New-Englands (Boston und das östliche Massachusetts, Rhode Island und Connecticut), wo die puritanische Urbevölkerung bereits überflügelt ist, die Corruption fest eingenistet.

In den neuen Staaten des Westens haben die reineren Yankee's

das unbedingte Uebergewicht im Staate Jowa errungen, wo sich unsere Theorie auf das Eklatanteste bewahrheitet. Denn Jowa ist bis heutigen Tages von Corruption im Wesentlichen befreit geblieben. Ihm zunächst sowohl im Vorwiegen eines und zwar desselben ethnischen Elementes wie in verhältnissmässiger Corruptionslosigkeit steht der Staat Michigan.

Nach den Yankee's sind es die südlichen Weissen, welche noch in verschiedenen Gegenden eine bestimmte numerische Ueberlegenheit behaupten, aber nicht so ausschliesslich, wie die Yankee's in den oben erwähnten Staaten, seitdem die farbige Bevölkerung eine erhöhte Bedeutung erlangte. Dennoch herrschen die südlichen Weissen ziemlich sicher in den Staaten Kentucky, Tennessee, Nord-Carolina, Virginia und Georgia, und diese sind im vollen Einklang mit unserer Theorie, in dem Maasse, als die Oberhoheit dieses Elementes mehr oder minder gesichert erscheint, von der Corruption mehr oder minder befreit. Dagegen besteht in Süd-Carolina, Florida, Mississippi und Louisiana, wo die Neger unter Führung der von der Bundesregierung unterstützten Schnappsäckler eine zweifelhafte Herrschaft ausüben, jenes Schandregiment, das wohl in der Geschichte der Civilisation nicht seines Gleichen hat. Eine grössere Wirkung üben die fremden Bevölkerungselemente in Texas, denn obwohl die südlichen Weissen auch hier die unbedingte Oberhand haben, ist die Corruption dennoch grösser als in den genannten Staaten des Südens mit weniger gemischten Bevölkerung. In Arkansas und Alabama, wo die Oberherrschaft noch zweifelhaft, ist die Corruption dagegen bedeutend, wenngleich nicht so stark, als unter der Neger- und Schnappsäcklerwirthschaft.

In den übrigen nordwestlichen Staaten, Ohio, Indiana, Illinois, Missouri, Wisconsin und Minnesota sind sämmtliche Urelemente in bedeutender Anzahl vertreten. Die südlichen Weissen bilden den Hauptheil der Landbevölkerung des unteren Thales des Ohio und des Staates Missouri; die Yankee's wiegen vor im nördlichen Ohio und Indiana, und erstrecken sich in bedeutender Stärke durch das nördliche Illinois, Wisconsin bis nach Minnesota; das deutsch-germanische Element ist besonders stark am obern Mississippi, im nördlichen Illinois und Wisconsin, namentlich durch die Skandinavier auch in Minnesota, und im Verein mit den Pennsylvanier Deutschen sehr stark im südlichen Ohio vertreten, breitet sich aber auch über die anderen Theile dieses Gebietes aus und wohnt namentlich in dessen grösseren Städten (Cleveland, Cincinnati, Indianapolis, Chicago, Milwaukee, St. Paul, Davenport, St. Louis) in bedeutenderen Massen; endlich finden sich besonders in allen grösseren Städten auch starke Bruchtheile des kelto-katholischen Elementes, obwohl dieses im Westen nicht annähernd so stark auftritt als in der östlichen

Gruppe der mittleren Staaten (New-York, Pennsylvanien, New-Yersey, Delaware, Maryland und die Stadt Washington) und den oben aufgezählten Fabrikgegenden Neuenglands.

Die Corruption ist in dieser westlichen Staatengruppe nun stärker, als in den unter der ausschliesslichen Herrschaft eines ethnischen Elementes stehenden Gegenden, aber dennoch bei weitem nicht so stark als in der östlichen Gruppe, wo das keltisch-katholische Element zahlreicher. Und es ist dies sicherlich kein blosser Zufall. Die Erklärung möchte vielmehr in Folgendem liegen:

Die Mehrheit der Bevölkerung in den Vereinigten Staaten besteht aus den drei Elementen der Yankee's, der südlichen Weissen und der deutsch-germanischen Einwanderung. So wenig diese drei in Aeusserlichkeiten mit einander übereinstimmen und so feindlich sie einander in politischen Anschauungen, worin der südliche Weisse speciell dem Yankee gegenübersteht, oder in religiösen Auffassungen, worin zwischen dem Deutschen und dem Yankee eine tiefe Kluft besteht, sein mögen, so sind doch nichtsdestoweniger alle drei von vorwiegend germanischem Blute und ihre Grundauffassungen der socialen Verhältnisse, ihre Ideen über „Recht, Freiheit und Sittlichkeit“ befinden sich wesentlich im Einklange miteinander. Diese Uebereinstimmung in den Grundzügen des Charakters prägt sich natürlich den von der Mehrheit bestimmten staatlich-socialen Ordnungen auf, die im Wesentlichen dem Instinkte der germanischen Race entsprechend erwuchsen. Aber grade desshalb passen sich diese Ordnungen dem verschiedenen Charakter und Instinkte der anderen beiden Gruppen, die zusammen wohl an 17 Millionen Menschen zählen mögen, nicht an und werden von ihnen als Last empfunden, wesshalb sie naturgemäss eine Modifidation derselben in ihrem Sinne erstreben. Diese Modifikation in gesetzlicher Form durchzuführen, sind sie vorläufig den 24 Millionen germanischer Abstammung gegenüber ausser Stande; ihre oft vielleicht unbewusste, aber darum nicht minder heftige Opposition spricht sich jedoch in der mangelhaften Durchführung oder gänzlichen Verkehrung der vom feindlichen germanischen Instinkte geschaffenen Ordnungen überall aus, wo sie zahlreich genug, um einen bestimmenden Einfluss auf die Verwaltung zu üben. Sie handhaben die Gesetze ungeschickt, lassen Verbrecher aller Art unter den nichtigsten Vorwänden straflos ausgehen, kurz die ganze Verwaltung wird unter ihren Händen eine wesen- und kraftlose Form. Unter diesen Umständen erklärt es sich, warum überall, wo diese Bevölkerungselemente am zahlreichsten vertreten, die Corruption am allergrössten ist.

Der ungeheuere Einfluss der hier angeführten ethnischen Unterscheidungen auf die gesammten politisch-moralischen An-

schauungen zeigt sich speciell in der Geschichte der beiden grossen Parteien. Während früher Demokraten und Whig's sich bloss ihren Interessen gemäss, als Freihändler und Schutzzöllner gegenüber standen, nahm mit dem massenhaften Einströmen der europäischen Einwanderung in den Norden der Kampf einen anderen Charakter an. Die demokratische Partei des Südens sah in dem sich sofort herausbildenden Gegensatz der Einwanderer zu den wesentlich den Whig's angehörenden Yankee's die willkommene Gelegenheit, letzteren einen tödtlichen Schlag zu versetzen. Selbst von der Einwanderung nicht berührt, nahm sie dieselbe dem Antagonismus der Yankee's gegenüber in Schutz, und führte sie, unter der Flagge kosmopolitischer Liberalität den Nationalhass ausbeutend, sammt und sonders in das demokratische Lager. Der Widerstand der isolirten Yankee ward gebrochen, und die Whigpartei hörte auf zu existiren. Aber sie gab damit nicht das Spiel auf. Unter der wahren Fahne ihrer Interessen geschlagen, steckte sie sofort die falsche Flagge der „allgemeinen Menschenliebe" auf, und appellirte an den „Gerechtigkeitssinn" der eingewanderten Schaaren zu Gunsten der allgemeinen Freiheit, also auch der Freiheit der Negersklaven. Und man kann kein eklatanteres Beispiel von dem überwältigenden Einflusse der ethnischen Verschiedenheit denken, als den Erfolg dieses Appells. Denn dieser war bei jedem ethnischen Elemente ein gänzlich anderer. An den südlichen Weissen, die den Neger selbst kannten und denen kein Aufwand an Argumenten die Ueberzeugung beizubringen vermochte, dass der Neger ein dem Weissen gleicher Mensch sei, prallte dieser Appell wirkungslos ab, obwohl weitaus die grösste Masse keine Sklaven und an der Aufrechterhaltung der Sklaverei nicht das geringste persönliche Interesse besass. Was sie den Grundsätzen der „allgemeinen Freiheit und Gleichheit", die diese selben Leute für sich selbst auf's Aeusserste in Anspruch nahmen, gänzlich unzugänglich machte, war lediglich die durch Berührung mit dem Neger erzeugte Racenabneigung.

Ganz anders im Norden, wo das deutsch-germanische und das keltisch-katholische Element unter denselben Umständen lebten, dieselben Interessen als freier Arbeiterstand hatten, und dieselbe Kenntniss des Negers besassen. Dort spaltete dieser Appell vielmehr die Masse des fremden Elementes, das solange ohne Ausnahme der demokratischen Partei angehört hatte, binnen Kurzem auf Schärfste in zwei Theile. Die Trennung ging aber ganz genau auf der Scheidungslinie zwischen dem deutsch-germanischen und dem keltisch-katholischen Elemente vor sich, indem Ersteres insgesammt dem Appell an sein Gerechtigkeitsgefühl Folge leistete und sich der republikanischen Partei anschloss, während Letzteres sammt und sonders und mit wahrem Fanatismus ohne irgend-

welchen in ihren Interessen liegenden Grund der demokratischen Partei treu blieb. Der wahre Grund aber war die keltische Racenabneigung nicht so sehr gegen den Neger, den diese Leute nur sehr oberflächlich kannten, als gegen den germanischen Geist.

Nun existirt allerdings eine scheinbare Ausnahme von dieser Allgemeinheit. Weit davon entfernt, die hier auseinandergesetzte Auffassung umzustossen, bildet sie jedoch die eklatanteste Bestätigung derselben. Ein Theil der deutschen Bevölkerung nämlich blieb auf der demokratischen Seite. Welcher Theil? Kein Anderer als jener, den man mit einem gewissen Rechte in Hinsich, seiner Abstammung den „Deutschkatholischen" nennen könnte, und der mit der kelto-romanischen Race auch darin übereinstimmt, dass er seinerzeit die Religion der Germanen, den Protestantismus, nicht annahm, um dem römischen Katholicismus treu zu bleiben. Dieser Theil der Deutschen setzte sich hinweg über das Nationalgefühl, das ihn mit der zur republikanischen Partei übergegangenen Masse verband, hinweg über seine Interessen als freier Arbeiterstand und über die Grundsätze der Gerechtigkeit.

So gruppirten sich denn die Parteien im Kampfe um die Herrschaft folgendermaassen:

Die Yankee's des Nordens standen den Weissen des Südens als eigentliche Partei im Interessenkampfe gegenüber.

Jede dieser Parteien suchte sich durch ein Bündniss mit den ihrem hauptsächlichsten Gegner in seiner Heimath antagonistischen Elementen zu stärken.

Das den Weissen im Süden selbst feindlich gegenüberstehende Element war das farbige.

Um dies an seine Seite zu ziehen, nahm der Yankee die „Sklavenfrage" auf, d. h. er stellte den Farbigen als Preis der Bundesgenossenschaft die „Freiheit" in Aussicht.

Der Süden suchte dagegen die Freundschaft der dem „Yankee" feindlich gegenüberstehenden Fremden und köderte sie durch vollständige Gleichstellung der Eingewanderten mit den Eingebornen.

Aber die nur auf Aeusserlichkeiten der Sitte beruhende Antipathie zwischen den eingewanderten Germanen und den Yankee's, erwies sich bald zu schwach gegenüber der auf tiefere Racenverschiedenheit gegründeten Feindschaft zwischen diesen und der keltisch-katholischen Einwanderung.

Als demnach der Yankee, um mehr Bundesgenossen zu gewinnen, die Forderung der Gleichstellung der Eingewanderten (durch Aufgeben der *Know-nothing* Bewegung) annahm, trat der Zwiespalt zwischen den beiden erwähnten Elementen sogleich offen zu Tage, und das deutsch-germanische schloss sich an den ihm näher blutsverwandten der Yankee's an.

Die Strenge der ethnischen Linien in dieser Parteigruppirung

die absolute Eindruckslosigkeit aller „Beweisführungen" auf die entgegengesetzten Elemente zeigen auf das Schlagendste wie wenig in diesem Kampfe die innere Wahrheit der „heiligen Grundsätze" der „Freiheit und Gleichheit" den Sieg erfocht. Und dass auch nach dem Kriege das keltisch-katholische Element des Nordens, obwohl die demokratische Partei keine Existenzberechtigung mehr besass, dennoch mit der nämlichen — man kann sagen — Verbissenheit fortfuhr an dieser festzuhalten, ist ganz und gar unerklärlich ohne die instinktive Racenabneigung gegen die herrschenden Germanen. Diese sahen sich in Erwiderung dieser Antipathie und um nicht die Herrschaft in die Hände der Feinde fallen zu lassen, gezwungen, die ebenso wesenlose und sich mehr und mehr nur auf Ausbeutung des Volkes verlegende republikanische Partei-Organisation immer noch festzuhalten, wie es denn dürre Thatsache, dass die Wiederwahl Grants blos durch die Abneigung der republikanischen d. h. germanischen Bevölkerung des Nordens gegen die hinter dem Banner der Demokratie sich verbergenden keltischen Tendenzen zu Stande kam.

Im Süden dagegen stieg seit der Befreiung der Neger die Racenabneigung so sehr, dass kurze zehn Jahre genügten, jeden dort ansässigen Weissen, gleichviel was seine früheren Ansichten gewesen, die Schnappsäckler ausgenommen, in das Lager der weissen Männer zu treiben, die offen und ohne Umschweife heut, 15 Jahre nach dem Triumphe der „Gleichheit aller Menschen" 10 Jahre nach der gänzlichen Eroberung des Südens, das Banner der Unverträglichkeit der beiden dort lebenden Racen erheben. Eine solche gewaltige Rolle spielen im Leben der Völker die kleinlichen nationalen und Racenvorurtheile, die bei besserer Bekanntschaft und Berührung nur bei ganz nahe verwandten Völkern, wie z. B. bei den verschiedenen germanischen Stämmen dahinschwinden, bei allen anderen aber sich entwickeln, und zwar desto stärker, je inniger die Berührung und je besser die Bekanntschaft.

Wo immer nun solche verschiedene Bevölkerungsbestandtheile neben einander leben, von denen jeder seine eigenthümlichen sittlichen Anschauungen und Gebräuche hat, geschieht es zunächst dass die Einen die Anderen wegen der ihnen seltsam erscheinenden, weil ungewöhnten Aeusserlichkeiten bespötteln und verhöhnen, Nichts aber erzeugt mehr, nicht nur Abneigung sondern grimmigeren Hass als solche Verhöhnung oft ganz unwesentlicher Gewohnheiten. Der Verhöhnte, dessen Rechtsgefühl in diesen ererbten Gebräuchen durchaus nichts Unrechtes erkennen kann, ja der namentlich in den unteren Volksmassen auch diese unwesentlichen Aeusserlichkeiten für nothwendige Zuthaten seiner ganzen sittlichen Ideen betrachtet, fühlt sich durch deren Verspottung nicht nur in seinem ganzen Rechtsbewusstsein gekränkt, sondern greift sogleich

zu der beliebten Erklärung, wonach der Spötter nothwendig ein „schlechter Kerl“ sein müsse, der überhaupt keine Achtung vor Recht und Sitte habe. So gibt er denn nicht nur bei jeder Gelegenheit den erhaltenen Spott und Hohn zurück, sondern fängt auch bald an, das ganze fremde Volkselement, welches seine Gebräuche und Sitten missachtet, seinerseits vom Herzensgrunde zu verachten. Das geschieht binnen Kurzem sogar dort, wo die Sitten sich blos durch Aeusserlichkeiten unterscheiden. So verachtet der Yankee den Deutschen wegen seines Sauerkrautessens, wegen seines Biertrinkens, wegen seines Tabakrauchens, wegen seiner Unbeholfenheit in der fremden Sprache, wegen seiner auf einer ängstlichen Gewissenhaftigkeit beruhenden Unfertigkeit sich selbst zu helfen, wegen seiner Gewohnheit einander zu beschimpfen, anstatt sich zu schlagen, wegen seines Mangels an Respekts vor dem Sabbath und wegen hundert anderer Lappalien. Der Deutsche dagegen hält den Yankee bald für einen Knecht seiner Weiber, weil er sich gewissen Arbeiten, die in Deutschland das weibliche Geschlecht besorgt, selbst unterzieht, für einen Pfaffenknecht, weil er den Sonntag auf puritanische Manier zu feiern gewöhnt ist, hinwiederum weil er sich von seinen Pfaffen dennoch nicht verwehren lässt, im Geheimen der sündigen Fleischeslust und dem Vergnügen nachzujagen, für einen Heuchler, endlich weil er gewahr wird, dass eben (durch die Entwickelung der Corruption) bei dem Yankee der Begriff von Ehrlichkeit in vieler Beziehung sehr elastisch geworden, für einen abgefeimten durchtriebenen Betrüger.

Stellt sich ein solcher Missklang schon bei diesen näher verwandten Volksstämmen ein, um so mehr erst bei dem fremderen keltisch-romanischen Elemente. Das ganze Wesen des Irländers ist nämlich dem deutschen zuwider, und die Abneigung zwischen beiden eine gründlich tiefe, ohne jegliches Zeichen von Abschwächung. Dieselbe Abneigung existirt bei dem Eingebornen und der Irländer gibt sie reichlich zurück.

Zur gegenseitigen Verachtung und dem Hass gesellt sich bald in zweiter Folge, bei den weniger zähen Charakteren anfangend, ein allmähliges Wanken der bisher für unanfechtbar gehaltenen Rechtsbegriffe. Der Mann, der die ihm mit seinem Rechtsanschauungen überkommenen Gebräuche und Sitten für gerade so heilig und selbstverständlich hält wie diese selbst, der sich desshalb nie nach einer wahren Begründung weder der Einen noch der Anderen umgesehen, weil dieselbe ja ganz überflüssig, ja weil schon ein blosser Zweifel abscheulich wäre, verliert das feste Vertrauen in die Wahrheit seiner Rechtsgebräuche und Anschauungen wenn er täglich sieht, dass sie ihm nicht nur Hohn, Spott, Verachtung und Hass eintragen, sondern auch dass andere Menschen in seiner Umgebung leben und gedeihen, ohne *seine* Gebräuche nur im

Geringsten zu beobachten. Die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit rechtlicher Anschauungen im Menschenleben wird dadurch erschüttert und nach und nach gänzlich zertrümmert. Damit ist bald jede Richtschnur des Handelns verloren und es bleibt nur der einzige Maassstab der augenblicklichen, zum Erfolge führenden Zweckmässigkeit: Was gemacht werden kann, wird gemacht.

Diese Folge tritt erst bei den nächsten Generationen in ihrer vollen Ausdehnung zu Tage, und zwar dort am meisten wo wie in den grossen Städten die gegenseitige Berührung und Durchdringung der verschiedenen Elemente am innigsten, und wo es einem am wenigsten gelingt, eine unbedingte Oberhoheit zu erringen. Die Kinder der verschiedenen Volkselemente lernen hier im Umgang mit einander die Gebräuche und Sitten ihrer Eltern und diese selbst verachten, während sie wiederum von ihren Eltern eine Verachtung der Gebräuche und Sitten aller anderen Volkselemente in sich aufnehmen. Das unvermeidliche Resultat ist das Aufwachsen einer Jugend wie man sie heutigen Tages in den Vereinigten Staaten *Young America* nennt, die alle Rechtsanschauungen und sittlichen Gefühle in einen Topf werfend, sie als gleich werthlose, abgestandene Vorurtheile ansieht, und sich nur von der einen Richtschnur ihres auf ihre beschränkte persönliche Erfahrung begründeten Ermessens leiten lässt, dieses an Stelle der Rechtsanschauungen der einzelnen Urelemente setzend.

Dieser Process entspringt dem höchst natürlichen und vernünftigen Schlusse, dass wenn von Sittensystemen, deren Verschiedenheit ihre Nebeneinanderstellung offenbart, jedes beansprucht das unfehlbar wahre zu sein, Grund vorhanden ist an aller Richtigkeit zu zweifeln. Die Weiterentwickelung dieses Processes befördert die Erfahrung, dass eben kein Einziges der betreffenden Sittensysteme den veränderten Umständen entspricht. Kurz:

Jedes der alten überbrachten Sittensysteme wird in den neuen Verhältnissen als unzulänglich erkannt, da es eben das Resultat der ganz bestimmten, sich innerhalb gewisser Grenzen bewegenden Erfahrungen des betreffenden Volkes ist; man wirft es desshalb bei Seite, und die neuen Erfahrungen des Mischvolkes werden als Richtschnur der Handlungen angenommen. Diese neue Richtschnur kann sich aber erst nach längerer Zeit, wenn eben die neuen Erfahrungen bestimmte Resultate ergeben haben, zu einem neuen wahren Sittensystem ausbilden. Bis dahin bleiben die sittlichen Ueberzeugungen mehr oder minder der persönlichen Auslegung unterworfen, also schwankend. So lange aber Letz-

teres der Fall, so lange Rechtsanschauungen und sittliche Begriffe nicht in festen, dem ganzen Volke eigenthümlichen Ueberzeugungen wurzeln, besteht die Erscheinung, die wir Corruption nennen.

Diese Betrachtung lehrt zugleich das Irrthümliche, die mangelhafte Erziehung der Kinder als die Ursache der wachsenden Sittenlosigkeit zu betrachten; man sieht eben wie so oft ein Symptom der Krankheit für die Ursache an. Thatsächlich lernen die Kinder gerade in den (gemischten) Schulen die Verachtung der Sitten und Anschauungen ihrer Eltern, und dies ist die natürliche Ursache des Mangels an Gehorsam, der der elterlichen Zucht sich trotzig und erfolgreich entgegenstellt. In dieser Unwirksamkeit der häuslichen Zucht, in dem gänzlichen Unvermögen der Eltern den Kindern ihre eigenen Rechtsanschauungen einzuflössen, liegt eben wieder die Ursache des Erschlaffens der Eltern sogar in dem Versuche ihre Kinder sittlich zu erziehen. Sie sehen sich eben gern oder ungern gezwungen, die sittliche Entwickelung ihrer Kinder ihren eigenen Gang nehmen zu lassen.

Unsere Auffassung des Wesens der Corruption zu vervollständigen, müssen wir sogleich bemerken, dass das Aufbauen eines neuen Sittensystems durchaus nicht mit derselben Leichtigkeit und Schnelle vor sich geht wie die Zerstörung. Eine Basis für den Wiederaufbau scheint vielmehr erst dann gefunden zu werden, wenn die verschiedenen Volkselemente ihre verschiedenen Charakteranlagen, Eigenschaften u. s. w. wirklich in einem gleichmässigen Mischungsprodukte, wie es nur durch eine gründliche geschlechtliche Verschmelzung entstehen kann, ausgeglichen haben. Eine solche geschlechtliche Vermischung und Verschmelzung geht aber in Folge der socialen Abneigung der verschiedenen Volkselemente gegen einander mit unabsehbarer Langsamkeit vor sich. Sobald sich daher in einer hinreichenden Mehrheit eines Mischvolkes eine neue Ueberzeugung von Recht und Unrecht festzusetzen anfängt, bestrebt diese Mehrheit sich sogleich von der noch wiederwilligen Minderheit die Anerkennung ihrer sittlichen Ideen zu erkämpfen, und durch Erzwingung einer äusseren Achtung d. h. durch Aufhebung der öffentlichen Glaubens- und Denkfreiheit jeden Zweifel oder doch wenigstens jede Aeusserung eines Zweifels an der Wahrheit der neuen Axiome gewaltsam zu unterdrücken. Dies ist allerdings nur durch Aufhebung freiheitlicher Staatsformen zu erreichen. Desshalb sehen wir überall in der Geschichte die Perioden der Corruption zur Zwangsherrschaft führen, wodurch ein Bevölkerungstheil des Gesammtreiches seine moralischen Anschauungen gegen die zersetzenden und corrumpirenden Zweifel seitens der anderen Elemente zu schützen sucht.

Gewiss ist es kein blosser Zufall, dass die Geschichte kein Beispiel längeren Bestandes eines grossen oder auch nur mittelgrossen Reiches aufzuweisen vermag, welches verschiedene ethnische Elemente unter den Formen der Freiheit verband. Im Gegentheil gingen alle Republiken und Demokratien jedesmal dann zu Grunde, wenn sie ethnisch verschiedene Elemente in sich aufgenommen hatten. Alle Reiche dagegen, die unter solchen Umständen Bestand hatten, waren entweder Despotien, oder — und diese Letzteren erhielten sich am längsten — Kastenorganisationen, in denen die verschiedenen Bevölkerungsclassen auf das schärfste und strengste von einander getrennt waren und eine derselben eine despotische Herrschaft ausübte.

Die einzige sich eines längeren Bestandes erfreuende, gegenwärtig bestehende Republik, die Schweiz, ist kein Beispiel des Gegentheils. Denn erstens sind dort die verschiedenen ethnischen Elemente nicht in einander hineingeschoben, sondern leben neben einander in verschiedenen Lokalitäten, die in bedeutendem Maasse ihre eigene Selbstständigkeit bis auf die neuere Zeit bewahrten; zweitens, ist das ethnische Element der Deutsch-Schweizer in ganz entschiedenem Uebergewichte, und stehen sogar die französischen Schweizer in nicht allzu entfernten ethnischen Verwandschaftsverhältnissen zu ihnen; drittens, ist die gleiche Theilnahme und Einwirkung der früheren wälschen Unterthanenlande auf die Regierung noch nicht vor allzu langer Zeit eingetreten und möchte ihre vollen Früchte wohl noch nicht entfaltet haben, und endlich hängt der Bestand der Schweizer Republik überhaupt nicht von der Beschaffenheit ihrer Regierung oder dem Charakter des Schweizervolkes, sondern lediglich von den politischen Machtverhältnissen der angrenzenden grossen Völker ab. Uebrigens hat sogar die Schweiz schon einen Bürgerkrieg gehabt, und in dem jetzt schwebenden Kampfe gegen den unfehlbaren Katholicismus hat sie sich zu denselben Gewaltmaassregeln genöthigt gesehen, wie andere monarchische Staaten.

Die wenigen Länder aber, wo die Bevölkerung sich annähernd unvermischt erhalten, (z. B. die skandinavisch-germanischen Länder in Europa, das chinesische Reich), zeigen sogar in den Uebergangsperioden, in denen durch Einführung von Erfindungen die inneren Machtverhältnisse und in Folge dessen der sociale Aufbau ihrer Staaten sich wesentlich veränderten, nie eine derartig die Wurzel des Rechtsgefühls zerfressende Corruption, wie sie beinahe ein jedes Land, das der Schauplatz einer grösseren Mischung verschiedener Bevölkerungselemente geworden, aufzuweisen hat, und zwar jedesmal in der Periode, die dem Zeitpunkte der ethnischen Mischung nachfolgte.

Damit glauben wir die Berechtigung der Annahme, dass die

„Vermischung der verschiedenen Volkselemente“ die hauptsächlichste Ursache der Corruption sei, hinlänglich plausibel gemacht zu haben. Indess sei noch ein anderes Beispiel der Verschiedenheit, worin sich unter sonst ganz gleichen Umständen der Racencharakter ausdrückt, angeführt, um daran die Wichtigkeit dieses, bisher beinahe gänzlich ausser Acht gelassenen Einflusses auf das Völkerleben zu erhärten. Dies zeigt sich nämlich in der Art und Weise, wie die beiden Hauptelemente der Einwanderung sich ganz nach freier Wahl, ohne jedwede Spur fremder Einwirkung in der neuen Heimath zurecht zu finden suchen. Die grosse Masse beider Elemente, sowohl des keltisch-katholischen als auch des deutsch-germanischen, gehört der Arbeiter- und Handwerkerklasse an; wenn aber irgend ein Unterschied zwischen beiden besteht, so ist es der, dass die Menge der in ihrer Heimath ausschliesslich mit ländlicher Arbeit Beschäftigten unter der keltisch-katholischen Gruppe unzweifelhaft grösser ist, als unter der deutsch-germanischen Einwanderung. Da nun die Gelegenheit zur Ansiedelung besonders für diese Klasse in den vergangenen Jahren so überaus günstig gewesen, so wäre man, die „Gleichheit der Menschen“ vorausgesetzt, doch wohl berechtigt, zu erwarten, dass die Mehrheit der sich als Bauern ansiedelnden Einwanderer aus der ohnehin zahlreicheren keltisch-katholischen Gruppe hervorgehen würde. Die Thatsachen zeigen aber das gerade Gegentheil! Die irischen Landarbeiter bleiben beinahe sammt und sonders als Tagelöhner in den Städten und gehen nur dann auf's Land, wenn sie schaarenweise als Arbeiter an den Eisenbahnbauten, in Kohlenbergwerksdistrikten oder sonstigen ländlich gelegenen Fabrikdistrikten Beschäftigung finden. Dagegen wenden sich die ländlichen Arbeiter der deutsch-germanischen Gruppe beinahe ohne Ausnahme der Landwirthschaft zu, und ihre Anzahl wird noch vergrössert durch einen nicht unbedeutenden Bruchtheil derjenigen, die zu Hause an städtische oder gewerbliche Beschäftigung gewöhnt, hier dennoch vorziehen, die günstige Gelegenheit eigenen Grund und Boden zu erwerben, zu benützen. So ausgeprägt ist der Charakterunterschied, dass die Anzahl der Landbebauer germanischer Gruppe mindestens drei- bis viermal so gross ist, als die der irischen Einwanderung.

Der verschiedene Racencharakter zeigt sich sogar bei den in den Städten verbliebenen Theilen beider Gruppen. In allen neueren Städten, wo Grundeigenthum überhaupt noch zu erwerben war, ist es Thatsache, dass die Mehrzahl der seit längerer Zeit eingewanderten Deutschen ihr eigenes Haus und Grundeigenthum besitzen, während nur ein kleiner Bruchtheil der Irländer sich diesen Besitz verschafft hat; ihre weitaus grösste Masse hingegen wohnte seit jeher entweder zur Miethe, oder sie liess sich in den

neueren Städten des Westens auf höchst summarische Weise auf irgend einem leer stehenden Terrain in Schaaren nieder und legte dort einen sogenannten *irish patch*, d. h eine Kolonie von — ich möchte sagen — Zigeunerhütten an, und behauptete dieselbe so lange, bis es dem Eigenthümer, oft erst nach Jahren endlich gelang, die unerbetene Einquartirung zu entfernen.

Diese Charakterverschiedenheit der keltischen und germanischen Race hat zur Folge, dass die eigentliche Landbevölkerung beinahe des ganzen Westens ebenso wie die der schon länger in Besitz genommenen Theile des Landes beinahe ausschliesslich den germanischen Elementen angehört, während die Iren wesentlich in den Städten und Fabrikdistrikten heimisch sind. Diese ethnische Scheidung wird zweifelsohne in der Zukunft einen tiefgreifenden Einfluss ausüben. Gegenwärtig schon äussert er sich darin, dass im Grossen und Ganzen die Gemeindeverwaltungen der streng ackerbauenden Landgemeinden beinahe die einzigen Behörden sind, die sich als Klasse von dem um sich greifenden Gifte der Corruption noch am wenigsten angesteckt zeigen. Diese Bevölkerung ist zugleich — Ehre, dem Ehre gebührt — diejenige, die noch den Müssiggänger, sogar wenn er in eleganter Kleidung als Speculant herumläuft, weniger achtet, als den Arbeiter. Und ich spreche meine Meinung ohne Umschweife dahin aus, dass in ihr allein jene Macht zu finden ist, auf welcher die Hoffnung beruht, die fernere Entwickelung der Dinge zum Besten zu gestalten.

Die hier entwickelte Grundursache der Corruption wird noch gesteigert durch die mit der Einwanderung in's Land kommenden Verbrecher.

Nicht nur haben seit Jahren verschiedene europäische Regierungen, namentlich die der kleineren süddeutschen Staaten, auch die der Schweiz, in kolonialen Zeiten sogar auch England die Gewohnheit gepflogen, der Ueberfülle ihrer Zuchthäuser und Strafanstalten durch „Begnadigung zur Auswanderung nach Amerika" abzuhelfen; nicht nur haben viele Gemeinden die Sitte angenommen, die ihnen zur Last liegenden Armen sich mittelst Bezahlung der Ueberfahrt nach dem gelobten Lande der Freiheit vom Halse zu schaffen; nicht nur hat sich der Gebrauch in Familien und Verwandschaftssippen eingebürgert, ihre Thunichtgute auf Nimmerwiedersehen nach der grossen Republik jenseits des Meeres, die auf Charakterzeugnisse aus der Vergangenheit keinen Werth legt, lustwandeln zu lassen, sondern auch unter den mit dem Gesetze in Zwietracht Gerathenen selbst wurde die Ostküste des atlantischen Oceans als das Land der Verheissung angesehen, das Jeden, der es erreichte, besonders wenn er ein rundes Sümmchen mitbrachte, um dem Richter eventuell die Ueberzeugung

beibringen zu können, dass er ein schmählicherweise als Spitzbube verleumdeter politischer Verbrecher sei, der aus blossem Freiheitsdrang und Tyrannenhass seine Hände in eine zufällig offen vorgefundene Kasse gesteckt hätte, sichere Erlösung und sogar ein weites Feld für Entfaltung seines speculativen Genies bot. So konnte es nicht fehlen, dass der Staat, in dem „Alle gleich,“ durch eine grosse Anzahl von Bürgern sich bereicherte, die nach den in Europa herrschenden Vorurtheilen nie mehr als einem „ehrlichen Menschen gleich“ angesehen worden wären.

Solche Menschen, die den Ballast bestimmter sittlicher Grundsätze schon im alten Vaterlande abgeworfen, waren natürlich besonders geeignet, in dem sich entwickelnden Processe der Corruption gewissermaassen das Banner dieses Fortschrittes voranzutragen. Und eine beschleunigende Einwirkung auf deren Fortgang geübt zu haben, ist wohl das Mindeste, was ihnen zugeschrieben werden muss.

Diese Beschleunigung eines ohnehin sich entwickelnden Processes an und für sich wäre als Vortheil aufzufassen, aber eine wichtige Frage ist, ob nicht damit ein schlechteres ethnisches Element, als das Volk, das es ausstiess, in's Land kam, und die nur durch allmählige Verschmelzung auszugleichenden Verschiedenheiten in der Bevölkerung verstärkt wurden? Ich wäre geneigt, diese Frage zu bejahen, denn in England hat sich den mit der Verbrecherklasse in Berührung kommenden Beobachtern die Ueberzeugung aufgedrängt, dass diese in ihrer Mehrheit sowohl physisch als geistig einen besonderen, niedriger stehenden Typus zeige als die durchschnittliche Bevölkerung. In Amerika selbst bestätigt sich diese Wahrnehmung eklatant dadurch, dass die am meisten abweichenden kelto-katholischen und farbigen Elemente, obwohl sie eine unbedingte Minderheit bilden, dennoch weitaus die überwiegende Mehrheit der Verbrecher liefern.

Wir sind demnach zu der Annahme geneigt, dass im Ganzen das systematische Einströmen der Verbrecherklasse Europas als ein Faktor der weiteren ethnischen Verschlechterung und eine fortwirkende Ursache der Verlängerung und Verschlimmerung des Corruptionsprocesses anzusehen ist.

Der mühelose Vermögens-Erwerb und seine Wirkungen.

Den mühelosen, bloss vom Glück begünstigten Erwerb des Vermögens betrachten wir als eine andere, jedoch geringere Ursache der Corruption. Denn wir möchten beinahe bezweifeln, ob in wirklich ethnisch-reinen Nationen ein unverhältnissmässig zur geleisteten Arbeit anwachsender Reichthum überhaupt Corruption hervorzubringen vermag. Die corrumpirende Wirkung dieser Ursache tritt nämlich erst dann zu Tage, wenn eine solche Vermehrung des Nationalvermögens auf die Einzelnen nicht nach festgestellten Normen des Erwerbes sich vertheilt, sondern diese Vertheilung lediglich den Launen des Zufalls anheimgestellt ist. Gesetze, um auf die Vertheilung der natürlichen Reichthümer dergestalt einzuwirken, dass der erworbene Antheil des Einzelnen in annäherndem Verhältnisse zur aufgewandten Mühe stehe, existiren in den Vereinigten Staaten nicht. Die Idee der Freiheit und Gerechtigkeit krönt es vollkommen, dass, wessen Spitzhacke zufälligerweise auf ein reiches Gold- oder Silberlager niederfällt, vom Staate als der rechtliche Eigenthümer anerkannt und beschützt, als Millionär einherstolzirt, während tausend andere minder Glückliche als pfenniglose Lumpe von dannen gehen. Oder die wahre Gleichheit triumphirt darin, dass der Eine auf seinem Boden, aus dem er mühsam Dickicht und Wald ausgerodet, eben nicht mehr erübrigt, als was er mit harter Arbeit gewinnt, während der Andere, der oft noch keinen Spatenstich gethan, eines Morgens in seiner Nachbarschaft einen Haufen Leute erscheinen sieht, die in kurzer Zeit sich vermehren, Hütten bauen und ihm, ehe er den ganzen Vorgang recht zu begreifen fähig, das Land, das er zu 1.25 Dollar per Acker gekauft, zu eben soviel oder mehr per Quadratfuss abnehmen, um darauf grosse Waarenmagazine, Geschäftshäuser und Paläste zu erbauen. So verdient man die Millionen! Oder vielmehr, so steigert die Besiedlung des Landes durch eine rasch anwachsende Bevölkerung den Werth der natürlichen Reichthümer, und der Gesellschaft beliebt es, den erzeugten Mehrwerth in die Taschen einzelner Glücksfinken zu stecken.

Es lässt sich ohne die geringste Uebertreibung behaupten, dass weitaus die Mehrzahl aller in den Vereinigten Staaten zur Zeit in Privathänden befindlichen grösseren Vermögen ihrem Kerne nach auf diese Weise ihren Eigenthümern in die Taschen hineingewachsen sind.

Da nun die meisten Staaten, insbesondere aber die Republik jenseits des Meeres diese Zufallsgewinnchancen noch immer zu vergrössern suchen, so bestreben sich natürlich immer mehr und mehr Leute, einen derartigen Glücksgewinn zu erhaschen, der allein sie für immer von der Bürde der Arbeit befreit. Und man glaube ja nicht, es seien die zufällig regierenden Personen, die eine solche Entwickelung der Dinge bewirken. Im Gegentheil, diese werden geschoben von der mit Gewalt sich auf das Lotteriespiel der Speculation stürzenden Menge, welche mit Ungestüm verlangt, einen immer grösseren Theil des Nationalerwerbes in Gestalt grosser, in die Augen fallender Prämien (durch Ausdehnung des Monopolwesens) diesem Zufallsspiele preisgegeben zu sehen.

Die Anzahl der auf den glücklichen Zufall einer von selbst kommenden, nicht durch Arbeit erzeugten Preissteigerung ihres Eigenthums Speculirenden ist nun in den Vereinigten Staaten geradezu in's Ungeheure gestiegen. Früher, als durch die fortwährende rasche Zunahme der Bevölkerung und ihre gewaltige, nur durch die Einwanderung ermöglichte Ausbreitung die Werthe, namentlich des liegenden Eigenthums emporschnellten, waren die Gewinnantheile der speculativen Lotterie natürlich entsprechend bedeutend, und alle glücklichen Speculanten richteten beinahe ohne Ausnahme ihre Lebensweise so ein, als ob der Gewinnertrag der zufällig „fetten" Jahre nicht nur ein festgesichertes Einkommen wäre, sondern als ob diese Gewinnstantheile sich mit den Jahren naturnothwendig in eben dem Verhältnisse steigern müssten, als sie, die Glücksfinken, immer „smarter" werden und immer tiefer in die wahren Geheimnisse der speculativen Wissenschaft eindringen mussten. Denn dass sie den Gewinn einzig und allein ihrer überlegenen Weisheit, nicht dem blinden Zufalle verdanken, gilt allen diesen Leuten von jeher als „selbstverständlich."

So lebte nun der glückliche Speculant (und jeder Geschäftsmann — Ausnahmen giebt es beinahe gar keine — ist in den Vereinigten Staaten Speculant geworden) auf grossem Fusse. Da begab es sich eines schönen Tages, dass das rollende Glücksrad seine Fülle nicht mehr so verschwenderisch auf sein smartes Haupt ausschüttete; im Gegentheil, er, das sich selbst bewundernde Genie, erlitt Verluste, die eine herbe Lücke in seine Einnahmen rissen. Doch galt ihm als ausgemacht, dass diese Verluste ihn nur ganz ausnahmsweise trafen, dass er die widrige Laune des Geschickes binnen Kurzem glücklich überwinden würde und die Dinge wieder im alten Geleise gehen mussten. Also war es durchaus nicht nöthig, an Einschränkungen und Ersparnisse zu denken, zumal die guten Nachbarn und Geschäftsfreunde am Ende gar glauben möchten, er sässe in solcher Klemme, dass er noth-

wendig sparen müsste. . Und dies ist eine wesentliche *Consideration.* Denn da es nahezu unmöglich ist, sich eine sichere Idee über den Vermögensstand eines speculirenden Geschäftsmannes zu bilden, ist Jeder, der geschäftlich mit ihm verkehrt, beinahe gezwungen den zu gewährenden Credit nach den äusseren Anzeichen des Wohlstandes zu bemessen; der Aufwand an der Person oder in den Mitgliedern der Familie und im Haushalte ist aber eben das am Meisten in die Augen fallende Anzeichen eines vermeintlichen Wohlstandes. Desshalb verringerte er nicht nur nicht seinen Aufwand, sondern erhöhte ihn eher, um zu zeigen, dass er es haben kann *(can afford it)* und dadurch seinen Credit zu erhalten und zu befestigen. Wendet sich das Glück nun nicht sofort und geht es weiter mit unserem Geschäftsmanne bergab, so sieht er sich eines Tages ohne Heller oder gar tief verschuldet, sitzt aber noch in einem schönen Hause, lebt flott, lässt seine Lady oder Ladies in Spitzen, Sammt und Seide spazieren fahren und erfreut sich bei den Meisten noch eines seinem Aufwande entsprechenden Credites. Was nun beginnen? Die Hände in den Schooss legen und abwarten, bis er binnen Kurzem gezwungen ist, das Bankerottverfahren einzuleiten, das ihn, den an „Comfort,“ ja an Luxus Gewöhnten, die Lady, seine Frau und seine feinerzogenen Töchter, die *belles* der Gesellschaft, hilflos auf die Strasse werfen würde? Hat er diese Erfahrung nicht schon durchgemacht, so überlegt er sich's noch einmal, gedenkt wohl auch der strengen moralischen Begriffe seiner Eltern in dem reinlichen alten Puritanerdorfe Neu-Englands, die noch an die Achtbarkeit der Arbeit glaubten! — Der Arbeit? Soll er vielleicht hingehen und an der Seite des plumpen Deutschen oder gar des rohen Irländers ein Paar Thaler verdienen? Was würde seine Gesellschaft dazu sagen? Und gar seine Frau und Kinder? Und sogar, wenn er es thäte, wäre er denn damit im Stande seiner Familie ein „menschenwürdiges“ Dasein zu bereiten? Gewiss nicht! Also, kurz gefasst, er lässt den ehrlichen Vorsatz fallen, wenigstens so lange, bis er probirt hat, ob er nicht „besser thun“ kann! Er nimmt eine kühne Miene an, entlehnt von Jedermann soviel er eben kriegen kann, verwandelt in Baar, was sich eben verwandeln lässt, rafft sämmtliche Baarbestände zusammen und verschreibt sie seiner Frau! Mitunter auch nicht! Dann steckt er sie einfach in die Tasche und verreist. In beiden Fällen aber lässt er seinen Gläubigern das Nachsehen. Oder, ist er ein ganz besonders tüchtiger Geschäftsmann und ein Kerl von Rednertalent und Mutterwitz, so ladet er sämmtliche Gläubiger zu einer Privatconferenz ein, eröffnet ihnen, dass er so und so stehe, legt ihnen seine Bücher vor und bietet ihnen im Wege gütlichen Vergleiches z. B. zehn Procent ihrer

Forderungen an, wofür er natürlich verlangt, nicht nur dass sie über die ganze Affaire Stillschweigen beobachten, sondern auch fortfahren ihm den früheren Credit zu gewähren oder doch ihn mittelst bester Empfehlungen bei befreundeten Häusern einführen. Letzteres wird natürlich gern angenommen, und so ist die Geschichte beigelegt *(settled.)*

Diesem Entwickelungsprocesse entsprechend ist allgemach das Bankerottiren zu einem und sicherlich nicht zu dem wenigst einträglichen Geschäfte geworden, was aber freilich zur Folge gehabt hat das ganze Creditsystem auf ein Minimum einzuschränken.

In einem Lande aber wo bisher mindestens $^9/_{10}$ aller Umsätze auf den Mitteln des Credites beruhten, ist ein Schwinden des Vertrauens, ein Aufhören des Credits gleichbedeutend mit einer beinahe gänzlichen Stockung der meisten Geschäfte, wie sie eben jetzt in den Vereinigten Staaten vorherrscht. Der Speculation selbst wird aber damit der Lebensnerv unterbunden, was an und für sich nur wohlthätig wäre, wenn nicht von den ruinirten Speculanten bloss ein verschwindend kleiner Bruchtheil zur ehrlichen Arbeit zurückkehrte. Weitaus die grösste Menge trachtet aber sich sonstwie durchzuschlagen. Der bisherigen Speculation, die man immerhin noch ehrlich nennen mochte, folgt nun die systematisch auf Betrug in aller und jeder Gestalt angelegte Speculation. *Jf you cannot make money honestly, make it anyhow!* findet jetzt unbeschränkte Anwendung. Wie weit dieser Process sogar in solchen Geschäfte eingerissen, von denen man erwarten sollte, dass sie noch auf dem reellen Boden der Arbeit fussen müssten, möge das Beispiel der Praxis darthun, die in den letzten Jahren zu Chicago in meinem eigenen Geschäftszweige, der Bauunternehmung, die ehrliche Concurrenz beinahe gänzlich aus dem Felde geschlagen hat.

Als der Draht am 10. Oktober 1871 die Nachricht von dem Riesenbrande Chicago's in allen Theilen der Union mit Blitzesschnelle verbreitete, gab dieselbe allerwärts einer Zahl von Leuten jeglichen Zweiges des Baugeschäftes gerechten Grund zum Nachdenken. Denn Jeder hatte bemerkt, dass es schon seit mehreren Jahren nicht mehr so gehen wollte wie früher. Natürlich schrieb Jeder im festen Vertrauen auf die unerschöpflichen Hülfsquellen der grossen Republik, diese Verschlechterung nur den ausnahmsweisen Verhältnissen seiner Wohngegend zu, und er kam baldigst zu dem Entschlusse eine Verbesserung seiner Lage in Chicago zu versuchen, dessen Aufbau in viel soliderer Art und Weise in Folge seiner günstigen Verkehrsverhältnisse nothwendig geworden. So setzte sich denn ohne Verzug von allen Ecken und Enden des Landes ein Strom von Leuten in Bewegung, wovon jeder Einzelne beim Wiederaufbau der niedergebrannten Gross-

stadt am Michigan See sein Heil zu finden hoffte. Bei ihrer Ankunft im Spätherbste 1871 oder im Frühjahre 1872 gelang es ihnen wohl auch sammt und sonders die gewünschte Beschäftigung zu erhalten. Denn obwohl die Mehrheit der Versicherungsgesellschaften, anstatt die Versicherungssumen zur Deckung der erlittenen Verluste auszuzahlen, es für eine bei weitem bessere Speculation hielt den Bankerott anzumelden, gab es doch immer noch etliche Ausnahmen von dieser Regel. Und die von diesen bezahlten Summen im Verein mit jenen, welche die ausgedehnte Hypothezirung der Grundstücke aufbrachte, genügten um vorläufig eine ganz enorme Bauthätigkeit zu gestatten. Ganze Heere von Arbeitern und Bauhandwerkern waren über die meilenweite Ausdehnung der Brandstätte beschäftigt, Ruinen niederzureissen, Fundamente zu legen und schwere Gebäude zu errichten, die mit Schnelligkeit in imponirender Grösse und Pracht erwuchsen. Kein Wunder also, dass die neuen Ankömmlinge bald als Bauunternehmer einen Platz eroberten. Mussten sie auch im „Anfange" zu billigeren Preisen und um sehr geringen oder gar keinen Profit arbeiten, was that das? Einmal eingeführt, mussten sie ja Gelegenheit finden das Versäumte nachzuholen und ihr Schäfchen in nicht allzu ferner Zeit ins Trockene zu bringen. Mochte es auch dem nüchternen Beobachter schon damals nicht recht klar sein, wo alle die grossen Bankgeschäfte und Handlungshäuser herkommen sollten, für welche man die Gewölbe und Waarenlager in Unzahl erbaute, die Meisten sahen darin nur die Beweise der ungeheuersten Thatkraft und bezweifelte nicht im Geringsten, dass bei solchem Unternehmungsgeiste die Stadt fortfahren müsste, im nämlichen Tempo bis an den blauen Himmel oder an's aschgraue Ende der Welt zu wachsen.

So verging der Sommer unter fortwährendem Zuflusse von Arbeitern und Handwerkern, die von Canada, ja sogar von Europa zu Tausenden nach Chicago kamen. Die Stadt glich einem riesigen Bienenstocke, als der Herbst eintrat und die Handwerker — den Druck der Concurrenz zu fühlen begannen. Dieselbe zu beseitigen, setzten sie Anfangs October eine grosse Arbeitseinstellung in Scene, mit dem ausgesprochenem Zwecke, die Arbeitszeit von 10 auf 8 Stunden, den Tagelohn im gleichen Verhältnisse von 5 zu 4 herabzusetzen, dadurch den sich allmählig ansammelnden Beschäftigungslosen Beschäftigung zu verschaffen, und der drohenden Concurrenz die Spitze abzubrechen. Aber, dass die Bauthätigkeit eines Jahres den wirklichen Schaden der Feuersbrunst an Gebäuden hinreichend ersetzt hatte, zeigte sich an der Erfolglosigkeit der Arbeitseinstellung, welche im Gegentheil die Bauthätigkeit beinahe zum Stillstand brachte. Dazu brach im November eine Pferdekrankheit aus, die sämmtliche Pferde binnen wenigen Tagen

arbeitsunfähig machte, und, wie sie vom Osten gekommen, ihren Eroberungszug ohne Aufenthalt bis an die Gestade des Stillen Oceans fortsetzte.

Nach dem im Herbste 1872 eingetretenen und durch den sehr kalten Winter 1872—1873 verlängerten Stillstand in der Bauthätigkeit ward im Frühjahre 1873 die Bauthätigkeit nur in sehr verringerten Maassstabe wieder aufgenommen. Jetzt aber trat unter der Anzahl von Bauunternehmern und Bauhandwerkern eine Concurrenz ein, von deren Heftigkeit es schwer ist, sich einen Begriff zu machen. Bei Letzteren ergab sich zunächst eine bedeutende Herabsetzung der Löhne. Bei Ersteren aber brachte es der erbitterte Kampf um die Existenz mit sich, dass die Preise nicht nur bis zum Kostenpunkte der Herstellung herabsanken, sondern um diesen Kostenpunkt möglichst zu verringern, man zu den nicht mehr ungewöhnlichen Mittel griff, möglichst billige d. h. schlechte Materialien und möglichst billige d. h. Schleuderarbeit anzuwenden, wobei die Concurrenz der guten Arbeit vom Markte beinahe gänzlich verdrängt ward. Desshalb zogen sich alle Geschäftsfirmen, die sich nicht zu einem derartigen Vorgange verstehen wollten, im Laufe des Jahres 1873 beinahe sammt und sonders zurück.

Aber selbst die Unternehmer von Schleuderarbeit wurden vom Drucke der Concurrenz immer noch weiter getrieben. Denn Jene, die vor Betrug nicht zurückscheuten und den betrügerischen Gewinn mit in Rechnung brachten, stellten natürlich ihre Preise noch billiger und zwangen alle Concurrenten, wohl oder übel, dieselbe Bahn zu betreten. So war es sehr bald dahin gekommen, dass einen Contract zu den stipulirten Preisen nur noch der auszuführen oder zu übernehmen vermochte, der im trauten Bunde mit dem beaufsichtigenden Architekten dem Eigenthümer das Fell über die Ohren ziehen konnte. Denn der Architekt machte — auf gleiche Weise von der Entwickelung der Concurrenz gedrängt, — seine Pläne beinahe umsonst; ja, es sind mir nicht einer, sondern eine ganze Anzahl von Fällen bekannt, wo diese Künstler aus dem Stegreif Pläne für ein Gebäude anfertigten, ohne sich um die Einwilligung des Grundherrn auch nur zu kümmern, weil sie dieselbe bei der beabsichtigten Speculation auch ganz gut entbehren konnten. Waren die Pläne vollendet, so liess sich dieser Bauunternehmer, die in ihr Garn liefen, daran rechnen. Da aber blosses Rechnen, ohne Extrabegünstigungen seitens des Architekten erwarten zu können, eine ganz unnöthige Mühe, liess dieser sich — und das war die Hauptsache — für seine zu gewährende Gunst nicht von einem, sondern von beinahe jedem „rechnenden“ Unternehmer etwas mehr oder minder Erkleckliches, auch Kleinigkeiten wurden nicht verschmäht, in die Hand stecken. Nachdem

er auf solche Weise möglichst viel Provisionen verdient, eröffnete er den geprellten Unternehmern mit dem unverfrorensten Achselzucken, dass der Eigenthümer sich anders besonnen habe und die ganze Geschichte nicht auszuführen gedenke. Damit war das Geschäft erledigt.

War aber der Bauunternehmer, der nothgedrungen unter dem Kostenpreise einen Bau angenommen, nicht im Bunde mit dem beaufsichtigenden Architekten, so musste er eben einen seiner Geschäftsleute oder Materialienlieferanten u. s. w., oder aber den Bauherrn selbst ganz gehörig über's Ohr hauen. Ging auch das nicht, so verduftete er wohl mit der Summe, die er zur Bezahlung seiner Arbeiter erhalten. Der Bau, die unbezahlten Forderungen der Lieferanten und der Arbeiter mussten dann natürlich sehen, wie sie unter endlosen Streitigkeiten und Klagen zu ihrem Rechte gelangten. So ward in den letzten Jahren nur selten ein Gebäude aufgeführt, dessen Rechnungen nicht den Gerichten Beschäftigung gaben.

Ich habe dieses Beispiel absichtlich des Weiteren ausgeführt, weil ich an einem Geschäftszweige, in dem ich persönlich durchaus bewandert bin, und der noch nicht zu den besonders speculativen gerechnet werden darf, zeigen wollte, wie der Process der Corruption um sich greift und in der freien Concurrenz die ehrliche Geschäftsweise stetig und sicher vom Markte verdrängt. Um wie viel mehr erst in den Geschäftszweigen lediglich speculativer Natur.

Aber auf die Länge reichen alle Kniffe und Pfiffe nicht aus, um den unglücklichen Speculanten den anständigen Lebensunterhalt für sich und seine Familie zu gewähren. In diesem Falle „brennt" er gewöhnlich durch und lässt seine Angehörigen sitzen. Bedenkt man nun, dass diese Letzteren während der fetten Jahre der Speculation so erzogen wurden, wie es *Mrs. Grundy* d. h. der Ton der „Gesellschaft" verlangt, dass sie demnach nie gelernt haben, die *menial* Arbeit der Haushaltung zu verrichten, so begreift man die Klagen über die traurige Lage des weiblichen Geschlechts in einem Lande, wo sogar noch 1870 ein Ueberschuss von 400000 Männern existirte. Die Klagen gehen, wie schon einmal erwähnt, grade von jener als feine Damen erzogenen Classe aus, denen beim Wechsel des Geschickes ihr „Stolz," „Ehrgefühl," „Freiheitsbewusstsein" nicht erlaubt, zu der nicht „standesgemässen" Stellung einer Dienstmagd sich zu bequemen. „Standesgemäss" sage ich, obwohl in Amerika der Ausdruck „kastengemäss" passender wäre. Jedermann sieht übrigens leicht ein, dass in Deutschland die junge Dame, die nicht von „dienenden Stand" sich auch nicht zur Dienerin hergiebt, selbst wenn ihre Lage es erheischte. Der Unterschied

liegt also nicht in dem Wesen der Erscheinung, sondern in ihrer Ausdehnung. In Amerika ist, wegen der grösseren Unbeständigkeit der Vermögens- und Erwerbsverhältnisse die Anzahl der Damen, die sich auf irgend eine Manier durchhelfen müssen, und für die es nicht „standesgemäss“ ist, Dienstmagd zu werden, vielleicht zwanzigmal so gross, als in Deutschland.

Dass unter diesen Umständen die geschlechtlichen Verhältnisse ihre Reinheit nicht bewahren können, ist leicht begreiflich. Die Unmasse solcher Frauen und Mädchen, die sich zu den wenigen offenen Stellen der „genteelen“ weiblichen Beschäftigungszweige drängen, muss Alles aufbieten, um ihre Mitbewerberinnen in der Concurrenz zu schlagen. Und Jugend, Schönheit und „Gefälligkeit“ sind bei einem solchen Wettkampfe von höchstem Einfluss! Ist es dann ein Wunder, wenn deren Macht ins Treffen geführt wird und in der Regel den Sieg erringt?

Aber die nämliche Classe von Damen stellt auch zum mindesten die Hälfte der Mitglieder der gewöhnlichen Prostitution. Ist doch in der Lebensweise der Damen der guten Gesellschaft und jener der Damen der Freudenhäuser kaum ein Unterschied! Beide brauchen sich mit *merial* Arbeit nicht zu befassen, beide verwenden den allergrössten Theil ihrer Zeit auf Ausschmückung und Pflege ihres Körpers mittelst prachtvoller, reicher Kleidung und aller Geheimnisse der Toilette, beide glänzen am Abend im *Parlour* zum Entzücken der Männerwelt, werden bewundert und becomplimentirt und finden darin den einzigen Zweck ihres Lebens! Thatsache ist es, dass der auf sich selbst angewiesenen jungen Dame keine andere Beschäftigung so wenig die Pflicht zu arbeiten auferlegt, ihr so sehr die Gelegenheit gewährt, das bisher geführte Leben mit wo möglich noch gesteigerter äusserer Pracht fortzusetzen, als der Dienst der Venus.

Aber finden Viele ihr Unterkommen in offenen Häusern der Freude, so ist doch die Zahl derer noch viel bedeutender, die äusserlich Anstand und Ehrbarkeit wahren und dennoch ihren Lebensunterhalt oder doch wenigstens eine ausgiebige Unterstützung auf dieselbe Weise *in the sly* (im Verstohlenen) zu erreichen wissen. Ein „Freund“ ist der Retter in der Noth und mit seiner Hülfe gelingt es sogar sehr oft, den finanziellen Ruin mehr oder weniger trügerisch zu überkleistern, bis der speculirende Herr Gemahl oder Papa wieder durch eine Laune des Glückes begünstigt, selbst im Stande ist, noch einmal der Ebbe in den Cassen der Familie abzuhelfen, und man aus der Zurückgezogenheit wieder hervortreten und auf grossem Fusse leben kann. Wäre es möglich, bestimmte Zahlenangaben über die Fälle solcher „freundschaftlichen“ Unterstützungen und die gesellschaftliche Stellung jener, die dieselbe ein- oder das andere Mal empfangen,

zu machen, sie würden das Staunen sogar der wenigst Naïven erregen. —

Aber den hier geschilderten Missständen verdankt ihren Ursprung und ihre weite Ausdehnung noch eine andere Sitte, welche nicht nur in der Gegenwart die geschlechtlichen Verhältnisse corrumpirt, die sittlichen Gefühle abstumpft und sogar die Gesundheit der Weiber gänzlich zerstört, sondern welche auch, und diese Folge halte ich für viel wichtiger, auf die Zukunft des Landes einen nicht zu unterschätzenden Einfluss übt. Diese Sitte ist die immer rascher um sich greifende Abneigung, Kinder aufzubringen. Nicht nur entsteht dadurch jene sich immer steigernde Ehelosigkeit, sondern in den Ehen selbst pflegt man durch Mittel, die beinahe dem ganzen weiblichen Geschlechte, in ungeheuer vielen Fällen — dies ist die trockene Wahrheit — seit dem Backfischalter bekannt sind, die Empfängniss entweder gänzlich zu verhindern, oder aber die eingetretene Schwangerschaft im Wege einer Frühgeburt zu Nichte zu machen, jedenfalls die Anzahl der Kinder auf die „fashionable“ Zahl zwei zu beschränken. Die Anzahl der Fehlgeburten, die in Amerika gang und gäbe ohne den geringsten Anstoss zu erregen, ist geradezu enorm, und würde in Ländern, in denen man gewohnt ist, in dieser Beziehung der Natur freien Lauf zu lassen, beinahe unglaublich erscheinen. Fälle, dass eine Frau drei, vier, fünf ja sechs bekannt gewordene Fehlgeburten gehabt, sind beinahe in jedem Städtchen dutzendweise zu finden. Diesem Gebrauche ist es hauptsächlich zuzuschreiben, dass das Urelement des Yankees, welches ja standesgemäss der speculativen Bevölkerung angehört, im Vergleiche zu den Eingewanderten eine so erstaunlich geringe Nachkommenschaft, durchschnittlich wohl kaum mehr als ein Drittheil Jener producirt. Man wäre daher versucht zu glauben, dass die Yankees ganz aussterben und von den Nachkommen der anderen Elemente binnen Kurzem verdrängt sein würden, wenn nicht die Nachkommen der Letzteren, sobald sie die verachteten Sitten ihrer Stammesvorfahren abgelegt und sich dem, *Young America* angeschlossen haben, diese hochcivilisirte Sitte in ihrer höchsten Entfaltung spornstreichs adoptirten.

Fassen wir die geschilderten Uebelstände mit manchem darauf Bezüglichen, das wir schon früher erwähnt haben, kurz zusammen:

Die „Yankees“ hielten sich von vornherein für Herren des Landes, für eine den Eingewanderten überlegene Race (was insofern wahr, als sie dem Einwanderer, so lange er „grün“ in den amerikanischen Verhältnissen, wirklich praktisch überlegen sind), zur gewöhnlichen Arbeit zu gut und also bestimmt, auf „genteele“ Weise, d. i. durch Speculation anständig zu leben. Der Profit

der Speculation aber reicht nicht aus, um diese ganze Menschenclasse, bald vermehrt durch die Einwanderer, die allgemach im Land „gerieben“ werden und sich als eben so „gut“ ansehen, in dem ihren Begriffen angemessenen Wohlstande zu erhalten. Um so weniger, da er sich nicht gleichmässig auf die Einzelnen und in der Zeitfolge nur höchst unbeständig und unsicher vertheilt. Daher zieht die Mehrheit in der Lotterie der Speculation Nieten, geräth in eine chronische Klemme und ist gezwungen, in dieser durch *make-shifts* (zeitweilige Auskunftsmittel) sowohl ihre Stellung zu behaupten, als ihr Leben zu fristen. Resultat: sie müssen sich selbst wie ihre Familienmitglieder zu irgend Etwas hergeben, womit sie sich vor gemeiner harter Arbeit bewahren können.

Daraus ergiebt sich naturgemäss der in ganz enormen Proportionen gestiegene Andrang zu den öffentlichen Aemtern. Jeder ruinirte wankende Speculant sieht sich selbstverständlich als eben so sehr berechtigt an, als Inhaber eines Amtes sich an der öffentlichen Krippe zu mästen, als *any other man* (irgend ein anderer Mann). Dass er natürlich suchen muss, sich die Anwartschaft auf diese Stellen auf die einzige anerkannte Manier zu erwerben, nämlich durch politische Handlangerdienste, ist selbstverständlich. Da nun die Anzahl dieser Menschen in der Union vielleicht nicht weniger als eine Million, jedenfalls hoch in die Hunderttausende beträgt, so fällt jeder Grund einer Verwunderung über die ungeheure Macht der corrupten politischen Parteiorganisationen weg.

Aber wie jedes Moralsystem mit der Zeit zu bestimmten Ordnungen führt und dieselben durch sittlich-gesetzliche Institutionen gegen Schwankungen sicher zu stellen strebt, so führt auch das Moralsystem der Speculation nach und nach zu einem bestimmten, sich immer mehr consolidirenden Ergebniss, nämlich zur unvermeidlichen Concentrirung aller Capitalwerthe, die nicht der Luxus der speculativen Classen verschlingt, in wenigen, grossen Privatvermögen.

Jeder in der edlen Rechnenkunst Bewanderte weiss, dass der grosse Zufall in der längeren Aufeinanderfolge der Spielchancen aufhört, und zu einer nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung mit mathematischer Sicherheit zu berechnenden Aussicht wird. In jedem Gewinnspiele ist, falls der Spieler über unbegrenzte Mittel verfügt und an der Verdoppelung seiner Einsätze nicht gehindert wird, ist für ihn gar keine Nothwendigkeit irgend eines Verlustes mehr vorhanden, sondern er kann mit voller Sicherheit die Gelegenheit ergreifen, seine Gewinne aus dem Spiel zu ziehen, während er dem ebenso unvermeidlich gegen ihn entscheidenden Einzelzufalle durch Erhöhen seines Einsatzes begegnet, bis eben das Glück sich — wie es ganz sicher geschehen muss —

wieder dreht. Allerdings giebt es nun kein unbegrenztes Capital. Aber grade desshalb genügt schon ein grösseres Capital, als die mitspielenden Gegner besitzen, um bei dem sicheren Wechsel des Glückes bis zur günstigen Gelegenheit ausharren zu können, oder doch die Entscheidung so lange aufzuschieben, bis der erschöpfte Gegner das Feld räumen uud dem, der es länger auszuhalten im Stande, den Einsatz überlassen muss.

Ganz dasselbe ist der Fall in dem Spiele der „Speculation.“ Denn einer Periode des Steigens der Preise folgt immer und jedesmal eine Periode des Sinkens, welche selbst wiederum mit vollkommener Sicherheit von einer neuen Steigerung beendigt wird. Wessen Capital nun genügt, um in der Periode des Sinkens seine speculativen Einsätze auf dem Tische zu erhalten, wer dann nicht gezwungen ist zu verkaufen, sondern bis zur sicher eintretenden Epoche der erhöhten Preise warten kann, entgeht der Gefahr des Verlustes. Die Speculation wird in seinem Falle eine sichere, von dem allgemeinen Gange der Entwickelung des betreffenden Landes abhängige, und nur beim Eintreten eines allgemeinen Rückschrittes zu den ohnehin unvermeidlichen Verlusten führende Capitalanlage. Im Laufe der Zeit fallen nun ohne Fehl alle überhaupt zur Speculation verwandten und nicht zurückgezogenen oder von den Speculirenden verbrauchten Einsätze diesen die grösseren Capitalien in Reserve habenden Mitspielern zu. Desshalb ist das Ende aller Geschäftsspeculation der unvermeidliche Bankerott aller kleineren Mitspieler und die fortwährende Vermehrung der grossen Einzelcapitalien durch die von den Kleineren in's Spiel gebrachten Einsätze. So sehr ist diese Ableitung durch die Erfahrung bestätigt, dass aufmerksame Zuschauer beobachtet haben wollen, wie in den Börsen das mitspielende Personal durchschnittlich im Laufe von drei bis fünf Jahren vollkommen wechselt, und nur die grossen Häuser sich behaupten. Diese Erscheinung heisst soviel, als dass in der Regel das durch Erbschaft oder sonstwie erworbene Capital in jener Zeit von den grösseren Capitalien überwunden und annexirt wurde, der gewesene Speculant aber bankerott geworden.

Dieser Prozess der Concentration der Reichthümer durch das *squeezing* (Ausquetschen) der Kleinen ist in Amerika in den letzten zehn Jahren in ungeheuerstem Maasse vor sich gegangen. Millionäre, noch vor 15 Jahren eine sehr seltene Erscheinung, sind, man möchte sagen, wie Pilze hervorgeschossen. Und die wenigen, die damals einfache Millionäre waren, sind in ihrer grossen Mehrzahl heute Grossmillionäre, die ganze Eisenbahnen und Eisenbahnsysteme entweder ausschliesslich oder doch vorwiegend besitzen, ganze Industriezweige beherrschen, den Fabricaten beinahe willkürliche Preise auflegen und in vielen

Fällen durch die blosse Wucht ihres Capitals jede Concurrenz unmöglich zu machen, vermögen.

Damit allein ist jedoch diesen Herren nicht gedient! Strebt der Mensch zunächst nach Besitz, der ihm die Existenz sicherte, so trachtet er sofort, wie er diesen errungen, nach dessen Sicherung gegen irgend welche Wechselfälle. Daher richtet sich das Bestreben der Grosscapitalisten allerorten auf die Beherrschung und Beeinflussung der Gesetzgebungen, um die errungenen Vortheile für immer sicher zu stellen, jede Concurrenz gesetzlich zu verhindern und alle etwa noch aufzufindenden natürlichen Reichthümer von vornherein unter Ausschluss des Volkes in ihren alleinigen Besitz zu bringen. Da die Mitglieder der Gesetzgebungen beinahe ausnahmslos politische Speculanten sind, ist ihr Erfolg temporär immer gewiss. Für immer können selbst sie freilich nicht diesen Erfolg feststellen, da die Gesetzgebungen fortwährend wechseln, die Eine die Erlasse der Andern umstösst, und Jede sich für berechtigt fühlt, die „milchgebenden" Kühe auf's Neue zu melken, so dass im Grossen und Ganzen die Grosscapitalien die Fortdauer ihren gesetzlichen Begünstigungen von jeder folgenden gesetzgebenden Versammlung durch eine neue Auflage des Bestechungstributes erkaufen müssen. Thatsächlich ist dieser den Volksvertretern gezahlte Tribut das Einzige, was in Wahrheit und Wirklichkeit in der allgemeinen Verwaltung beinahe aller Staaten noch auf eine mehr als bloss formelle Anerkennung der „Volkssouveränität" hinweist.

Die Folgen des Gleichheitsprincipes.

In dem Versuche, das vermeintliche Princip der Gleichberechtigung Aller durchzuführen liegt ebenfalls eine Grundursache der Corruption, denn dieses ist es, welches dem Einströmen fremder Volkselemente Thür und Thor öffnete, wodurch die verderbliche ethnische Mischung der Gegenwart vorbereitet wurde.

Nach dem Principe der Gleichheit bringt jeder Mensch von vornherein, „gleiche Rechte" auf diese Welt „mit;" dieses „gleiche Recht" eines Jeden geht jeder staatlichen Ordnung vor, muss jede andere Erwägung überwiegen und kann nie und nimmer und

unter keinem Vorwande verkürzt werden, da es „heilig“ und „unverletzlich“ ist. Besonders in diesem „gleichen Rechte“ mitinbegriffen ist das Recht eines Jeden, in seinem „Leben,“ seiner „Freiheit,“ und seinem „Streben nach Glückseligkeit“ auf keine Art verkürzt, beschränkt oder gehindert zu werden, vielmehr ist es die Pflicht der Gesellschaft, Alles was diesen Zielen und Streben im Wege steht, möglichst hinwegzuräumen.

Da dieser Grundsatz in den Vereinigten Staaten den Kindern schon in den A-B-C-Büchern vorgelegt wird, weil „insbesondere die Republik der Vereinigten Staaten nur auf demselben errichtet worden, indem er einzig und allein das Fundament der glorreichen Unabhängigkeitserklärung bildet,“ und die Amerikaner im Durchschnitt mit einer ganz guten Portion Fassungsgabe und praktischen Sinnes ausgerüstet sind, der ihnen sagt, es wäre eine Vergeudung von Kraft, suchte man was man ohnehin kriegen müsse mit Mühe und Arbeit zu erringen, so ziehen sie aus obigem Satze den, dem gemeinen Menschenverstande eminent logisch erscheinenden Schluss: dass der mit gleichen Rechten ausgestattete Mensch überhaupt nicht nöthig habe, sich zum Schutze seines „Lebens,“ seiner „Freiheit“ und zur Erreichung seiner „Glückseligkeit“ irgendwie zu bemühen und ihretwegen Lasten und Bürden auf sich zn nehmen, da diese Güter ihm ja kraft seiner Menschenwürde als heiliges und unverletzliches Eigenthum zukämen und der Staat verpflichtet, ja überhaupt nur dazu da sei, ihn, den souveränen Herrn, in den Genuss dieser Rechte zu setzen. Er habe demnach nur nöthig darnach zu verlangen.

Wozu, frägt sich also der hoffnungsvolle Sprosse *Young America's* soll ich mich denn damit abmühen Etwas zu lernen, warum soll ich mich anstrengen etwas Nutzbringendes zu schaffen und wie komme ich überhaupt dazu zu arbeiten? Leben, Freiheit, Glückseligkeit, also Alles was ich brauche, sind mir vom Staate garantirt. *Society owes me a living.* (Die Gesellschaft schuldet mir meinen Lebensunterhalt.) Und was würde es mir denn nützen das Gehirn anzustrengen, um mich zu einem Wunder von Bildung und Gelehrsamkeit zu machen, mich mit nützlichen Kenntnissen vollzupfropfen, mich mühsam zu bestreben in allen guten Fähigkeiten Meister zu werden? Bin ich denn darum um ein Haar besser als Alle, denen es gar nicht einfällt Derartiges zu thun, sondern die nur ihrer Bequemlichkeit und ihren Genüssen nachgehen, und die doch darum dieselben gleichen Rechte, denselben Anspruch auf Glückseligkeit besitzen als ich? Meine Arbeit und Mühe kann also kein Resultat liefern und hat demgemäss keinen Zweck! Zwecklose Arbeit aber ist eine Dummheit! Ergo, ich wäre ein Esel, wenn ich mich abplagte um zu verdienen, was mir von Rechtswegen zukommt.

So kümmert sich denn unser souveräner Jüngling wenigst möglich um die Erwerbung von Kenntnissen oder das Erlernen eines Geschäftes:

„Bei Euch lernt so ein Exquartaner
Ein firm Geschäft, wie's Brauch und Fug;
Hier ist er nur „Amerikaner“
Und das ist grad' Geschäft genug!“

sagt Georg Asmus in seinem Amerikanischen Skizzenbüchelche. Er lässt die Dinge vielmehr gehen wie sie wollen, isst, trinkt verzehrt, was er von seinen Eltern erhält, und amüsirt sich mit dem edlen Ball- und Billardspiel mit den jungen Damen, oder ähnlichen *gentlemanly sport.* Das geht auch so lange ganz gut als Eltern und Anverwandte die Rechnung ihres hoffnungsvollen zur Präsidentenwürde gleichberechtigten Sprösslings bezahlen. Aber früher oder später hört dies auf; nun erinnert sich unser Held daran, dass die Gesellschaft ja Pflichten gegen ihn habe. Er klopft demnach stolz an die erste beste Thür der Gesellschaft an um seine Ansprüche geltend zu machen, stellt sich im Bewusstsein seines selbstverständlichen Rechtes mit vollkommen sicherem Auftreten vor, und öffnet die Augen weit, und glotzt das ihm gegenüberstehende Mitglied der verpflichteten Gesellschaft verwundert an, wenn dieses ihm kurz und bündig die Antwort gibt: *That aint none of my business!* (Das ist nicht meine Sache!) Erstaunt zieht er von dannen, um diejenigen Mitglieder der Gesellschaft zu finden, deren *business* es ist, ihm die gewährleisteten Mittel der erstrebten Glückseligkeit zu verabreichen. Und er sucht und sucht bei Tage und bei Nacht, im Sonnenlichte und mit der Laterne des Diogenes, ernährt sich von *make shifts* und *odd jobs* (zufällige Gelegenheit, Etwas zu machen) schläft auf Heuböden und isst freien Lunch, — in den Zeiten der Wahlkämpfe spült er denselben wohl auch mit freiem Bier oder Schnaps hinunter — und verdient obendrein ein Paar Thaler um sich einen neuen Cylinderhut, Papierkragen und Cravatte mit Diamantnadel anzuschaffen, indem er seine Stimme an den Meistbietenden verhandelt. So sucht er lange Jahre, und trifft überall und überall nur Leute die geradezu so gut berechtigt sind wie er, aber keinen Einzigen der sich für verpflichtet hielte; schliesslich fängt es an ihm zu dämmern, dass die Gesellschaft nachlässiger Weise unterlassen habe für die Einhaltungen ihrer Verpflichtungen zu sorgen. Er schimpft desshalb waidlich auf die schlechten Kerle, die das Land verwalten und deren böswillige Nachlässigkeit allein an diesem Fehler Schuld, und sieht sich endlich — nothgedrungen — dahin gebracht, es gerade so zu machen wie alle Anderen, nämlich sich seine Rechte selbst zu nehmen, indem er Alles was er ergreifen und erwischen kann in die Tasche steckt um sich da-

durch für seine Vernachlässigung zu entschädigen. Gewissensskrupel wirft er dabei vollständig über Bord, dagegen nimmt er bei jeder Gelegenheit alle Rechte in Anspruch die er durchzusetzen im Stande, und entzieht sich allen Lasten, Bürden und Abgaben, zu deren Leistung ihn die Gesellschaft nicht gerade mit Gewalt zu zwingen vermag.

Im Uebrigen fühlt er sich tief gekränkt, und wird ihm durch glücklichen Zufall die Gelegenheit zu Theil der Gesellschaft diese Kränkung zurückzugeben, so ergreift er dieselbe mit wahrer Wollust. Gelingt es ihm z. B. sich in ein öffentliches Amt zu drängen, wo er sich auf Kosten der Gesellschaft bereichern kann, so ist er überzeugt, dass ihm damit nur zufällt, worauf er schon längst wohlbegründeten Anspruch hatte. Er nimmt nur was ihm die Gesellschaft schuldig. Und sollte ihm wirklich noch ein Rest von frommer Scheu geblieben sein, so entflieht derselbe bald vor der Betrachtung, dass alle Anderen gerade so handeln und er als Gleichberechtigter nicht hinter Jenen zurückstehen dürfe. Auf solche Weise gelangt er naturgemäss zu dem Schlusse, den Tweed in den Worten ausdrückt: „Ich stecke meine Hände so tief hinein als ich kann, fasse so viel als ich fassen kann, und ziehe sie heraus mit so viel in der Faust, als ich darin halten kann!"

Die Folgen der Gleichberechtigungsidee sind also zunächst das Missachten der Fähigkeit und des wirklichen Verdienstes, dann die gänzliche Verleugnung aller Pflichten des Einzelnen. Derselbe empfindet vielmehr jede Pflicht als lästigen höchst ungerechten Druck. Mit gutem Grunde! Denn wenn A, B und C und Jeder einen gleichen Rechtsanspruch an die Gesellschaft hat, so ist durchaus nicht einzusehen, warum A durch die Erfüllung eines gewissen Quantums Pflichten dem Staate dienen soll, während B vielleicht nur die Hälfte dieses Quantums, C möglicherweise nur einen beliebigen Bruchtheil und alle Uebrigen vielleicht gar keine Lasten in der Gestalt von gesellschaftlichen Pflichten tragen. Eine derartig beliebte Vertheilung von Pflichten die den Einen belastet, den Anderen verschont, während Jeder die unveräusserlichen gleichen Rechte in Anspruch nimmt und ausübt, spricht allen Gesetzen der Logik und allen Begriffen des gesunden Menschenverstandes geradezu Hohn, tritt alle Grundsätze der Gerechtigkeit mit Füssen. Die Gerechtigkeit erheischt, dass wenn alle Menschen unter allen Umständen und immer unveräusserliche gleiche Rechte geniessen, alle Menschen auch unter allen Umständen und immer und ohne alle Ausnahme zur Erfüllung einer vollkommen gleichen Pflichtenlast angehalten werden. Die Gewährung gleicher Rechte an Alle dagegen ist, so lange Pflichten nur Jenen auferlegt werden, die man zu deren Erfüllung zufälligerweise zu zwingen im Stande, einfach eine Ausbeutung der

Pflichtgetreuen zu Gunsten der Pflichtvergessenen. Letztere sind also bei solcher Ordnung der Gesellschaft den Ersteren gegenüber in unbedingtem Vortheil, und es ist desshalb unter der Herrschaft des Grundsatzes der Gleichberechtigung Aller Jeder ein Thor, der Pflichten erfüllt deren Erfüllung er sich auf irgend welche Weise zu entziehen vermag. Unausbleiblich muss bei solcher Anschauung die Corruption fortwährend weiter um sich greifen und zwar um so schneller und sicherer als eben Niemand sich in Folge der nämlichen Anschauung für berufen oder verpflichtet fühlt, diesem Processe zu steuern. Im Gegentheil sucht Jeder, sogar wenn seine Bemühungen wirklich erfolgreich sein könnten, sich der Lasten, die ihm dieselben auferlegen könnten, zu entwinden. Es ist die allgemeine Beobachtung und die allgemeine Klage, dass gerade die ehrlichen besseren Elemente der Bevölkerung sich von jeder Betheiligung an dem öffentlichen Leben beinahe ganz und gar zurükziehen und den corrupten Elementen freien Spielraum gönnen. Man kann aber von Niemanden verlangen, dass er sich der organisirten Phalanx der Corruption gegenüberstelle. Uebrigens geschähe dies auch, so hat er (die Erfahrung bestätigt es im vollkommensten Maasse) nur Aussicht auf einen augenblicklichen Sieg, während binnen Kurzem, sobald die aufwallende Erregung des grossen Publikums sich gelegt, die organisirte Corruption wieder ihren eben geräumten Herrschersitz einnimmt. Warum? Seltsam wie es klingen mag, ist es doch nicht weniger wahr: die Corruption vertritt in diesem Kampfe das Princip der Gerechtigkeit, nämlich das Princip, dass jede Arbeit ihres Lohnes werth sei! Die organisirte Corruption bezahlt ihre Diener im richtigen Verhältnisse zu ihren Diensten und Fähigkeiten, während der Staat die für seine besten Interessen Kämpfenden nicht nur nicht bezahlt, sondern ihnen einfach sagt, dass sie gerade so viel Rechte hätten und nicht ein Iota mehr als die menschlichen Brüder, die sie eben aus ihren durch Corruption besudelten Aemtern geworfen. Unter diesen Umständen ist es kein Wunder, das Alles was hervorragende Fähigkeit und Tüchtigkeit besitzt, seine Dienste jener Macht zu Gebote stellt, welche dieselben am besten bezahlt, nämlich der Corruption. In diesem Lichte betrachtet ist die Corruption des Zeitalters geradezu die Reaction des gesunden Menschenverstandes gegen eine alle Grundsätze der Gerechtigkeit verläugnende Theorie.

Und es steht diese Entwickelung, die jener Anschauung der Gleichberechtigung gegenüber nothwendig zum Siege der Corruption führen muss, im vollkommenen Einklange mit dem merkwürdigerweise in beinahe dem nämlichen Athemzuge gepredigten Idee der Freiheit. Die Idee der Freiheit nämlich steht

in unlösbarem Widerspruche mit der Idee der Gleichberechtigung Aller. Weit davon entfernt, dass diese Zustände sich gegenseitig bedingen, schliessen sie sich gegenseitig aus. Sklaven sind ihrem Herrn gegenüber gleich, aber freie Männer sind noch nie so lange die Welt steht einander gleich gewesen, stets galt der Fähigere, Tüchtigere mehr als der weniger Fähige. Dieser Unterschied liegt in dem Wesen des Verhältnisses. Denn das Grundprincip der Freiheit ist gerade dass Jedermann Herr seiner selbst d. h. der Gesammtheit aller seiner Fähigkeiten und Eigenschaften ist, dass er dieselben also ohne nach dem Belieben eines Andern zu fragen, lediglich nach eigenem Ermessen verwenden kann. Das Wesen der Freiheit besteht darin, dass der freie Mann nicht gebunden ist, irgend Jemanden Dienste zu leisten, sei dieser Jemand ein Individuum oder ein Staat. Es steht also im geraden Widerspruche zur Idee irgend einer Verpflichtung. Der freie Mann ist zu Nichts, absolut zu gar nichts verpflichtet und Jeder, der irgend welche Verpflichtungen zu erfüllen gezwungen ist, ist eben dadurch gebunden und hört auf frei zu sein.

Aber eben so wenig, wie der freie Mann selbst Verpflichtungen kennt, eben so wenig kennt die Aussenwelt Verpflichtungen gegen ihn. Er besitzt desshalb eben so wenig Rechte, als ihm Pflichten obliegen. Will er also im Verkehre mit Seinesgleichen Vortheile geniessen, die Niemand verbunden ist ihm zu gewähren, so kann er, grade weil er frei ist, dieselben nicht als Recht in Anspruch nehmen, sondern muss sie von dem jeweiligen Besitzer erwerben. Dieser aber wird nur gegen Entschädigung sich zum Aufgeben seines Besitzes verstehen. Folglich wird grade in einer Gesellschaft von (im friedlichen Verkehre lebenden) Freien jeder Einzelne Alles vollwerthig bezahlen müssen; Nichts — gar nichts — wird ihm gegeben, weil er es als ein „Recht“ in Anspruch zu nehmen geneigt ist, aber auch Nichts wird von ihm unter dem Namen „Pflicht“ verlangt. Vielmehr wird der einzelne „Freie“ jedes in Anspruch genommene „Recht“ von der Gesammtheit der anderen mit ihm in Gesellschaft lebenden „Freien“ durch Leistung einer gleichwerthigen Pflicht erwerben und umgekehrt die Gesammtheit jede ihrerseits von den einzelnen „Freien“ in Anspruch genommene „Pflicht“ durch Gewährung eines gleichwerthigen „Rechtes“ bezahlen müssen. Kurz:

Der Grundsatz der Freiheit ist der der Gegenseitigkeit von Recht und Pflicht.

Die unmittelbare Folge ist, dass in einer „freien“ Gesellschaft „„gleiche gesellschaftliche Rechte nur da bestehen können, wo die Fähigkeit, gleiche gesellschaftliche Pflichten zu erfüllen, besteht.““

Die practische Durchführung dieses Princips in gesetzlicher Form führt eben dahin, dass die Fähigeren, die dem Staate mit einem Mehrwerth von Pflichten dienen, vom Staate einen diesem Mehrwerth entsprechenden Betrag von Rechten erhalten und umgekehrt.

Es ist also der Grundsatz der persönlichen Freiheit selbst, der sich in der Idee der Pflichtenlosigkeit und in der Widersetzlichkeit sämmtlicher Einzelnen gegen die, ihnen von der „Gleichberechtigung Aller" zugemutheten unbezahlten Pflichten zur Wehr setzt. Und dieser Kampf wird vorläufig und so lange, bis eine Partei kühn den Grundsatz:

Gleiche Rechte den gleichen Pflichten

auf ihr Banner schreibt und das Motto der „Gleichberechtigung Aller" damit auslöscht, unter dem Schleier der Corruption durchgefochten werden müssen, da, wie gesagt, die Corruption allein den gerechten Anspruch der Tüchtigeren, mehr Recht als die Untüchtigen zu haben, durch gute Bezahlung anerkennt, während die officielle Staatsorganisation solche Anerkennung beharrlich verweigert und sogar die sociale Gleichheit verschiedener Classen durch despotische Gesetze zu erzwingen sucht.

„„Die Fähigkeit hat mit dem Rechte nichts zu thun!"" so erwidert uns der laute Vorkämpfer des „Freiheits- und Gleichheits"-Radikalismus, der Herausgeber des „Pionier" in Boston, in seiner bekannten peremptorischen Manier und begründet diesen summarischen Urtheilsspruch auf folgende geistreiche Weise: „„Sonst müsste z. B. der stärkste, gebildetste und muthigste Mann — der also alle Becker'schen Anforderungen erfüllt — sein Menschenrecht verlieren, wenn er krank ist!""

Dieser, der einzige Einwand, den ein solcher Partei-Häuptling wie es Karl Heinzen ist, vorzubringen weiss, ist so schwach, dass er uns vielmehr als Stütze dient. Denn die trockene Thatsache ist eben, dass jener stärkste, gebildetste und muthigste Mann, wenn er nicht einer Gesellschaft angehört, die ihn beschützt, im Falle seines Krankseins wirklich ganz hülflos ist und demgemäss das, was hier Heinzen sein „Menschenrecht" zu benamsen beliebt, wirklich verloren hat. Gerade die Wahrscheinlichkeit solcher Vorkommnisse zwingt den „Unfreien," sich gegen diese Gefahr durch ein gegenseitiges Bündniss mit Andern, die in gleichem Verhältnisse leben, zu sichern. Noch viel mehr als Krankheit, die nur selten eintritt, legt ihm schon der alltägliche Schlaf diese Nothwendigkeit auf, da dieser ihn grade so hülflos macht, wie die Krankheit. Dieses Bedürfniss nach gegenseitiger Unterstützung treibt ja wesentlich zur Geselligkeit. Aber dem Starken, Muthigen und Gebildeten ist in solchem Falle nicht

mit der Gesellschaft von Schwachen, Feigen und Dummen gedient, da diese ihm im Falle seiner Krankheit nur höchst unvollkommenen Schutz gewähren, er also durch einen (auf Gleichberechtigung der Mitglieder beruhenden) Gesellschaftsverband mit ihnen um Nichts besser daran wäre, während sie, seine Genossen, allerdings seinen mächtigen Schutz gewonnen hätten. Verbände er sich also mit Solchen, so müssten sie natürlich ihn für den gewährten Schutz in Arbeitsleistung entschädigen, d. h. er würde ihr Herr sein und sie seine Diener, Arbeiter oder Sklaven, kurz, seine Hörigen. In einen „freien" Verband kann besagter Mann aber nur mit solchen Leuten treten, die ihm, im Falle seiner Krankheit einen ebenso guten Schutz angedeihen lassen können, als er ihnen im Falle ihrer Krankheit gewähren kann. Sobald also ein Mitglied der Gesellschaft von Natur schwach, feig und dumm, der Andere stark, muthig und intelligent ist, hört jede Gegenseitigkeit zwischen beiden auf, und eine Gleichberechtigung solcher zwei Personen wäre einfach eine Mehrbelastung des Tüchtigeren zu Gunsten des Untüchtigeren, eine Mehrbelastung, für die der Erstere der Natur der Sache gemäss nie eine Entschädigung von dem Zweiten erhalten könnte, es sei denn durch Sklavenarbeit. Warum sich Ersterer dergestalt zum unentschädigten Tragen einer Mehrlast verstehen soll, ist nicht einzusehen.

Kurz und gut: Jeder wirklich „freie" Mann sucht sich eine Gesellschaft „Seinesgleichen," d. h. von Leuten, die wirklich annähernd mit ihm in Eigenschaften übereinstimmen, um mit ihnen als „Gleicher unter Gleichen" zu leben. Mit Leuten, die nicht „Seinesgleichen" aber tritt er nur in ein Herrschafts- und Abhängigkeitsverhältniss, in dem die Schwachen und Elenden den Schutz der Starken und Mächtigen, der allein ihre Existenz ermöglicht, mit Arbeit bezahlen. So erklärt unsere Ansicht sehr naturgemäss das Vorkommen aller verschiedenen Regierungsformen, die die Geschichte in Wirklichkeit aufweist, während die „Freiheits- und Gleichheits"-Theorie in den herrschenden Classen nur tyrannische Böswilligkeit erblickt.

Die der Idee der „Gleichberechtigung" entspringende Missachtung der „Fähigkeit" verleiht dem dreisten, unverschämten Auftreten *(cheek)* ganz ungeheuren Werth. Denn wirkliche Maassstäbe zur Beurtheilung der Fähigkeit eines Individuums, wie solche in Europa in der Form von Fähigkeitszeugnissen, Bescheinigungen u. s. w., sind grade weil ja Alle gleich sind *(Every body is fit for anything* „Jedermann taugt für irgend Etwas" ist gewissermaassen Sprüchwort) sehr wenig im Gebrauche und übrigens von noch viel geringerer Zuverlässigkeit, da notorisch die unfähigsten Kerle sich dieselben in bester Qualität und Menge zu verschaffen wissen. Es bleibt also dem Manne, der mit einem

Anderen in Geschäftsverbindung tritt, wesentlich nur seine eigene scharfblickende Menschenkenntniss, um ihn vor Gefährdung seiner Interessen zu wahren. Dieser Scharfblick des Menschenkenners ist nun allerdings in Amerika viel höher entwickelt, als irgendwo, weil er eben mehr gebraucht wird; aber er gönnt dennoch der edlen Tugend der Dreistigkeit ein ungeheures Feld. Man kann ohne Umschweife behaupten, dass sie dort praktisch von beinahe bedeutenderem Werthe, als jede andere „Bildung.“ Die Unverfrorenheit, womit sich in Amerika fortwährend Kerle, die kaum lesen und schreiben gelernt, als Candidaten für Stellungen präsentiren, für die man in Deutschland nur Universitätsgebildete zulassen würde, ist für den, der nicht Gelegenheit gehabt hat solche Fälle selbst zu sehen, beinahe unglaublich. Der durchschnittliche Amerikaner ist denn auch thatsächlich dahin gelangt, beinahe nie verlegen zu werden. Sogar, wenn auf der Stelle sein ganzes Lügengewebe als *pure fiction* (mit „Lüge“ darf man in Amerika eine Behauptung nur dann bezeichnen, wenn man sich sogleich nach einem ernsthaften Streite sehnt) erkannt wird, behält er dennoch jederzeit seine Kaltblütigkeit. Kaum kann dieser Charakterzug treffender geschildert werden, als in der nachfolgenden Skizze, die, obwohl wahrscheinlich eine Anekdote, dennoch denselben bis auf's Haar getreu wiedergiebt:

„Oberst“ Orzo J. Dodds, vor Kurzem Mitglied des Congresses vom ersten District des Staates Ohio erzählt eine gute Geschichte von einem Besuch, den er in seiner Geschäftsstube von einem Manne empfing, der sich als ein Redacteur von Arkansas vorstellte. Er war ein sehr schäbig aussehender Bursche und machte den Eindruck, als ob er eben eine ungefähr sechswöchentliche Bummelperiode *(spree)* durchgemacht hätte. Sich verneigend, warf er sich in Positur, und mit der einen Hand auf dem Herzen, die andere, die einen abgeschabten Cylinderhut hielt, in die Höhe streckend, hob er in deklamatorischem Tone an:

— „„Habe ich die Ehre, den „Ehrenwerthen“ (Titel der Mitglieder der Gesetzgebungen) Orzo J. Dodds vor mir zu sehen?““

— „Mein Name ist Dodds, aber ich bin nicht länger ein Ehrenwerther!“

— „„Nicht ein Ehrenwerther? Dodds nicht ein Ehrenwerther? Nun, beim heiligen Paulus, wenn ich dieses ehrliche Gesicht durchforsche, auf welches die Götter selbst ihr Siegel gedrückt zu haben scheinen, kann ich darin nichts „Unehrenwerthes“ lesen.““

— „Recht so, nur nichts „Unehrenwerthes!“ Aber zur Sache!“

— „„Ja wohl, zur Sache, wie Sie sagen. Ich bin ein

Schriftsetzer — ich mag sagen, ohne darob erröthen zu müssen, ein Redakteur! Ich bin von dem edlen Staate Arkansas, dem einzigen Staate, beiläufig, der im Stande und Willens ist, zwei Regierungen zur selben Zeit zu unterhalten.[1]) Aber ich war unglücklich. Von Stürmen bin ich umhergeworfen worden, und hier bin ich — ein auf den Strand getriebenes Wrack. Vor kaum drei Monaten überliess ich mein Geschäft meinem würdigen Vormann und suchte die friedlichen Thalgründe des Mackingum-Flusses auf, wo ich mich in meiner Kindheit zu tummeln pflegte. Als ich zurückkehrte, hielt ich mich in Cincinnati auf. Dort fiel ich in böse Gesellschaft und —! Aber wozu soll ich mich mit den Einzelheiten befassen? Genug, ich bin, wie sie mich hier sehen — entmuthigt, zu Grunde gerichtet, gebrochen! Eine Zielscheibe, auf die Spott und Verachtung mit den Fingern hinweisen! Mein Herr, hier bin ich! Sie haben nicht nach mir ausgeschickt, aber ich bin dennoch gekommen. Ihr Name, mein Herr, ist bekannt und berühmt von einem Ende dieser grossen Republik bis zum andern. Er erklingt:

Im Städtegetümmel
Durch's Land bis zur Küste
Er tönt bis zum Himmel
Und steht auf der Liste,

(nämlich der Gehaltliste der Congressmitglieder). Als der nationale Schatz von einer Bande gieriger Congressmitglieder angegriffen wurde, standen Sie wie eine Mauer von Diamant zwischen dem Volk und jenen infamen Gehaltgreifern. Pumpen Sie mir einen Thaler!""

— „Mein lieber Herr," beeilte sich der Colonel zu erwidern, „Sie befinden sich gänzlich im Irrthum. Ich selbst war einer von den Gehaltgreifern."

— „„Sie waren?"" Er erfasst des Colonels Hand und drückt sie mit Wärme. „„Um so viel besser. Empfangen Sie meinen Glückwunsch, dass es dem filzigen Publikum nicht gelungen, Sie von dem Anspruch auf gebührende Bezahlung Ihrer unschätzbaren Dienste zurückzuschrecken! Ich bin hocherfreut, dass Ihre finanziellen Verhältnisse so viel besser sind, als ich voraussetzte. Lassen Sie es zwei Thaler sein!""

Und es blieb dem Colonel Nichts übrig, als seinem Besucher ein Darlehen von zwei Thalern zu gewähren.

Ein Wunder ist die ganz allgemeine Verbreitung dieser edlen Dreistigkeit nun durchaus nicht, sondern nur ein nothwendiger Ausdruck der Verachtung der Fähigkeit. Denn Jeder sieht

1) Bezieht sich auf die beiden Gegenregierungen, die sich einander im Frühjahre 1874 die Herrschaft streitig machten.

in dem Andern, gleichviel was dessen Eigenschaften oder Leistungen sein mögen, nur einen Menschen, der grade so gut ist als er selbst und nicht im Geringsten besser. Im Gegentheil, *J am just as good as anybody and a d — d site better too.* (Ich bin grade so gut, wie ein Jeder und auch noch verd — viel besser) ist eine im Munde jedes souveränen Bürgers fortwährend gebräuchliche Redensart. So ist denn natürlich der Respect von hoher Tüchtigkeit und grossen Verdiensten, dem ebenso wie einem Misstrauen in die eigene Fähigkeit gewöhnlich eine gewisse Scheu und Verlegenheit entspringen, gänzlich abhanden gekommen und kein mit Amerika Vertrauter wird bezweifeln, dass, wenn heute der „Vater des Vaterlandes" George Washington noch unter den Lebenden wandelte, so oft er sich öffentlich zeigte, sich ein beliebiger Strassenjunge ihm mit einem familiären: „*Well, how do you do, old fellow?*" (Nun, wie geht's, alter Bursche?) zum Händeschütteln aufdrängen würde.

Diese sich aufdrängende Dreistigkeit trägt nicht wenig dazu bei, dass alle jene, die sich wirklich durch Bildung und Anstand über das Niveau der Menge erhoben und die demnach der vertraute Umgang auf dem Fusse der Gleichheit mit rohen und unwissenden Menschen anwidert, sich vom öffentlichen Leben, wo sie dieser „Gesellschaft" nicht entgehen können, zurückziehen und sich auf ihre Häuslichkeit und einen kleinen, sehr engen Kreis genauerer Bekannten beschränken, in den eingeführt zu werden beinahe unmöglich. Damit zerstören sie allerdings selbst ganz und gar ihren Einfluss bei den Volksmassen. Letztere rächen sich für diese Zurückgezogenheit, von der sie instinktiv fühlen, dass sie einer Verachtung entspringt, an den „Geschwollenen" (wie der deutsch-amerikanische Ausdruck lautet) durch verdoppelten Hass, der sie um so rücksichtsloser in die Arme Jener führt, die zu speculativen Zwecken die vulgäre Vertraulichkeit mit dem grossen Haufen cultiviren. Dies sind die professionellen Politiker, die ihren hauptsächlichsten Einfluss durch Händeschütteln, Bruderschafttrinken, plumpe Betheuerungen wirklicher Freundschaft u. s. w. gewinnen. In der That besteht die ganze Kunst des *electioneering* (des Wahlen Bearbeitens) wesentlich in solchem vertraulichen persönlichen Poussiren der Bürger seitens der Candidaten und ihres Anhanges. Gegen Schmähungen, ja sogar beschimpfende Beleidigungen u. d. m. muss ein öffentlicher Candidat abgebrüht sein und Gefühl für Delicatesse, Anstand, ja sogar Reinlichkeit und Abscheu gegen Rohheit oder moralische Verkommenheit muss er gänzlich zu Hause lassen. Wer nicht mit dem Abschaum und Auswurf der Menschheit auf dem Fusse der Gleichheit vollkommen ungenirt verkehren kann, passt nicht zum Politiker in den Vereinigten Staaten. Ein Solcher muss

vielmehr genau denselben abgehärteten Charakter besitzen, eben so wenig an irgend Etwas Anstoss nehmen, wie eine öffentliche Dirne!

Nicht nur äussert sich dieser Einfluss im wirklichen öffentlichen Leben, sondern er prägt auch seinen Character jeder nicht gänzlich die Oeffentlichkeit ausschliessenden, ja selbst jeder nur etwas zahlreicheren Gesellschaft auf, zerstört dadurch die Möglichkeit jedes geselligen Genusses in grösseren Gesellschaften oder öffentlichen Localen und macht die eben erwähnte, streng zugeknöpfte Abgeschlossenheit des Privatlebens zur Nothwendigkeit. Das wesentlichste Recht der Glückseligkeit, die Freiheit, sich die zusagende Gesellschaft nach Belieben selbst auszuwählen, wird aber von dem Grundsatze der Gleichberechtigung für ungehörig (als aristokratische Exclusivität) erklärt. Und das Gefühl der Freiheit ist gezwungen, sich hinter die letzte, ihr bis jetzt noch gebliebene Schranke zu flüchten und die Thür des eigenen Hauses gegen die Aussenwelt hermetisch zu verschliessen.

In directem Zusammenhang mit der Missachtung aller persönlichen Eigenschaften bildet sich die Achtung vor dem Einzigen, zwischen den (sonst ja vollkommen gleichen) Menschen einen Unterschied herstellenden Etwas, nämlich dem Reichthume aus. Da A, B, C und jeder Andere, gleichviel was ihre Bildung, ihre Verdienste, ihre Leistungen und ihre persönlichen Eigenschaften sein mögen, vollkommen gleiche Werthe auf der Bühne des Lebens vorstellen, so ist es unausbleiblich, dass, den Grundsätzen der gewöhnlichen Rechenkunst entsprechend, in dem gegenseitigen Verhältnisse von A (× Eine Million Dollars) zu B (× Hunderttausend Dollars) zu C (× Zehntausend Dollars) zu Jedem Anderen (× mit x Dollars) die gleichen Factoren, nämlich die Besitzer der respectiven Dollarsummen, A, B, C u. s. w. nicht in Rechnung kommen und das gegenseitige Verhältniss der zu vergleichenden Grössen eben nur dem Verhältnisse der zugehörigen Vermögensfactoren gleich geachtet wird. Resultat: die einzelnen Individuen werden gleichsam als die zufälligen Agenten der zugehörigen Vermögen angesehen und demnach ist A zehnmal soviel werth als B, hundertmal soviel werth als C und x-mal soviel werth als eine unbestimmte Menge der gemeinen Kerle, die keine repräsentable Summe vertreten. Die Leute sind eben vollständig gleich, aber das Vermögen ist verschieden und ihm entsprechend die Achtung. Das alle Grundsätze der Ehrlichkeit niederwerfende Ergebniss dieses Maassstabes der öffentlichen Achtung ist (als letzte Folge des Grundsatzes der Gleichberechtigung Aller):

dass aller vorhandene Ehrgeiz sich die Erwerbung des einzigen bestehenden Elementes der Achtung, **nämlich des Reichthums als Ziel steckt.**

Wenn Fähigkeit und Ehrgeiz aber in das Lager der Corruption getrieben werden, weil diese allein ihnen Anerkennung und Achtung verspricht, ist es zu verwundern, wenn diese um sich greift und alle bestehenden Schranken wie morsche Wände über den Haufen wirft?

Die Unerträglichkeit der herrschenden Eigenthumsverhältnisse.

Diese letzte und unmittelbare Hauptursache der Corruption ist eine Folge des Zusammenwirkens der beiden in den vorhergehenden Abschnitten behandelten Momente. Und die Unverträglichkeit der Freiheit mit der Gleichheit äussert sich auch in der Anwendung dieser beiden Principe auf die Eigenthumsverhältnisse. Beide aber widerstreben der Anerkennung von Vermögensrechten, die sich auf keine andere Basis gründen, als jene des zufälligen Glückes. Kein Zweifel, dass die logische Folge der Gleichberechtigung beider der reine, unverblümte Communismus ist, der alles Privateigenthum wie allen Privaterwerb abschafft und Jedem einen gleichen Antheil an die durch die Gesammtarbeit aller Menschen erzeugte Totalsumme von Arbeitswerthen zuweist und zwar zum sofortigen Verbrauche, denn jede Aufstapelung eines Theiles der heutigen Ration eines Einzelnen auf morgen, würde am folgenden Tage eben dem Betreffenden einen grösseren Antheil an den Gütern dieser Erde geben, also das Princip der Gleichberechtigung verletzen. Dass eine solche Durchführung des Grundsatzes der Gleichberechtigung nur durch vollkommene Aufhebung jedweder Spur von „Freiheit" zu erreichen wäre, ist eben so klar wie dass sie jede noch bestehende Achtung vor dem Eigenthum mit Stumpf und Stiel auszurotten strebt. Die Partei des Communismus besteht, ist organisirt, hat Schlachten geschlagen und zeitweilig auch Siege errungen und es muss zugestanden werden, dass sie beinahe die einzige ist, die offen, ehrlich, ohne Heuchelei von „Liebe gegen die Feinde" ihr Ziel nämlich: Krieg bis zur Vernichtung des Privateigenthums! auf ihr Banner geschrieben und dasselbe kühn im Felde entfaltet hat, im festen Vertrauen auf die eigene Kraft.

Aber beinahe ebensosehr, wie die jetzt bestehenden Eigen-

thumsverhältnisse dem Grundsatze der Gleichberechtigung widerstreben, sind dieselben mit dem Grundsatze der Freiheit unvereinbar. Denn nach diesem wäre strenge genommen jeder Einzelne nur zu den Ergebnissen seiner eigenen Thätigkeit berechtigt, Privateigenthum lediglich durch Leistungen erwerblich und jede andere Art des Erwerbs von Privateigenthum ungehörig. Alles Eigenthum lässt sich jedoch auf zwei Entstehungsquellen zurückführen: 1) auf die in der Natur selbst vorhandenen Werthe und 2) auf den Mehrwerth, den die menschliche Arbeit diesen Naturwerthen verleiht; da nur lediglich letzteres Erzeugniss der Arbeit des Einzelnen sein kann, so muss logischerweise der Grundsatz der Freiheit verlangen, dass alle Privateigenthumstitel, soweit sie sich auf die Werthe der zweiten Classe erstrecken, nur durch die Arbeitsleistung der Einzelnen erworben werden können.

Die Werthe der ersten Classe hingegen werden überhaupt nicht durch Arbeit erzeugt, sondern soweit sie in der Natur vorhanden, nur von der Gesellschaft als Ganzes in Besitz genommen und behauptet und zwar einzig und allein durch Machtentfaltung, durch gewaltsame Verdrängung und Zurückhaltung anderer, concurrirender menschlicher Gesellschaften. Die Gerechtigkeit verlangt demnach, dass die Vertheilung des Privatgutes an jeden Einzelnen in demselben Maasse stattfinde, in dem der Betreffende zur Erwerbung des Gesammteigenthums durch seine eigene Macht beigetragen. Merkwürdig, dass die meisten Schriftsteller an dem Gedanken festhalten, der einzige Entstehungsmodus des Eigenthums sei die Arbeit, und gar nicht zu bemerken scheinen, dass weitaus der überwiegende Werth alles bestehenden Eigenthums in gar keinem Erzeugungsverhältnisse zur „Arbeit" steht. Freilich führt dies zur höchst unliebsamen Entdeckung, dass, was man die „unsittliche Anwendung roher Gewalt" nennt, nämlich die „Machtentfaltung" es ist, welcher das meiste Eigenthum entwachsen ist. Letzteres ist wesentlich jenes, welches einen dauernden Werth beansprucht. Die Arbeit im Gegentheil vermag auch nicht das Geringste zu erzeugen, indem jedes Eigenthum ohne alle Ausnahme einen von der Macht in Besitz genommenen Naturwerth vorstellt, dessen Form nur die Arbeit verändert. Wie aber diese Formen vergänglich, so können auch die Bemühungen der Arbeit ausschliesslich nur vergängliche Eindrücke hinterlassen und die grosse Masse aller menschlichen Arbeitsprodukte werden in der That beinahe eben so schnell aufgebraucht als erzeugt. Hieraus ergiebt sich das Trügerische der Behauptung, „Capital" sei eine Aufhäufung

von Arbeit. Beinahe der Gesammtbetrag jedes Capitals ist vielmehr und alle permanenten Capitalwerthe sind einzig und allein unvergängliche Naturwerthe, die lediglich von der Gesellschaft gewaltsam in Besitz genommen und an die Einzelbesitzer verliehen worden sind. Noch nie hat auf der Welt ein anderer Rechtstitel für Grundbesitz z. B. bestanden, noch ist es möglich, dass jemals ein anderer bestehen könnte, als der vom betreffenden Staate verliehene Gewalttitel.

Der beharrliche negative Widerstand gegen diese Erkenntniss erklärt sich daraus, dass dieses permanente Eigenthum heutigen Tages den Machtverhältnissen der vergangenen Zeit entsprechend an die Einzelbesitzer vertheilt ist. Vielen sind aber in der Gegenwart die nothwendigen Machtmittel abhanden gekommen und sie suchen desshalb auf jegliche Weise den Augenblick einer den heute bestehenden Machtverhältnissen entsprechenden Besitzregulirung hinauszuschieben. Dies bezieht sich namentlich auf den durch Macht erworbenen aber seitdem machtlos gewordenen, erblichen Grossgrundbesitz, dessen Widerstand allein freilich schon ganz ungenügend wäre ohne die Bundesgenossenschaft des speculativen Eigenthums. Denn die Speculanten, die ihr Eigenthum weder der Macht noch der Arbeit verdanken, sind natürlich auf's Höchste an der Erhaltung der vorhandenen Eigenthumstitel interessirt. Desshalb verfechten Beide die Heiligkeit nnd Unantastbarkeit des Eigenthums und stemmen sich gegen die Einführung neuer Normen, seien dieselben im Interesse der Gleichberechtigung d. h. des Communismus oder der Freiheit d. h. des Arbeits- oder Machtverdienstes. Darum trägt die nach Speculationseigenthum gierige Menge allenthalben das Motto der „Freiheit und Gleichheit“ auf dem Schilde. Denn da, wie eben gezeigt, „Freiheit“ und „Gleichheit“ sich gegenseitig ausschliessen, setzt die versuchte Durchführung der „Freiheit“ die „Gleichheit,“ die versuchte Durchführung der „Gleichheit“ die „Freiheit“ schachmatt und bei diesem hin- und herwogenden Zwickmühlspiele ist die blinde Laune des zufälligen Glückes einzig maassgebend. Sie aber ist das Mistbeet der Speculation, aus welcher die in der modernen Gesellschaftsphase sich sammelnden Einzelvermögen zu riesiger, ungesunder Höhe und strotzender Ueppigkeit emporwuchern.

In den Vereinigten Staaten, wo die Classe der Speculanten nicht nur die ganze Geschäftswelt einschliesst, sondern wo sogar der grösste Theil der Arbeiter und ein nicht geringer des Bauernstandes von den grossen Loosen der speculativen Lotterie geblendet ist, gab es bisher nur Wenige, die nicht fest glaubten, sie würden sich eines Tages im gewonnenen Golde wälzen. Immer diesem Irrlichte nacheilend, sympathisirten alle diese Zukunfts-Millionäre mehr mit der Ausdehnung der Privilegien und des

Einflusses der Reichen, als mit ihrem eigenen Stande, dem sie ihrer Meinung nach nur ganz zeitweilig angehörten. Hierin liegt ein wesentlicher Grund, warum jeder Versuch der immer grösser und grösser werdenden Beeinflussung aller gesetzgebenden Gewalten und Regierungsbehörden zu Gunsten der ausbeutenden Monopole Schranken entgegenzusetzen so wenig Anklang im Volke fand. Der speculirende Geschäftsmann, Handwerker, Arbeiter und Bauer wünschte solche Schranken nicht, weil er sich in seinen Träumen eben schon als Millionär betrachtete und sich als solcher durch derartige, zu Gunsten des Volkes errichtete Schranken beengt fühlte. Zugleich aber erklärt dies auch den Misserfolg der communistischen Schule in der Union bis in die jüngste Zeit. Der Speculant, der sich nach Millionen sehnte, erblickte in der vom Communismus angebotenen Zusicherung seiner täglichen Ration eine eben so freche Verhöhnung seiner Würde als Millionär, als ob er besagte Million schon in der Tasche hätte. Dass dies die richtige Erklärung der vergleichsweisen Einflusslosigkeit dieser Lehre war, geht daraus hervor, dass, seitdem die fortwährende Verschlechterung der Geschäftslage die Aussichten der Speculanten für die Zukunft weniger rosig färbte, der Communismus rapid an Anhängern gewann und heute beinahe in sämmtlichen grösseren Städten als organisirte Macht dasteht, deren Legionen rasch zu Heeren anschwellen. Dem keltisch-romanischen Instincte behagen übrigens die communistischen Ideen, während dem germanischen Racengeiste mehr das Princip der „Freiheit,“ wie wir es oben auseinandergesetzt haben, entspricht, und dieser fängt endlich an, sich zum Kampfe gegen die Ausbeutung durch die zügellose Speculation zu rüsten. In den Organisationen der Bauern des Westens bildet sich jene Wolke, die als vernichtendes Wetter das Kartenhaus der „Alles — wie es gehen will — gehenlassenden“ Freiheit zusammenschlagen wird. Es sind die ersten in den Vereinigten Staaten gegründeten Organisationen, die eine, vorläufig noch instinctive, aber darum nicht weniger mächtige Ahnung davon haben, dass Rechte Pflichten bedingen.

Aber die sich in den communistischen Vereinen der (vorwiegend östlichen) grösseren Städte und den Bauernclubs der (vorwiegend westlichen) Landgegenden herausbildenden Keime einer zukünftigen festen (d. i. „sittlichen“) Normirung der Eigenthumsverhältnisse nehmen nicht die bedeutende Anzahl des bisherigen Speculanten in sich auf, ein Paar ausgenommen, die in jenen beginnenden Parteibildungen Einfluss erringen wollen, um im Trüben zu fischen. Vorwiegend rekrutiren sich diese Organisationen aber aus jenen städtischen Arbeitern und Landleuten, die noch am wenigsten von den Einflüssen der Speculation selbst angesteckt, doch unter dem Drucke der speculativen Ausbeutung

leiden. Die Entrüstung über diesen Druck ist indess so gross, dass die Achtung vor der Heiligkeit des Eigenthums sogar unter ihnen, bei denen diese Idee bisher so recht eigentlich heimisch war, ganz und gar wenigstens in allen Fällen zu schwinden beginnt, wo nicht augenscheinlich das betreffende Vermögen in gewissem Maasse durch Arbeit erworben. Alle grösseren Privatvermögen aber sind nicht auf diese Weise entstanden. In der langsameren Entwickelung Europa's ist ihre ursprüngliche Entstehungsweise meist hinter dem Schleier der Vergangenheit verborgen, und die auf der Hand liegenden Fälle eines schnellen, mühelosen Erwerbes sind nur ausnahmsweise vorhanden. Ganz anders in den Vereinigten Staaten! Dort existirt beinahe gar kein grösseres Vermögen, das nicht während der deutlichen Beobachtung der noch gegenwärtig lebenden Generation sich angesammelt hätte. Ueberall leben Leute, die den gegenwärtigen Geldfürsten oder dessen Vater noch als ihren Collegen gekannt, die ganz genau wissen, wie er einmal in einer Pelzhandelspeculation auffallend vom Glücke begünstigt wurde, das sich in einer Theespeculation in noch auffallenderem Maasse wiederholte, dass das Grundeigenthum, welches mit den Gewinnsterträgen, die das Glück auf diese Weise in die Tasche des Betreffenden geschüttet hatte, gekauft worden war, im Laufe einer Generation seinen Werth verhundertfachte und so das Vermögen entstanden, welches sich auf eine nicht genau bestimmte Anzahl von Zehnmillionen beziffert. Oder sie haben in noch neuerer Zeit Fälle dutzendweise gesehen, wo solche Grosscapitalien nur durch die glückliche Ausbeutung des allergewöhnlichsten Lobbyeinflusses erworben, d. h. geradezu von bezahlten gesetzgebenden Spiessgesellen dem Volke abgenommen und dem Geldfürsten nach Abzug der gebührenden Spesen jener „Ehrenwerthen" in die Tasche gesteckt worden sind!

Unausbleiblich muss mit solcher Kenntniss die Achtung vor dem Eigenthumsrechte bei der zufällig weniger glückbegünstigten Menge dahinschwinden. Dazu tragen seltsam genug noch jene moralischen Schriftlein besonders bei, in denen die fromme Welt ihrer gläubigen Jugend die Lebensgeschichte der *self-made* (der selbstgemachten) Männer vorlegt und worin in aller Ausführlichkeit erzählt wird, wie Astor, Vanderbilt, George Law, Crocker und schliesslich vielleicht auch Jay Gould oder gar Jim Fisk ihre Millionen erwarben, und dem strebsamen Jüngling empfohlen wird, in die Fusstapfen jener grossen Männer zu treten. Der strebsame Jüngling tritt denn auch zwanzig Jahre lang oder länger in ihre Fusstapfen, macht während der Zeit ein Dutzend Bankerotte und kommt mit reifender Lebenserfahrung ganz allmählig zur Ueberzeugung, der gepriesene Held des Erfolges müsse ein

von Gott besonders auserwähltes Glückskind gewesen sein. Wie aber die angeführten Beispiele verführerischer wirken, als von Solchen, die in den erblich reichen Classen Europa's von vornherein unter anderen Umständen aufwuchsen, so wirken sie auch um so verderblicher auf die sittlichen Anschauungen, weil es eben dem Vernunftgrundsatze der Billigkeit, dass Gleichem Gleiches folgen müsse, mehr widerspricht, wenn erst erkannt wird, dass der Aufschwung des gepriesenen Musterhelden nicht seinem Fleiss, seiner Redlichkeit, seiner Intelligenz, kurz seiner Tüchtigkeit zu verdanken, als vielmehr der blossen Laune des Zufalls.

Am meisten aber empfindet diese Ungerechtigkeit des Himmels grade der als frommer Jüngling aufgewachsene unglückliche Speculant; in seiner Empörung fühlt er sich gerechtfertigt, jede Gelegenheit zu ergreifen, der tückischen Ungunst der höheren Mächte durch eigenmächtiges „Corrigiren“ des Glückes, durch Beiseitesetzen aller Ehrlichkeit und Moral ein Schnippchen zu schlagen und auf diese Weise den ihm zukommenden Antheil der Güter dieser Welt in seinen Besitz zu bringen. Ist ihm das gelungen, nun so verbietet ja die Moral des Jahrhunderts jede Untersuchung über das „Woher“ des in seinen Händen befindlichen „heiligen“ Eigenthums und respectirt ihn, den glücklichen Besitzer, als sehr achtungswerthen Gentleman. Die vorhandene Unzahl verkommener Speculanten macht den Kampf um die Erreichung der Gelegenheiten, die ein Corrigiren des Glückes erlauben, der Stellen, in denen Etwas zu machen, immer desparater und in der Auswahl der Mittel immer weniger wählerisch, ihre Anwendung immer verwegener. Scheute früher die Speculationssucht der Yankee's vor Diebstählen zurück, so dass diese äusserst selten waren, so mehren sich in den letzten Jahren die Cassen-Beraubungen seitens ihrer Hüter in solchem Maasse, dass es allgemach „Sitte“ der Cassiere zu werden scheint, einen erklecklichen Theil der Gelder ihrer Principale einzustecken. Gewöhnlich folgt dieser Procedur ein Compromiss, wobei der Defraudant gegen eine ehrenhafte Entlassung und brillante Empfehlung seiner Fähigkeiten zehn bis fünfundzwanzig Procent der angeeigneten Summe zurückzuerstatten sich herablässt. Das sittliche Gefühl des Volkes empört sich um so weniger gegen derartige „Gebräuche,“ als es ja Ueberzeugung geworden, dass die grossen Vermögen den Gewinnen am Spieltische ganz gleich, und wer sich behufs solchen Corrigirens des Glückes anstrengt und den Kopf zerbricht, eben so viel wirkliche Arbeit behufs Erwerb des annexirten Gutes verrichtet und demnach im Grunde genommen ein grade so gutes „moralisches“ Recht auf dasselbe habe, als der bestohlene Speculant selbst.

Dass die Corruption in aller und jeder Gestalt mit dem immer mehr überhandnehmenden Einflusse solcher Ansichten immer

grösser anschwellen muss, ist — um mich des Lieblingsbeweises der Freiheits- und Gleichheitsschule zu bedienen — „selbstverständlich.“

Wir haben in unseren Erörterungen zu zeigen gesucht, dass die überkommenen Anschauungen von Sittlichkeit und Moral schon von der folgerechten Entwickelung jeder einzelnen der aufgeführten Ursachen über den Haufen geworfen oder doch wenigstens sehr stark erschüttert werden müssen. Wenn aber jede einzelne Ursache schon einen solchen mächtigen zerstörenden Einfluss ausübt, ist es ein Wunder, dass ihrem gleichzeitigen Zusammenwirken Nichts zu widerstehen im Stande? Ist es ein Wunder, dass die Corruption immer kecker und kecker ihr Haupt erhebt, Alles ergreift, sich in allen Beziehungen des Lebens geltend macht, und mit sicher vorwärtsschreitendem Tritte auch in die entlegendsten Winkel des Landes, ja sogar in die abgeschlossensten Stätten des häuslichen Heerdes eindringt und sich heimisch macht? Ist es ein Wunder, dass sogar die unter ihrem Drucke seufzenden und sich nach der dahingeschwundenen Ehrlichkeit und Sittlichkeit zurücksehnenden Massen des Volkes der immer grössere Kreise ziehenden Welle ihrer Ausbreitung rathlos gegenüberstehen? Ist es ein Wunder, dass die intelligentesten und die Lage der Dinge auf's Tiefste bedauernden Köpfe diese Rathlosigkeit nicht nur vollkommen theilen, sondern sogar sich der allertrübsten Auffassung der Dinge hingeben? Die Wahrheit ist, das ein helfender Rath sich überhaupt nicht geben lässt. Der vor sich gehende Process ist ein natürlicher, unter den obwaltenden Umständen unvermeidlicher, und ein eitles Beginnen ist's, sich ihm entgegenzustellen! Der Ball ist im unaufhaltsamen Niederrollen begriffen, wächst immer mehr und mehr und wird zur Alles zerdrückenden, niederschmetternden Lawine, die erst dann das Ende ihrer verheerenden Laufbahn erreicht, wenn im Thale angelangt, von der allgewaltigen Wucht ihres eigenen Sturzes in Stücke zerstoben, die wärmende Sommersonne sie verzehrt.

Aufzuhalten ist dieser Process also nicht! Sittenreinheit und Sittlichkeit werden erst dann wiederkehren, wenn die Corruption selbst die Corruption im mörderischen Kampfe besiegt hat. Unvergänglich ist der Grundsatz der Ehrlichkeit, aber nur durch den vernichtenden Kampf der Spitzbuben gegen einander, durch ihre gegenseitige Abschlachtung gelangt er immer und immer wieder zum Siege! Verlockend wird immer die Lehre der Gleichberechtigung dem Unterdrückten dünken, aber der dadurch hervorgerufene Kampf Aller gegen Alle, der jede Rücksicht bei Seite wirft, bringt in seinem Verlaufe von selbst wieder die Mächtigen an die Spitze und macht der Gleichberechtigung ein Ende, indem

diese den errungenen Sieg in gesetzlicher Form befestigend, an Stellen der alten von der Gleichberechtigung überwältigten Unterdrückung eine neue setzen.

Ich habe unterlassen unter den oben angeführten Ursachen der Corruption eine anzuführen, die sicherlich auch in gewisser Beziehung einen Einfluss auf ihre Entwickelung ausübt. Freilich liesse sich darüber streiten, ob dieser Einfluss gut oder schlecht sei. Es ist dies die Entwickelung der Freiheitsideen selbst, die unzweifelhaft jeder persönlichen Dienstarbeit abhold ist. Ein bedeutender Theil der Errungenschaften unserer modernen Civilisation besteht aber in Bequemlichkeiten, die nur so lange genossen werden können, als eine dienende Classe sie einer herrschenden liefert. Dass die Diener aber sich zu derartigen Arbeiten hergeben, beruht wesentlich auf der Gewöhnung, die den vergangenen Geschlechtern ihrer Vorfahren durch wirklichen, physischen Zwang eingeimpft und von jenen auf die Nachkommen übertragen ward. Das einzige Zwangsmittel, welches gegenwärtig in civilisirter Gesellschaft zu Gebote steht, ist aber Hunger und Entbehrung. Nun zeigt die Thatsache in Amerika, wo schon wirklich ein Geschlecht vorhanden, welches mehrere Generationen freier Vorfahren zählt, dass Hunger und Entbehrung keineswegs genügen, um diese Menschen zu Dienstleistungen zu bewegen, die ihrem persönlichen Freiheitsgefühl irgendwie widerstreben. Solches betrifft namentlich die persönlichen Dienstleistungen. Weder Männer noch Frauen der Eingebornen geben sich dazu her trotz glänzender Entlohnung in ein Dienstbotenverhältniss zu treten. Sie unterwerfen sich lieber jeder Entbehrung, unterziehen sich sogar der härtesten Arbeit in irgend einem anderen Verhältnisse, welches ihre persönliche Freiheit achtet oder gehen zu Grunde. Wenn man, wie oft geschieht, diesen Charackterzug einer Unlust zur Arbeit zuschreibt, thut man nicht nur den Amerikanern Unrecht, sondern misskennt die wahren, hinter der Abneigung zur Arbeit liegenden Gründe. Es ist ersichtlch, dass wenn dieser, namentlich den germanischen Bevölkerungen innewohnende Freiheitszug eine weitere Ausdehnung gewänne, sich mit der Zeit eine Reform des Arbeitswesens und der ganzen socialen Zustände herausbilden müsste, die mit allen persönlichen Dienstleistungen, dem Gesindewesen hauptsächlich, aufräumen würde. Dies wäre unfehlbar jedoch der Ruin für viele Luxusgenüsse und auf deren Befriedigung gerichtete Kunstzweige; die Civilisation müsste in dieser Hinsicht einen bedeutenden Rückschritt erleiden. Die Frage ist nur, sind diese Zweige wesentliche Factoren der Civilisation oder nicht? Die Frage ist ungelöst und wird es vorläufig wohl bleiben. Meiner Ueberzeugung nach beantwortet sie aber in Amerika der germanische Volksgeist schon jetzt dahin: dass nützliche, das Leben der Massen be-

quemer gestaltende Erfindungen von ganz ungeheurer Wichtigkeit seien; die reine Kunst, die nur für die abstrakte Bewunderung arbeitet, gilt ihm dagegen kaum als etwas Anderes, denn als — werthlose Schnurrpfeiferei! — Der Amerikaner, der jede Erfindung, die die häuslichen Bequemlichkeiten erhöht, in seinem Heim einführt, dessen Wohnung so reinlich und sauber wie die der stammverwandten germanischen Holländer, legt auf deren abstrakt künstlerische Ausschmückung nicht den geringsten Werth.

Ganz anders ist in dieser Beziehung der Geschmack des Südeuropäers. Der Italiener bewundert in der That Kunstwerke, die der viel besser unterrichtete Deutsche gleichen Standes nicht eines Blickes werth erachtet, aber dieser selbe Kunstenthusiast wohnt — in einer schmutzigen Höhle, in die ein Mensch germanischen Stammes kaum für zeitweiligen Aufenthalt hinein kriechen würde und neben seinen bewunderten erhabenen Kunstwerken wird die Nase des germanischen Beschauers von dem Dufte eklen Kothes beleidigt. So ist — der Geschmack verschieden, ihm gemäss sind die Civilisationen der Völker verschieden, und es dürfte an der Zeit sein, beim Vergleichen verschiedener Culturen alle diese Faktoren in Betracht zu ziehen und deren Höhe nicht allein an der grösseren oder geringeren Vollendung einiger Kunstwerke abzumessen.

Ich habe in dieser Auseinandersetzung die corrumpirenden Einflüsse des Negerelementes nur vorübergehend berührt, weil die Wirkung dieses Elementes, wenn es nicht in Fesseln geschlagen und zum Gehorsam gezwungen, auf die staatlichen Schöpfungen der weissen Race nicht sowohl als corrumpirend, sondern geradezu als zerstörend zu betrachten ist. So verschieden die ethnischen Elemente der Weissen unter sich sein mögen, so besteht in ihren sittlichen Auffassungen doch immer noch eine gewisse Uebereinstimmung in Richtung und Ziel. Aber zwischen den Anschauungen des Weissen und den sittlichen Gefühlen des Negers ist der Gegensatz so gewaltig, dass beide Sittensysteme die abstossendste Wirkung auf einander üben. Das so vollkommen fremde, widerwärtige Wesen des Negers dient der jungen Generation der Weissen, deren Ideen erst gebildet werden sollen, nimmermehr als gefährliches Beispiel, sondern erregt vielmehr schon bei den Kindern Abneigung und Hass. Wenn die anderen Elemente der Bevölkerung gewissermassen mit hülfreichen Händen in die Räder des Staatswagens greifen, um ihn auf seinem Wege voranzuschieben, und das Gefährt vom Wege ab und in den Graben geräth, weil eben die Kräfte nicht ganz gleichmässig, noch in einer Richtung hinwirken, so packt der Neger dagegen so ungeschickt in die Gesetzesspeichen des Fuhrwerkes, deren ganzes Wesen und deren Zweck er gar nicht zu verstehen scheint,

dass er sie, wo er dazu kräftig genug, gradezu zerbricht. Ich bin daher der festen Meinung, dass überall, wo der Neger seine jetzige Herrschaft zu behaupten vermag, im Laufe von wenigen Jahren die von den Weissen gegründete Cultur in ihrem Wesen untergegangen sein und an ihrer Stelle nur noch eine bizarre Carricatur bestehen wird, die sich zu jener etwa so verhält, wie eine Offenbachiade zu einem Schiller'schen Drama. Aber auch diese Civilisationsposse wird allmählig einer ungeschminkten afrikanischen Cultur à la Dahomey den Platz räumen.

Der Gang der Entwickelung der Corruption in den Vereinigten Staaten ist also, meiner Ansicht nach, in Kürze folgender:

Die erste Colonisation bestand aus durchschnittlich gleichförmigen Bevölkerungen germanischen Stammes.

Unter ihnen entwickelten sich in dem freien Raum und den Erwerbsverhältnissen des ausgedehnten Gebietes freiheitliche Formen.

Dies führte zur widerstandslosen Einschmuggelung des von den französischen Stubentheoretikern erfundenen Grundsatzes der formellen Gleichberechtigung Aller.

Dies brachte fremde und mit ihnen wesentlich „ungleiche" Bevölkerungselemente in's Land.

Die freiheitlichen Staatsformen gaben diesen Gleichberechtigten die Gelegenheit ihre „ungleichen" sittlichen Anschauungen geltend zu machen.

Zu gleicher Zeit erhöhte das gewaltige Einströmen der eingewanderten Bevölkerung die natürlichen Bodenwerthe in noch nie dagewesenem Verhältnisse.

Dies beförderte die Speculation und führte zur Verachtung der Arbeit.

Zu gleicher Zeit zersetzten sich — durch gegenseitige Einwirkung auf einander — die strengen sittlichen Anschauungen der ungleichen Volkselemente.

Als endliche Folge ergab sich allgemeine Lockerung der Sitten, betrügerische Speculation, alle Kreise ergreifend, immer steigender Hang zu Luxus, Abneigung gegen alle und Verachtung aller Pflichterfüllung, kurz der unter der falschen Flagge der Liebe und der Humanität auf die rücksichtsloseste Weise geführte

Kampf Aller gegen Alle, dessen Form die allgemeine Corruption ist.

Muthmassungen über die Zukunft.

In den vorhergehenden Kapiteln dieses Buches haben wir eine gedrängte aber getreue Schilderung der gegenwärtig in den Vereinigten Staaten bestehenden Zustände sowie ihrer Entwickelung versucht. Wir zeigten, wie der oberflächliche Naturreichthum bis zur Erschöpfung ausgebeutet worden und wie aus Einfachheit sich Luxus, aus Sparsamkeit Verschwendung, aus Ehrlichkeit abgefeimte Betrügerei, aus Aufrichtigkeit Heuchelei und aus festen Ueberzeugungen charakterloser Wankelmuth sich entwickelten. Wir unterzogen das Warum dieser Entwickelung einer Prüfung und bemühten uns darzulegen, dass die ganze Wandlung ein sehr natürliches Ergebniss ist.

Sind wir berechtigt, einen flüchtigen Blick in die Zukunft zu werfen? Denkt man an die Zahl der unerfüllt gebliebenen Prophezeiungen, so möchte man fast mit „Nein" antworten! Und dennoch haben wir im Laufe unserer Untersuchungen in sehr wenigen, sonst vereinzelten Fällen Betrachtungen über die Zukunft gefunden, die mit vollem Rechte verdienen, Seherblicke genannt zu werden, da sie immer und überall sich fast buchstäblich erfüllt haben. Schon sind Jahrhunderte verflossen, seitdem in einem Staatswesen, das sich ebenfalls eine Republik nannte, Folgendes geschrieben wurde:

„Staatenordnungen schreiten im Laufe der Wandlungen, die sich in der Regel mit ihnen zutragen, aus einem Zustande der Ordnung zu einem Zustande der Unordnung fort, und aus dieser Unordnung entwickelt sich mit der Zeit wieder Ordnung. Denn die Natur, die Nichts unter dem Monde unabänderlich gemacht hat, hat es so bestimmt, dass, wenn Etwas zu seinem Höhepunkt und zur grössten Vollendung, deren es fähig, gelangt ist, es nothwendigerweise wieder hinabsinken muss. Wenn es dagegen im tiefsten Abgrunde der düstersten Unordnung angelangt ist und ein weiteres Hinabsinken unmöglich geworden, erhebt es sich auf's Neue zu seiner früheren Vollendung. Aus guten Gesetzen entwickeln sich schlechte Gebräuche und die schlechten Gebräuche wiederum rufen gute Gesetze in's Leben. Denn die Bürgertugend erkämpft den Frieden, der Frieden erzeugt bequeme Trägheit, ihr entwächst Gesetzlosigkeit und die Gesetzlosigkeit führt zur Zerstörung des Bestehenden. Hinwiederum auf den Ruinen entsteht

gesetzmässige Ordnung, dem Boden der Ordnung entspriessen die Bürgertugenden und sie erzeugen von Neuem das Ehrgefühl und erkämpfen den Erfolg."

Am Anfange unseres Jahrhunderts schon schrieb mit besonderer Beziehung auf die Vereinigten Staaten, Einer der klarsten Denker:

„Aber da unter solchen Umständen (nämlich wo ausgedehnte Flächen wüsten Landes, das einen gewissen Grad von Fruchtbarkeit besitzt, vorhanden sind) die Vermehrung der Bevölkerung durch Erzeugung sehr schnell vor sich geht, folgt der geringsten Ursache, die in die Ernährungsverhältnisse hemmend eingreift, grosses Elend, wie z. B. wenn das unbebaute Land theurer wird, oder wenn die besten Theile desselben verkauft sind oder ihrer Erwerbung sich Schwierigkeiten entgegenstellen. Von dem Augenblicke an, in welchem solch' ein Hinderniss sich einstellt, wird die verhältnissmässige schlechte Lage eines solchen Volkes eben so gross sein, als die Thätigkeit und die energische Kraft gewesen ist, welche die Vermehrung der Bevölkerung begünstigt hat!"

Das Einzige, was sich nicht in dem erwarteten Maasse erfüllt hat, die Vermehrung der Bevölkerung durch Erzeugung hat eben nur um deswillen der Vermehrung durch Einwanderung und Erzeugung Raum gegeben, weil die Concurrenz der eingewanderten Arbeitskraft die Erzeugung und Erziehung einer eingebornen Arbeiterclasse, deren Lebensweise kostspieliger, zur Unmöglichkeit gemacht hat.

Derselbe Denker sagt an einer anderen Stelle das Folgende, das namentlich manchen Staatsmännern, Philosophen und Geschichtschreibern zur Beherziguug zu empfehlen ist und auf die gegenwärtige Lage und Zukunft der Vereinigten Staaten eine höchst zutreffende Anwendung findet:

„So lange irgend ein unzufriedener Mann von hervorragender Begabung im Stande ist, die niederen Classen des Volkes zu überreden, dass alle ihre Armuth und all ihr Elend einzig und allein der Unbilligkeit der Regierung entspringen, obwohl vielleicht der grösste Theil der Leiden, die sie ertragen müssen, mit dieser Ursache gar nicht zusammenhängt, ist es sicher, dass die Saat neuer Unzufriedenheit und neuer Umwälzungen fortwährend ausgestreut wird. Sobald die eine Verwaltung gestürzt ist und sobald die Massen finden, dass ihre Armuth nicht verschwindet, fällt ihre Rache naturgemäss auf die Nachfolger in dem Besitze der Regierungsgewalt, und wenn diese wiederum geopfert worden sind, ohne den begehrten Erfolg herbeizuführen, verlangt man nach weiteren Opfern und immer und immer wieder nach anderen. Haben wir

Grund in Erstaunen zu gerathen, dass unter solchen Umständen die Mehrheit der gut gesinnten Leute, die allmählig gewahr werden, dass eine Regierung die den gehörigen Einschränkungen unterworfen ist, nicht die Fähigkeit besitzt, sich gegen den Ansturm des umstürzenden Geistes zu behaupten, und die durch die fortwährenden Veränderungen, deren Ende nicht abzusehen ist, ermüdet und erschöpft werden, den Kampf in Verzweiflung aufgeben, und sich der ersten besten Macht in die Arme werfen, die ihnen Schutz gegen die Schrecken der Anarchie gewähren kann?"

In den Vereinigten Staaten befindet man sich gegenwärtig unmittelbar vor einer Umwälzung dieser Art, die in der wahrscheinlich unvermeidlichen Niederlage der republikanischen Partei im Wahlkampfe des Jahres 1876 einen gänzlichen Wechsel in der Oberherrschaft herbeiführen wird. Die weiteren Entwickelungsphasen werden folgen, und das Endergebniss, dessen Heranbildung schon heute deutlich zu erkennen, nicht ausbleiben. Der Kreislauf muss sich erfüllen, und der Epoche der jetzigen Gesetzlosigkeit muss die Zerstörung der unnützgewordenen Gesetzesformen und Verfassungen deren Geist entflohen um nur leere Worte und todte Papierwische zurückzulassen, mit Naturnothwendigkeit folgen. Das alte morsche und wurmstichige Haus kann kein neuer Anstrich mehr vor dem Zusammenbruche schützen. Es muss abgerissen werden, damit Platz für den mit brauchbaren Materialien aufzuführenden Neubau entstehe.

Es ist allerdings kaum wahrscheinlich, dass dieses Abreissen nach einem bestimmten Plane oder überhaupt mit bestimmten Bewusstsein stattfinden werde. Im Gegentheil, alle die verschiedenen Parteien die unter dem Dache des alten Hauses, das sie verehren, weil es ihnen früher Schutz gewährte und sie auf seine äussere Grösse stolz sind, in den verschiedenen Räumlichkeiten leben und wohnen, wollen dasselbe nur verbessern, die schadhaften Theile entfernen, durch neue ersetzen, und auf solche Weise das Ganze reformiren. Bei diesem Werke arbeitet der Eine in diesem Winkel, der Andere in jenem, ohne Oberleitung und gleichmässigen Zusammenhang. Ohne einen fähigen Meister um Rath zu fragen, ohne sich seinem Willen zu fügen, ohne sich im Geringsten darum zu kümmern, was Andere machen, reisst jede einzelne Partei in ihrem Gebäudetheile ein und erneut was ihr beliebt. Sie bemerkt nicht, dass sie die wichtigen Verbandbalken, die allein das Gebäude zusammenhalten, zersägt, zerschneidet und herausreisst, sondern flickt so lange fort, bis auf einmal bei einem geringfügigen Anlasse das ganze Gebäude aus den Fugen geht, in Trümmern zusammensinkt, und die flickenden Parteien sammt der Arbeit ihrer Hände im allgemeinen Zusammenbruche erschlägt.

Zwar wird es an Hinweisen nicht fehlen, es sei besser das gemeinsame Dach, als die Decke der einzelnen Zimmer zu erneuern, aber zweifelhaft ist es, ob diese Meinung durchdringen werde, noch zweifelhafter, ob die morschen, wurmstichigen Wände die Last des neuen Daches zu tragen vermögen, oder ob sie nicht vielleicht, gerade wenn man seiner Vollendung nahe zu sein glaubt, seinem Drucke nachgeben und zusammenstürzen.

Ist es uns gelungen nachzuweisen, dass es lediglich die von den verschiedenen Elementen der Bevölkerung verschieden aufgefassten Interessen waren, welche zur Parteienbildung führten, und dass die sogenannten heiligen Principien niemals etwas Anderes gewesen, als die prunkenden Inschriften der Schlachtfahnen, deren blendender Reiz den Enthusiasmus der gedankenlos folgenden Menge erregten, so liegt die Nothwendigkeit vor, für die Zukunft das Gleiche zu erwarten. Die Interessen und der dunkle Instinkt werden fortfahren, das Volk in Schlachthaufen zu formen, und erfindungreiche Phantasten wie immer die Fahnen mit blendenden Stichworten schmücken, sich und die jederzeit willfährige Menge für das heilige Recht, das ihren Interessen entspricht, begeistern, und zu den Todesopfern des Kampfes fortreissen.

Dass unter den geschilderten Verhältnissen die grössten Ursachen zur Unzufriedenheit existiren, ist ersichtlich. In der That ist dieselbe allgemein. Der Weisse des Südens beugt sich nur zähneknirschend unter das verhasste Joch der Eroberer, während der Neger, das blinde Werkzeug der Unterdrückung, vor der Rache und Vergeltung der Weissen zittert und gesteigerten Schutz verlangt, den nur erhöhte Unterdrückung gewähren kann. Die Massen beider Elemente leiden unter dem materiellen Ruin ihrer Heimath.

Der Bauer des Westens empfindet im höchsten Maasse den Druck des Schutzzolles und der Ausbeutung, der das ewig schwankende Papiergeld ihn unterwirft und verlangt Abhülfe dieser Missstände. Gleichzeitig beklagt sich der Fabrikant im Osten über die Wirkungslosigkeit des Schutzzolls, eine Folge des Einströmens unzähliger Concurrenten in die geschützten Industriezweige, und verlangt die abermalige Erhöhung desselben, um seine Fabriken wieder in Thätigkeit setzen und seinen Arbeitern Nahrung geben zu können. Der Fabrikarbeiter ist geneigt ihm beizustimmen, ist übrigens wie die gesammte Arbeiterklasse mit der nothwendig gewordenen Herabsetzung der Löhne auf's höchste unzufrieden. Dasselbe ist mit der Gesammtheit der Bevölkerung der Fall, deren Verdienste sich verringern.

Zufrieden sind nur Solche, die in Beamtenstellen oder durch gewinnbringende Monopole die Früchte der Regierungsraubwirthschaft geniessen. Sie und die von der Regierung Hülfe begehren-

den Neger sind die einzigen wirklich interessirten Anhänger des gegenwärtigen Regime's und der Oberherrschaft der republikanischen Partei, der die fanatisch puritanischen Secten nur noch in so weit eine bedingte Unterstützung gewähren, als sie geneigt ist, ihr Gewicht zu Gunsten ihrer religiösen und Temperanzansichten in die Wagschale gegen die Einflüsse der liberalen Anschauungen und des deutschen Elementes zu werfen. Eine gleichfalls sehr bedingte Unterstützug erhält die gegenwärtige Regierung von den Anhängern des Schutzzollsystems die von ihr (durchaus nicht mit Unrecht) eine bessere Wahrnehmung ihrer speciellen Interessen erwarten, als von der Gegenpartei. Da aber der Bund zwischen Republikanern und Schutzzöllnern nicht offen ausgesprochen ist, sondern nur thatsächlich und unter dem Deckmantel privater Einflüsse sich geltend macht, ist er unfähig die arbeitende Fabrikbevölkerung dafür zu erwärmen.

Alle anderen Elemente hingegen treibt die Unzufriedenheit gemeinsame Sache gegen die herrschende Partei zu machen. Und obgleich Letztere über wohl organisirte Legionen von Politikern verfügt, ist sie doch ausser Stande dieser Opposition ihre Organisation zu wehren, die deren Wahlsieg im Präsidentenwahlkampfe des Jahres 1876 beinahe zur Gewissheit macht.

Schon während der Organisation dieser Opposition, noch mehr aber nach errungenem Siege muss sich indess die innere Verschiedenheit ihrer Elemente herausstellen. Denn es bestehen zwischen ihnen, deren Hauptmasse sich in vier Theile zerlegen lässt, nämlich den Weissen des Südens, den Bauern des Westens, der alten demokratischen, keltisch-katholischen Partei des Ostens und endlich dem deutschen Elemente, überhaupt nur zwei übereinstimmende Züge. Der erste dieser, die allgemeine Unzufriedenheit, findet durch den Wahlsieg selbst eine vorläufige Erledigung; es muss also der zweite zur allein maassgebenden Grundlage ihrer nationalen Politik werden. Dieses aber ist, so paradox es klingt, gerade der gänzliche Mangel an Uebereinstimmung. Im gemeinsamen Interesse, um die formelle Einheit herzustellen, müssen demnach alle Elemente des Zwistes, d. h. alle wirklich wesentlichen Fragen aus dem Gebiete der nationalen Politik verbannt bleiben.

Da aber diese Fragen doch in Angriff genommen werden müssen, so werden wohl sämmtliche Elemente darauf bestehen, ein jedes in den verschiedenen Localitäten, wo es die Oberhand hat, seine Ansichten zur Geltung zu bringen, während die Nationalregierung nur die Pflicht hätte ruhig zuzusehen. Mit dieser Forderung ist das gemeinsame Princip dieser Oppositionspartei von selbst gegeben. Denn das ruhige Zusehen ist nichts als das schon seit Jahren als wahres Princip der Freiheit hingestellte *laisser faire, laisser aller*. Hiernach ergibt sich als naturgemässes Motto

dieser Partei der blendende Wahlspruch, dem Millionen zu folgen geneigt sind, nämlich

„Freiheit und Staatenrechte“.

d. h. Lockerung der Centralgewalt und Erweiterung der Befugnisse der Einzelstaaten.

Dabei aber kann es nicht bleiben. Denn sobald jedes einzelne Element seine Herrschaft gesichert hat, wird es sich naturgemäss nach weiteren Eroberungen umschauen und seine Ansichten in der nationalen Politik zur Geltung zu bringen trachten. Dieses Resultat muss binnen Kurzem eintreten. Denn ein jedes der Elemente hat in einer speciellen Gegend eine so unbedingte Uebermacht [1]), dass seiner vollständigen Oberherrschaft in seiner Heimath kaum Etwas im Wege stehen dürfte. Namentlich der Süden wird mit der Negerherrschaft schnell aufräumen (mit Ausnahme von einem oder zwei Staaten vielleicht, die einen passenden Zufluchtsort der beschäftigungslos gewordenen Negerpolitiker und Schnappsäckler abgeben mögen), und sobald gesetzliche Ordnung wieder hergestellt ist, im Stande sein, ebenfalls die materiellen d. h. die ökonomischen Fragen in's Auge zu fassen.

Die ökonomischen Fragen, d. h. die Schutzzoll- und Papiergeldfrage aber führt die Südstaaten sofort zur Vereinigung mit den Bauern des Westens, eine Vereinigung stark genug, um die Geltendmachung ihrer Ansichten innerhalb der Oppositionspartei vollständig zu erzwingen und in der nationalen Politik zu versuchen. Das Parteiprogramm der Freiheit wird sich demnach dahin erweitern, dass es in vollem Einklang, mit jetzt geltenden Theorien, den Freihandel einschliesst. In der mit der Staatsschuldenfrage identischen Papiergeldfrage aber drängt das gemeinsame Interesse zu einer enormen Erhöhung der Papiergeldcirculation. Denn diese hat mannigfache Vortheile. Erstens: erhöht sie wesentlich den Preis des Goldes. Mit diesem aber steigt sofort für alle Produkte des Westens und des Südens im couranten Papiergelde der Preis, den der Goldpreis in England regulirt, während die Erhöhung des Arbeitslohnes und des Preises der Industrieprodukte erst nachfolgt. In der Zwischenzeit gewinnt der Bauer.

Zweitens: wird dadurch die nothwendige Herabsetzung der Arbeitslöhne nominell vermieden, indem der Lohn sich anscheinend im Papiergelde nicht nur auf derselben Höhe erhalten, sondern noch steigen wird, während nur der Einkaufswerth des Geldes in erhöhtem Maasse sinkt, und dadurch die wirkliche in Verbrauchswerthen ausgedrückte Verringerung des Lohnes zur Folge

1) Unter der wahrscheinlichen Voraussetzung, dass die Bauern des Westens und die Deutschen vorläufig gleichfalls auf der Basis des *laisser faire, laisser aller*, die Temperanz- und Sonntagsfrage an die einzelnen Gemeinden zur Erledigung überweisen.

der Sieg der einen Partei mit dem materiellen Ruin der andern nahezu gleichbedeutend wäre, sondern der instinctive Racenhass würde darin bald zum vollkommenen Ausdrucke gelangen. Schon heute überwiegt das keltische Blut in den Fabrikbeschäftigungen und im Nordosten der Vereinigten Staaten, während die Masse der Landbevölkerung des Westens germanischen Stammes ist. Die Bevölkerungsmassen würden sich der Hauptsache nach folgendermaassen gruppiren:

Auf republikanischer Seite:	Auf demokratischer Seite:
1. Die reichen Classen der Yankeebevölkerung und die fanatischen Puritaner.	1. Die landbauende, nicht mehr fashionable Classe der Yankeebevölkerung.
2. Die Nachkommen der keltischen Bevölkerung als Fabrikbevölkerung.	2. Die Nachkommen des deutschen Elementes.
3. Die farbige Bevölkerung des Südens.	3. Die weisse Bevölkerung des Südens.

Was immer das Resultat einzelner Wahlkämpfe sein mag, es scheint mir unzweifelhaft, dass die zähere, ausdauerndere Macht auf demokratischer Seite zu finden. Die Republikaner, schon in ihrer ganzen Zusammensetzung auf straffe Centralisation angewiesen, müssen immer mehr einer aristokratisch-monarchischen Oberherrschaft entgegentreiben, um die in der autokratischen Organisation liegende Kraft sich zu Nutze zu machen. Dagegen wird die Demokratie die Centralgewalt immer mehr zu schwächen suchen, um sich gegen diese autokratischen Gelüste zu schützen und dies umsomehr, als die Wahlsiege der Staatenrechtspartei zu keinem entscheidenden Resultate führen würden, denn die Nationalregierung bliebe fortwährend in bedeutendem Maasse der Bestechung seitens der Geldaristokratie des Ostens wie der Einschüchterung seitens des fanatischen Fabrikpöbels ausgesetzt. Dieser Umstand würde die Achtung vor der Nationalregierung allmählig nicht nur auf Null reduciren, sondern sogar in entschiedene Abneigung verwandeln.

Andrerseits könnten die Centralisten ebensowenig in den feindlichen Staaten des Südens und Westens zur Geltung gelangen. Ueber kurz oder lang wäre die im Besitze der nationalen Regierung befindliche Partei gezwungen, zu Gewaltmaassregeln zu schreiten, was aber bei dem fanatischen Hasse und dem allgemeinen unbändigen Charakter des Volkes unfehlbar den Bürgerkrieg zur Folge hätte.

Vermöchten die Centralisten im Felde den vollständigen Sieg zu erringen, so würde dies die territoriale Integrität der Union und die Errichtung einer straffen, autokratisch-militärischen Centralgewalt nach sich ziehen. Ein solches Resultat ist jedoch gänzlich

unwahrscheinlich. Im Gegentheile scheint die kriegstüchtige Uebermacht so sehr auf der anderen Seite zu liegen, dass wenn diese eine straffe, einheitliche Organisation erhalten könnte, es ihr gelingen möchte, den Osten gänzlich zu schlagen und zu unterwerfen. Aber auch dieses Ergebniss scheint unmöglich. Denn es liesse sich eben nur durch Schöpfung einer autokratischen Centralgewalt erreichen und eine solche widerspricht grade den ganzen Tendenzen dieser Partei, sowie den Raceninstincten der ihr angehörigen Bevölkerung.

Der Osten ist ein durch natürliche Gebirge wohl geschützter, ziemlich dicht bevölkerter und an Geldmitteln reicher Landstrich, der zudem gut organisirt unter einer straffen, autokratischen Centralgewalt stünde. Eine totale Niederwerfung desselben ist daher aus territorialen Gründen schon sehr schwierig. Höchst wahrscheinlich dürften die in einem losen Bündniss vereinigten Staaten des Westens und Südens sich damit begnügen, den Osten aus der Agressive in die Defensive zu treiben und sich vor der Wiederholung nachhaltiger Angriffe zu sichern, dann aber sich, zum Zwecke zukünftigen Schutzes gruppenweise, wie es die Gemeinsamkeit der Interessen und der geographischen Lage bedingt, enger an eineinder zu schliessen.

Aus diesen Gruppen würden sich im Laufe der natürlichen Entwickelung und in Folge der Nothwendigkeit einer militärischen Organisation Einheitsstaaten mit Verwischung der jetzigen geometrischen Staatengränzen herausbilden und natürlich um die kräftigsten Keime ansetzen. Als solche sehe ich an:

Im Nordwesten den Landstrich, in dessen Mitte Chicago liegt. Dort im nördlichen Illinois, im angrenzenden nördlichen Indiana und im Staate Wisconsin wohnt ein Volk vorwiegend protestantisch-germanischen Stammes, bei dem das längere Durcheinanderleben der Elemente deutscher und englischer Zunge den Fanatismus der alten Puritaner heute bereits bedeutend abgekühlt hat, so dass auf dem Lande beide sich ganz trefflich in einander zu schicken anfangen. Gleichartigkeit der Beschäftigung erzeugt Gleichartigkeit der Interessen, und der allgemeine Verkehrsmittelpunkt Chicago bringt die verschiedenen Bevölkerungen der einzelnen kleineren Districte, die ohnehin in der weiten Prairieebene durch gar kein Verkehrshinderniss getrennt sind, in fortwährende Berührung mit einander. Um dieses Centrum würde sich der Nordwesten formiren.

Im Südwesten bildet der Staat Texas schon jetzt beinahe ein Reich für sich, worin die nahezu homogene, ächt südliche Bevölkerung die vollkommene Uebermacht hat.

Im Südosten besitzt der Staat Georgia sowohl seiner geschützten Lage nach, als in seinen Bevölkerungs- und sonstigen

Verhältnissen die entschiedene Uebermacht und würde das Centrum eines dort sich bildenden — abgesehen von der Negerbevölkerung — durchschnittlich homogenen Reiches abgeben.

Die am atlantischen Meere gelegenen nördlichen Staaten müssten dem Charakter ihrer Volkselemente und ihrer ganzen Entwickelung gemäss zu einer straff-centralisirten, autokratischen Organisation gelangen, in welcher das fanatisch-puritanische Element im Allgemeinen zur herrschenden Aristokratie emporstiege, während die Mehrheit der Volksmasse von keltisch-katholischer Abstammung sich einer glänzenden, militärischen Prunk enthaltenden, beinahe despotischen Regierung eben so willig fügen würde, wie z. B. die Franzosen.

Dass die Staaten am Stillen Meere gleich Anfangs, sobald sich gezeigt, dass weder die eine noch die andere Partei einen überwältigenden Sieg erfechten kann, ihre eigenen Wege wandeln, halte ich in Anbetracht des Umstandes, dass 1500 engl. Meilen wüstes Steppengebiet sie von den bevölkerten Gegenden des Mississippithales trennen, für unausbleiblich. Umsomehr als durchaus keine gemeinsamen materiellen Interessen zwischen den beiden grossen Hälften des Landes existiren.

Zwischen den vier obengenannten Gruppen möchte in den ausgedehnten Gebirgsdistricten des Südens das unter sich beinahe homogene Bevölkerungselement der armen südlichen Weissen um ihr natürliches Centrum, das von Gebirgen umgebene grosse Thal von Osttennessee zu einer fünften Gruppe sich entwickeln.

In den Landstrichen zwischen diesen Gruppen ist die Bevölkerung gemischter und in Folge dessen längerer Wirrwarr wahrscheinlich. Dagegen würden sich in den obengenannten Gruppen feste Ordnungen, den moralischen Anschauungen der übermächtigen, beinahe homogenen Bevölkerungen entsprechend, bald herausbilden und im Schutze dieser wirkliche Nationen sich entwickeln. —

Wir setzen in diesem Zukunftsbilde das Zerfallen des jetzt bestehenden ungeheuren Reiches voraus. Dass diese Voraussetzung den gegenwärtigen Ideen nicht entspricht und namentlich in den Vereinigten Staaten selbst nicht nur höchst unliebsam, sondern als Traum bezeichnet werden möchte, macht uns in unserer Ueberzeugung von der Unvermeidlichkeit dieses Ereignisses nicht im Geringsten wankend. Allerdings ist es wahr, dass kaum irgend so oft und so viel an den Patriotismus appellirt wird, als in den Vereinigten Staaten und dieser Apell jedesmal den grössten Beifall des Publikums findet. Aber dieser Patriotismus gründet sich einzig und allein auf die Eitelkeit, die sich in dem Bewusstsein wohlgefällt, Bürger des grössten Landes der Welt zu sein, und ist völlig gegenstandslos.

Denn er entspringt nicht einer wirklichen Gemeinsamkeit der Interessen.

Wären aber wirkliche gemeinsame Interessen vorhanden, welche aufzuzählen dem glühendsten Verehrer der amerikanischen Republik schwer fallen möchte, so sind sie von Aussen her nicht im Mindesten bedroht, noch ist in Folge der abgesonderten geographischen Lage ihre Bedrohung durch irgend eine fremde Macht auch nur möglich. Sie treten desshalb gänzlich in den Hintergrund, während den allein sichtbaren und beachtenswerthen Vordergrund lediglich die inneren Interessen des Reiches und seiner Bevölkerungen erfüllen. Diese sind aber der Art, dass es nur eine Classe giebt, die wirklichen Nutzen aus dem Bestehen der gegenwärtigen Union zieht, nämlich jene, die im Verbande mit der herrschenden Parteiorganisation die Ausbeutung des Gesammtreiches systematisch betreibt. Ihr ist die Centralgewalt und eine möglichst starke Centralgewalt nur das Werkzeug, womit sie auf Kosten der anderen Theile des Volkes Geschäfte macht und sich bereichert. Diese, welche die grossen Sectionen des Landes beinahe ausschliesslich bevölkern, ziehen von der Centralregierung auch nicht den geringsten Vortheil, dessen sie sich in einer unabhängigen Existenz nicht im gleich hohen Maasse erfreuen könnten, wohl aber den Nachtheil, einer hohen Steuerlast und systematischen Ausplünderung unterworfen zu sein.

So lange allerdings werthvolle, unangesiedelte Ländereien im Westen existirten, bildeten Letztere ein Nationalvermögen, das an alle Individuen, die es begehrten, fortwährend verschenkt wurde. Jedermann hatte demnach ein unmittelbares persönliches Interesse an dem Bestande der Gesammtrepublik, der ihm seinen Antheil am Gesammtvermögen sicherte. Gegenwärtig stirbt dieses Interesse von selbst ab, weil eben aller werthvolle Besitz in Privathände übergegangen ist und die noch übrige Nationaldomäne aus meist werthlosen Steppen besteht.

Das einzige wirklich mächtige Band des Zusammenhanges, das zwischen der Bevölkerung des Westens und der östlichen Staaten noch vorhanden ist, entspringt lediglich und allein der Anhänglichkeit des Menschen an das Land seiner Geburt. Hunderttausende von Ansiedlern, die in den neueren Staaten, wie Kansas und Nebraska die Mehrheit der erwachsenen Bevölkerung bilden, hängen mit ihren Gefühlen an ihrer Heimath in den östlichen und Neuenglandstaaten. Aber dieses Gefühl stirbt mit den ersten Ansiedlern aus, und in Staaten wie Illinois überwiegt schon heute bei weitem die Bevölkerung die den Neuenglandstaaten nicht mehr die Sympathie, Achtung und Verehrung entgegenträgt, welche ein Kind seinen Eltern zollt und worauf die gegenwärtige Oberherrschaft des Yankeeelementes der Oststaaten grösstentheils beruht.

Wir halten desshalb dafür, dass abgesehen von dieser rasch ısterbenden Heimathsanhänglichkeit und dem phrasenreichen atriotismus, der sich in Hurrahschreien und Beifallgebrülle meist 'ade desshalb so laut macht, weil er weiss, dass wirkliche Opfer)n ihm **n i c h t** verlangt werden, ein Band des Zusammenhanges cht existirt, stark genug, den unvermeidlichen Kämpfen der sich indlich gegenüberstehenden inneren Interessen Trotz zu bieten. ie einzige Wirkung des Patriotismus kann demnach eben die in, dass jene in einer östlichen Heimath gebornen Ansiedler sich)rwiegend der Centralisationspartei anschliessen, der ohnehin ihre ympathien schon gehören, weil sie zumeist auch noch dem starn, fanatischen Puritanismus ihrer Heimath anhängen.

Sicher ist übrigens, dass dem Volke der Vereinigten Staaten nnen Kurzem keine andere Wahl übrig bleiben wird, als zwischen ıer starken Centralgewalt, mächtig genug, die Regungen der indlichen Interessen grade so zu unterdrücken, wie sie gegenärtig die Zwietracht zwischen den Weissen und den Schwarzen ı Süden zu unterdrücken sucht, und welche die jetzt bestehenden 'eiheitsrechte sehr bedeutend beschränken müsste, oder der Erltung dieser Freiheitsrechte, die nothwendig zur Auflösung der ıion führen muss. Ohne eine durch ihre Macht achtunggebieıde, zwingende Centralgewalt kann ein Reich von der Grösse r Vereinigten Staaten nicht existiren. Kein Zweifel übrigens, ss eine Gelegenheit durch Anbinden mit einer fremden Macht, B. mit Spanien wegen Cuba's oder mit England wegen Canada's n nationalen Patriotismus auf's Neue zur Gluth anzufachen, die ntralisten mit Freuden ergreifen würden, zumal der Krieg ıen zugleich gestattete, der Centralgewalt eine starke Militärıcht zur freien Verfügung zu stellen. —

Nach meinen früheren Auseinandersetzungen, namentlich bei leuchtung der Parteiumtriebe erscheint es beinahe unnütz, uns t der Frage: Ob Republik, ob Monarchie? zu befassen. Denn rt zeigten wir, dass eine Herrschaft der Mehrheit unter der publikanische Regierungsform eben so wenig existirt, als unter r monarchischen und der ganze Unterschied nur auf die der rsönlichen Eitelkeit schmeichelnde Illusion hinausläuft, wonach r freie Bürger in einer Republik sich einbildet, selbst zu regieı, während der Unterthan des Monarchen weiss, dass er von deren Leuten regiert wird. In beiden Fällen üben die Regiengen in gleichem Maasse Willkür aus, die weder in dem einen ch in dem anderen die Grenzen, die ihr der dunkle Zug des ılkerinstinctes anweist, überschreiten kann. In der Monarchie ird die Willkür der Regierenden in gesetzlichen Formen und im chte des Tages ausgeübt, während sie sich in der Republik ıter dem Schleier der Heuchelei und der Nacht verbirgt.

Dass die Freiheit in der Republik nur eine Illusion, beeinträchtigt übrigens deren Werth für ihre Anhänger durchaus nicht. Denn am Ende beruht ja alles Glück, soweit es über die Sättigung der leiblichen Bedürfnisse hinausgeht, auf lauter solchen Illusionen. So lange die Illusion mit den wirklichen Bedürfnissen nicht in Conflikt geräth, trägt sie unzweifelhaft zur Steigerung des allgemeinen Glückes der „Menschheit" bei. Und insofern ist die republikanische Staatsform allerdings der Monarchie weit vorzuziehen und wird immer der Menschheit als begehrenswerthes Ideal vorschweben.

Aber mit der Verdichtung der Bevölkerung tritt allmählig die Zeit ein, in welcher die Erwerbung der gewöhnlichen Lebensbedürfnisse so schwierig wird, dass die grosse Masse gezwungen ist, dem Interesse ihres Lebensunterhaltes alles Andere zu opfern, selbst ihre Illusionen von „Freiheit," „Menschenrecht" und „Menschenwürde," wenn sie dadurch eine grössere Möglichkeit erhält, ihre blosse animalische Existenz leichter und besser zu behaupten. An dieser traurigen, aber gleichwohl unerbittlichen Nothwendigkeit gehen die Ideale zu Grunde und das staatliche Ideal der Republik zieht in dem Kampfe den Kürzeren. Die Staatsverfassung mit einheitlicher, monarchischer Spitze siegt, weil sie die im Kampfe um die Existenz stärkere Form ist. Ihr allein gelingt es, sämmtliche Kräfte des Volkes zusammenzufassen, sie ohne Widerspruch nach einem einheitlichen Plane zu verwenden und zum Siege zu führen. Ihre Ueberlegenheit ist so gross, dass von jeher Republiken nur da haben bestehen und sich behaupten können, wo natürliche Schutzmittel ihnen im Vertheidigungskampfe eine Macht gaben, die der überlegenen, monarchischen Organisation die Wagschale zu halten im Stande war. Solche Länder waren stets Länder von geringem Umfange, die, entweder durch Gebirge oder durch Meere beschützt, natürlichen Festungen gleichen. In ihnen kann die Republik nur darum bestehen, weil die Kräfte der Bevölkerung nicht bis auf's Aeusserste angestrengt zu werden brauchen. Kurz: die Republik ist eine Staatenform des ungestörten oder gesicherten Friedens, die Monarchie die Staatenform des Kampfes.

Uebrigens ist es sehr wohl möglich, dass die Steigerung der Kraft, welche eine einheitliche monarchische Verfassung gewährt, im Kampfe gegen äussere Feinde schon bloss durch den Besitz einer grösseren Kriegstüchtigkeit und einer grösseren Intelligenz aufgewogen werde, und einem diese Eigenschaften besitzenden Volke, das von weniger kriegstüchtigen und einsichtsvollen Bevölkerungen umgeben ist, die Erhaltung der schwächeren, aber angenehmeren, republikanischen Staatsform möglich sein kann.

Hieraus ergiebt sich für die Aufrechterhaltung freiheitlicher, republikanischer Formen als nothwendig der Besitz einer kriegerischen Ueberlegenheit, liege dieselbe nun in natürlichen Schutzmitteln oder in Eigenschaften der Bevölkerung selbst, welche die durch die Schwäche der Staatsform verlorene Volkskraft ausgleichen. Wenn demnach republikanische Formen mit einer grösserer Tüchtigkeit oder einer günstigen Lage der unter ihnen lebenden Bevölkerung zusammenfallen, so hat nicht, wie das Principiensystem will, die republikanische Form diese Tüchtigkeit und günstigere Lage hervorgebracht, sondern grade umgekehrt, diese Eigenschaften und Umstände haben die republikanische Form erlaubt. Und wenn die bequemere republikanische Form ihre Bürger an grössere individuelle Bequemlichkeit gewöhnt hatte, wenn in Folge dessen die Tüchtigkeit abnahm, zerfiel mit der Eigenschaft, die der Grund ihres Bestehens war, auch die Folge d. i. die Form der Republik.

Dies zeigt die Wichtigkeit nicht des bequemen Friedens, sondern der abhärtenden Kriegstüchtigkeit für das Gedeihen der Formen der Freiheit. Die Geschichte zeigt uns kein friedliches, den Kriegen entwöhntes und dafür untüchtig gewordenes Volk, das jemals unter den Formen der Freiheit gelebt hätte. Sobald die Kriegstüchtigkeit begann zu verfallen, sobald das Aufgebot der freien Bürger in freien Heerhaufen vereinigt anfing vor einem numerisch gleich starken, monarchisch organisirten und professionell disciplinirten stehenden Heere davon zu laufen, war es um die Form der Freiheit geschehen und die stärkere und darum bessere Form des siegreichen Heeres, die Monarchie musste unter dem Gebote der Selbstvertheidigung an ihre Stelle treten.

Wenn man uns aber sagen will: „dass der Kampf um's Dasein im Menschenleben zukünftig zu einem Kampfe des Geistes werden würde, nicht zu einem Kampfe der Mordwaffen!“ so antworten wir, dass der Geist allein vollkommen unfähig ist, überhaupt irgend welchen Kampf zu führen. Der Geist ist nur im Stande, die willfährigen physischen Kräfte zu leiten, die Heerhaufen zu formiren und sie gegen einander in Schlachtordnung zu stellen und zu lenken. Hat er das gethan, so ist seine Aufgabe erfüllt und der wirkliche Kampf wird einzig und allein physisch und mit den Mordwaffen ausgefochten. Noch nie hat eine neue Ansicht, eine neue Weltanschauung, wie zeitgemäss dieselbe immer war, auf andere Weise den Sieg errungen. Allerdings wird „der Mensch mit dem vollkommensten Verstande im Grossen und Ganzen Sieger bleiben,“ aber nur desshalb, weil im Grossen und Ganzen „der Mensch mit dem vollkommensten Verstande“ eben „der Mensch mit dem besten Revolver“ sein und denselben zu gebrauchen wissen wird. Tritt aber ausnahmsweise der Fall ein,

dass der Mensch mit dem vollkommensten Verstande entweder die besten Mordwaffen nicht besitzen sollte, oder sie nicht zu gebrauchen im Stande wäre, so wird dieser Mensch eben so sicher dem Menschen mit den besten Mordwaffen oder der grösseren Tüchtigkeit unterliegen, wie dereinst der vollkommene Kunstverstand der Griechen der besseren Mordwissenschaft der Macedonier und der vollkommenere wissenschaftliche Verstand der Römer der besseren Mordtüchtigkeit der Germanen unterlag. Desshalb auch sehen wir, dass, während alle anderen Verstandesäusserungen in Kunst und Wissenschaft ihre abwechselnden Perioden des Fortschrittes und des Rückschrittes aufweisen, die Kriegswissenschaft allein einen Rückschritt nicht kennt. Der Mensch, der in ihr mit dem vollkommensten Verstande und der vollkommensten Tüchtigkeit das Beste leistet, blieb und wird, nicht „im Grossen und Ganzen“ sondern immer und jederzeit „Sieger bleiben“ und „auf seine Nachkommen die Eigenschaften des Gehirns“ und Körpers, „die ihm zum Siege verholfen hatten, vererben.“ „So dürfen wir mit Fug und Recht hoffen, dass trotz aller Anstrengungen der rückwärts strebenden Gewalten der Fortschritt des Menschengeschlechts zur möglichsten Vervollkommung unter dem (durch den fortwährenden Kampf regulirten) segensreichen Einflusse der natürlichen Züchtung immer mehr und mehr zur Wahrheit werden“ und die „Freiheit“ immer da bestehen wird, wo die günstigen Bedingungen des Lebenskampfes, die allein ihr Bestehen erlauben, vorhanden.

Aus solchen Gründen halten wir in dem grossen Gebiete Nordamerika's, das mit der Zeit Hunderten von Millionen Menschen Nahrung geben kann und zu diesem Zwecke die erzeugten Naturproducte sorgfältig in individuelle Antheile wird abwägen müssen, die allmählige, in den verschiedenen Landestheilen, je nach ihren speciellen Besonderheiten und dem Charakter ihrer Bevölkerung schneller oder langsamer sich entwickelnde Verdrängung republikanischer Formen durch monarchische für sicher. Nicht, dass diese Verdrängung eine sehr schnelle sein und ohne hartnäckigen Widerstand vor sich gehen werde. Noch viel weniger, dass die gegenwärtig in Europa bestehenden monarchischen Formen copirt und auf einmal fix nnd fertig eingesetzt werden. Alle solchen Versuche werden so wenig gelingen, wie der Versuch eines mexikanischen Kaiserthums. So wenig wie die römische Republik die monarchischen Formen der asiatischen Länder einführte, so wenig wird Amerika die monarchischen Formen Europa's einführen. Wie die römische Republik die Formen ihrer Monarchie im Kampfe und ganz allmählig, sich selbst unbewusst aus den republikanischen Formen entwickelte und schon längst ein Kaiserreich und eine vollkommene Autokratie geworden

war, ehe sie aufgehört hatte, die römische Republik zu sein, ebenso werden die Staaten Amerika's in den gegenseitigen Kämpfen ihre republikanischen Formen langsam und allmählig, wie es die Nothwendigkeit des Kampfes bedingt, monarchisch entwickeln. Die „Boss“ genannten Autokraten der grossen Städte sind das erste Beispiel dieser Entwickelung. —

Unzweifelhaft wird das allmählige Aufhören der Einwanderung nach Amerika eine Rückwirkung auf jene Länder Europa's üben, die die Auswandererschaaren bisher geliefert. England, das in den australischen Colonien einen anderen Abzugskanal für seine überschüssige Bevölkernng besitzt, dürfte sie weniger empfinden. Dagegen wird sie in Deutschland sich stark fühlbar machen. Denn die Auswanderung, die gerade die unzufriedensten, unruhigsten, neuerungssüchtigsten und unternehmenden oder sogar waghalsigen Elemente der Heimath entführte, spielte in dem Staatsmechanismus ungefähr dieselbe Rolle, wie das Sicherheitsventil beim Dampfkessel. Durch die festere Schliessung desselben wird der Druck stärker und die Maschine zu energischerer Thätigkeit getrieben. —

Ehe ich schliesse, seien mir noch einige kurze Bemerkungen über einige, auf die Vereinigten Staaten bezügliche Stellen in neuerdings in Deutschland erschienenen culturhistorischen Arbeiten gestattet. Ich bemerke von vorn herein, dass in allen diesen Arbeiten den Ziffern des Vereinigten Staaten Census ein Werth beigelegt wird, den sie in meinen Augen nicht besitzen. Die Aufnahme des Census in den Vereinigten Staaten liegt, wie die ganze andere Verwaltung, in den Händen der früher beschriebenen Politiker. Und als Censusbeamte wird genau dieselbe Classe politischer Handlanger angestellt, die zu professionellen Geschwornendiensten und derartigen Geschäften in der müssigen Zwischenzeit der Wahlfeldzüge stets bereit sind. Diese Leute, deren viele natürlich zu ihrem Geschäfte ganz und gar untauglich, durchstreifen den ihnen angewiesenen District und sammeln die erforderten Daten durch persönliche Erkundigungen bei solchen Personen, sehr häufig den Weibern, mitunter den Kindern, die sie gerade zu Hause antreffen. Wie genau diese Erkundigungen sind, geht aus der notorischen Thatsache hervor, dass der Amerikaner gewöhnlich jede Frage mit einer Gegenfrage beantwortet und geneigt ist, einen solchen herumschweifenden Censusaufnehmer als ein verdächtiges Subject, dessen Erkundigungen aber als ganz und gar unberechtigte Eingriffe in seine persönliche Freiheit anzusehen. *Mind your own business* d. h. „Kümmere dich um deine eigenen Angelegenheiten“ ist die Antwort, womit dem fragenden Censusbeamten in Tausenden von Fällen die Thüre vor der Nase zugeschlagen wird. Und es würde fürwahr ein verwegener Kerl sein,

der den Muth hätte, an irgend einen Hinterwäldler eine Frage zu stellen, wie: „ob er schreiben und lesen könne“? eine Frage, von der ich mich nicht erinnern kann, dass sie bei den beiden Censusaufnahmen der Jahre 1860 und 1870 jemals gestellt worden wäre. Das einzige Interesse, das der Censusbeamte hat und um das er sich überhaupt kümmert, ist eine möglichst grosse Anzahl von Namen zu sammeln, denn er wird nach dem Stück bezahlt. Dies macht sogar die Bevölkerungsziffer problematisch. Was die anderen Rubriken betrifft, so leiten mich persönliche Beobachtungen zu dem Schlusse, dass sie in sehr vielen Fällen von den betreffenden Aufnehmern nachträglich nach beliebiger persönlicher Schätzung ausgefüllt werden.

Diese Censusberichte geben nun das Gesammtvermögen im Jahre 1860 auf 16'159 und 1870 auf 30'068 Millionen Dollars an. Angenommen, was nicht der Fall, dass diese Zahlen irgend welchen Anspruch auf Genauigkeit erheben könnten, so lassen die deutschen Culturhistoriker und Statistiker gänzlich ausser Acht, dass der „Dollar“ des Jahres 1870 nicht der „Dollar“ des Jahres 1860 ist. Der letzte war der amerikanische Golddollar, der erstere dagegen ist der im Werthe schwankende Papierdollar. Zieht man dies in Betracht, berücksichtigt man ebenso die künstliche Preissteigerung in Folge des inzwischen eingeführten Schutzzollsystems, so wäre eine Reduction von 25 Procent gewiss die geringste, die an dem Schätzungswerthe des Jahres 1870 vorgenommen werden müsste. Diese würde die 30 Milliarden dieses Jahres auf 24 reduciren gegen die 16 Milliarden von 1860. Dies gäbe eine Vermehrung des Nationalreichthums, dessen Verhältniss sich schon eher mit dem der Vermehrung der Bevölkerung vergleichen liesse. Aber diese Vermögensschätzungen sind gänzlich unzuverlässig.

Dasselbe findet natürlich auf die Schätzungswerthe der Fabrikindustrie Anwendung. Wenn z. B. der Arbeitslohn 1860 = 378 Mill. und 1870 = 776 Mill. Dollars betrug, so stand der Einkaufswerth des Dollars vom Jahre 1870 zu dem des Dollars vom Jahre 1860, wie ich schon Eingangs dieses Buches erwähnte, im ungefähren Verhältnisse von 100 : 175. Nach diesem Verhältnisse reducirt würden die 2'053'906 Fabrikarbeiter des Jahres 1870 einen Lohn von 444 Millionen gleichwerthigen Dollars erhalten haben, womit die Verschlechterung der Lage dieser Classe sogar aus den — unzuverlässigen — Censuszahlen auf's Bündigste erwiesen wäre.

Wenn ich im letzten Falle die Dollars des Jahres 1870 im Verhältnisse von 173 : 100 ihrem Einkaufswerthe entsprechend reducirte, während ich bei dem Schätzungswerthe des Eigenthums nur eine Reduction von $133^1/_3$: 100 eintreten lasse, so geschieht dies deshalb, weil die Preissteigerung in allen Artikeln, die zu

den Bedürfnissen des Arbeiters gehörten, viel bedeutender war, als im Werthe des liegenden, namentlich des ländlichen Eigenthums, und dem obigem Verhältnisse mindestens entspricht.

Was endlich die Schuldabtragung von ungefähr 600 Millionen Dollars im Laufe von acht Jahren betrifft, so hat es mit ihr eine eigenthümliche Bewandniss. Dieselbe trägt nämlich Züge an sich, die entschieden an Spitzederei erinnern. Durch diese pünktliche Schuldabtragung hob sich nämlich der Credit der Vereinigten Staaten im Auslande ganz ausserordentlich, und alle möglichen Compagnien waren im Stande, in Europa ungezählte Millionen zu borgen. Ausserdem stiegen die Staatsschuldscheine, welche die pfiffigen Capitalisten des Ostens zu 30 bis 40 Procent (während des Krieges) angekauft hatten, auf 100 Procent und fanden in Europa reissenden Absatz. Auf diese Weise machten alle diese Geschäftsleute und die Lobby des Congresses ganz ausgezeichnete Geschäfte und nur das dumme Volk hatte auf dem Wege eines aussaugenden Steuerdruckes die vorläufigen Kosten der Operation zu bezahlen. Ob die Inhaber der noch nicht bezahlten Staatsschuldscheine nicht die endlichen Kosten dieser pfiffigen, nur den Wohlstand des Landes reducirenden Speculation werden bezahlen müssen, bleibt dahingestellt.

Bei dieser Gelegenheit bemerkt Herr Kolb, dass die Höhe der Staatsschuld daher rühre, dass „während des Krieges alle Bedürfnisse vom Staate bezahlt und keine Contributionen eingetrieben wurden.“ Was zu finden war, wurde nämlich von den befehlshabenden Geschäftsleuten im Privatwege summarisch angeeignet und speculativ verwerthet. Man hat Fälle gesehen, in denen die Baumwolle, aus der die Rebellen Schanzen gebaut hatten und die demgemäss Kriegsbeute war, auf dem Schlachtfelde an solche Unternehmer zum Preise von 3 Cents das Pfund verkauft und auf den Regierungstrains 100 Meilen weit aus purer Gefälligkeit per Achse zurückgefahren wurde, bis sie einen Markt erreicht, wo sie 60 Cts. per Pfund und mehr eintrug. Mit 1500 Procent Profit konnten so ein speculirender General und seine Compagnons schon zufrieden sein. Wie viele Pferde, Maulesel und Rindvieh (von kleineren Thieren ganz zu schweigen) den Bauern kurz und bündig fortgetrieben und von der Regierung — den Vereinigten Staaten Proviantmeistern sehr gut bezahlt wurden, davon schweigt die Culturgeschichte. Ich weiss nur, dass wenn ein Truppendurchmarsch stattgefunden hatte der betreffende Landstrich, was solche Thiere und andere im Felde zu brauchenden Sachen betrifft, vollkommen rein gefegt war und die Bauern von Bezahlung nichts zu sehen bekamen. Die Höhe der Staatsschuld rührt ferner nach Kolb auch daher, „dass man den Soldaten nicht bloss ein Paar Cents, sondern eine wirklich ausreichende Löhnung gab,“

die 13 Dollars Papiergeld, gleich ungefähr 5 Dollars Gold (was im Anfange des Krieges den Soldaten versprochen worden war) betrug. Damit der Soldat mit diesem vielen Gelde nicht übermüthig werde, gestattete man den privilegirten Marketendern, ihm für unbedingt nöthige Artikel Preise zu berechnen, welche die sonst in der Welt gebräuchlichen um mindestens 500 bis 1000 Procent überstiegen. Ich bin oft Zeuge gewesen, wie die Soldaten sich drängten und für ein Quart (nicht viel mehr als $^2/_3$ Liter) sauren Bieres je 50 Cents ihrer ausreichenden Löhnung bezahlten. Es brauchte keines Säufers, um den ganzen Monatslohn in einem Nachmittage in Bier zu vertrinken. Das Bier aber war nöthig, weil die von den Proviantmeistern gelieferten Rationen eine Kost ergaben, die den Skorbut erzeugte, an welcher Krankheit ich im Frühjahre 1874 in Chattanooga in Tennessee selbst gelitten habe; um diese Zeit erlagen ihr ungefähr 5000 Mann dort und in Knoxville im gleichen Staate. „Weiter daher, dass selbst die gesund gebliebenen Veteranen eine reichliche Pension oder Ausstattung erhielten!“ Herr Kolb würde mir, als einem dieser gesund gebliebenen Veteranen, einen Gefallen erweisen, wollte er mir die Stelle angeben, an welcher die Auszahlung dieser „reichlichen Pensionen“ stattfindet, da ich bis jetzt noch nicht im Stande gewesen bin, sie zu entdecken! „und endlich daher, dass für die Invaliden gesorgt ist, wie nirgends sonst!“ Mir ist ein Fall aus meiner kleinen Compagnie bekannt, wo ein Mann durch zwei Verwundungen, von denen die eine ihm das Schulterblatt des rechten Armes total zerschmetterte, für immer zu anstrengender, harter Arbeit, in der allein er bewandert war, unfähig geworden. Dieser Mann erhält monatlich 4 Dollars Papiergeld Pension. Ich habe mich bei meinem gegenwärtigen Aufenthalte in Deutschland überzeugt, dass eine ähnliche Verwundung dem Betreffenden hier eine Pension von 6 bis 8 pr. Thalern monatlich einträgt. Uebrigens ist nicht zu vergessen, dass in Deutschland „Veteranen und Invaliden“ „civilversorgungsberechtigt“ sind. Wollen diese Leute im „Civildienst“ der Republik Amerika's eine Stelle haben, so müssen sie sich dieselbe, grade wie andere Leute, die daheim hinter dem Ofen sassen und ihnen desshalb, wie selbst verständlich, „gleichberechtigt“ sind, als politische Handlanger durch Wahlarbeit verdienen und sie ebenso behaupten.

Obendrein haben sämmtliche Pensionen mit der Höhe der Staatsschuld nicht das Geringste zu schaffen, da sie aus den Jahreseinnahmen bezahlt werden.

Hiermit schliessen wir unsere Betrachtungen über die Zustände der Vereinigten Staaten Nordamerika's. Haben dieselben den Schleier gelüftet, den die Phantasie um die grosse Republik gewoben und die darunterliegende, nackte Wahrheit enthüllt, näm-

lich, dass die Republik ebenso an den allgemein menschlichen Mängeln leide, wie die Monarchie und blos die Form der Ausbeutung der Einen durch die Andern eine andere sei, das Wesen aber dasselbe bleibe, so zeigt sich eben, dass — leider — dieser herrliche Schleier eine trügerische Hülle gewesen. Seine Versprechungen sind unwahr. und der Polarstern des „Friedens, der Freiheit und des allgemeinen Glückes,“ dem Menschengeschlechte als Leitstern auf der Bahn des Lebens empfohlen, ein tanzendes Irrlicht.

Wir wollen nicht behaupten, dass das Volk der Vereinigten Staaten im Durchschnitte hinter den Völkern Europa's zurückstände. Im Gegentheile ist dasselbe, wenn gleich höhere Bildung und Kunst dort keine oder nur wenig Pflege finden, in seinen Massen weniger durch Schulbildung, als durch vielseitigere Lebenserfahrung aufgeweckter, unternehmender und mindestens eben so einsichtsvoll als die besten der Völker Europa's. Die Kluft, die zwischen den gebildeten Classen und den ungebildeten in Deutschland besteht, ist in Amerika nicht vorhanden, allerdings zum Theile, weil wirklich durchgebildete Elemente dort eben nicht existiren. Dagegen besteht diese Klnft allerdings zwischen den durchschnittlich gleich-, wenn auch nicht hochgebildeten germanischen Elementen und der rohen irländischen und Negerbevölkerung.

Das Bedauernswertheste ist, dass unter der Herrschaft freiheitlicher Formen grade solch' eine rohe, tief hinter der Durchschnittsbildung der Bevölkerung zurückbleibende Masse, die wahrhaft bezeichnend „Stimmvieh“ benannt wird, einen das Verhältniss ihrer Anzahl weit überschreitenden, ja geradezu überwältigenden Einfluss ausübt, die wirklich intelligenten Elemente von der politischen Bühne vollständig verdrängt und des ihnen gebührenden Einflusses beraubt.

Andererseits und im erfreulichen Gegensatze hierzu stellt sich heraus, dass in Gemeinden, deren Grenzen die Kreise der persönlichen Bekanntschaft der Einwohner nicht überschreiten, wo die Bevölkerung durchschnittlich von annähernd gleichem Charakter und Lebensumständen (den ländlichen Beschäftigungen obliegend) und das eben erwähnte Element nicht vorhanden ist, die Formen freiheitlicher Selbstregierung sich auf's Beste bewährten.

Hat die Probe, die in den Vereinigten Staaten mit dem Principiensystem und den darauf basirten Regierungsformen seit einem Jahrhundert angestellt wird, auch nur diese beiden Ergebnisse geliefert und wird die daraus erfolgende Lehre beherzigt, so ist sie für die „Menschheit,“ soweit diese sich um solche Lehren kümmert, von unberechenbarem Werthe gewesen. Eine sonst unvermeidliche Unmasse von Elend, Umwälzungen und vernich-

tenden Kriegen wäre damit zu ersparen und ein Schritt vorwärts gethan, einem nicht principiell, sondern thatsächlich friedlicheren Zeitalter entgegen.

Unläugbar muss die Zerstörung solcher angenehmen Illusionen, wie die Träume von allgemeinem Glücke, allgemeiner Freiheit und allgemeiner brüderlicher Liebe, von Menschenrechten, Menschenwürde, von allgemeinem Wohlstande u. s. w. auf die Anhänger dieser Ideen einen recht bitteren Eindruck machen. Denn es schleudert sie aus der Seligkeit und friedlichen Ruhe des eingebildeten Schlaraffenlebens zurück in die rauhe Wirklichkeit des nie endenden Kampfes und der harten Arbeit. Aber wenn diese Illusionen anfangen, den wichtigeren materiellen Interessen gefährlich zu werden, wenn sie die Civilisation einer geringen Minderheit unter der überwältigenden Barbarei der ungeheuren rohen, culturfeindlichen Mehrheit zu begraben drohen, dann ist es Zeit, zur Rettung der civilisatorischen Errungenschaften unserer, der weissen, arischen germanischen Classe in den harten Lebenskämpfen der vergangenen Jahrtausende, solchen verderbenschwangeren Illusionen den Krieg zu erklären. Es gilt dann, gegen eine Anschauung aufzutreten, die vor einer blossen „Form" der Staatsverwaltung als vor ihrer Gottheit auf die Kniee sinkt, von diesem todten, wesenlosen Götzenbilde in blinder Verehrung das Heil der Menschheit und die Erlösung von allem Uebel erwartet, und unter dem Namen der „Freiheit" ein Gnadengeschenk dieses Götzen anbetet. In thöricht stumpfem Sklavensinne lässt sie gänzlich ausser Acht, dass „Freiheit" nicht ein Geschenk sein kann, sondern einzig und allein das Resultat eines aus trotziger Ausdauer, kühner, unerschrockener Thatkraft und verständnissvoller Erkenntniss zusammengesetzten Charakters ist, der ununterbrochen thätig und kämpfend sich zur Wehr setzt gegen jede Art der Unterdrückung. Letztere üben aber nicht bloss durch althergebrachte Rechtsformen verbundene Classen in gesetzlich organisirter Form, sondern sie versucht sich zu jeder Zeit und überall herauszubilden unter dem Drucke der allgemein-menschlichen Triebfedern der Habsucht und der Herrschsucht und strebt in den ersten Stadien ihrer Bildung nicht in gesetzlichen, aber darum nicht minder fest organisirten und um so viel rücksichtsloseren Formen durch Missachtung und Verzerrung der Gesetze ihr Ziel zu erreichen.

Uebrigens bleibt es den Anhängern der Principien unbenommen, diese zu vertheidigen. Nur müssen sie zu diesem Zwecke von dem angemassten hohen, unnahbaren Wolkensitze, von welchem herab sie der „gläubigen Welt" die „Unfehlbarkeit" und

